

HEYNE
BÜCHER

Das Schwarze Auge

Das zerbrochene Rad Nacht

Ein Roman von
Ulrich Kiesow



AVENTURIEN

»Aventurien« heißt die phantastische Spielwelt voll kühner Abenteuer, Magie und farbiger Exotik, erschaffen von einem Spezialistenteam und ausgebaut von tausenden begeisterter Spieler. Es ist der Schauplatz des heute größten deutschen Fantasy-Rollenspiels »Das Schwarze Auge«. Die Romane der gleichnamigen Serie lassen uns diese Welt noch viel unmittelbarer und plastischer erleben.

Der Tag der Entscheidung in der Schlacht an der Misa. Wenn es den vereinten Armeen aus Gareth und Festum hier nicht gelingt, den Heerzug der Mordbrenner, Beschwörer und Dämonen zum Stehen zu bringen, dann wird das Bornland untergehen, von der Blutgier Borbarads und seiner Schergen vernichtet... Nur die Barden werden dann noch vom prachtvollen Land am Born und seinen tapferen Bewohnern künden.

Von **Ulrich Kiesow** erschienen in der Reihe
HEYNE SCIENCE FICTION & FANTASY
(Das Schwarze Auge):

Der Scharlatan · 06/6001

Der Göttergleiche (als Herausgeber) · 06/6009

Die Gabe der Amazonen · 06/6018

Das zerbrochene Rad · 06/6000

(gebundene Ausgabe)

Das zerbrochene Rad: Dämmerung · 06/6056

Das zerbrochene Rad: Nacht · 06/6057



ULRICH KIESOW

DAS ZERBROCHENE RAD

ZWEITER TEIL
NACHT

*Siebenundfünfzigster Roman
aus der aventurischen Spielwelt*

begründet von ULRICH KIESOW



WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

HEYNE SCIENCE FICTION & FANTASY
Band 06/6057

Umwelthinweis:
Dieses Buch wurde auf
chlor- und säurefreiem Papier gedruckt.

Taschenbuchausgabe 7/2001
Redaktion: Helmut K. Niemeyer
Copyright © 1997
by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München,
und Fantasy Productions, Erkrath
<http://www.heyne.de>
Printed in Germany 2001
Umschlagbild: Dieter Rottermund
Kartenentwürfe: Ralf Hlawatsch
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
Technische Betreuung: M. Spinola
Satz: Schaber Datentechnik, Wels
Druck und Bindung: Presse-Druck, Augsburg

ISBN 3-453-18810-1

Inhalt

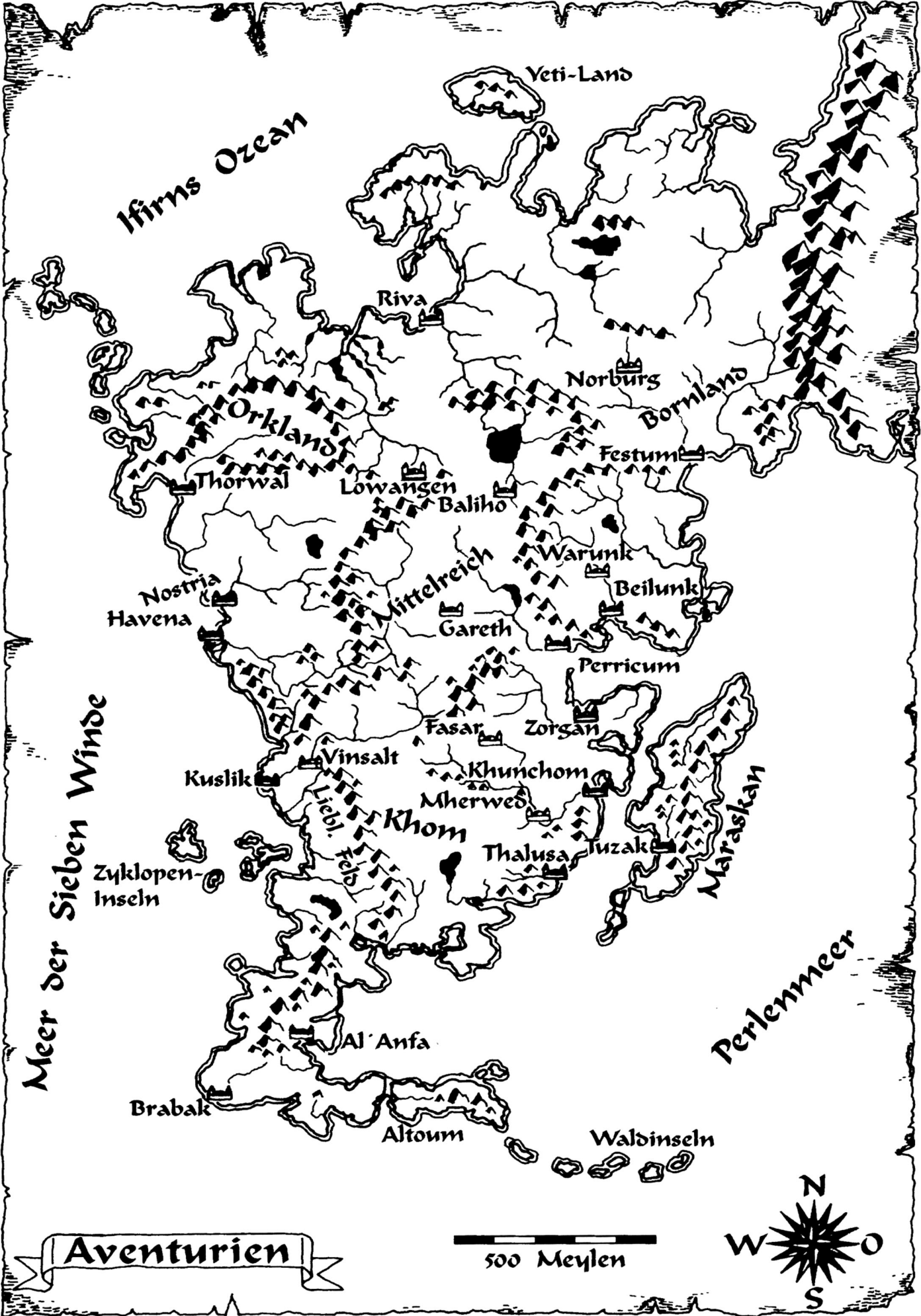


Zweiter Teil: Nacht	12
17. <i>Kapitel</i>	13
Die Schwarze Sichel im Firun 1020 n. BF. Der Troll auf dem Stieg	
18. <i>Kapitel</i>	68
Geestwindskoje im Firun 1020 n. BF. Die Kundschafter	
19. <i>Kapitel</i>	107
Bornland im Firun 1020 n. BF. Eine Verwandlung	
20. <i>Kapitel</i>	152
Schloß Ilmenstein im Firun 1020 n. BF. Die Zusammenkunft	
21. <i>Kapitel</i>	180
Schloß Ilmenstein im Firun 1020 n. BF. Ein Fest auf Schloß Ilmenstein	
22. <i>Kapitel</i>	222
In den sewerischen Landen im Tsa 1020 n. BF. Die Canilaraanji	
23. <i>Kapitel</i>	260
In den sewerischen Landen im Tsa 1020 n. BF. Die Schlacht bei <i>Ochs und Eiche</i>	

24. <i>Kapitel</i>	303
In den Misa-Auen und in Geestwindskoje im Phex 1020 n. BF. Nachwuchs	
25. <i>Kapitel</i>	324
Geestwindskoje im Phex 1020 n. BF. Ein magischer Raub	
Zwischenspiel	377
26. <i>Kapitel</i>	382
Notmark, auf der Feste Grauzahn, Ende Ingerimm 1020 n. BF. Mengbillar und die Fajlaraan	
27. <i>Kapitel</i>	409
Notmark, die Feste Grauzahn, 1. Rahja 1020 n. BF. Uriels Feldzug	
28. <i>Kapitel</i>	459
Am Perlenmeer, zwischen Neersand und Festum, im Rahja 1021 n. BF. Die Zwillinge	
29. <i>Kapitel</i>	512
Am Perlenmeer, zwischen Neersand und Festum im Rahja 1021 n. BF. Die Geschichte der Flügel	
30. <i>Kapitel</i>	571
In den Misa-Auen und in Geestwindskoje im Praios 1021 n. BF. Mondnacht	

31. <i>Kapitel</i>	593
Auf der Bornstraße und an der Perlenmeerküste im Praios 1021 n. BF. Auf dem Marsch	
32. <i>Kapitel</i>	632
Dorf und Gut Geestwindskoje im Praios 1021 n. BF. Die Plünderer	
33. <i>Kapitel</i>	658
Die Misa-Auen im Praios 1021 n. BF. Über den Fluß	
34. <i>Kapitel</i>	680
Tobrien am 23. Praios des Jahres 1021 n. BF. Die Schlacht auf den Vallusanischen Weiden	
35. <i>Kapitel</i>	705
Tobrien am Morgen des 24. Praios im Jahre 1021 n. BF. Die Geflügelten	
36. <i>Kapitel</i>	741
Tobrien im Praios 1021 n. BF. Wer Karmoth ruft ...	
37. <i>Kapitel</i>	793
In den Misa-Auen im Praios 1021 n. BF. Der Dachsbau	
<i>Ausklang</i>	811

Anhang	850
<i>Aventurien – eine kurze Einführung in einen fremden Kontinent</i>	852
<i>Schlachtendiagramme</i>	865
<i>Darstellungen und Hinweise zum aventurischen Zeitgeschehen</i>	868
<i>Glossar: Erklärung aventurischer Begriffe</i>	901
<i>Bibliographie</i>	911



Ifirms Ocean

Yeti-Land

Riva

Norbürg

Borland

Orkland

Festum

Thorwal

Lowangen

Baliho

Nostria
Havena

Gareth

Warunk

Beilunk

Perricum

Fasar

Zorgan

Kuslik

Vinsalt

Khunchom

Mherwed

Khom

Thalusa

Luzak

Maraskan

Zyklopen-
Inseln

Al'Anfa

Brabak

Altoum

Waldinseln

Meer der Sieben Winde

Perlenmeer

Aventurien

500 Meylen



Kleine Rädchen
Kreisten, kreisten –
Großes Rad
In Stücke brach.

Aus einem norbardischen Lied,
meist am Spinnrad gesungen

DAS ZERBROCHENE RAD

NACHT



17. Kapitel



Die Schwarze Sichel im Firun 1020 n. BF.

Der Troll auf dem Stieg

Die Kutsche ächzte laut auf und schwankte bedrohlich zur Seite. Für einen Moment schwebten die rechtsseitigen Räder in der Luft, dann fielen sie mit einem Ruck wieder auf den hartgefrorenen, beschneiten Weg zurück. Im Innern des schmalen Gefährts gab es einen Stoß, der die Passagiere fast vom Sitz geschleudert hätte. »Et wörd nix, et wörd nix – wej sterben und störzen uns dod!« rief draußen auf dem Bock der Kutscher laut genug, damit man ihn in der Kutsche hören konnte.

»Du hast unser Gold genommen und eingesackt, nun tu gefälligst deine Arbeit!« rief Gerion ebensolaut zurück. »Daß es nicht einfach wird, haben wir vorher gewußt – und du hast deswegen einen besonderen Zuschlag verlangt, Schlaumeier!«

»Aber et is'n Wahnsinn!« schallte die Kutscherstimme. »Nimmed föhrt im Hesind über'n Sichelstieg!«

Auch der alte Gurvan war von dem Schlag geweckt worden. Er versuchte sich zu erheben, aber seine Pforten scharrten vergeblich über den glatten Boden des Fahrzeugs. So stellte er seine Bemühungen bald wieder ein und begnügte sich damit, zornig zum Fenster hinaufzubellen – offenbar weil er dort den Rufer vermutete. »Du hältst das Maul, Stinker!« fuhr Selissa ihn an. »Nichts als Schwierigkeiten hat man mit dir, und wenn wir uns alle ›dodstörzen‹, bist du auch daran schuld, weil der bequeme Herr ja neuerdings nicht mehr zu Fuß gehen mag ...«

»Tatsächlich?« fragte Gilia, die ebenfalls gerade aufgewacht war und sich mit den Handknöcheln die Augen rieb. »Habt ihr deswegen die Kutsche gemietet, damit der alte Kerl nicht zu laufen braucht?«

»Natürlich«, antwortete Selissa grimmig. »Du kannst froh sein, daß wir überhaupt mit dem dicken Burschen ein Gefährt teilen dürfen und nicht hinterherlaufen müssen. Könnte ja sein, daß dem Alten der Platz nicht reicht ...«

Gerion beugte sich vor, um Gurvan hinter den Ohren zu kraulen. »Achte gar nicht darauf, was diese Orkinnen plappern«, murmelte er. »Halt dich an mich – ich lasse dich nicht verkommen. Das weißt du doch, alter Kampfgefährte, nicht wahr?«

Der alte Hund ließ einen knatternden Furz ertönen. Gerion hob verdutzt die Brauen, und Selissa bog sich

vor Lachen – nur Gilia verzog keine Miene. »Wie viele Ausdrucksmöglichkeiten so ein Hund doch hat«, stellte Selissa prustend fest. »Der alte Kampfgefährte ... Schön hat er uns hineingeritten in dieser Orkenschanke.« Sie schaute auf den Hund hinab. »Wäre Gilia nicht gewesen, wir hätten alle dran glauben müssen – jawohl, auch du, Dicker! Mit einem Apfel in der Schnauze hätte dich der Wirt seinen orkischen Gästen auf einer silbernen Platte serviert!«

Auch Gilia beugte sich vor und strich dem Hund mit der Hand über den Kopf. Sie setzte zu sprechen an, sagte aber nichts, sondern wandte den Kopf zum Fenster. Wenig später zog sie mit energischem Griff einen kleinen Henkelkrug aus ihrem Reisesack, riß den Verschuß aus dem Hals, setzte das Gefäß an die Lippen und nahm einen tiefen Zug. Vernehmlich ausatmend lehnte sie sich auf der Bank zurück und schloß die Augen.

Die tiefstehende Wintersonne schien zum Kutschenfenster herein und übergießte die Züge der blonden Frau mit einem warmen goldgelben Licht. Welch ungewöhnliches Gesicht, dachte Gerion, der Gilia gegenüber saß und sie aufmerksam betrachtete. Die hohe, rechteckige Stirn, die ausgeprägten Wangenknochen und das feste Kinn verliehen dem Antlitz einen kämpferischen, verwegenen Zug, noch verstärkt von der über Stirn und Wange laufenden Narbe, während die

Augen mit den langen schweren Wimpern und die vollen rosigen Lippen eher für eine gewisse Weichheit sprachen. Der Kontrast zwischen beiden Merkmalen war so ausgeprägt, entschied Gerion, daß man das Gesicht, folgte man allgemeinen Urteilen über die menschliche Anmut, nicht als schön bezeichnen konnte ... Aber edel, edel war es gewiß. Die Züge waren beherrscht von einer gelassenen Vornehmheit ... Eindrucksvoll ... Gerion fragte sich, ob ein solcher Vergleich statthaft sei, aber der zugleich wilde und sanfte Schnitt dieses Antlitzes erinnerte ihn an den Ausdruck jener selbstverständlichen, aber dennoch vollkommenen Eleganz, die man in manchen Tiergesichtern findet. Ja, eine heißblütige Shadifstute oder eine junge Löwin mochten eine solche Ausstrahlung haben – falls man, wie gesagt, in Fragen der Schönheit Menschen mit Tieren vergleichen durfte. Gilia hatte das Gesicht einer Königin, klug und herrisch, bezaubernd und abweisend zugleich ... Fraglich ist nur, dachte Gerion lächelnd, ob ich bei meiner Betrachtung zu den gleichen Ergebnissen gelangt wäre, wenn ich wüßte, daß Gilia eine Weidener Marktfrau wäre.

Sein Blick schweifte von der jungen Amazone, die weiterhin die Augen geschlossen hielt, aber offenbar nicht schlief, da ihr Körper lässig schaukelnd die harten Stöße der Kutsche abfing, zum Fenster hinaus, wo der weiter dem Horizont entgegengesunkene Prai-

osschild sein Licht auf die schneebedeckten Hügel am Westrand der schwarzen Sichel warf.

Auch Selissa schaute zum Fenster hinaus auf die sonnenbeschienenen rosigen Hänge und die teils sanften, teils recht schroffen Täler, in denen sich bereits die bläuliche Abenddämmerung sammelte. Es schien der Kriegerin, als könne sie erahnen, wie die Kälte, Firuns eisiger Hauch, in jenen Senken und Abgründen nistete, um mit Anbruch der Nacht hinauf auf die Hügel und den Sichelstieg zu wandern. Nirgends war eine Ansiedlung oder auch nur ein einzelnes Gehöft zu sehen. Das Sichelland, so hatte man in Darbwinkel erzählt, war ein rauhes Land, gerade recht, um es möglichst schnell zu durchqueren, aber gewiß keine Gegend, wo man sich niederlassen, roden und Ackerbau treiben mochte. Dennoch war das Wechselspiel von blauen und rosigen Flächen, unterbrochen von steilen Klippen und schwarzen kahlen Wäldern, von fast alveranischer Erhabenheit.

Wieder verloren ein oder zwei Kutschenräder den Kontakt zur Schneepiste und fielen mit hartem Schlag auf den Boden zurück. »Hooh!« hörte man den Kutscher rufen, Maultiere schnaubten unwillig, und das Gefährt kam zum Stehen. Kurz darauf tauchte das rotwangige Gesicht Lingmars, des Kutschers, am Fenster auf. »Nu iset jenuch!« verkündete er vorwurfsvoll. »Nu führ ich de Beistern am Strick!«

»Das scheint mir ein guter Einfall zu sein«, entgegnete Gerion. »Nun werden wir uns gewiß nicht so schnell zu Tode stürzen.« Er lächelte.

»Jau, spottet Ihr nur, hohe Herreschaften! Wenn die Kutsch in de Schlucht liecht, dann iset zu spat! Was for'en verrückter Plan, mitte Kutsch obern Sichelstieg zu fahren! Wie kann man ...« Der Rest der kleinen Tirade war in der Kutsche nicht mehr zu verstehen, weil Lingmar sich zum vorderen der beiden Maultiere nach vorn begeben hatte. Die Kutsche, die nur vier Sitzplätze aufwies, war ein recht schmales Gefährt – darum hatte Gerion sie gemietet –, und die beiden Zugtiere hatte Lingmar, ein Veteran auf dem Sichelstieg, hintereinander angeschirrt. Diese Anordnung sah ein wenig merkwürdig aus, zumal das Fahrzeug nicht über eine Gabel, sondern über einen Deichselbaum verfügte. Darum ging ein Muli neben der Deichsel einher, und das vordere, das Führtier, war mit einer Zugkette an der Spitze der Deichsel befestigt. So war es in der Gegend Brauch, und so konnte man hoffen, Wagen und Tiere auf dem engen Pfad zu halten. Die schmale Bauweise der Kutsche hatte jedoch auch zur Folge, daß sie sich immer wieder bedenklich zur Seite neigte, so daß die Passagiere sich immer wieder einmal fragten, ob sie nun endgültig umstürzen würde.

Je höher der Sichelstieg in die Berge hinaufführte,

desto schmaler und unsicherer wurde er. Außerdem war die Sonne inzwischen hinter der mächtigen Zackenreihe der schwarzen Sichel versunken, und die Dunkelheit stieg von Osten auf. Einige frühe Sterne glitzerten. Ein kalter Wind pfiff über das Land und in die Kutsche hinein und zwang die Reisenden, sich enger in ihre Decken zu wickeln. Vorn stapfte Lingmar, das Maultier am Kopfstück haltend, und fluchte auf die ausgefallenen Wünsche der hohen Herrschaften, die sich einen Deut darum scherten, ob sie einen armen Mann ins Unglück stürzten. »Met ihre blinkigen Münzen habet se mich verleit!« schimpfte der Kutscher. »Hätten sie mir nich ihre Taler unner die Nas gehalten, so säß ich jetzo te Hus bei meine Virna und atzte Hafergrütz met de Frau ...« Er schloß den obersten Knopf seiner derben Jacke und klappte den breiten Kragen hoch. »Un ihr, ärme Beister«, sagte er, zu den Maultieren gewandt, »speit Wrasen wie'n olter Drach!« In der Tat schnaubten die Mulis bei jedem Schritt dicke weiße Dampfwolken aus den Nüstern. »Un glich iset schwatze Nach'! Und wie sin' no nich bejet Ogerbau! Wat hav ick nu von meine vielen Taleren, wenn ich dod in dem Klamm zu liejen kömm?«

Etwa eine halbe Stunde später war es fast völlig dunkel geworden, aber ein paar hundert Schritt voraus kündeten einige schmale gelbleuchtende Rechtecke auf der Bergseite des Weges davon, daß die

Herberge, in der man die Nacht zubringen wollte, fast erreicht war. Die Schänke trug den Namen *Bären-tatze*, aber Kutscher Lingmar – und die meisten Leute, die schon mehrmals der Sichelstiege gefolgt waren – nannten sie *Ogerbau*, denn das Gasthaus war tatsächlich ein Ogerbau, wenn auch ein vor etlichen Jahren aufgegebener. Später, nachdem der unerträgliche Gestank abgezogen war, den die ursprünglichen Nutzer zurückgelassen hatten, wurden die Höhlen von einem findigen Angroschim für Zwerge (und Menschen) bewohnbar gemacht. Der erste Besitzer der Höhlenschenke nannte sie *Ingerimms Kessel*, ein Name, der sich ebensowenig durchsetzen konnte wie der jetzige, den der Wirt Buckram, Sohn des Huburg (und selbstverständlich ebenfalls ein Zwerg) der Herberge gegeben hatte.

Für den Reisenden bot sich der *Ogerbau* als eine mäßig zerklüftete, neben dem Stieg fast senkrecht aufsteigende Felswand dar, die nach Nordwesten, der Wetterseite, wies und darum mit allerlei Moosen und düster-grauen Flechten bewachsen war. Wenn man diese Felsenfront genau betrachtete, entdeckte man – als Spur der urtümlichen ogerischen Bautätigkeit – mehrere riesige halbrunde Tore, die einst als Zugänge gedient haben mochten. Diese mehr als drei Schritt hohen Öffnungen waren von zwergischen Steinhauern weitgehend zugemauert worden. Nur

einige schmale Schießscharten waren geblieben, durch die ein Schütze den an der Felswand vorüberführenden Sichelstieg in beiden Richtungen auf etliche Schritt bestreichen konnte. Zur Zeit, da niemand mit einem Überfall rechnete, waren die schmalen Schlitzte durch pergamentbespannte Holzrahmen verschlossen, durch die ein wenig gelber Kerzenschein nach draußen fiel und dem Reisenden vom Vorhandensein der Herberge kündete, an der er sonst womöglich achtlos vorübergestapft wäre. Weitere Ausparungen in den aus mächtigen Steinblöcken bestehenden Vermauerungen waren die (nur eineinhalb Schritt hohe) Eingangstür und (ein wenig abseits gelegen) ein etwa zwei Schritt hohes Tor, dessen Flügel aus schenkeldicken Eichenbohlen bestanden und hinter dem sich ein geräumiger Stall für Reit- und Zugtiere befand.

In einer Felsnische neben dem Stall waren gewaltige Mengen grober Scheite als Brennholz gestapelt; hier fand sich auch ein kleiner Schuppen, der zum Aufbewahren der Holzkohlenvorräte diente. Etwa einen Schritt hoch in der Felswand befand sich eine kleine Öffnung, zu der ein mit Quersprossen benageltes und von graugrünem Kot verkrustetes Brett hinaufführte. Das Schlupfloch war jedoch – wie stets zur Winterzeit – von innen mit einer Klappe verschlossen. Diejenigen unter den Hennen, die den Winter

überlebten, würden bis zum nächsten Phex warten müssen, bis ihnen wieder Auslauf gewährt würde.

Nachdem die Kutsche mit Selissa, Gerion und Gilia bei der Eingangstür angehalten hatte, schirrte Lingmar sofort die beiden Maultiere aus. Auch diese Tätigkeit war von halblautem vorwurfsvollen Gemurmel begleitet. »Arme Beistern, arme! Frostet euch noch zu Dode – un warum? Wejen Geld, wejen nux as schnöde Talern!«

Derweil hatte Selissa erst mit der Faust und – als das erfolglos blieb – mit dem Säbelknauf gegen die niedrig Türe gepocht, die aus ähnlich dicken Eichenbohlen wie das Stalltor bestand. Nun wurde aufgetan, und im Rahmen erschien ein kräftiger Zwerg mit einem von grauem Bartgestrüpp zur Hälfte verdeckten roten Gesicht. Er hielt eine kurzstielige Doppelblattaxt in der Rechten. Hinter ihm stand, ebenfalls mit einer Axt bewaffnet, eine Frau, mehr als einen halben Schritt größer als der Angroschim, weizenblond, mit einem pausbäckigen Gesicht und kräftigen Oberarmen.

Der Wirt grüßte zuerst den Kutscher, den er kannte (»Heda, Lingmar, alte Unke! So gut gelaunt wie stets?«) und stellte sich dann den Gästen vor. »Buckram mein Name, Sohn des Huburg, und das ist meine Frau Feenholdchen ...« Die Axt hatte er gesenkt, seit sein Blick auf Lingmar gefallen war.

Während Feenholdchen, nachdem sie ihre Waffe hinter den Gürtel geschoben hatte, ins Freie trat, um dem Kutscher dabei zu helfen, die Zugtiere in den Stall zu führen, nannte Gerion seinen und die Namen seiner Begleiterinnen und fügte anschließend hinzu: »Ich habe schon viel von Euch gehört, werter Buckram, und nur Gutes.«

Der Wirt lächelte geschmeichelt; sein Mißtrauen gegen die Neuankömmlinge war offenbar verflogen. »Wo denn?« fragte er.

»Wie bitte?« fragte Gerion.

»Wo habt Ihr soviel Gutes über mich gehört, edler Herr?«

Gerion, der mit keiner Nachfrage gerechnet hatte, antwortete ins Blaue hinein: »In Salthel, mein Herr, an vielen Stellen ... Beim Krämer ...«

»Das kann ich mir vorstellen, daß der alte Borkfried gut von mir spricht«, warf Buckram ein. »Schließlich verdient er sich eine goldene Nase an mir ... Aber was tue ich hier? Lasse meine Gäste in der Kälte stehen!« Er trat zur Seite und wies mit der Axt in den Schankraum. »So tretet doch ein, edle Herrschaften. Setzt Euch ans Feuer und wärmt Euch die kalten Glieder!«

Das Innere der Schänke erwies sich als ein Höhlenraum von beeindruckender Größe und annähernd ovalem Grundriß, der an seiner breitesten Stelle etwa ein Dutzend Schritt maß. Die Wände aus gewachse-

nem Fels waren durch geschickte Meißelarbeit geglättet. Sie stiegen fast fünf Schritt in die Höhe, bevor sie sich oben zu einer Spitzkuppel trafen. In zwei Schritt Höhe lief eine breite hölzerne Galerie an den Wänden entlang. Eine steile Treppe führte zu der Plattform hinauf, die zum Schankraum hin durch ein schmuckloses Geländer gesichert war und die zu einem Teil als Schlafstätte für Gäste und zu einem anderen als Speicher für Getreide, Mehl, Räucherfleisch, Dörrewaren und ähnliche trocken aufzubewahrende Lebensmittel diente. Der Speicherteil und der Schlafteil waren durch eine bis zur Decke reichende hohe Holzwand voneinander getrennt. (Den einzigen Schlüssel zur eisenbeschlagenen Tür in dieser Wand trug die Wirtin Feenhold stets an einer Kette um den Hals.)

In der Mitte des Raumes erhob sich eine aus behauenen Felssteinen gemauerte mächtige Feuerstelle. Das einen Schritt mal einen Schritt messende Feuerbecken mit seinen schwarzeisernen Vorrichtungen wie Drehspieß und Schwenkhaken für die großen Henkeltöpfe erinnerte eher an eine Schmiedeesse als an eine Kochstelle.

Gefeuert wurde mit einer Mischung aus Holzkohle und Fichtenscheiten. Die hochauflodernden Flammen erfüllten den riesigen Schankraum mit wohliger Wärme, das Knacken und Zischen der brennenden Scheite waren zu hören, ein würziger Duft hing in

der Luft, während der Rauch steil zu der zerklüfteten Kuppeldecke aufstieg, wo er in kaum sichtbaren kaminartigen Felsspalten verschwand.

»Tretet nur näher! Nur dichter heran!« Buckram deutete auf einen Tisch unmittelbar beim Feuer. Etwa zwanzig Gäste mochte der Schankraum um diese frühe Abendstunde beherbergen, die meisten von ihnen wandernde Händler. Aber auch ein Barde, drei Thorwaler Söldner, eine kleine Gruppe in teure Pelze gehüllter Elfen und ein nobler weißhaariger Greis sowie zwei elegant gekleidete alte Frauen mit einer Eskorte von vier Bewaffneten saßen an Tischen mit Platten aus weiß gescheuertem Buchenholz.

Gerion und seine Begleiterinnen ließen sich nieder. Wenig später erschien auch Kutscher Lingmar, setzte sich jedoch nicht an den Tisch, sondern gesellte sich zu einigen alten Freunden, die er unter den Händlern entdeckt hatte.

Während die Gefährten – etwa eine Stunde war seit ihrer Ankunft vergangen – beim Essen saßen und einen mit Wildschweinspeck angereicherten Bohnen- und-Kraut-Eintopf verzehrten, wickelte der Barde eine Laute aus einer bunten Decke, stimmte die Saiten und zupfte eine Melodie, die, obschon getragen und zart, doch bis in die hintersten Winkel der Schankstube drang.

Gilia schob ihren Teller zurück und streckte unter dem Tisch die langen Beine aus. »Schön ist es hier«, sagte sie versonnen. »Zum Glück gibt es auch ein paar angenehme Plätze auf der Welt.«

»Da kann ich nur beipflichten«, erwiderte Gerion, »obwohl ich mich an Zeiten erinnere, da hätte ich keinem Fleck auf Deren irgendeine Schönheit zugestanden.« Er faßte Selissa in den Nacken, zog sie mit einem Ruck heran und drückte der Verdutzten einen geräuschvollen Kuß auf die Stirn. »Und daß dem so ist, habe ich dieser Frau zu danken, die mich alten Gelegenheitsmagus einem reichen bornischen Grafen von alveranischer Schönheit vorzog. Seitdem frage ich mich, ob Selissa tatsächlich ebenso klug wie hübsch ist. Daß sie eine Perle unter den Kriegerinnen ist, sieht ein jeder, aber ihre Entscheidung für mich dünkt mir kaum sinnvoll und läßt auf ein wenig entwickeltes Denkvermögen schließen. Dennoch soll die Wahl mir recht sein ...«

Selissa entwand sich lächelnd Gerions Griff. »Manchmal denke ich, der Herr Zauberer ist noch wirrköpfiger als sein Hund«, sagte sie zu der Amazone. »Wenn er einmal ins Faselieren gerät ...« Sie schüttelte den Kopf. »Übrigens, Gilia, wenn du Näheres über ›bornische Grafen von alveranischer Schönheit‹ erfahren willst – wir sind soeben auf dem Weg zum Gutshof dieses vielgepriesenen Herrn. Hast du nicht

Lust, uns zu begleiten? Graf Arvid und seine Frau Algunde sind warmherzige, gastfreundliche Leute. Du wirst dem Grafen nicht weniger willkommen sein als Gerion und ich.«

»Was mich angeht«, warf Gerion ein, »vermutlich willkommener.«

»Ach, das darfst du nicht sagen!« ermahnte ihn Selissa mit plötzlichem Ernst. »Was soll Gilia von Arvid denken, wenn du gegen ihn stichelst? In Wahrheit hat Arvid damals meine Entscheidung hingenommen wie der Ehrenmann, der er nun einmal ist. Er hat mich nicht bedrängt und – wie du aus seinen Briefen weißt – auch seine Freundschaft zu dir bewahrt.«

»Ist ja schon gut«, wehrte Gerion ab. »Niemand wollte deinen Hünen schmähen. Ich gedachte zu scherzen – offenbar ist es mir mißlungen. Das ist aber, finde ich, kein Grund für die versammelten Damen, dermaßen finster zu blicken.«

Tatsächlich hielt nicht nur Selissa die Brauen immer noch streng gesenkt, auch Gilias Miene war sehr ernst geworden. Jetzt zwang sie sich zu einem Lächeln, das aber nur kurz anhielt.

»Unsere Amazone ist wieder weit fort von hier, hm?« fragte Selissa sanft.

Gilia wischte sich mit dem Handrücken über die feuchtglänzenden Augen und sah sie an. »Wenn ich euch nicht störe, will ich wohl mit euch kommen«,

sagte sie in Antwort auf Selissas Einladung. Sie nahm einen langen Zug aus einem tönernen Schnapskrug und setzte ihn mit einem unterdrückten Keuchen wieder ab. »Scharfes Zeug, der Zwergenbrannt«, stellte sie fest. Nach einer Pause, während auch Gerion und Selissa geschwiegen hatten, fuhr sie fort: »Warum sollte ich wohl nicht mit euch ziehen? Die vier Tage, die ich mit euch verbringen durfte, waren die schönsten, die ich seit langem hatte ... Auch könnte ich von eures Freundes Gut nach Festum weiterreisen; das scheint mir kein schlechter Platz für jemanden zu sein, der seine Klinge vermieten will ...« Sie stockte. »... vermieten *muß*, weil er niemals einen anständigen Beruf erlernt hat.«

Von neuem legte sich Schweigen über die Runde.

Nach einer geraumen Weile war es wieder Gilia, die das Wort ergriff, nachdem sie noch einmal den Schnapskrug an die Lippen geführt hatte. »Seit vier Tagen sind wir jetzt zusammen, und mir scheint, es wird allmählich Zeit für einige klärende Worte ...« Ihre Stimme wurde leiser.

»Wenn du uns deine Geschichte erzählen willst«, erwiderte Gerion, »würden wir sie gewiß gern hören, aber denk nicht, daß du uns eine Erklärung schuldest. Du bist uns so oder so eine angenehme Weggefährtin.«

»Ob ich für irgend jemanden hier auf Dere noch ei-

ne angenehme Gefährtin sein kann darüber mögt ihr befinden, wenn ihr mich angehört habt.« Gilias Züge hatten sich verfinstert, ihre blauen Augen starrten ins Leere. »Als ich vor ein paar Tagen behauptete, ich sei die Königin der Amazonen, war ich zwar betrunken – ich bin gern betrunken –, aber ich habe dennoch die Wahrheit gesagt ... und habe wiederum nicht die Wahrheit gesagt, obwohl ich euch gewiß nicht belügen wollte. Das mag verwirrend klingen, aber ich habe benannt, was sein könnte. Kurzum, ich könnte die Königin der Kurkumer Amazonen sein, wenn ich der Burg nicht schnöde den Rücken gekehrt hätte und wenn« – Gilias Stimme wurde rauh – »es die Burg und die Kämpferinnen dort überhaupt noch gäbe. Unter diesen Umständen war es sehr anmaßend von mir mich vor euch prahlerisch eine Königin zu heißen.« Mit einem leisen Knacken brach der Henkel, den sie mit der Linken umklammert hielt, von ihrem Schnapskrug. Sie starrte auf das Bruchstück in ihrer Hand, hielt es an den Krug, als hoffe sie, daß es sich wieder anhefte, ließ es schließlich zu Boden fallen und umfaßte den Hals des Gefäßes, um es an den Mund zu heben.

»Wir haben dir geglaubt, daß du bist, wer du zu sein vorgibst«, versicherte Selissa. »Und wir haben während unseres Aufenthalts in Trallop vom Untergang der Kurkumer Burg gehört. Welchen Grund

hätten wir gehabt, an deinen Worten zu zweifeln? Den noch wollten wir dich, wie Gerion schon sagte, auf keinen Fall bedrängen. Warum läßt du die Vergangenheit nicht ruhen, wenn sie dich gar zu sehr bedrückt?«

Gilia leerte den Krug, kippte ihn um, so daß der Hals nach unten wies, und beobachtete, wie die letzten Tropfen auf die Tischplatte fielen. »Heda«, rief sie laut durch die Schankstube, »Meister Buckram, Sohn des Wie-auch-immer! Eure Schnapskrüglein sind sehr klein und allzu zerbrechlich. Bringt mir rasch einen neuen, bitte schön!« Sie wandte sich wieder an Gerion und Selissa. »Ich fühle mich nicht bedrängt, und ich will endlich reden. Also laßt uns den Abend nutzen und bereitet euch auf eine lange traurige Geschichte vor, in der eine gewisse Thesia Gilia eine erbärmliche Rolle spielt. Thesia Gilia, Prinzessin von Kurkum – so lautet mein vollständiger Name: Gilia nach meiner Großmutter, die lange vor meiner Zeit gestorben ist und eine sehr gestrenge Königin gewesen sein soll, und Thesia nach einer Freundin meiner Mutter, einer Gräfin aus dem Bornland, für die ich als junges Mädchen sehr geschwärmt habe.«

Der Wirt brachte den Schnaps, aber Gilia trank nicht. Sie erzählte ihre Geschichte. Von ihrer Kindheit und Jugend sprach sie, von der strengen, aber liebevollen Erziehung, die ihr ihre Mutter und die

Schwertmeisterin angedeihen ließen. Das Leben der kleinen Amazonenprinzessin war von Anfang an in festen Bahnen verlaufen. Die Körperertüchtigung und das Erlernen der Staats- und der Waffenkunst hatten einen breiten Raum in der Einteilung eines jeden Tages eingenommen. Für den Umgang mit der Mutter, den anderen Kriegerinnen, ja selbst mit den anderen jungen Mädchen auf der Burg waren gewisse Überlieferungen zu beachten. Aber trotz dieser strengen Ordnung, sagte Gilia, oder vielleicht gerade wegen dieser strengen Ordnung bezeichne sie ihre Kindheit, wenn sie heute auf jene fernen Tage zurückschaue, als sorglos und glücklich.

»Jene *fernen* Tage«, warf Gerion freundlich spöttelnd ein. »Wenn ich dich so ansehe, können diese Tage kaum in weiter Ferne ...« Ein Blick Gilias traf ihn, so ernst und gramerfüllt, daß er mitten im Satze abbrach und sich vornahm, die Geschichte der Amazone nicht noch einmal durch einen Scherz zu unterbrechen.

Gilia fuhr fort. Diese Lebensleichtigkeit der Kindheit aber, so berichtete sie, verging fast über Nacht, als die Tage der jugendlichen Reife begannen. Die festen Erwartungen, die ihre Kinderzeit so angenehm sicher gestaltet hatten, empfand Gilia nun als kaum zu ertragende Zwänge. Ihre Zukunft erschien ihr – und zwar Tag für Tag, wie sie voller Schrecken fest-

stellte – vorherbestimmt, von der feierlichen Thronbesteigung bis zum letzten Gang an Rondras Tafel.

Die junge Amazonenprinzessin führte lange Gespräche mit ihrer Mutter Yppolita, die eine verständnisvolle Zuhörerin und eine Ratgeberin voll großer Lebensklugheit war und dennoch der Tochter nicht helfen und die Bürde nicht von ihr nehmen konnte. Wann immer Gilia sich ihre künftige Zeit auf Deren vorzustellen versuchte, sah sie sie als ›lebenslange Haft in einem Verlies, in dem ein Thron steht‹. Vorwurfsvoll beschrieb sie die Enge, von der sie ihr Leben bedroht sah.

»Du wirst eines Tages Königin von Kurkum sein«, pflegte Yppolita zu sagen. »Deine Wünsche spielen in dieser Sache keine Rolle, denn dein persönliches Glück muß vor dem Wohl unserer Schar zurückstehen. Und es ist für die Amazonen von großer Bedeutung, daß du eines Tages ihre Königin bist, denn du wirst ihnen eine gute, eine fähige, kluge und verantwortungsvolle Herrscherin sein. Wäre dies nicht meine feste Überzeugung, ich hätte dich längst aus deiner Pflicht entlassen, denn ich sehe sehr wohl, daß diese Last meine Tochter unglücklich macht. Und wenn du unglücklich bist, kleine Löwin, dann will mir schier das Herz zerspringen, denn du bist mir das Wichtigste auf der Welt. Ja, mein Herz, wichtiger als unser Volk ... Siehst du, das dürfte ich nicht ausspre-

chen, ich dürfte es nicht einmal denken, aber ich bin eben *keine* gute Königin für die Amazonen. Du aber wirst diese Herrscherin sein – das lese ich in deinen Zügen.

Finstere Zeiten werden über Aventurien kommen, ja, auch über Kurkum, aber du wirst zu jenen wenigen gehören, denen es gegeben ist, dem Bösen zu wehren und die schrecklichen Geschicke zu wenden. Du wirst zur richtigen Zeit am richtigen Ort sein. ›Deiner Tochter ist es aufgetragen, ein grausiges Schicksal abzuwehren, weil sie zur rechten Zeit am rechten Fleck sein wird.‹ Diesen Satz hörte ich sprechen, als ich neulich allein und um Mitternacht den Tempel der Leuin aufsuchte. Und seitdem bin ich erfüllt mit Zuversicht, aber eben auch mit dem festen Willen, dich auf den Kurkumer Thron vorzubereiten, denn der rechte Ort für dich ist Kurkum. Du wirst es erretten aus finsterer Not.«

So hatte die Königin gesprochen, und so hatte Gilia die Rede ihren Gefährten Wort für Wort wiedergegeben, bis ihr plötzlich die Stimme brach. Sie ergriff den Schnapskrug und schleuderte ihn voll jäher Wucht in die Feuerstelle. Das Gefäß zerschellte an einem über dem Feuer hängenden Eisentopf, der Schnaps ergoß sich in die Flammen, und eine gewaltige blaurote Waberlohe flog wie ein Feuerdämon zur Höhlendecke hinauf.

Während spitze Schreckensschreie erklangen und schwere Stühle, von eilig rückwärts flüchtenden Gästen umgestoßen, über den Boden polterten, fuhr Gilia fort, als wäre nichts geschehen. »Zur richtigen Zeit am richtigen Ort ...!« wiederholte sie mit bitterem Lächeln. »Da kann man sehen, daß auch eine Königin wie Yppolita ihren Träumen nicht trauen sollte. Jetzt liegt Kurkum in Trümmern, die edelsten und zugleich die meisten der Kriegerinnen sind tot, und ich war nicht zur Stelle, wie es ihr der Traum versprochen hatte. Aber vielleicht« – sie stieß heftig die Luft aus – »war ich doch am richtigen Platz, denn während Kurkum unterging, habe ich überlebt. Ich hatte den rechten Ort für Feiglinge gefunden ...«

Gilia verstummte und starrte in die Flammen, die längst wieder auf ihr übliches Maß geschrumpft waren, aber immer noch gelegentlich zischend bläulich und purpurrot aufflackernde Verfärbungen aufwiesen. Auch in der Schänke war wieder Ruhe eingekehrt. Einige Gäste hatten zwar Anstalten getroffen, die blonde Frau, die – anscheinend aus reinem Übermut – den Krug ins Feuer geworfen hatte, zur Rede zu stellen, doch als sie Gilias finstere Miene und die vermeintliche Gelassenheit wahrnahmen, mit der sie das Auffahren der Feuerwolke verfolgt hatte, da wandten sie sich wieder um und kehrten zu ihren Plätzen zurück. Die Lohe war ebensoschnell verpufft,

wie sie entstanden war, und es schien ratsam, vor der grimmigen Kriegerin nicht weiter auf diesen Vorfall einzugehen. Auch Wirt Buckram eilte zwar erschrocken herbei, beschloß dann aber, nur in knappen Worten zu fragen, ob er ein neues Krüglein bringen solle. Gilia antwortete mit einem stummen Kopfnicken. Erst nach einer langen Weile des Schweigens und nachdem der Wirt den Schnaps auf den Tisch gestellt hatte, ergriff sie wieder das Wort. »Was mir zu nahe kommt, zerstöre ich: Schnapskrüge, wehrlose kleine Hunde – nichts überlebt eine solche Begegnung. Also hütet euch vor mir ... Wo war ich stehen geblieben? Ach ja, ich wollte euch berichten, warum ich nicht auf Kurkum war, als ich dort gebraucht wurde: Die Prinzessin von Kurkum hatte sich davongestohlen! Da meine Mutter wohl gar zu sehr unter der Elendsmiene litt, die ich als Backfisch täglich zur Schau trug, schlug sie mir eines Tages vor, ein wenig die Welt zu bereisen. Fremde Länder und Menschen sollte ich mir ansehen und meine Tage genießen, solange sie noch mir gehörten.

Das tat ich nur allzugern, und ich wandte mich nach Norden, weil ich gehört hatte, daß es dort niemals schmelzendes Eis und schneeweiße Winterelfen geben solle. Weit kam ich nicht in Richtung auf Firuns Land. Auf meinem Ritt durch die hohen Salamandersteine begegnete ich Lindion, einem Elfen,

keinem schneeweißen, sondern einem Elfen der Wälder, der sich nach einem Besuch in seinem Heimatdorf auf dem Rückweg in die Menschenwelt befand. Ich hatte bis dahin Elfen nur in einem Buch in der Kurkumer Bibliothek erblickt. Ich wußte nicht, wie schön diese Wesen sind. Zwar zeigten die Abbildungen durchaus wohlgefällige Gestalten, aber ich weiß heute, daß die Schönheit Lindions dadurch so überwältigend auf mich wirkte, daß er lebte und sich bewegte. Seine besondere Anmut lag in seiner Lebendigkeit, die ihn wie ein Sommerwind umwehte. Ich weiß noch recht gut, was ich damals empfand, während ich ihn beobachtete ... Es wurde alles eins: der Frühlingswald mit seinem sonnendurchfluteten zarten Grün und mein schöner Elf« – sie lächelte bitter –, »der durch das Unterholz glitt, als wären die wildverflochtenen Ranken und Sträucher ein Gewässer, das sich bereitwillig vor jedem seiner Schritte teile. Vielleicht träfe diese Beobachtung auf alle Elfen zu. Ich weiß es nicht, aber ich denke noch heute, daß diese atemberaubende Fähigkeit, in die Lebendigkeit seiner Umgebung einzutauchen, nur Lindion zu eigen war ...

Auch hatte ich noch nie mit einem Wesen wie Lindion ein Wort gewechselt, und es schmeichelte mir, daß er nicht nur mit mir sprach, sondern mir auch anbot, mich ein Stück auf meinem Weg zu begleiten, um mich ›seine Sicht der Dinge zu lehren‹, wie er sag-

te. Auch sprach er mir davon, wie sehr ich ihm gefalle, und bat mich, einen Bund mit ihm einzugehen. Ich willigte ein, und wir reisten fortan gemeinsam durch das Land. Lindion war zwar ein Geschöpf der Wälder, aber er hatte auch eine Zeitlang in Beilunk und anderen Städten gelebt. Mir schien es, daß er die Menschen besser kannte, als sie sich selbst einzuschätzen vermochten. Jedes seiner Worte nahm ich auf und machte es mir zu eigen. Es gefiel mir sehr, mich an Lindions Seite über die anderen Menschen zu erheben, weil er mir zeigte, wie jene sich umsonst abmühten, um irgendwelchen wohlfeilen Zielen nachzuhecheln, und doch niemals zum inneren Mark der Dinge vordringen. Ja, wer seinerzeit mit mir gesprochen hat, wird mich als unerträglich herablassend empfunden haben. Dabei hatte mich Lindion auf einen schrecklichen Irrweg geführt. Für ihn mochte es angemessen und richtig sein, die Menschen mit der gleichen Teilnahmslosigkeit zu betrachten, mit der auch der Wald auf einen jeden Eindringling blickt. Wer sich im Tannicht verirrt, dem wird der Wald den Weg ins Licht nicht weisen; wer von Wölfen gehetzt wird, dem wird der Wald keinen Schutz bieten. Er wird stumm betrachten, wie der eine oder der andere zum Sterben kommt, es wird ihn so wenig bekümmern, wie wenn einer seiner zahllosen Bäume vom Sturm geknickt zu Boden stürzt.

So mag der Wald und der Elf auf den Menschen blicken, nicht aber der Mensch selbst auf seine Mitmenschen, denn dann wandelt sich teilnahmslose Nüchternheit in Grausamkeit. Wir können dem Elend und dem Sterben nicht zusehen, ohne daß unser Gemüt bewegt wird. Wir können, wenn wir nicht helfen wollen, uns wohl einreden, daß uns etwas nicht berührt, in Wahrheit aber entscheiden wir uns – jedesmal, wenn wir helfen könnten, es aber nicht tun – für die Grausamkeit ... Auf der Grausamkeit aber kann kein Mensch, kein Mensch jedenfalls, der sich vor den Zwölfen Mensch nennen mag, sein Leben gründen. Mein Elf hat, das weiß ich heute, mir schlechten Rat gegeben!«

»Du hast sehr viel über alle diese Dinge nachgedacht?« fragte Selissa.

Gilia nickte knapp. »Ja, ich hatte genügend Zeit, zur Besinnung zu kommen. In den Tagen aber, von denen ich reden will, hatte ich solche Erkenntnisse noch nicht gewonnen. Ich hatte mich in Lindion verliebt. Unrettbar war ich ihm verfallen, so glaubte ich jedenfalls. Vielleicht weil ich es glauben wollte, weil es mir gefiel, nach den Jahren der Nüchternheit in mädchenhafter Schwärmerei zu versinken.

Ich reiste gemeinsam mit Lindion nach Kurkum, um ihn meiner Mutter vorzustellen und ihr zu verkünden, daß ich den Thron nicht übernehmen würde. ›Was dir die Freiheit geben kann‹, hatte der Elf mich

gelehrt, ›das findest du auf keinem Thron der Welt!‹ Mutter vernahm meine Mitteilung, ohne die von mir gefürchteten Einwände zu erheben. ›Wenn dies dein fester, freier Wille ist, meine Tochter‹, so sprach sie zu mir, ›dann mußt du ihm folgen. Du gehst in die Irre, des bin ich mir gewiß, aber mir scheint, hier auf Kurkum könnte dich nichts halten. Also geh! Ich werde dich nicht verstoßen, so wie ich es tun sollte, denn es erscheint mir unbedingt nötig, dir ein Tor offenzulassen. Du wirst deinen Platz und deine Aufgabe noch finden. Und nun verlasse mich! Ich habe wichtige, unaufschiebbare Dinge zu tun. Wir werden uns nicht wiedersehen. Rondra sei bei dir auf allen Pfaden!‹ Ich habe Yppolita nie wiedergesehen. Die Vorstellung, in Kurkum stehe ein Tor für mich offen – inmitten eingestürzter Mauern –, ist so absurd, daß ich darüber weder lachen noch weinen kann.« Sie hob den Krug zum Mund, trank aber nicht, sondern stellte ihn behutsam auf den Tisch zurück.

»Mein Elf ist nicht bei mir geblieben«, fuhr Gilia fort. »An dem Tag, an dem er mich verließ, setzte er nur das in eine sichtbare Tat um, was schon vorher still geschehen war: Wir hatten uns voneinander getrennt. Ich könnte auch sagen, Lindion hat mich abgestreift ...« Sie lachte leise. »Hinterher habe ich mich natürlich oft nach dem Warum gefragt, und es sind mir zwei Antworten in den Sinn gekommen: Vielleicht

erging es mir wie der halbtoten Maus, mit der zu spielen die Katze nach einer Weile die Lust verliert. Vielleicht befand Lindion aber auch, daß ich, die ich mich in allem, was ich tat und sagte, nach ihm ausrichtete, ihm inzwischen zu ähnlich geworden sei und daß es sich nun nicht mehr lohne, seine Zeit und seine Klugheit mit mir zu teilen ... Der Elf ging fort, und ich folgte ihm nicht. So geriet ich in die Krallen einer Orkmeute, vor der mich Lindion zuvor noch vorausschauend gewarnt hatte. Die Schwarzipelze töteten mich nicht, nachdem sie mich überwältigt hatten, sondern schleppten mich mit sich. Ich war zur Sklavin ihres Anführers geworden. Ich muß sagen, anfangs hatte ich keine große Mühe, mich in meine neue Rolle einzufinden. Mein Leben war ohnehin zerstört, nun schien es eine angemessene Form gefunden zu haben. In einem rahjagefälligen Buch habe ich einmal den Satz gelesen: ›Freiheit ist ein anderes Wort für Nichts-mehr-zu-verlieren‹, und erst bei den Orks habe ich den Sinn dieses Satzes verstanden. Vollendete Freiheit findet nur, wer an nichts mehr hängt, nicht an den Göttern, nicht an der Würde, nicht am Leben ... Mutter hat mir von einer Gefährtin namens Junivera erzählt, einer Geweihten der Rondra, die sich einmal von ihrer Angst überwältigen ließ und von da an mit sich haderte. Als selbstauferlegte Buße, so meine Mutter, habe sich Junivera freiwillig in alananische Sklaverei begeben. Doch

vermutlich, so sehe ich das heute, hatte die Tat der Geweihten mit Bußfertigkeit gar nichts zu tun: Das Leben hatte für sie alle Werte und alle Bedeutung verloren. Da ist es dann gleich, ob man als Gaukler durch die Lande schweift oder die Fußkette eines Erntesklaven trägt.«

»Welche Bitterkeit des Denkens«, stellte Gerion mit nüchterner Stimme fest. Gilia sah ihn abwartend an, da sie erwartete, daß er mit seiner Bemerkung fortfahren wolle, aber der Magier schwieg. Selissa hingegen bat nach einer Weile: »Erzähl doch weiter! Wie konntest du den Orks entkommen?«

Die Amazone schüttelte den Kopf. »Ich bin ihnen nicht *entkommen*. Jedenfalls hatte ich keine Anstalten getroffen, meinem stinkenden Meister davonzulaufen. Nein, *meine* Orks übernahmen sich ein wenig, als sie einen Wagenzug überfielen, der von mehr als einem Dutzend schwerbewaffneter Söldner gesichert wurde. Die wenigen Schwarzpelze, die den Kampf überlebten, flüchteten, so schnell sie ihre Beine trugen, und vergaßen mich mitzunehmen. So kam ich zu der netten Schar, die ihr in der Schenke in Darbwinkel kennengelernt habt. Nachdem sie mich aufgenommen hatten, bin ich mit ihnen durch die Lande gezogen. In der Hardorper Gegend halfen wir, einen Familienstreit zu beenden. Ich denke, meine neuen Freunde haben an der Sache recht gut verdient, aber sie erwiesen sich als ge-

hörig habgierig. Mir gaben sie vom Sold gerade soviel, daß es immer für ein Krüglein Schnaps reichte; dabei hatte ich recht ordentlich gekämpft, falls man das Erschlagen von einem halben Dutzend Bauernlummeln und schlecht gekleideten Waffenmägden als ordentlichen Kampf bezeichnen kann. Mir war es gleich. Auch ließ es mich kalt, ob ich um meine Dukaten betrogen wurde. Vieles im Leben ist beliebig, wenn man die vollkommene Freiheit errungen hat. Also will ich fürderhin darauf achten, daß stets ein wohlgefüllter Krug bereitsteht; alles andere soll mir bis ans Ende meiner Tage beliebig bleiben, und irgendwann werde ich mich auch damit abgefunden haben, daß ich meine Mutter und die Kriegerinnen nie wiedersehen und daß ich niemals wieder die Gnade der Göttin erlangen werde.« Als sie diesmal den Krug an den Mund führte, nahm sie einen langen Zug und wischte sich mit dem Handrücken über die Lippen, bevor sie weitersprach. »So, nun habt ihr gehört, was es von meinem Leben zu berichten gab, und könnt entscheiden, ob ihr eine solche ›angenehme Weggefährtin‹ weiter in eurer Nähe dulden wollt.«

»Welch traurige Geschichte«, murmelte Selissa.

Schweigen senkte sich über den Tisch; nur das Prasseln und Knacken der brennenden Scheite und die Gesprächsfetzen der wenigen verbliebenen Gäste wehten heran.

Gerion starrte in seinen Bierkrug, den er in den Händen drehte, und lächelte grimmig. »Das war eine traurige Geschichte, und doch sagt sie nicht soviel über dein Leben aus, wie du denken magst. Mich hat das Leben vor allem eines gelernt: daß alles erst dann entschieden ist, wenn du Golgaris Schwingen rauschen hörst. Was du dann nicht gerichtet hast, wirst du wohl ungeordnet und ungelöst zurücklassen – bis dahin kann alles geschehen.« Er warf Selissa einen langen, ernsten Blick zu. »Ich weiß, du glaubst mir jetzt nicht. Durch Geschwätz können wir Menschen niemandem helfen, dessen Seele unglücklich und krank ist. So habe ich, was ich eben sagte, auch nur aus Wichtigtuerei ausgesprochen: Es ist so schön, recht zu behalten, und irgendwann wirst du an mich denken und erkennen, daß ich recht hatte, und wirst drei Wimpernschläge lang leise und anerkennend lachen, und ich werde es spüren, wo immer ich gerade sein mag, und in dein Lachen einstimmen.«

Ein verstohlenes Lächeln huschte über Gilias Züge, und erstmals seit Selissa und Gerion ihr begegnet waren, lag keine Bitternis darin. Gerion leerte seinen Krug und winkte Wirt Buckram heran, auf daß er den dreien ihre Schlafplätze auf der Empore unter der Höhlendecke zuwies.

Zum Frühstück versammelte sich die Schar der Gäste an einer großen Tafel, die der Wirt dicht am Feuer aufgebaut hatte, denn die Wärme der frisch angefachten Flammen reichte noch nicht in die fernerer Winkel der ausgedehnten Gaststube. Der unwiderstehliche Hefeduft von ofenwarmem frischen Brot – Feenholdchen hatte in aller Frühe gebacken – war schon vor einiger Zeit hinauf zu der hölzernen Galerie gestiegen, hatte den dort ruhenden Gästen höchst angenehme Träume von gutem Essen geschickt und sie so auf die denkbar angenehmste Weise aus dem Schlummer geweckt. In dem Maße, wie sich die Tafel füllte, wurden das Schwatzen und Lachen, das Klimpern, Klappern und Glucksen der Essenden immer lauter, so daß schließlich auch hartnäckige Schläfer die Augen öffnen und das mollige Strohlager verlassen mußten.

Gerion, Selissa und Gilia gehörten zu jenen Gästen, die eher schwerfällig aus den Betten kamen. Als sie bei der Tafel eintrafen, war das Morgenmahl schon im vollen Gange. Buckram ging fröhlich grinsend von Platz zu Platz, brach das Brot, verteilte dicke Käsescheiben und schenkte dampfendheißen Tee in kleine Henkelkrüge. Mit großem Hallo wurden zwei Pfannen mit Rührei und Speck begrüßt, die Feenholdchen in der Tischmitte abstellte.

Die drei Gefährten ließen sich nieder, tranken und

aßen und ließen – gemeinsam mit anderen Gästen – die Wirtsleute hochleben, die es verstanden, mitten in der kalten steinernen Wildnis ein so behagliches und gastfreies Haus zu unterhalten.

»So gut wie hier und jetzt hat es mir schon lange nicht mehr geschmeckt«, beteuerte Selissa, während sie sich mit einem hölzernen Löffel goldgelben Honig auf einen großen Brotbrocken träufelte. Gerion wandte sich derweil an eine reisende Händlerin, die zu seiner Rechten saß und auf dem Weg von Tobrien nach Weiden war. »Ich hoffe, Ihr hattet eine gute Reise ... Sagt an, was geschieht in Gareths gebeutelter Ostprovinz? Man hört, es hat im letzten Sommer eine Schlacht gegeben, die nicht eben gut für Euch ausging ...«

Die Frau, eine hagere schwarzhaarige Mittdreißigerin, die eben noch – wohl eingedenk des guten Morgenmahls – zufrieden gelächelt hatte, blickte plötzlich sehr ernst. Langsam drehte sie den Kopf, um Gerion ausgiebig zu mustern. Dann nickte sie befriedigt. »Ich dachte schon, werter Herr, Ihr wolltet scherzen, wo es nichts zu scherzen gibt, aber mir scheint, Ihr befleißigt Euch nur einer recht lockeren Ausdrucksweise ... Nein, aus Tobrien gibt es wahrhaftig nichts Gutes zu berichten. Es scheint, daß die Zwölfe allen Schutz von uns genommen haben!« Sie stieß grimmig ihren Tee-krug zurück. »Wir haben die Schlacht an der Tobimo-

ra nicht nur verloren, werter Herr, nur jeder zehnte, der dort für Tobrien angetreten war, hat die Kämpfe überlebt. Das mögt Ihr, wenn Ihr die Ausdrucksweise angemessen findet, als ›*nicht eben gut ausgehen*‹ bezeichnen! Mir bricht es das Herz, wenn ich daran denke.«

Gerion neigte den Kopf. »Ich bitte Euch um Vergebung, Ehrenwerte. Ich hatte meine Worte in der Tat falsch gewählt, aber ich wußte auch nicht, daß die Sache so schlimm ausgegangen ist.«

»Ach, es ist schon gut, mein Herr. Wer nicht dort war ... Aber ich bin aus Eslamsbrück und habe – aus der Ferne, wie ich bekennen muß – viele schreckliche Dinge gesehen. Und viel Schrecklicheres noch soll geschehen sein, als Warunk fiel. Ich weiß nicht, ob es stimmt, was die Leute erzählen, daß nämlich der Anführer der Feinde jener Borbarad sei, der Dämonenmeister, der nicht in seinem Grabe geblieben ist. Aber ich weiß wohl, daß Kreaturen durch mein Tobrien streifen, die nicht von Deren sind! Und nun entschuldigt mich, ich will abreisen, solange der Weg noch passierbar ist.« Heftig stieß die Händlerin ihren Stuhl nach hinten, sprang auf und eilte die Treppe hinauf.

»Was ist denn in diese Frauensperson gefahren?« fragte Selissa, ihr Honigbrot schwenkend. »Hast du etwas Unanständiges zu ihr gesagt? Hast du sie beleidigt ...?«

»Ja«, antwortete der Magier nachdenklich, »ich glaube, ich habe sie beleidigt ... Bisweilen vergesse ich, in welch finsternen Zeiten wir leben. Besonders an einem Ort wie diesem kann einem das leicht geschehen. Dennoch, es sollte mehr Herbergen wie *Bärentatze* geben und mehr Wirtsleute wie Buckram und Feenholdchen.«

Als Lingmar etwa eine halbe Stunde später – seinen Unmut durch ein dumpfes Gebrummel kundtuend – die Kutsche auf den Sichelstieg hinauslenkte, trieben feine Schneeflocken in dichten Schleiern durch die Luft. Am Himmel, der gestern noch so klar und blau das Hügelland und das Gebirge überspannt hatte, waren über Nacht gelbgraue Wolken aufgezogen. Beunruhigend tief hingen sie, so daß die Gipfel der Sichelberge in ihnen verschwanden, und eine gewaltige Schneefracht auf das Land abzuladen drohten.

In der Nacht hatte scharfer Frost geherrscht, mit dem Aufzug der grauen Morgendämmerung war es kaum wärmer geworden, und der frischgefallene Schnee war so kalt und trocken, daß er unter den Kutschenrädern knarrte. Jenseits der Höhlenschenke war der Sichelstieg merklich breiter als zuvor, und Lingmar mußte die Maultiere nicht mehr am Strick führen, sondern konnte wieder auf dem Bock Platz nehmen. Auch wenn ihn die neue Entwicklung nicht frohgemuter stimmte. Von seiner hohen Bank aus rief

er allerlei Verwünschungen in den Wind und machte dem Gott des Winters bittere Vorhaltungen, weil Er mit Seinen Gaben nicht hatte warten können, bis Lingmar und sein Gefährt die Schwarze Sichel passiert hatten. In der Kutsche herrschte Schweigen. Die Fahrgäste blickten zum Fenster hinaus, obwohl der Schneefall bald so heftig geworden war, daß die Täler und Gipfel ringsumher größtenteils hinter dem grauweißen Flockengestöber verschwunden waren. Nach einer Weile der Stille, während nur das Ächzen der hölzernen Kutschfedern und das unwillige Schnaufen der Zugtiere zu hören gewesen waren, zog Gerion die Hände aus den weiten Jackenärmeln hervor, blies sich in die Handflächen und rieb sie aneinander. »Heute friert es wahrhaftig Stein und Bein«, stellte er fest. Selissa und Gilia spähten weiter schweigend aus dem Fenster, hinüber zu einem schneeumwehten Rand eines düsteren Tannenwaldes, der auf der Talseite des Weges wuchs. »Im Bornland soll es Kutschschlitten mit eingebauten kleinen Feuerbecken aus Eisen geben ...«, setzte Gerion von neuem an, wartete kurz ab und fuhr dann fort: »Selbst die alten Echsenherrscher sollen Ofen besessen haben. Ein guter warmer Ofen in einer Gegend, wo einem das ganze Jahr hindurch der Schweiß von der Nase tropft, ist natürlich hervorragend geeignet, die Wohlhabenheit seines Besitzers darzustellen ...«

Wiederum antwortete ihm nur Schweigen, aber er mochte noch nicht aufgeben. »Es ist ein alter Brauch bei den Firnelfen«, verkündete er, »in unregelmäßigen, aber nicht zu langen Abständen immer wieder einmal die Lippen zu bewegen, damit sie dem Elfen nicht zusammenfrieren und er schnöde verhungern muß ...«

Selissa lachte, und Gerion nickte beifällig. »Ei nun, es ist also doch möglich – die ärgste Gefahr ist überwunden. Jetzt du, Gilia, laß uns einen Laut hören!«

Die Amazone schien aus schwermütigen Gedanken zu erwachen. Offenbar hatte sie keinen der Scherze des Magiers wahrgenommen. »Was soll ich tun?« fragte sie verwirrt.

»Es ist schon gut«, erwiderte Gerion. »Ich wollte dich nicht stören, nur einmal deine Stimme hören ...«

»Ich kann euch ein Lied singen«, entgegnete Gilia nach einer Weile mit ernsthaftem Kopfnicken. »Die Söldner haben es mich gelehrt, es war das Lieblingslied dieser Lysmene, die gestorben ist ...«

»Gern würde ich ein Lied hören«, versicherte Selissa. »Vielleicht hilft es, die Kälte aus diesem rollenden Kasten zu vertreiben ...«

»Nun denn ...« Gilia räusperte sich. »Ihr habt es so gewollt.« Das Lied hatte eine einfache, schlichte Melodie. Die Amazone sang es mit ruhiger, klarer Stimme, die kraftvoll hinaus in das Schneetreiben schallte.

Gerion, der die Verse schon einmal gehört hatte, stimmte beim zweiten Refrain mit ein, mit sanftem, heiserem Ton, der die Wehmut des Liedes noch eindringlicher machte. Sie sangen das Lied von der alten Söldnerin. Der geneigte Leser mag es kennen – falls nicht, so sei es hier wiedergegeben.

Die alte Söldnerin

*Stolzes Wams hängt längst in Fetzen,
Und dein Haar weht dünn und grau,
Doch das Haupt wirst du nicht beugen,
Stolze, harte Söldnersfrau.*

Refrain:

*Schlafe gut hier in den Schatten,
Wo der Büttel dich nicht sieht.
Unterm Banner, schwarz und silbern,
singt der Wind dein Schlummerlied*

*Denke gar nicht erst an morgen,
Tage kommen, Tage geh'n.
Heute unterm Schild der Sterne
wird dir schon kein Leids geschehen.*

Refrain

*Ja, die Büttel machen Ärger,
Immerzu, an jedem Ort.
Ziehst du einst in Rondras Hallen –
siehst du keinen Büttel dort.*

*Schlafe gut hier in den Schatten,
Wo der Büttel dich nicht sieht.
Unter'm Banner, schwarz und silbern,
singt der Wind dein Schlummerlied.*

Selissa, die erst beim letzten Refrain eingestimmt war klatschte beifällig in die Hände und rief jenes »Noch einmal, noch einmal!«, mit dem die Thorwaler eine gelungene Darbietung zu belohnen pflegen. Gilia dankte ihr mit einem Kopfnicken und einem Lächeln. Selbst Kutscher Lingmar schien für einen Augenblick seinen ganzen Verdruß vergessen zu haben, und seine rauhe Stimme tönte durch das Schneegestöber: »Ein schöns Lied, die hohen Herreschaften! Allet, wat recht is! Unnerm Banner, schwarz un silbern – hab ich no nimmes gesehn, so'n Fahn.«

Selissa lachte. »Das ist keine Fahne, guter Lingmar!« rief sie zurück. »Das ist der Nachthimmel, der gestirnte Himmel.«

Während die wackeren Mulis die Kutsche aus dem Vorgebirge in die machtvolle Bergkette der Schwar-

zen Sichel schleppten, nahm der Schneefall noch an Stärke zu. Jeder Blick aus dem Fenster zeigte nichts als treibende Flocken. Der Stieg war bald unter mehr als schritthohen Verwehungen kaum mehr auszumachen. Lingmar, der längst wieder vor der Kutsche herschritt, hielt die Mulis an. Als sein mit einem Wollschal umwickeltes schneeverklebtes Gesicht im Kutschfenster erschien, zeigte es nicht die aufgesetzte Verdrossenheit, die der Kutscher für einen Teil seiner Aufgabe zu halten schien, sondern echte Besorgnis. »Um Vergebung, die hohen Herreschaften«, sagte er verlegen. »Ich bräuchet eine Hülf!«

Es stellte sich heraus, daß fortan einer der Fahrgäste vor den Maultieren einhergehen und mit einer langen Stange den Weg ertasten mußte. Oftmals war der Stieg – von dicken schrägen Schneeflächen bedeckt – so sehr mit dem Hang verschmolzen, an dem er entlangführte, daß sein Verlauf mit dem Auge nicht mehr zu erkennen war. Gilia übernahm als erste die Rolle der Pfadfinderin. Sie ließ sich von Lingmar den Stecken reichen und arbeitete sich, ständig das Holz durch die weiße Decke stoßend, in dem teils knie-, teils hüfthohen Schnee voran. Auch Gerion und Selissa waren ausgestiegen und gingen hinter der Kutsche her, um den Maultieren ihre mühselige Arbeit ein wenig zu erleichtern. Einzig Gurvan war in dem Gefährt zurückgeblieben und winselte höchst

jämmerlich, weil er die menschliche Gesellschaft vermißte.

Das besorgte Schweigen des Kutschers und sein stets zur Seite und hangaufwärts gerichteter Blick gaben dem Magus zu denken, und zum ersten Mal seit ihrem Aufbruch in Darbwinkel fragte er sich, ob es nicht tatsächlich besser gewesen wäre, für die Reise über die Sichel das nächste Frühjahr abzuwarten. Wenn nur der Schneefall ein wenig nachließe, dachte Gerion und sandte ein Stoßgebet zu Firun, dem Herrn über diese weißen Massen. Da er aber noch nie in seinem Leben zu dem Wintergott gebetet hatte, verspürte er wenig Hoffnung, daß Dieser ihn erhören werde. Tatsächlich fiel der Schnee weiter, rauschend und knisternd, ohne Unterlaß. Der Magus versuchte es nun, weiterhin ohne viel Zuversicht, mit Ifirn, des Wintergottes sanfter Tochter, aber auch Sie war nicht bereit, Gerion anzuhören. Nach einer weiteren Stunde mühseligen Voranstapfens und als die Kutsche sich kaum noch von der Stelle zu bewegen schien, ging er nach vorn zu Lingmar und schlug ihm vor, zu der Höhlenschenke zurückzukehren.

Der Kutscher nahm den Vorschlag recht ungnädig auf. »Et is so, hoher Herr«, erwiderte er, »dat wej nun ungefährens in der Mitten sind, zwischen de *Bärentatz* und de *Sichel* – so heeßt eine Kneip auf de annere Seit von et hohe Paß. Nu mach et sein, datet hinner de

Bergen nich schneit, dann ginget uns beder. Et mach natürlick auch sein, datet Wetter hinner de Bergkett noch übler is. Dann habet wej Pech gehabt. Aber, so oder so, umkehren können wej jetz nich – sunst rutsch us die Kutsch vonet Steg!«

»Aber mir scheint, der Weg wird immer steiler und schlechter«, wandte Gerion ein.

Lingmar blieb stehen und drehte den treibenden Flocken den Rücken zu. »Jau, dat wird er wohl, aber umwenden können wej hier trotzdem nich – und stehenbleiben hat ers recht kein Sinn.«

Eine halbe Stunde später lichtete sich plötzlich der Himmel. Der Schneefall wurde spärlicher und setzte bald völlig aus. Die Sonne brach durch die letzten dünnen Wolkenschleier, und die Landschaft ringsumher erstrahlte in blendendgrellem Weiß. Die Kutsche war stehengeblieben. Lingmar und die drei Reisenden hatten sich beim vorderen Muli versammelt und spähten mit zu schmalen Schlitzen zusammengekniffenen Lidern über die weißen Täler und Hänge. Selbst die Bäume in den Tälern waren von einer so hohen Schneeschicht bedeckt, daß man die sonst so dunklen Wälder kaum noch ausmachen konnte. Vernehmlich plumpsend sprang der alte Gurvan aus der Kutsche und schloß sich den Menschen an, um gleichfalls Ausschau zu halten.

Er stieß ein jammervolles Winseln aus – aus wel-

chem Grund, kann wohl nur ein Hund erahnen. Die Menschen jedenfalls hatten keine Muße, nach der Ursache für Gurvans Unglück zu forschen; dennoch war ihnen ähnlich unfroh zumute: Der Sichelstieg war verschwunden!

Vor den Reisenden erstreckte sich nur ein schier endloser, steil geneigter Hang. Rechter Hand erhob sich der Kamm etwa einhundertfünfzig Schritt über die Kutsche, und linker Hand fiel die schräge Fläche etwa zweihundert Schritt ab bis hin zu einem von Felstrümmern übersäten schmalen Tal. Von dem Sichelstieg, der etwa auf halber Höhe an diesem Hang entlanglaufen sollte, war nichts mehr zu sehen. Die Hangschräge verlief glatt und gleichmäßig, nirgendwo deutete eine Kante darauf hin, daß dort irgendwo der Weg entlangführen könnte.

Der Kutscher nahm Gilia den Stecken aus der Hand und wühlte sich vorwärts durch den tiefen Schnee. Er stocherte hier und prüfte dort und hatte am Ende den Weg ein paar Schritt weit erkundet. Die Kutsche konnte ein kleines Stück vorrücken, aber die rechtsseitigen Räder rumpelten über eine unter dem Schnee verborgene Unebenheit, vermutlich ein paar Felsbrocken, und das Gefährt neigte sich bedenklich der Talseite zu. Es ruckte noch einen Schritt vor und kippte weiter ... Lingmar packte das Maultier am Halfter, brüllte ihm in die Ohren und schob es rück-

wärts. Die Kutsche richtete sich knarrend wieder auf. Gerion und die beiden Frauen räumten mit den Händen den Schnee beiseite, um das Hindernis freizulegen. Es erwies sich als ein kleiner Geröllhaufen, Reste eines Steinschlags, der irgendwann den Stieg heimgesucht hatte. Der Weg selbst verlief an dieser Stelle einen halben Schritt weiter talwärts, als Lingmar vermutet hatte. Als die Kutsche wiederum vorrückte, hatte sie innerhalb einer halben Stunde knapp zehn Schritt Boden gewonnen.

»Wir sin zu langsam, die hohen Herreschaften«, stellte Lingmar schnaufend fest. »So hanget wej in de Nacht noch hier am Hang! Wat tun wej nu?« Er hatte sich an Gilia gewandt, die er offenbar seit einiger Zeit als Anführerin der Reisegesellschaft betrachtete, obwohl er doch von Gerion seinen Lohn erhalten hatte.

»Wir werden weniger Zeit mit unnützem Geschwätz verbringen«, entschied die Amazone, »und statt dessen zusehen, daß wir eine bessere Geschwindigkeit vorlegen. Was sollten wir wohl sonst tun?«

Fortan wurde weniger geredet. Gerion wickelte den Zauberstab aus seinem Packen, um sich an der Wegsuche beteiligen zu können. Fortan ging er an der Bergseite, während Lingmar an der Hangseite seinen Stecken in den Schnee stieß. Gilia führte die Maultiere, und Selissa, die Gurvan zurück in die Kutsche bugsiert hatte, schritt neben der offenen Tür ein-

her und streichelte dem fortwährend winselnden und jaulenden Hund über den Kopf. »Was mag er nur haben?« rief sie nach vorn zu Gerion, aber der Magus zuckte nur die Schultern. Er war vollauf mit dem Erkunden des Weges beschäftigt. In der nächsten Stunde legte die Gruppe auf mühselige Weise etwa eine knappe Meile zurück, eine kümmerliche Strecke auf der gewiß neun bis zehn Meilen messenden Bergflanke.

Die Sonne hatte schon fast den höchsten Stand erreicht, und Gerion schlug eine Rast vor, doch Lingmar schüttelte nur stumm den Kopf und wies nach Nordwesten, wo ein dunkelgrauer Saum am blauen Himmel heraufstieg.

»Nun, es wird wohl bald wieder schneien«, brummte Gerion, »aber ob wir bis dahin noch eine götterverdammte Meile zurückgelegt haben, kann uns doch gleichgültig sein, oder?« Da ihm niemand zustimmte, machte er sich wieder auf den Weg und stieß den Stab zornig in den Schnee.

Die Wolken zogen erschreckend schnell auf, und bald war klar zu erkennen, daß das Unwetter die Kutsche innerhalb der nächsten Stunde erreichen würde – mitten auf dem mit lockerem Schnee überladenen ungeschützten Hang. Lingmar spähte immer wieder zu der Wetterwand hinüber. Zur Eile trieb er nicht, es hätte ohnehin keinen Sinn gehabt.

Als die ersten Flocken fielen, entdeckte Selissa auf der waldigen Talsohle, von den Kronen der verschneiten Bäume größtenteils verdeckt, eine Bewegung. »Da unten regt sich etwas!« rief sie ihren Gefährten zu. »Ein Tier, glaube ich, ein großes Tier, vielleicht ein riesiger Bär.«

Auch die anderen spähten ins Tal hinab, aber dort tauchte nur hin und wieder in einer Baumücke für einen winzigen Moment eine pelzbehangene Form auf. Das Wesen im Tal bewegte sich in die gleiche Richtung wie die Kutsche, kam aber viel schneller voran. Gurvan, der sich mühevoll hochgestemmt hatte, hob die Nase in den Wind und winselte lauter denn je.

»Das ist kein Bär«, stellte Gerion fest. »Wann immer wir je in die Nähe eines Bären kamen oder auf seine Spuren stießen – stets verhielt sich Gurvan – wenig mutig – mucksmäuschenstill. Laute wie diese habe ich noch nie von ihm gehört. Mir scheint, ehrlich gesagt, er hat soviel Angst, daß er gar nicht mehr weiß, was er tut. Was immer sich da unten verbergen mag – ich hoffe inständig, es bleibt, wo es ist!«

Derweil war der Schneefall schon wieder so heftig geworden, daß die hohen Sichelberge nicht mehr zu sehen waren, auch der Blick ins Tal hinab wurde zunehmend schlechter.

Von der Bergseite, hoch über dem Stieg, war ein

Rauschen zu hören: Ein Schneebrett hatte sich gelöst, sauste hangabwärts und riß weitere Schneemassen mit sich. Etwa fünfzig Schritt entfernt rutschte die kleine Lawine herab, in sicherem Abstand also; doch das dumpfe Brausen, das plötzlich die Luft erfüllte, erschreckte das vordere Maultier so heftig, daß es blindlings vorwärtsstürmte und das zweite Muli und die Kutsche mit sich zog. Lingmar und Gilia stapften hinter den durchgehenden Tieren her, konnten aber nicht an der sparrigen Kutsche vorbei nach vorn zu den Zugtieren gelangen. Zum Glück hatte der Marsch durch den fast brusthohen Schnee die Mulis bald so erschöpft, daß sie nach etwa dreißig Schritt zum Stehen kamen. Nur durch ein Wunder waren sie auf dem Weg geblieben, und Lingmar ließ sich mit einem Stoßseufzer auf die Knie sinken, um den Zwölfen zu danken. Im selben Augenblick rutschte der hintere Teil der Kutsche zur Seite. Ein Hinterrad schwebte plötzlich über dem Hang, das Heck des Fahrzeuges senkte sich bedrohlich ... Gurvan erschien in der offenstehenden Kutschentür und machte Anstalten, herauszuspringen.

»Setz dich! Sitz!« brüllte Gerion ihn aus vollem Halse an. Der Hund zuckte erschreckt zusammen und fügte sich dem Befehl. Die Kutsche richtete sich wieder auf, nur um sich, da die Mulis einen halben Schritt rückwärts strebten, noch bedenklicher über

den Hang zu neigen. Lingmar brachte die Tiere durch ein Rucken am Halfter zum Stehen, aber die Lage war bedrohlicher denn je: jede weitere Erschütterung des Gefährts konnte den Sturz in die Schlucht zur Folge haben. Gurvan schien die Gefahr erkannt zu haben. Winselnd spähte er ins Tal hinab und wagte sich nicht zu rühren. Nur seine Nase zuckte, während er sich verzweifelt bemühte, die Witterung jenes Wesens aufzunehmen, das dort soeben aus dem Wald getreten war.

Auch die Menschen sahen nach unten – und hielten den Atem an. Ihre Sicht war vom Schneetreiben so getrübt, daß sich die Kreatur nur als graubrauner Schemen vor dem Weiß des Talbodens abzeichnete, aber es war doch klar zu erkennen, daß das Wesen aufrecht ging, zottelige Felle, zotteliges Kopfhaar und einen ebenso zotteligen, fast knielangen Bart trug – und daß es mit mehr als vier Schritt Höhe höher hinaufreichte als zwei Thorwaler, die man aufeinanderstellte.

»Ich kenne es nur von Bildern«, flüsterte Selissa, »aber das muß ein Troll sein ...«

»Ich fürchte, du hast recht.« Auch Gerion hatte die Stimme gesenkt, obwohl die Entfernung bis ins Tal weit über hundert Schritt maß.

»Er kommt«, stellte Gilia fest.

Tatsächlich hatte der Troll mehrfach nach oben zur

Kutsche heraufgeblickt, so daß die Reisenden voller Beklommenheit in das von Haargebüschen überwucherte riesige Gesicht sehen konnten. Nun ging ein Ruck durch den mächtigen Leib, er trat vor und machte sich daran, den Hang heraufzuklettern. An dieser Stelle fiel der Boden sehr steil – an manchen Stellen fast senkrecht – zum Tal hin ab, aber der Troll schien den Aufstieg nicht als schwierig zu empfinden. Seine riesigen Füße stemmten sich in den Schnee und ließen Abdrücke, groß wie Waschkörbe, zurück. Seine gewaltigen Fäuste umklammerten Klippensteine und Felsnadeln, die an vielen Stellen aus der Schneedecke ragten. Erschreckend schnell schob sich die Gestalt hangaufwärts auf die Kutsche zu, kleine Schneerutsche lösten sich unter den Tritten der Füße.

Die Lage auf dem Weg war verzweifelt: Die Kutsche war nicht mehr rechtzeitig freizubekommen, die Zeit würde nicht einmal mehr reichen, um Gurvan durch die zweite Tür aus dem absturzbedrohten Gefährt zu befreien. Gilia, Selissa und die beiden Männer tauschten ratlose Blicke.

»Wat maak wej nau?« fragte Lingmar. Er hatte sich an Gilia gewandt, und seine Stimme hatte recht vertrauensvoll geklungen. Um so enttäuschter blickte er drein, als die blonde Kriegerin zu erkennen gab, daß sie auch keinen Ausweg wußte.

Gerion umklammerte seinen Zauberstab und maß

den ständig schrumpfenden Abstand zu dem vernehmlich schnaufenden Ungetüm. Mächtige Dampfwolken stoben aus den breiten Nüstern der Riesengestalt. Die rechte Faust knickte eine armdicke Birke, die im Wege stand, als wäre sie ein Strohhalbm. Gerion schaute in das grimmige rotwangige Gesicht, die aus der knolligen blaugeäderten Nase aufsteigenden Dampfschwaden und die menschenkopfgroßen Fäuste – und war sich plötzlich auf elende Weise bewußt, daß er dem Ungeheuer keinen Zauber entgegenschleudern konnte. Ein jeder Zauber verlangte Selbstbewußtsein und die Zuversicht, auf magische Weise ein Ziel zu erreichen, eine Veränderung herbeiführen zu können. Gerion aber war sich sicher, was immer er an Magie gegen den Troll zuwege brächte, sie würde abprallen, wie wenn er ein Stoffbällchen nach dem Ungetüm geworfen hätte. Auch der Magus hatte sein Wissen über Trolle nur aus kreaturenkundlichen Büchern gewonnen, und in einem, das er in frühen Jahren als Akademiezögling gelesen hatte, wurde behauptet, der Troll sei – ›bei all seyner scheynbaren Macht‹ – leicht zu verzaubern oder dem Willen des Magiekundigen zu unterwerfen. Gerion wünschte sich inbrünstig den Schreiber dieser Zeilen herbei, um ihm bei ›seinen leichten Zaubern‹ zuzusehen. Aufseufzend hob er den Zauberstab. Ein Schlag mit dem Stecken würde vermutlich nicht mehr Wir-

kung zeigen als ein abprallender Zauber, aber der Magier wollte sich auf keinen Fall kampflös ergeben. Auch Lingmar umklammerte seinen Stecken fester. Gurvan jaulte zum Steinerweichen. Gilia und Selissa zogen langsam ihre Klingen.

Lingmar sank auf die Knie und betete: »O Ihr großen Götter, die Ihr im heiligen Dutzend über uns wacht ...«

Der Troll hatte längere Zeit nicht mehr zu den Menschen aufgeblickt. Mit gesenktem Kopf stieg es unaufhaltsam voran. Gerion erschrak über die grimme Entschlossenheit, die aus der Körperhaltung des Monsters sprach. Ein strenger Geruch von Schweiß und nassem Fell wehte heran. Gerion wollte unwillkürlich zurückweichen, aber eine unbezwingbare Angst lähmte ihn und hielt ihn an seinem Platz.

Dann war das haarige Ungeheuer heran und fast auf der Höhe des Sichelstiags angelangt; im nächsten Atemzug würde es sich auf den Weg schwingen ...

»Bei Rondra!« sagte Selissa.

Gilia stand stumm und atemlos.

Da geschah etwas ganz und gar Seltsames: Einen halben Trollschrift unterhalb der Kutsche blieb das Ungetüm stehen, griff mit beiden Fäusten unter den Boden des Gefährts und wuchtete es auf den Weg zurück. Kaum war die Kutsche mit einem lauten Krachen auf den eisigen Boden gefallen, da schrien die

beiden Mulis vor Entsetzen auf und stürzten nach vorn. Während er einen unverständlichen Brummelton ausstieß, beugte der Troll sich vor, griff in eine Türöffnung der Kutsche und hielt sie fest – so unerschütterlich war der Griff, daß das Fahrzeug wie angefroren auf seinem Platz blieb, während die Hufe der Mulis hilflos durch den Schnee scharrten. Die Tiere waren aber rasch so ermattet, daß sie ihre Fluchtversuche einstellten und sich mit hängenden Köpfen in ihr Schicksal fügten.

Der Troll ließ die Kutsche los, und ein neuerlicher Brummton war zu hören. Gerion glaubte eine gewisse Zufriedenheit in dem Geräusch zu erkennen.

Gurvan, der sich noch immer in der Kutsche befand und somit dem Troll am nächsten war, schien vor schierem Schrecken endgültig den Verstand verloren zu haben: Wimmernd, quietschend und jaulend kroch er auf seinem fettgerundeten Bauch nach vorn, streckte den Kopf aus der Türöffnung und leckte dem Ungeheuer mit heftigen Zungenschlägen das riesige Gesicht. Und der Troll, der den alten Hund mit einem einzigen Griff hätte zerquetschen können, legte den Kopf in den Nacken, schloß die Augen und seufzte genießerisch, während ihm die lange rauhe Hundezunge über die Knollennase, die haarigen Wangen und die fest zusammengekniffenen Lider strich. Derweil klopfte Gurvans wedelnder Schwanz im Eil-

takt auf den Kutschenboden, und seine Jaul- und Winsellaute erschienen Gerion nun gar nicht mehr so furchtsam. Jetzt erkannte er in ihnen die gewohnten Laute, mit denen Gurvan einen Freund oder alten Bekannten zu begrüßen pflegte.

Der Troll – den langen grauen Grannen nach zu schließen, die aus seinen Brauen und seinem Oberlippenbart stachen –, ein recht alter Vertreter seiner Art, schob nun seinerseits eine breite, grobporige Zunge zwischen den borkigen Lippen hervor und zog sie kreuz und quer über das Hundegesicht, wobei er neuerliche Freudensbekundungen hervorrief.

Die Menschen, die teils beim vorderen, teils beim hinteren Muli standen, tauschten stumme Blicke. Ganz allmählich stahl sich ein Lächeln auf Selissas Züge, Lingmar begann zu kichern, Gerion stimmte mit einem lauten Lachen der Erleichterung ein.

»Was lachen?« dröhnte eine Stimme, die den eisigen Boden zum Beben brachte.

Das Gelächter war mit einem Schlag verstummt.

»Lachen über Tartzilman?«

»Nein, nein, keineswegs!« riefen Selissa, Gerion und Lingmar im Chor. »Wir wollten nur unsere Freude und unsere Friedfertigkeit zeigen, Herr ... äh ... Tartzilman. Das kann ich beschwören.«

Der Troll stand weiterhin auf einem kleinen Vorsprung unterhalb des Weges, dennoch überragte er

selbst Gilia um mehr als einen Schritt. »Das lieb Hund«, brummte er und ließ sich von Gurvan die ausgestreckte Rechte schlecken. »Was Name?«

»Gurvan.«

»Tartzilman, viele Jahre vorher, Hund wie Gurvan. Nur paar Jahr. Hund gesterb. All Hund sterbe schneller, wie du kannst hingucken. Jung Tartzilman viel traurig! Wenn alt Tartzilman höre Gurvan, denk an fruher, wieder viel traurig.« Der haarige Riese hatte plötzlich helle Trolltränen, dick wie Knappkirschen, in den Augen. Er stieg endgültig auf den Weg herauf und türmte nun hoch über den Menschen auf. Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, schirrte er die Maultiere aus und zog die widerstrebenden Tiere nach hinten, auf die Rückseite der Kutsche, um sie dort wieder festzubinden.

Von Lingmar und den anderen stumm beobachtet, zog der Troll den Befestigungsbolzen aus der Deichsel und hielt nun den zweieinhalb Schritt langen Deichselbaum frei in der Hand. Den eisernen Bolzen reichte er dem Kutscher, der ihm den Stab zögernd aus der Hand nahm. Dann wies Tartzilman auf die Kutsche. »Da hinein!« befahl er denkbar knapp.

Gerion, der Kutscher und die Frauen fügten sich unter verwundertem Kopfschütteln der Aufforderung.

»Sitzen hin!« lautete der nächste Befehl.

Die vier Menschen setzten sich.

Tartzilman ließ den Blick seiner dukatengroßen steingrauen Augen über sie hinweg. »So – gut!« entschied er. Dann stapfte er zur Vorderseite der Kutsche, schloß die linke Faust um das Fußbrett des Kutschersitzes, prüfte noch einmal kurz, ob das Gefährt sich wohl an diesem Brett ziehen lasse – der Ruck hätte Gerion um ein Haar von der Bank geworfen –, und setzte sich in Bewegung. Mit Hilfe des gewaltigen Deichselbaums als Prüfstange, marschierte der Troll durch den Schnee, der ihm kaum bis zu den Knien reichte. Hinter ihm rumpelte die Kutsche einher; zuletzt kamen mit langgestreckten Hälsen und bisweilen steif gegen den Boden gestemmt Vorderbeinen die widerspenstigen Maultiere. Das dumpfe, aber durchaus wohltönende Brummen eines Trollliedes erfüllte die Kutschkabine, während Tartzilman – schneller, als es die Mulis je vermocht hätten, dem Paß durch die hohen Sichelberge entgegenschritt.



18. Kapitel



Geestwindskoje im Firun 1020 n. BF.

Die Kundschafter

Auf seinem Weg ins Dorf hinab schimpfte Erborn, der künftige Graf von Geestwindskoje, leise in sich hinein. Es gab viele Dinge, an denen er an diesem Vormittag etwas auszusetzen hatte: Das Land ringsumher war zu kahl und zu weiß. Der Wind war zu kalt, der Schnee zu naß und der Krähenschwarm auf dem großen Acker, auf dem im Sommer die Rüben gestanden hatten, zu groß und zu unheimlich. Das hundertfache Gekrächz der schwarzen Vögel mißfiel ihm außerordentlich.

Der hohe weiche Schaft von Erborns linkem Fellstiefel war aus dem Band, der ihn am Oberschenkel halten sollte, heraus- und am Bein abwärtsgerutscht, so daß er den kalten Wind hier besonders unangenehm verspürte ...

Empört griff Erborn nach dem Stoffband, um den Knoten zu lösen und neu zu schnüren, aber der nasse Streifen war an der verknoteten Stelle hartgefroren.

Da war nichts zu machen: Der Knoten saß zu fest, Erborn mußte weiterhin mit einem hinabgerutschten Stiefel herumlaufen; alle Bauern im Dorf würden sich über ihn lustig machen. Am besten er kehrte gleich wieder ins Gutshaus zurück; er konnte sich ohnehin nicht mehr so recht daran erinnern, warum er sich ins Dorf begeben hatte. Auch beschlich ihn das Gefühl, daß er der bedrückenden Eintönigkeit des Tagesablaufs weder oben im Gut noch hier unten entfliehen könne. Seit Wassjef plötzlich ausgerissen war und ihn zurückgelassen hatte, trug Erborn einen zähen Kampf gegen die Langeweile aus. Der Wassjef, den er bisweilen als stummen Begleiter heraufbeschwor, konnte den echten, von spaßigen Einfällen und Bemerkungen übersprudelnden Wassjef keineswegs ersetzen. Der Page mußte für sein Fortlaufen unbedingt hart bestraft werden, entschied Erborn, war aber im nächsten Augenblick wieder bereit, dem Freund jeden Tadel und jede Strafe zu ersparen, wenn er nur endlich nach Geestwindskoje zurückkehrte.

Er wandte sich um und schickte sich an, die leicht ansteigende Straße zum Gutshof zurückzuschlendern, da streifte sein Blick das Haus der Schorkins: eine riesige Schneehaube auf dem Dach, im Garten Schneewehen bis zum Fensterbrett hinauf und der freigeschaufelte Weg vom Haus zur Straße so schmal, daß ein Mensch sich seitlich drehen mußte, wenn er

hindurch wollte. Zu zweit konnte man gewiß nicht nebeneinandergehen ... Die Schorkins mochten ihren Weg zum Haus über den Hof nehmen, aber – und das hatte die Witwe Erborn erst kürzlich erzählt – der Gang durch den tiefverschneiten Vorgarten war der Weg, den alle Besucher der Dorfschulzin nehmen mußten, wenn sie mit einem wichtigen Anliegen zu ihr kamen.

Bestimmt hatte die Witwe Schorkin wieder gehörig mit ihren faulen Söhnen geschimpft. Erborn grinste. Wenn er jetzt das Haus der Schorkins beträte, würde die alte Duna ihm gewiß ein paar lustige Geschichten von den faulen Schorkin-Brüdern erzählen ... Vielleicht war aber auch Matajew daheim. Der war zwar schon ein wenig zu alt, als daß man einigermaßen vernünftig mit ihm spielen konnte, aber auch er konnte spaßige Witze reißen und den alten griesgrämigen Gorm nachmachen wie kein zweiter. Ja, entschied der kleine Erborn, das verknotete Band am Bein war ein ausreichender Vorwand, um die Schorkins zu besuchen. Er schlüpfte durch das stets offenstehende Gartentor und ging auf die Haustür zu, da fiel sein Blick auf einen offenen Schuppen, der ein wenig abseits vom Haus stand. Vier Pferde hatte jemand unter dem schrägen Dach abgestellt: kräftige Tiere mit bunten Satteldecken, so wie sie die Soldaten und Söldner gern verwendeten. Eine schwere Arm-

brust lehnte an der Schuppenwand. Die Deckenrollen waren noch auf die Sättel geschnallt; offenbar hatten die Gäste der Schorkins nicht vor, sich lange aufzuhalten.

Erborn schüttelte verwundert den Kopf. Vier Soldaten bei der Witwe – was trieben die dort? Durchreisende Krieger gehörten auf das Gut und von der Mutter empfangen. Die wußte, wie man mit solchen Leuten umzugehen hatte. Der Junge blieb stehen, lauschte, schlich näher zur Tür.

Im Haus waren gedämpfte Stimmen zu hören, ein dumpfes Klatschen, ein ersticktes Stöhnen. »So, und nun plapper los, alte Vettel!« befahl ein Mann halblaut, aber in barschem Ton. »Wie viele Leute kann euer Graf zu den Waffen rufen? Und wo steckt er überhaupt?«

»Ich ... weiß es ... nicht ...«, antwortete, von Wimmerlauten unterbrochen, eine Frauenstimme, die Erborn nur mit Mühe als die Stimme der Witwe Schorkin erkannte.

»Du denkst besser ein wenig nach«, sagte der Mann. »Vielleicht fallen dir doch noch ein paar Antworten auf unsere Fragen ein ... Sterben wirst du sowieso, fette Schlampe. Aber du kannst dir einige Schmerzen ersparen.«

Erborn hätte vor Schrecken über das Erlauschte fast geweint. »Sterben wirst du sowieso«, murmelte er vor sich hin und wich angsterfüllt von der Tür zurück.

Was sollte er nur tun? Ins Nebenhaus zu Perschoffs laufen? Was konnten die schon gegen vier fremdländische Soldaten ausrichten? Hinauf zum Gut? Das dauerte viel zu lange!

Ein neuerliches Klatschen, ein Schrei, der in ein ersticktes Gurgeln überging ... Erborn sprang zurück. Nur fort von hier! Das vor allem! Rückwärts stolperte er hinaus auf die Straße und spähte ratlos und verzweifelt nach allen Seiten. Da entdeckte er einen offenen Schlitten, der von einer schwarzen Troika gezogen wurde; mit klingenden Glöckchen kam er aus dem Dorf herangesaust und strebte zum Gut hinauf. Eine kleine Kutscherin saß auf dem Bock, in dicke Felle gehüllt; weiter hinten entdeckte Erborn unter Pelzen noch zwei oder drei Fahrgäste; ein grauhaariger Hund bellte wütend aus dem Schlitten heraus.

Erborn lief dem Gefährt mit ausgestreckten Armen entgegen. »Hilfe, bitte, Hilfe!« rief er der Kutscherin zu. Die brüllte zurück »Aus dem Weg, verdammter Bettelbub!« und holte mit der langen Peitsche aus. Doch von hinten griff eine große blonde Frau in die Schnur, wickelte sie mit einer raschen Drehung um die Hand und riß daran. Die Peitsche wurde der Kutscherin aus der Faust gerissen und flog im hohen Bogen durch die Luft. »Halt an!« befahl die Blonde. »Der Kleine ist kein Bettler. Ich will wissen, warum er so außer sich ist!«

Die Frau auf dem Bock stieß ein ärgerliches Zischen aus und brachte das Gefährt zum Stehen. Erborn stürzte auf den Schlitten zu. »Sie schlagen sie tot!« rief er; rote Flecken brannten ihm auf den Wangen. »Die Soldaten schlagen sie tot!«

»Soldaten ...?« fragte die große blonde Frau, die sich soeben von den Pelzen befreit hatte und vom Schlitten gesprungen war. »Ruhig, Junge, ruhig!« sagte mit freundlicher Stimme eine braunhaarige Frau, die neben einem grauköpfigen Mann ebenfalls in dem Schlitten saß. Auch die beiden anderen schlüpfen aus dem Schlitten. Die beiden Frauen zogen ihre Waffen.

»Soldaten?« fragte die große Blonde. »Hiesige ...?«

Erborn sah sie verständnislos an.

»Sind die Soldaten vom Grafen Geestwindskoje?« fragte der Grauhaarige. »Kennst du sie?«

Erborn schüttelte stumm den Kopf. Während er noch überlegte, ob er die fremden Soldaten nicht vielleicht doch kannte – schließlich hatte er sie ja nur gehört und nicht gesehen –, drang wieder ein Schrei aus dem Schorkin-Haus.

»Wie viele?« fragte die Blonde. Sie war schon beim Gartentor.

Erborn zuckte die Achseln. »Vier Pferde«, sagte er plötzlich. »Sie haben vier Pferde; die stehen im Schuppen.«

Die großgewachsene Frau ging ein paar Schritt in den Garten hinein und spähte zum Schuppen hinüber. »Das sind keine bornischen Farben!« rief sie ihren Gefährten zu. »Wir sollten nachsehen, was hier gespielt wird!«

Der grauhaarige Mann zog einen langen Stab unter den Fellen hervor, der am Ende mit einer Glaskugel verziert war. Seine Begleiterin faßte ihren Säbel fester. Sie eilten durch den Garten.

»Gilia, warte noch!« rief der Mann mit dem Stab, aber die große Kriegerin hatte die Tür schon aufgestoßen und war in die Kate gestürmt; ihren beiden Gefährten blieb keine Wahl, als ihr zu folgen. Gurvan war plötzlich da, rempelte sich an Gerions Beinen vorüber und sprang steifbeinig vor ihm ins Haus.

Noch ehe der Magus sich in der dunklen Stube zu rechtgefunden hatte, hörte er schon einen Todeslaut, jenen schmerzerfüllten kurzen Seufzer, den ein von der Klinge tödlich getroffener Mensch unwillkürlich ausstößt.

Ein blondgelockter breitschultriger Mann wankte durch die Stube, beide Hände vor die Brust gepreßt, verzweifelt bemüht, das schäumende Blut zurückzuhalten, das ihm durch die Finger quoll. Der Kämpfer war noch nicht zu Boden gestürzt, da kreuzte Gilia bereits die Klingen mit einem seiner Begleiter. Selissa focht mit einer grobgesichtigen Frau in einem kurzen

Kettenhemd. Etwas abseits führte ein krummrückiger Elf mit strähnig-schwarzen Haaren einen zuckenden Tanz auf. Vor seinen Füßen sprang Gurvan vor und zurück. Mit überkippende Stimme bellte er wie rasend. Plötzlich erschien von irgendwoher ein abstoßend fremdartiges Ungeheuer inmitten der Kämpfenden – etwa menschengroß, mit bodenlangen Armen und glänzenschwarzer Haut, die längs der Wirbelsäule von gelben Streifen durchzogen war. Ein armlanges gleichfalls gelbes Krummhorn ragte aus dem Nacken, und ein mit zwei Reihen langer spitzer Zähne bewehrtes Maul schnappte nach Selissa.

Die Kriegerin nahm sich nicht die Zeit, den widerwärtigen Gegner genauer zu betrachten. Sie schlug mit dem Säbel zu. Wuchtig fiel die scharfe Schneide auf den Rücken der Bestie nieder – und federte zurück, als hätte die Waffe ein zähes Lederpolster getroffen. Die reißmäulige Kreatur jaulte schrill auf, sprang rückwärts und wieder vor, den Rachen so weit aufgesperrt, daß die Kiefer fast senkrecht zueinander standen. Gedankenschnell riß Selissa den Säbel hoch und hieb die beidhändig geführte Klinge in den Wald aus gelben Zähnen. Ein häßliches Klirren wie von Stahl auf Stein war zu hören; spitze Zahnsplitter stoben ins Zimmer. Wieder gellte das Jaulen auf, ganz kurz nur, dann klappten die Kiefer zusammen und klemmten den Säbel ein. Mit einem Kopfrucken

riß die Bestie Selissa die Waffe aus der Hand und spie sie von sich.

Wie ein gespannter Bogen krümmte die Kreatur sich zusammen. Sie schien nicht einmal zu bemerken, daß der Hund sich an ihrem Unterschenkel festgebissen hatte. Sie war bereit zuzustoßen. Wenn man dem Blick der starren gelben Augen folgte, sah man, daß der nächste Angriff auf Selissas Gesicht zielte. Die Kriegerin wich zurück und riß schützend die Hände hoch.

Ohne über den Sinn seiner Tat nachzudenken, hob Gerion den Zauberstab über den Kopf und ließ die gläserne Kugel auf den schwarzen Schädel des Ungeheuers niedersausen. Es gab ein Geräusch, als ob eine irdene Schüssel zerspränge. Glasig-gelber Schleim spritzte aus der zerschmetterten Knochenschale. Die Kreatur schlug langgestreckt auf den Boden nieder, wie von einem Fels getroffen. Schwefelgelber Rauch stieg aus dem Loch im Schädel und aus dem zu einem gräßlichen Grinsen aufgeklappten Rachen; Rauchfähnchen drehten sich auch über den Stellen, wo verspritzter Schleim auf den Boden oder auf ein Möbelstück gefallen war. Gurvan, der ebenfalls einige Tropfen der gelben Masse abbekommen hatte, rutschte winselnd auf dem Hinterteil umher. Ein unerträglicher Jauchegestank schwängerte die Luft.

Gerion unterdrückte ein Würgen und ließ den Blick

durch das Zimmer huschen. In einem Winkel lag ein Rotschopf, angetan mit einem Bauernkittel, in einer Blutlache. In eine Bank gestoßen, die Beine hilflos von sich gestreckt, starrte eine grauhaarige Frau mit zerschlagenem, blutüberströmtem Gesicht Gerion aus weit aufgerissenen, entsetzten Augen an.

Der verwachsene Elf rollte in schmerzverkrümmter Haltung über den Boden, keuchend, gurgelnd, schreiend, krampfartig zuckend. Soeben biß sich Gili-as mörderische Klinge in den Hals der Söldnerin, unmittelbar über dem Gliederrand des Kettenhemdes, tief hinein in Haut, Sehnen, Adern und Knochen. Der Kopf fiel haltlos zur Seite, die Frau tat noch einen taumelnden Schritt nach vorn, bevor sie zusammensackte. O nein! dachte Gerion. Nicht diese auch noch! Einer sollte am Leben bleiben! Aber Golgaris mächtige Schwingen waren längst durch die Stube gerauscht und kehrten soeben zum letzten Mal wieder. Der schwer getroffene Elf stöhnte noch einmal laut auf, streckte sich und lag still.

›Ich kämpfe nicht zum Spaß, niemals!‹ Gili-as Worte aus der Schenke in Darbwinkel klangen Gerion in den Ohren, so deutlich, als hätte sie sie laut ausgesprochen: ›Ein jeder, der mir zu nahe kommt, muß sterben!‹

Der Magier wußte, es lohnte die Mühe nicht, die vier niedergestreckten Söldner genauer zu untersu-

chen. Sie waren ebenso tot wie die ledrig schwarze Hülle des dämonischen Ungeheuers, die qualmend, knackend und schrumpfend bei der Feuerstelle der Kate lag. Vielleicht aber konnte er für den jungen Bauernsohn noch etwas tun. Auch die alte Frau brauchte gewiß Hilfe.

Selissa nahm sich der Bäuerin an, während Gerion sich über den rothaarigen Jungen kauerte und ihm das Ohr an die Brust legte. Er atmete noch, unhörbar fast. Aus zwei Stichwunden in der Brust sickerte Blut. Der Magier legte behutsam die Hand erst auf die eine, dann auf die andere Wunde. Er zwang die Kraft in seine Finger, und die Kraft floß hinüber in das verletzte Fleisch und Aderwerk. Sie schmolz Zerfetztes zusammen, kühlte, reinigte und linderte den Schmerz. Die Miene des Verletzten glättete sich und kündete davon, daß er in einen heilsamen Schlaf gesunken war.

Schweratmend richtete Gerion sich auf. Die magische Heilkunst ist eine erschöpfende Tätigkeit, darum war er froh, daß Selissa der Bäuerin offenbar auf schlichtere Weise helfen konnte. Die Kriegerin war eben damit beschäftigt, das Gesicht der Alten zu betupfen, als von der Tür ein entsetztes Keuchen zu hören war. Dort stand der kleine Erborn, beide Hände vor den offenen Mund gepreßt. Sein Blick flog über die auf dem Boden liegenden Toten und die riesigen

Blutlachen, die allenthalben als schwarze Flächen auf der festgetretenen Erde erschienen. Er starrte die Lebenden an und die rauchende Tierhaut, die immer noch fortwährend knackte. »Wie das hier stinkt ...«, stammelte er endlich, warf sich herum und stürzte durch die Tür ins Freie.

»Heda, Junge, komm zurück!« rief Gerion ihm hinterdrein. »Deine Großmutter ist gerettet!«

»Das ist nicht mein Enkel«, murmelte Duna undeutlich mit geschwollenen und aufgeplatzten Lippen. »Ich habe keine ... Das war Erborn, der junge Herr Graf, vom Gutshof oben.«

Wenige Minuten später verkündete das Klappern, Klirren und Scheppern von Eisen und gehärtetem Leder vor dem Haus der Witwe Schorkin, daß wiederum Soldaten anrückten.

»Still!« zischte Gilia, deren Narbe sich jetzt, unmittelbar nach dem Kampf, sichtbar gerötet und dem Frauengesicht eine beunruhigende Härte verliehen hatte. Mit dem Säbel in der Faust sprang die Amazone zu dem Fensterchen, riß den pergamentbespannten Rahmen aus der Öffnung und spähte hinaus. »Zehn Leute!« verkündete sie leise. »Größtenteils Leichtbewaffnete. Eine Frau als Anführerin, keine Rüstung!«

»Kommt heraus, wer immer ihr seid!« rief eine kla-

re Frauenstimme von draußen in die Kate. »Oder – bei allen Zwölfen! – wir holen euch!«

Drinne in der Stube riß Gurvan den Kopf hoch. Sein Schwanz begann wie wild zu wedeln, er drängte sich zur Tür.

»Aber das ist doch ...«, murmelte der Magier Gerion.

Selissa stürmte zur Tür. »Algunde!« rief sie laut. »Gilia, Gerion, es ist Algunde!«

»Aber ... Selissa ...?!«

»Algunde, liebe Algunde!«

Die beiden Frauen lagen sich in den Armen, so eng umschlungen, daß sie fast das Gleichgewicht verloren hätten und in den Schnee gefallen wären. Doch gerade da war Gerion zur Stelle, nahm beide in die Arme und bewahrte sie vor einem Sturz.

Nur wenige Wimpernschläge lang zeigten die drei einander ihre Wiedersehensfreude, dann befreite sich Algunde von der zweifachen Umarmung und ging zur Tür des Schorkinhauses. »Was ist hier geschehen?« fragte sie. »Erborn war völlig außer sich ... Es soll einen Kampf ...« Sie brach ab und trat zögernd und mit unsicheren Schritten durch die Haustür. Gerion beeilte sich, ihr zu folgen. »Es sieht schlimmer aus, als es ist«, sagte er, da ihm nichts Besseres einfallen wollte. »Der Frau geht es gar nicht schlecht, und der junge Bauer ...«

»Matajew«, stammelte Algunde. Dann ließ sie sich auf die Knie fallen und warf den Oberkörper über den schlafend auf dem Boden ausgestreckten Jüngling. Gerion und Selissa sahen ihr verwundert dabei zu, wie sie zärtlich den Oberkörper und das Gesicht des Schlafenden betastete. »Auch der Junge wird durchkommen«, sagte Gerion beruhigend. »Sei unbesorgt! Du hängst sehr an ihm, nicht wahr? Ist er gar kein Bauer ...? Gehört er zum Gut?«

Algunde antwortete nicht.

Die Bäuerin stemmte sich ächzend und stöhnend von ihrem Platz hoch und hinkte zu ihrem Sohn und der verzweifelten Gräfin hinüber, wobei sie Gerion und seinen Begleiterinnen seltsam besorgte Blicke zuwarf. Einige Bewaffnete, die in der Katentür erschienen, herrschte sie mit fester Stimme an. »Schert euch fort! Hier gibt es nichts mehr zu tun – und auch nichts zu sehen.« Sie berührte Algunde sanft an der Schulter. »Ihr müßt Euch erheben, Euer Hochwohlgeboren! Es ziemt sich nicht, daß eine aus der Herrschaft sich so sehr um einen Bauernjungen sorgt.« Und da Algunde sie immer noch nicht gehört zu haben schien, fügte sie hinzu: »Was sollen den Eure Freunde aus der Stadt von Euch denken?«

Nun richtete sich die Gräfin zögernd auf und klopfte sich notdürftig den Schmutz von den Knien ihrer grünen Samthose.

Gerion öffnete noch einmal einladend die Arme, und Algunde warf sich hinein, umklammerte seinen Hals mit aller Kraft und preßte das Gesicht auf seine Schulter. Ein lautes Schluchzen, in das sich Freude, Schrecken und Erleichterung mischten, schüttelte sie.

»Liebe Algunde ... du erwürgst mich ja ...« Der Magier löste vorsichtig die Umklammerung. »So beruhige dich doch wieder – zumindest ein wenig. Dem Jungen geht es gar nicht so schlecht. Wenn ich mir Mühe gebe, bin ich ein guter Heiler ... Ach, übrigens« – er deutete auf die große blonde Kriegerin, die beim Feuer stand und eben damit beschäftigt war, mit einem grauschwarzen Lumpen die Klinge ihres Säbels zu reinigen –, »das ist Gilia. Sie begleitet uns schon eine ganze Weile und ist ein außerordentlicher Mensch ...«

Er brach ab, denn Algunde hatte zwar der Amazone kurz zugnickt, lag aber jetzt wieder in Selissas Armen. Gurvan hatte sich den beiden zugesellt und versuchte schwanzwedelnd seine Schnauze zwischen die aneinandergeschmiegt Körper zu zwängen.

Die Bäuerin hatte ihren Sohn mit rundlichen, aber kundigen Fingern abgetastet. Nun erhob sie sich schnaufend und sah den Magier dankbar an. »Ihr habt ihm das Leben gerettet«, sagte sie bedächtig. »Er schläft ... Matajew und ich stehen tief in Eurer Schuld, Edler Herr.«

Gerion winkte ab. »Er ist ein hübscher Junge. Ich bin froh, daß ich ihm helfen konnte ... Aber sagt einmal, was waren das für Menschen?« Er wies auf die auf den Boden hingestreckten Toten. »Was hatten sie vor? Wollten sie euch berauben?«

Ein zaghaftes Lächeln stahl sich auf Dunas geschwollene Lippen. »Was soll man uns schon rauben, hoher Herr aus der Stadt?« entgegnete sie. »Nein, diese Ungeheuer wollten etwas wissen. Sie haben mir so viele Fragen gestellt ... Ich bin nämlich die Schulzin hier in Geestwindskoje, versteht Ihr, und da haben die Schurken gedacht, ich wüßte alles: wie viele Bewaffnete Geestwindskoje, das Dorf und die Grafschaft stellen kann, ob der Graf Berittene unter Waffen hält, wie es mit den Nachbargrafschaften steht und so weiter, lauter Dinge, mit denen ich mich überhaupt nicht auskenne. Das habe ich den Soldaten auch gesagt, aber sie haben mir nicht geglaubt und mich geschlagen, immer wieder ...« Sie verstummte und befühlte sich vorsichtig das geschundene Gesicht.

Der Matajew geheißen Bauerntunke erwachte, stand auf und hielt sich schwankend auf den Beinen. Sofort eilte Algunde zu ihm hinüber, um ihn zu stützen. Auch die Witwe Schorkin durchmaß mit überraschend schnellen Schritten den Raum und griff ihrem Sohn um die Hüften. Gemeinsam führten ihn die bei-

den Frauen zu einer Bettstatt und legten ihn behutsam auf den Strohsäcken ab.

Der rothaarige junge Mann blickte fassungslos in die Runde, auf das Bild der Toten und der Verwüstung. »Ich bin am Leben«, stellte er schließlich fest, wobei er bedächtig den Kopf schüttelte, so als ob er sich selbst nicht glauben könnte.

Nachdem Gerion sich und seine Begleiterinnen vorgestellt und dem Bauernjungen mit knappen Worten berichtet hatte, was seit ihrem Eintreffen in der Kate geschehen war, stellte er auch ihm die Frage nach dem Grund für das Gebaren der Eindringlinge. »Ich habe keine Ahnung, was diese Leute umtrieb ... Vielleicht waren es Kundschafter ... Auf jeden Fall waren es Soldaten oder Söldner, denn sie haben die Frau mit dem Kettenhemd ›Weibelin‹ genannt ... Das ist auch schon alles, was ich weiß. Als sie hereingestürmt kamen, hat einer von ihnen meine Mutter zu Boden gestoßen. Ich wollte ihm den Hocker über den Schädel schlagen, aber da hatte ich plötzlich einen Säbel in der Brust ... das hat unglaublich weh getan ...« Er faßte sich ungläubig auf die Brust, wo er nach dem Schlitz in seinem bluverkrusteten Kittel schließen konnte, daß ihm dort die Klinge in den Körper gefahren war. »Ein Wunder!« murmelte er kaum hörbar. »Ein Wunder ...« Dann verkündete das regelmäßige Heben und Senken seines Brustkorbes, daß er wieder in tiefen Schlaf gefallen war.

»Gute Frau, wie ist es?« fragte Gilia mit rauher Stimme. »Soll man nicht ein paar Leute von draußen hereinrufen, damit sie hier in der Stube Ordnung schaffen?«

Duna nickte verwirrt, und die Amazone winkte eine Gruppe der immer noch auf der Straße vor dem Haus stehenden Bewaffneten herbei, um sie mit knappen Anweisungen an die widerwärtige, bluttriefende Arbeit zu schicken.

»Wieso hat diese Witwe Schorkin von uns, Gilia, Sellissa und mir, immer von den ›Leuten aus der Stadt‹ gesprochen?« Gerion hob verwundert die Achseln. »Ich habe seit Monden keine richtige Stadt mehr von innen gesehen.«

Algunde lachte. »So sind die Bauern eben: Wer nicht aus Geestwindskoje oder einem Nachbardorf stammt, der kommt gewiß aus fernen Ländern, wo es riesige Städte gibt ... Daß es anderswo genauso still wie in der Geestwindskojer Gegend zugehen könnte, das will den Dörflern gar nicht in den Sinn.«

Die Gräfin und ihre Gäste saßen in der Bibliothek vor einem frisch aufgeschichteten prasselnden Kaminfeuer. Ein wenig abseits hatte sich Frau von Scherpinskoje, die Erzieherin des kleinen Erborn, in einem Ohrensessel niedergelassen, um in einem dünnen Büchlein zu blättern. Gurvan lag eng zusammengerollt so dicht

beim Feuer, daß man fürchten mußte, er werde sich das Rückenfell versengen. Dennoch hatten ihn Gerions Ermahnungen nicht dazu bewegen können, seinen überaus warmen Schlafplatz aufzugeben.

Zunächst hatten die Gäste gemeinsam mit der stolzen Mutter die kleine Selissa bewundert. Die Namenspatronin des Säuglings konnte es kaum fassen, daß dieser winzige Mensch ihr zu Ehren seinen Namen trug. Tränen der Rührung waren ihr in die Augen gestiegen, während sie Algunde immer wieder dankbar in die Arme schloß. Erst als die Kleine in den Armen ihrer Amme fest eingeschlafen war, gestattete die ›große‹ Selissa, daß das Mädchen wieder aus dem Zimmer und in sein Bettchen getragen wurde.

Anschließend hatte das Gespräch vor allem den Erlebnissen Gerions und Selissas gegolten. Die beiden berichteten – einander das eine und andere Mal ins Wort fallend – von ihrer Fahrt quer durch das riesige Mittelreich, die heimliche nächtliche Grenzüberquerung hinüber ins Liebliche Feld und ein wunderschönes Jahr in Kuslik, an der Küste des fernen Meeres der Sieben Winde. In der Hafenstadt hatten sie sich gar ein kleines Haus gekauft, aber dann wurde die Herrin von Kuslik gestürzt und getötet, und in der freiheitlichen Stadt hielten derselbe Horaswahn und Personenkult Einzug, die seit einiger Zeit das ganze

ehedem so blühende Land jenseits des Yaquirs in ihren Würgegriff genommen hatten. Selissa und Gerion hatten beschlossen, ihre neue Heimstatt für eine Weile zu verlassen, um einen lange versprochenen Besuch im Bornland abzustatten. Möglicherweise würde der Wind in Kuslik sich ja irgendwann wieder wenden und die Stadt ihre berühmte alte Freizügigkeit zurückerlangen.

Um Ferdok und Jergenquell hatten sie auf dieser Reise einen weiten Bogen geschlagen, da im Kosch auf Selissas Kopf noch immer eine Belohnung ausgeschrieben war. Auch ein heimlicher Besuch war nicht in Frage gekommen. Zu bitter waren Selissas Erinnerungen an die letzten Tage auf Burg Albumin, dem Stammsitz derer von Jergenquell. Von Bruder Ulfing hatte Selissa seit ihrer Trennung nichts vernommen, einzig eine alte Ausgabe des *Kosch-Kuriers* war ihr in die Hände gefallen, in dem von einem vergeblichen Versuch Ulfings berichtet wurde, die Burg der Ahnen mit Gewalt wieder in Besitz zu nehmen ...

Nach einer Weile des Schweigens legte sich Gerion die Hand auf den Bauch. »Oh, wie prall ich gestopft bin!« seufzte er dankbar. »So gut habe ich seit Monaten nicht gegessen! Wenn ich gewußt hätte, daß man im Bornland so gut kocht, wäre ich schon viel früher einmal hierhergereist ...«

Algunde neigte dankend den Kopf. »Ihr hättet schon viel früher kommen sollen, das steht fest ... Aber sei's drum? Jetzt seid ihr da, und darüber freue ich mich von Herzen ... Und wie gut ihr aussieht!« Sie schlug die Hände zusammen. »Gerion, du bist ja ein richtig feiner Mann ...«

»Was soll das heißen?« fiel ihr der Magier mit gespielter beleidigter Miene ins Wort. »Ich habe schon immer gewußt, daß ich ein feiner Mann bin – das hängt doch nicht vom Zwirn ab, mit dem man sich umhüllt.« Er zupfte sich ein Fädchen vom nachtblauen Gewand, das von einem beinernen Kettengürtel gehalten wurde. »Obwohl ich zugeben muß, daß mich die Wirkung, die meine Kutte auf dich hat, mit tiefer Befriedigung erfüllt.« Er beugte sich in seinem Sessel zur Seite und legte Selissa, die neben ihm saß, eine Hand auf die Schulter. »Diese Dame hat das Gewand für mich ausgesucht, bei einem Schneider im fernen Punin. Sie hat überhaupt sehr viel für mich getan – unter anderem dafür gesorgt, daß bei meiner Zauberei auch ein paar Goldstücke für uns herauspringen. Fast ein Jahr lang bin ich im Magischen Theater in Kuslik aufgetreten, zusammen mit zwei anderen Illusionisten. Das war eine abwechslungsreiche, lustige und einträgliche Zeit, alles, was recht ist!«

»Das meiste Gold hat ihm ein sehr, sehr fragwürdiges Bild von Levthan und den Hexen eingebracht«,

warf Selissa ein. »Die Leute haben gejauchzt vor Vergnügen – sofern sie nicht völlig entrückt geschaut und sich mit den Händen unter den Kleidern zu schaffen gemacht haben. Wenn es um Geld geht, ist unserem Magus eben gar nichts heilig.«

»Ich fasse es nicht!« stöhnte Gerion. »Kann ich meinen Ohren noch trauen? Ich höre die Worte, doch ich mag sie nicht glauben! Wer wollte denn gerade das Levthansbild immer, stets und noch einmal sehen, sogar wenn ich frühmorgens völlig erschlagen von der Arbeit nach Hause gewankt kam?«

Allgemeines Gelächter erklang, während eine feine Röte Selissas Wangen überzog. »Du siehst aber auch sehr gut aus, liebe Algunde«, sagte Gerion in das Lachen hinein. »Das Leben als Gräfin scheint dir nicht schlecht zu bekommen.«

Frau von Scherpinskoje schaute aus ihrem Buch hoch und zu Algunde hinüber. Selissa, die den Blick der Erzieherin bemerkt hatte, fragte die Freundin so leise, daß ihre Worte nur in allernächster Nähe zu vernehmen waren: »Warum schaut die so? Weiß die etwa, daß du früher ...?«

»Ich habe es ihr erzählt.« Algunde nickte. »Aber was der Blick eben bedeuten sollte ... Gibt es etwas Besonderes?« fragte sie zu Frau von Scherpinskoje hinüber, aber die schaute bereits wieder in ihr Büchlein und gab vor, die Frage nicht gehört zu haben.

Die Gräfin zuckte die Achseln, schaute ihre Gäste nacheinander an und lächelte vergnügt. »Es ist wirklich schön, daß ihr gekommen seid!«

»Der Junge, der kleine Erborn, hat sich auch prächtig gemacht«, sagte Selissa. »Wo steckt er überhaupt? Ich habe ihn mir noch gar nicht richtig anschauen können.«

»Ich habe ihn zu Bett gebracht«, antwortete Algunde. »Er war völlig verwirrt, obwohl er vermutlich gar nicht richtig verstanden hat, was er in Frau Schorkins Haus gesehen hat. Er redete immer nur davon, wie schrecklich es in der Stube gestunken habe, aber nicht von den Toten oder gar dieser niederhöllischen Kreatur, die du erschlagen hast, Gerion.«

»Das war ein meisterlicher Streich«, warf Gilia, die lange Zeit geschwiegen hatte, unvermittelt ein.

Gerion hob abwehrend die Hand. »Ich weiß nicht, ob man auf diesem Felde ein Meister sein kann und ob ich ein solcher sein möchte ... Aber du hast gefochten wie die heilige Thalionmel, als du ...«, setzte er an, wurde aber von der Amazone sogleich unterbrochen. »Bitte!« sagte sie sehr ernst. »Vergleich mich niemals mit der Löwin von Neetha oder mit irgendeiner anderen rondragefälligen Kämpferin!«

Erschrocken musterte Algunde die blonde Frau, die mit einem Schlag alle Heiterkeit aus der Runde vertrieben hatte. »So dürft Ihr nicht sprechen!« sagte

sie. »Niemand soll sich vor den Göttern selbst herabwürdigen – ganz gleich, was der Grund für Eure Bitterkeit sein mag.«

Schweigen senkte sich auf die Gruppe. Für eine Weile waren nur die leisen Geräusche des Feuers und das Rascheln von Papier zu hören, wenn Frau von Scherpinskoje eine Seite in ihrem Büchlein umblätterte.

Schließlich versuchte Gerion, das Gespräch mit einer spöttischen Bemerkung wieder in Gang zu bringen. »Du hast dich ja eben rührend um diesen bildhübschen Bauernjungen gesorgt, Algunde. Man könnte meinen, das rothaarige Elfchen sei dein heimlicher Geliebter ...« Er kicherte boshaft, wobei er den Tonfall einer gewöhnlichen Tratscherei nachahmte.

Statt zu lächeln, wie Gerion es erwartet hatte, zuckte Algunde erschrocken zusammen und schaute betreten auf ihre Knie hinab. Frau von Scherpinskoje sprang auf, warf das Buch auf den Sesselsitz und eilte mit großen Schritten aus dem Zimmer. Die schwere Tür fiel hinter ihr ins Schloß.

»Oh, oh«, murmelte Gerion, »mir scheint, da habe ich etwas entsetzlich Falsches gesagt.«

»Ach, schon gut«, hub Algunde an. »Wie könntest du auch ...« Aber dann verwandelte sich ihre Stimme zu einem unverständlichen Stammeln. Tränen perlten aus den großen dunklen Augen der Gräfin.

Gilia stand auf, räusperte sich und verkündete, eine knappe Verbeugung andeutend, daß sie einen Spaziergang über den Gutshof zu unternehmen gedenke. Ohne eine Antwort auf ihre Worte abzuwarten, ging sie hinaus.

Auch Selissa war aufgestanden. Jetzt trat sie an Algundes Sessel und legte der Gräfin den Arm um die Schultern. »Ist es so schlimm?« fragte sie. »Bist du denn gar nicht glücklich dabei?«

Algunde schüttelte heftig den Kopf. »Ich weiß doch gar nicht mehr, was ich tue. Ich liebe Arvid nicht weniger denn je, aber er ist in der Fremde. Und Matajew liebe ich auch. Ich kann ihm nicht widerstehen. Ich glaube, Frau Rahja will es so!«

Selissa streichelte ihr zärtlich über das Haar. »Rahja will niemals, daß jemand unglücklich wird. Wenn es irgendwo ein Unglück gibt, dann ist es immer von uns Menschen gemacht.«

Algunde blickte mit tränenverschleierte Augen zu ihr auf. »Ach, ist es nicht gleich, ob wir uns selbst unglücklich machen oder ob es die Götter tun? Ich weiß nur, daß es für mich nie wieder ein Glück geben wird – weder dann, wenn ich Arvid von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehe, noch in den Armen meines Geliebten!«

Stockend erzählte sie von den ersten Tagen ihrer Liebschaft mit dem jungen Schorkin und davon, wie

aus einer rahjagefälligen Laune innerhalb weniger Tage eine unbezähmbare Leidenschaft geworden war. »Nun bin ich unglücklich, wenn ich Matajew einen Tag lang nicht sehe«, schloß sie ihren Bericht, »aber täglich sehne ich mir auch Arvid herbei, so sehr, daß ich weinen muß.«

»Hier auf dem Gut scheint man von der Sache zu wissen«, stellte Gerion nüchtern fest.

Die Gräfin nickte. »Ja, ich bin mir gewiß, daß sich die Leute hinter meinem Rücken über diese Leidenschaft das Maul zerreißen, aber natürlich wagt keiner, offen mit mir darüber zu reden. Der stinkende alte Kutscher lächelt nicht mehr, wenn er mich grüßt, und die Scherpinskoje schmeißt Bücher ...« Sie stieß ein bitteres Lachen aus. »Jaja, es ist ein offenes Geheimnis, daß es die Herrin von Geestwindskoje mit einem Bauernjungen treibt ... Wie es heißt, ist unser Page davongelaufen, um Arvid von meinen Verfehlungen zu berichten. Der junge Wassjef ... ich habe ihn geliebt wie meinen Sohn, und nun will er mich verraten ...« Ihre Unterlippe bebte.

»Arme Algunde, arme Freundin ... Nicht weinen!« Selissa beugte sich über die Gräfin und tätschelte ihr hilflos Wange und Schulter.

»Hm«, machte Gerion, »wenn die Geschichte überall bekannt ist, ist es nun auch nicht mehr sinnvoll, deinen schönen Matajew, mit ein paar Batzen ausge-

stattet, in die Fremde zu schicken. Arvid würde höchstwahrscheinlich sowieso von eurem Verhältnis erfahren.«

»Gerion, du redest daher, als hättest du kein Herz!« stellte Selissa unwillig fest, und Algunde sagte leise: »Ich könnte Matajew gar nicht fortschicken. Mir bricht das Herz, wenn ich daran denke.«

Der Magier sah sie ratlos an.

Selissa hingegen nickte entschlossen. »Also, dann bleibt dir nur eines: Du nimmst Erborn und deinen Matajew, ihr setzt euch in einen Schlitten und macht euch davon. Irgendwo werdet ihr schon ein Plätzchen finden ... Gerion könnte euch ein wenig Geld geben.«

»Auch das brächte ich nicht fertig«, murmelte Algunde.

»Wenn es um die Liebe geht«, erklärte Selissa, »dann muß eben alles andere zurückstehen. Geestwindskoje ist gewiß ein wunderbarer Ort, und ich kann mir vorstellen, wie schön es sein muß, hier als Gräfin zu leben – fast wäre ich ja selbst Herrin von Geestwindskoje geworden –, trotzdem muß ich dir sagen: Nur wenn du Rahjas Pfaden folgst, wirst du dein Glück finden. Alles, was auf Gold, Gewohnheit oder Ansehen aufbaut, hält nicht oder wird eines Tages schal ...«

Algunde schüttelte den Kopf. Tränen fielen ihr in den Schoß und rollten wie Silberkügelchen über den

dunklen Samt. »Ach, auch du verstehst mich nicht, Selissa!« seufzte sie. »Mich kann niemand verstehen. Mich kümmert doch das angenehme Leben oder das Gold von Geestwindskoje nicht. Ich gäbe beides hin, ohne mit der Wimper zu zucken, wenn mir das aus meiner Not heraushülfe. Nein, nein, nein!« Sie schlug sich mit der kleinen Faust auf den Oberschenkel. »Für mich gibt es keinen Ausweg – denn mir bricht genauso das Herz, wenn ich mir vorstelle, ich sähe den großen, den guten Arvid nie wieder ...« Sie blickte erschreckt auf. »Kennt ihr das Lied von Matti Hain?«

»Ja«, sagte Gerion, »ein trauriges Lied.« Und Selissa nickte dazu.

Algunde blickte eindringlich vom Magier zur Kriegerin. »Man hat mir ein Blatt mit dem Text des Liedes vor die Schlafzimmertür gelegt – vor ein paar Tagen.« Sie sprang auf, eilte zu einem zierlichen Schreibpult und kehrte mit zwei kleinen Bögen wieder zurück. Den einen behielt sie in der Hand, den anderen streckte sie Gerion hin. »Hier, lies!«

Der Magier überflog die mit steifen, ein wenig zur linken Seite geneigten Buchstaben niedergeschriebenen Verse. »Von wem mag das stammen? Gewiß gibt es nicht viele Leute auf dem Gut, die schreiben können.« Er deutete mit dem Kopf zur Tür. »Was meinst du, ob diese Frau von Scherpingsdingen in Frage kommt?«

»Es ist nicht ihre Hand«, antwortete Algunde.

»Die kann man verstellen.«

»Ach, das alles führt zu nichts«, warf Selissa ein. »Einen solchen Text kann man auch bei einem Schreiber in irgendeinem Nachbardorf bestellen. Wer ihn vor deine Tür gelegt hat, wirst du womöglich nie herausbekommen. Dennoch – wenn man bedenkt, welch finsternes Ende das Lied nimmt – ist es eine böse Tat, eine gemeine Drohung.«

Die Gräfin hob die Achseln. »Arvid ist eben bei seinen Leuten sehr beliebt – warum sollten sie nicht jemanden bedrohen, der ihren Herren verrät?«

»Ach, so darfst du nicht sprechen!« Selissa rüttelte die Freundin an der Schulter, als wolle sie sie aufwecken. »Aber wenn die Dinge nun einmal so liegen und man dich hier nicht mehr achtet, dann bleibt dir tatsächlich nur eines, und ich rate dir noch einmal: Geh fort!«

Algunde schüttelte den Kopf. »Das kann ich nicht tun!« Sie hielt der Freundin das andere Blatt hin, das sie vom Schreibpult herübergetragen hatte. »Hier, das ist Arvids letzter Brief, lies ihn bitte, und du wirst mich besser verstehen.«

»*Meine schönste aller Ferdokerinnen!*« setzte Selissa an und brach gleich wieder ab. »Wie kann dieser ungehobelte Bornbär so etwas schreiben?« fragte sie mit grimmigem Blick und gut gespielter Entrüstung in der

Stimme. »Schließlich komme ich auch aus Ferdok ...! Aber Geduld! Nun will ich mich bemühen, ernst zu bleiben.« Sie drehte den Brief so, daß das Licht aus dem Fenster auf ihn fiel, und las:

»Meine schönste aller Ferdokerinnen!

Es war ein häßlicher, kaum mehr gutzumachender Fehler, daß ich Dich auf Geestwindskoje zurückließ und allein mit Vetter Semkin die Reise antrat. Semkin ist ein charmanter und höchst unterhaltsamer Plauderer, aber schon in Baldrom fing ich an, Dich zu vermissen, und seither ist es immer schlimmer geworden. Ich muß unentwegt daran denken, daß wir sehr lange nicht mehr gemeinsam gereist sind – dabei ist jene Reise, die wir einstens von Burg Albumin im Jergenquellschen nach Geestwindskoje unternahmen, vielleicht die schönste Zeit meines Lebens gewesen. Ja, ich will es noch einmal deutlich und feierlich niederlegen: Es waren Tage der schiereren Freude, in denen ich entdecken durfte, daß ich zwar ein Kleinod verloren, aber einen wahren Schatz gewonnen hatte ...«

Selissa brach ab. »Soll ich noch weiterlesen? Mir scheint, daß der Brief hier sehr persönlich wird.«

»Doch, doch, ich möchte ja gerade, daß ihr das hört.« Algunde lächelte plötzlich, mit tränenverhan-

genen Augen, aber verschmitzt. »Du kommst auch in dem Brief vor, Selissa, jetzt gleich ... Lies nur weiter.«

»Nun gut« – auch die Kriegerin lächelte –, »wie du meinst. Wollen wir schauen, was der Bornbär über mich zu sagen hat.« Sie hob das Blatt, stutzte, räusperte sich und setzte dann mit fester Stimme die Lektüre fort.

»Die wilde Selissa möge mir verzeihen, aber die Tage, da ich ihr seinerzeit zürnte und sie vermißte, waren viel schneller vorüber, als ich je gedacht hätte. Vielleicht habe ich mir immer nur eingeredet, daß ich die Wildheit und die alles überwältigende Leidenschaft suchte, die ich in Selissa sah – vielleicht habe ich immer nur die Wonne, die stille Liebe und die Warmherzigkeit finden wollen ...«

Diesmal wurde Selissa von Algunde unterbrochen: »Sagt selbst, wie soll ich einem Mann davonlaufen, der solche Briefe schreibt? Arvid ist so ein guter und geduldiger Mann ... Ach, warum bin ich ihm nur eine so schlechte Frau?! Er hätte fürwahr eine bessere verdient!«

»Ich hatte ganz vergessen, wie gefühlvoll Arvid bisweilen sein kann«, sagte Selissa versonnen. »Ja, er ist ein guter Mann – und mir tut es leid, daß ich dir soeben riet, ihm fortzulaufen. Ich habe voreilig etwas

dahergeplappert ... Eigentlich kann ich dir gar nicht raten, was du tun sollst ... Aber ich hülfe so gern ...« Nach einer nachdenklichen Pause hob sie ratlos die Schultern. »Nun denn – soll ich noch weiterlesen? Mir scheint, Arvid kommt nun auf seinen Aufenthalt in Sewerien zu sprechen ...«

»Ich würde das gern hören«, warf Gerion ein. »Im Frühjahr will ich nach Norburg reisen, wo ein Freund aus meinen Mendenauer Tagen untergekommen sein soll. Vielleicht schreibt Arvid etwas Wissenswertes über die Gegend.«

»Oh, in Sewerien geschehen schlimme Dinge«, sagte Algunde. »Manchmal bin ich in großer Sorge, daß Arvid etwas Schreckliches zustößen könnte. Denk dir nur, Gerion, im vorletzten Brief hat Arvid mir geschrieben, Graf Uriel von Notmark wollte Thesia von Ilmenstein ermorden lassen! Ich kenne beide; Uriel habe ich einmal in Festum gesehen – er ist häßlich wie eine Ranze –, und Thesia ist hier im Bornland sehr berühmt. Mit Arvid ist sie gut befreundet ... Vor ein paar Monaten noch hat sie uns besucht und ein paar Tage hier verbracht. Ich kann mir gar nicht vorstellen, daß dieser Graf ihr etwas zuleide tun wollte – sie sind doch beide Sewerier und kennen sich seit langer Zeit ...«

»Von der Gräfin Thesia habe ich gehört«, sagte Gerion. »Ist sie wirklich so schön, wie die Leute sagen?«

»Ja«, antwortete Algunde, »das ist sie – eine ein-

drucksvolle Person ... Aber ich weiß nicht, ob ich sie mag: Sie gibt sich sehr kühl, und fast immer, wenn sie etwas sagt, ist es ein Spott ... Aber ich sollte nicht so von ihr sprechen. Sie hat mir im letzten Efferd einmal sehr geholfen, vielleicht sogar das Leben gerettet, und es ist unglaublich, daß dieser Uriel ...«

»Das Leben gerettet?« unterbrach sie Selissa. »Bei allen Zwölfen – solche Sätze höre ich gar nicht gern! Bitte, erzähl uns doch, was da vorgefallen ist!«

Algunde berichtete in knappen, schlichten Worten von ihrem Erlebnis mit dem Verwalter Kruschin und vom rechtzeitigen Einschreiten Thesias. Sie erzählte auch von der Rolle des Pagen Wassjef, den sie wegen seines Mutes sehr bewundert habe und der nun allein durch das große, winterliche Land reise, um ihre Treulosigkeit vor Graf Arvid zu tragen ...

Bevor Algunde von neuem in ihrem Schmerz über ihre ausweglose Lage versinken konnte, bat Gerion schnell darum, daß nun der Rest von Arvids Brief vorgelesen werden solle. »Ich möchte wirklich wissen, was sich in Sewerien zuträgt«, drängte er. »Jetzt mehr denn je.«

Selissa hob ein drittes Mal das Blatt vor die Augen und begann:

»Ach, Ferdokerin, auch wenn Du mir bitterlich fehlst, so denke ich doch nicht, daß ich Dich weiter meiner Liebe

versichern müßte – das ist zwischen uns nie Brauch gewesen. Also will ich lieber rasch berichten, was inzwischen geschehen ist:

Wie ich Dir bereits in knappster Form mitteilen konnte – die Zeit drängte gar zu sehr –, ist unser Ritt nach Notmark außerordentlich günstig ausgegangen. Wir haben nicht nur die Gräfin einigermaßen unversehrt aufgefunden (ich sollte wohl besser sagen, sie hat uns gefunden), sondern es ist uns auch gelungen, Thesia unbehelligt aus Uriels Grafschaft und in Sicherheit zu schaffen. Wir hatten kurz vor der Notmärker Grenze noch ein kurzes und ein wenig ungleiches Gefecht mit einem halben Dutzend plumpfingriger Bewaffneter. Keine Sorge, Liebste, nichts Gefährliches. Mir kam es überraschend rondragefällig vor, daß die Schurken nicht von vornherein das Hasenpanier ergriffen ... Bei der kurzen Auseinandersetzung hatte ich übrigens Gelegenheit, die Fechtkünste dieser niedlichen tulamidischen Baronin namens Mirhiban zu bewundern. Du hättest sie sehen sollen – sie hätte auch Dir gefallen. Sie war außer sich vor Empörung darüber, daß uns so kurz vor der Grenze noch einmal eine Handvoll von Uriels Häschern in die Quere kamen und ihre so innig geliebte Freundin bedrohten. Angebrüllt hat sie die verdatterten Schergen und ihnen den Tulamidensäbel um die Ohren gehauen, daß ihnen Hören und Sehen vergangen ist.

Auch Semkin hat mich überrascht: Er ficht sehr be-

herzt und kühl zugleich. Er hatte es gleich mit drei Gegnern zu tun – wahrscheinlich wegen seiner Statur. Die Notmärker hatten wohl gedacht, der Mann mit dem Bäuchlein sei eine leichte Beute. Sie täuschten sich jedoch grausam: Von den dreien, die Semkin attackierten, lagen nachher zwei tot im Schnee; jene, mit denen Mirhiban gefochten hatte, waren wohl alle mit üblen Schnitten, aber ansonsten mit dem Schrecken davongekommen. Sie hatten also den besseren Teil gewählt. Theisia und ich kamen übrigens kaum dazu, dem Gelichter unsere Klingen zu zeigen – es ging alles viel zu schnell.

Nun sind wir schon seit einer Woche wieder auf Ilmenstein – ein prächtiges Schloß, das die Gräfin da hat –, hocken Abend für Abend beisammen und schmieden Pläne. Der Notmärker muß nämlich unbedingt in seine Schranken gewiesen werden. In einigen Wochen will die Gräfin ein Fest veranstalten und etliche Bronnjaren aus Westsewerien zusammenrufen. Sie braucht dringend Bundesgenossen, wenn sie gegen Uriel vorgehen will. Die Lage ist wirklich fatal: Eigentlich wäre es Sache der Adelsmarschallin, solche Umtriebe wie den notmärkischen zu beenden, aber Tjeika, dieser verschlagene Batzen, wird natürlich nichts gegen ihren Vater unternehmen. Es heißt vielmehr, daß sie – gemeinsam mit ihrem eleganten Gemahl – inzwischen ebenfalls in Notmark eingetroffen ist, um den Alten zu unterstützen. Möglicherweise wird sie gar die Marschallstruppen zum

*Kampf für die Notmärker heranziehen. So etwas hat es zwar in der Geschichte unseres Landes noch nie gegeben – die Adelsversammlung hätte dem niemals zugestimmt –, aber Uriel und Tjeika haben sich schon so weit vorge-
wagt, daß es kein Zurück mehr gibt. Außerdem ist die Versammlung ein lahmarschiger, feiger Haufe. Man kann sich kaum vorstellen, daß dort ein Beschluß gegen die Marschallin gefaßt, geschweige denn in die Tat umgesetzt wird.*

Nein, Thesia hat schon recht: Wenn die Bronnjaren nicht von Uriel überrollt werden wollen, werden sie sich selbst helfen müssen.

Leider heißt das auch, meine Liebste, daß ich so bald nicht zurückkehren werde. Man braucht Semkin und mich hier in Sewerien, da alles darauf hindeutet, daß es zu einem kleinen Feldzug kommen wird, wenn Uriel aufgehalten und bestraft werden soll. Weil aber die Ilmensteinerin nicht über allzu viele Verbündete verfügt, werden Semkin und ich ihr wohl oder übel helfen müssen.

Aber nun erschrick nicht zu sehr, liebstes Algundchen: In ungefähr zwei Monden werde ich gewiß wieder bei Dir sein. Allzulange wird es schon nicht dauern, die alte Warzensau zur Vernunft zu bringen.

Ach, schönste Ferdokerin, sagte ich Dir schon, daß ich Dich sehr vermisse? Ja? Nun denn, einmal zuviel wird schon nicht schaden! Behalt mich lieb, gib acht auf Dich

und hüte Dich vor Naschwerk und schönen jungen Männern!

Die Zwölfe mit Dir, Rahja und Travia seist Du besonders anempfohlen.

Dein Dich stets liebender Arvid.«

Selissa blickte auf. Algunde hatte, als die scherzhafte Warnung vor den jungen Männern erklang, laut auf-geseufzt, doch sie nestelte schnell ein Tüchlein aus einer Kleidertasche hervor, schneuzte sich und zwang sich zu einem Lächeln. »Es ist so schön, daß ihr gekommen seid«, sagte sie. »Ihr müßt recht lange bleiben – wir haben uns gewiß viel zu erzählen ...«

Gerion hatte Algunde schon vor Stunden mitteilen wollen, Selissa und er würden in einigen Tagen gemeinsam mit Gilia nach Festum weiterreisen, nun aber beschloß er still, daß sich für eine solche Ankündigung gewiß ein besserer Zeitpunkt finden lasse.

Gurvan schreckte plötzlich auf, hob den Kopf und stellte die Ohren auf, als habe er einen – für Menschen unhörbaren – Laut vernommen. Er schaute zum Fenster, zur Tür, schnaufte zweimal, dreimal, schüttelte den Kopf, daß ihm die weichen Lefzen vernehmlich gegen die Zähne schlappten und schaumige Speichelfäden zu den Seiten flogen. Dann lauschte er noch einmal, schnaufte und stapfte eine

Weile in einem engen Kreis herum, bis er sich endlich wieder auf den Boden fallen ließ.

Gerion hob entschuldigend die Hände. »Er ist ein seltsamer Kauz, ich weiß«, sagte er, »und ein wirrer dazu ... Ich erschrecke mich übrigens bei solchen Gelegenheiten immer gemeinsam mit ihm ... Als ich ein Kind war, hielt mein Vater in der Mühle einen Hund, der Gurvan recht ähnlich war – was das Gemüt, nicht was die Statur betrifft –, Wölfchen mit Namen. So hieß er aber nur zum Scherz, denn seine Schultern waren fast einen Schritt hoch und seine Zähne lang wie Kinderfinger. Dabei war er kein sanfter Hund, sondern eine wahre Bestie, wenn er Fremden oder einem Artgenossen begegnete.

Er liebte nur Vater, und der mußte ihn eines Tages erstechen, weil er sonst für jedermann zu gefährlich geworden war ... Nun denn, ich irre ab. Wölfchen jedenfalls hatte die gleiche Angewohnheit, aus scheinbar tiefstem Schlaf hochzufahren und voller Schreck nach allen Seiten zu spähen. Manchmal lief er zur Tür und bellte wie wild nach draußen. ›Nun hat er wieder das Große Ungeheuer gesehen«, pflegte mein Vater bei solchen Anlässen zu sagen, ›es ist aufgewacht.« Ein Satz, der mir jedesmal Angst einjagte, wenn ich ihn vernahm. Ich sah dann immer zwei riesige grausame Augen vor mir, die sich langsam öffneten. Irgend etwas Dunkles, eine Gestalt, die ich nicht be-

schreiben kann, die mich aber stets an einen gewaltigen Berg erinnerte, stemmte sich hoch, um sich auf die Suche nach mir zu begeben ... Eigentlich bin ich bis heute nicht über diese Furcht hinweggekommen. Jedesmal, wenn nun Gurvan das Große Ungeheuer sieht, frage ich mich, ob er nicht irgendwann mit seiner Wahrnehmung recht behalten wird.«



19. Kapitel



Bornland im Firun 1020 n. BF.

Eine Verwandlung

Klirrender Frost hielt die Misa-Auen in eisernem Griff, sein lähmender Hauch strich über den von treibenden Eisschollen bedeckten Fluß, die dick bereiften Schilfhalme der Uferzonen und den knietief beschneiten Boden einer kleinen Lichtung eines gegen Skorpisky gelegenen Waldes. Wie von der Kälte erstarrt, hockte ein Bussard im kahlen Geäst einer alten Ulme, das braungrau-weiße Gefieder dick aufgeplustert und offenkundig bemüht, jede Bewegung zu vermeiden, die ihn für Firuns Atem verwundbar machte.

Einige Mannshöhen unterhalb des Raubvogels und noch einmal fünf Schritt tief im Boden war von der Kälte wenig zu spüren. Dennoch erwachte die alte Dächsin mit einem Ruck aus dem Schlaf, lauschte, hob schnüffelnd die Nase und fragte sich schließlich verärgert, was sie wohl aufgeweckt haben mochte. Irgend etwas ging vor in der Welt, etwas so Unweltli-

ches und Undähsisches, daß sie in diesem Winter einen schlechten, äußerst unruhigen Schlaf hatte. Sie war es gewohnt, während der Monate Hesinde und Firun nur alle paar Tage einmal kurz aufzuwachen, um die Notdurft zu verrichten, etwas zu fressen – wenn sich etwas finden ließ – und ein wenig zu saufen. In diesem Jahr aber schienen oben auf Derens Oberfläche merkwürdige, beunruhigende Dinge zu geschehen. Immer wieder schreckte die alte Grimbart auf, prüfte mit raschem Blick, ob alle Grimbarts anwesend und unversehrt waren, stellte fest, daß dem so war, und fand doch keine Ruhe, bis sie sich zur Lichtung hinaufgeschleppt und auch dort nach dem Rechten gesehen hatte. So verhielt es sich – wie gesagt – nun schon den ganzen Winter über, und auch wenn die besorgten Ausflüge zur Oberfläche nie eine wirklich erschreckende Erkenntnis gebracht hatten, so konnte die Dähsin sie doch nicht ein für allemal aufgeben: die Beunruhigung war gar zu groß.

Vielleicht, so sagte sie sich, war sie auch deswegen in diesem Winter besonders besorgt, weil – wie sie seit einiger Zeit wußte – die Begegnung mit dem fessen jungen Grimbart nicht ohne Folgen geblieben war: Im Phex würden sie da sein, zwei oder drei neue Grimbarts, die schon jetzt der alten Dähsin das Wichtigste in ihrem Leben waren. Da konnte man gar nicht oft genug nachschauen, ob oben noch alles in

Ordnung war. Anders als die Stubenfliegen, die Schnecken und die Menschen, die es allesamt nicht schert, wie ihr Nachwuchs die Welt vorfindet, halten einige Kreaturen, wie eben die Grimbarts, sehr auf solche Dinge.

Falls oben auf Deren etwas Schlimmes geschah, wollte die Dächsin gewappnet sein. Also machte sie sich schniefend, prustend und murrend auf dem Weg zum Ausgang. Sie stieß einen dicken Pfropf aus Laub, Reisig und Heu aus dem Loch und schob den Kopf hinaus. Einige Mannshöhen über ihr war das Schlagen eines mächtigen Flügelpaares zu hören, als sich dort ein aufgeschreckter Bussard in den schneidenden Winterwind aufschwang. Die alte Grimbart schaute kaum hoch – Falken, Tauben, Bussarde und Enten, alle diese Tiere waren ihr von Herzen gleichgültig. Spaß machten nur solche, die stinkend, aber leichtverdaulich irgendwo auf dem Waldboden lagen, weil aus ihnen das Leben entwichen war. Dieser Vogel da oben aber war quicklebendig und mochte fliegen, wohin ihn seine blöden, wenig nahrhaften Flügel trugen ... Grimbart sicherte nach allen Seiten – wieder war da keine greifbare Bedrohung zu entdecken –, fraß ein paar Schnauzen voll Schnee, setzte einen kleinen braunen Haufen ab und begab sich wieder unter die Erde. Auf dem Weg zurück zum Kessel, wo die anderen schliefen, hatte sie alle Furcht vor

dem Großen Ungeheuer abgestreift und dachte statt dessen darüber nach, daß es dort unten wohl bald zu eng werden würde und daß sie im Frühjahr eine neue, zusätzliche Höhle graben sollte.

Wie gern würde der Chronist nun mit seiner Erzählung bei den Grimbarts verweilen, diesen friedfertigen, lebensklugen Kreaturen, von denen es heißt, daß die göttliche Ifirn sie vor langen Jahren lehrte, daß nur solche Wesen gut über den Winter kommen, die einander zu wärmen verstehen. Gäbe es für einen Schreiber eine schönere Aufgabe, als vom ruhig-einträchtigen Leben der Dachse in ihrem Kessel zu berichten, vom gemächlichen Fluß der Zeit, um endlich auf die von vielen Lebewesen herbeigesehnte Abreise des Winters und den beschwingten Einzug des duftenden Frühlings zu sprechen zu kommen?

Nein, wohl nicht, will man antworten, aber so wie die Dinge nun einmal liegen, wird vom Erzähler anderes gewünscht. Er soll – das erwartet der Leser für die guten Taler, mit denen er diesen Folianten erworben – vor allem von den Menschen schreiben, jenen Kreaturen also, die Friedfertigkeit und Eintracht wenig achten und von denen viele kein anderes Ziel kennen, als einander aus der Wärme zu verdrängen.

Auch wäre es kaum angemessen, an dieser Stelle bereits vom Beginn des Frühjahrs zu berichten.

Einstweilen hält der Winter sein strenges Regiment über die Lande und Lebewesen zwischen Born und Walsach. Firun ist ein harter Herr, am härtesten aber in dem Mond, der Seinen Namen trägt. Es ist wohl wahr, von einem warmen Hauch ist dieser Tage nichts zu spüren, und der Chronist fragt sich oft genug, ob es ihm überhaupt irgendwann wieder gestattet sein wird, sein Lieblingsthema anzuschlagen: die Lobpreisung des stillen, gelassenen, friedfertigen Lebens.

Einstweilen muß er ohne Frage wieder seiner Pflicht genügen. Es gilt, ein Kapitel niederzulegen, in dem wir einen raschen Blick auf jene Menschen werfen wollen, denen wir nun seit längerem keine Aufmerksamkeit zollen konnten. Beginnen wir also im unwirtlichen Notmark, in der Feste Grauzahn, dem Stammsitz des Grafen Uriel.

»So kalt wie in diesem Firun war es lange nicht mehr«, sagte Tjeika, als sie die sogenannte Bibliothek ihres Vaters betrat, und rieb sich die in engen roten Samtärmeln steckenden Oberarme. »Ich habe soeben den Hof überquert, und ich versichere euch, fast wäre ich unterwegs auf dem Boden festgefroren.«

Graf Uriel, Mengbillar, die Rittmeisterin von Strangnitz, Ulmjan von Sewerski, ein Infanterieleutnant, und Kerschoi der Keiler, ein Orkschamane aus den Sümpfen der Letta, blickten zwar kurz auf, als die

Adelsmarschallin ins Zimmer kam, ließen ihre scherzhafte Bemerkung aber völlig unbeachtet und beugten sich sofort wieder über eine auf dem Tisch ausgerollte Landkarte. Einzig Mengbillar ließ den Blick ein wenig länger über Tjeikas Gestalt wandern und musterte besonders aufmerksam das eng geschnürte schwarze Mieder, das die üppigen und von raschen Atemzügen wogenden Brüste bis fast zur Hälfte freigab. Nach Tjeikas kurzem Weg durch den eisigen Wintermorgen überzog eine feine Röte die weichen Wölbungen. Mengbillar hatte angeordnet, daß Tjeika trotz der allgegenwärtigen Kälte dieses freizügige schwarzrote Samtkleid tragen sollte. Offenbar war er mit dem Anblick zufrieden, denn er nickte beifällig mit dem Kopf, bevor er sich wieder der Besprechung zuwandte.

Girte von Strangnitz, eine rothaarige Mittdreißigerin und Anführerin einer fast hundertköpfigen Söldnerschar aus dem fernen Darpatien, strich sich soeben die Locken aus der Stirn und tippte entschlossen auf den Pergamentbogen, der allerlei getuschte Linien, durchgezogen oder gepunktelt, aufwies. »Hier werden meine Leute stehen, Euer Hochwohlgeboren«, sagte sie und legte einen kleinen Feuerstein auf die Karte, »und darum werden die Ilmensteiner hier nicht durchbrechen – das ist so gewiß wie die Tatsache, daß ein Eberfurz kein Duftwasser ist!«

Kerschoi, der mit Schmuckbändern und Amuletten behängte Orkschamane, schnaufte empört auf.

Die Rittmeisterin stieß ein Lachen aus. »Das ist ein altes Sprichwort, verehrter Kerschoi, auf keinen Fall wollte ich damit auf Eure Ausdünstungen anspielen. Bedenket, Ihr nennt Euch ›der Keiler‹, ich aber sprach von einem Eber ...«

»Wobei ich allerdings sagen muß«, warf Mengbillar ein, »wie eine Rose duftet Ihr tatsächlich nicht, und wenn Ihr Eure Teilnahme an dieser Besprechung weiterhin auf die schweigsame Beobachtung und das stumme Ausdünsten beschränken wollt, dann wird sich Seine Hochwohlgeboren wohl bald fragen, warum er Euch überhaupt zu uns gerufen hat. Das von Euren Kriegern so geschätzte Leichenfleddern nach geschlagener Schlacht bedarf wahrhaftig keiner großartigen Vorbesprechung.«

»Bitte, Herr Mengbillar!« mahnte der Leutnant, ein schlanker schwarzhaariger Mann mit einer Gesichtshaut, die von etlichen entzündeten Pickeln heimgesucht war. »Meine Leute sollen Seite an Seite mit Kerschois Kriegern kämpfen – da halte ich es für wenig hilfreich, ihren Anführer zu beleidigen.«

»Nun hör genau zu, Söhnchen, Streußelgesicht!« Mengbillars Stimme hallte so zornig und laut, daß alle im Zimmer Versammelten unwillkürlich die Köpfe einzogen. Seine Linke schoß vor, die dünnen Finger

krallten sich in Leutnant Sewerskis Jacke und rissen ihn heran, so daß sein Gesicht kaum mehr eine Handbreit von Mengbillars Nasenrücken entfernt war, als dieser mit unverminderter Stimmwucht fortfuhr: »Seiner Hochwohlgeboren, dem Grafen von Notmark, bin ich unterstellt, und ihm schulde ich Respekt. Mit Figuren wie Euch aber oder diesem habgierigen Einfaltspinsel von einem Schamanen rede ich, wie mir der Schnabel gewachsen ist. Sagt es mir nur, wenn Euch an meiner Sprache etwas nicht gefällt – ich lasse mich gern herausfordern.« Ein kalter Blick wie aus starren Vogelaugen wanderte von einem zum anderen. Der Ork riß den haarigen Unterarm schützend vor das Gesicht, Leutnant Sewerski drehte den Kopf zur Seite.

»Na also!« stellte Mengbillar befriedigt fest. »Vielleicht können wir uns jetzt wieder lohnenderen Dingen zuwenden ...«

Auf diese Aufforderung hin trat Tjeika vor, um sich zu den fünf am Tisch zu gesellen. Sie musterte die Karte und fragte: »Wenn hier die Rittmeisterin Stellung bezieht, wo werde dann ich mit meinen Leuten stehen?«

Niemand antwortete ihr. Statt dessen wandte sich Mengbillar an den Grafen. »Wird es überhaupt notwendig sein, daß Major Strangnitz und ihre Leute so weit hinter der vordersten Linie aufmarschieren? Al-

len Anzeichen nach, die ich in den jüngsten Tagen und Nächten deuten konnte, werden die Ilmensteiner überhaupt nicht so weit kommen ... Und dann hätten die teuren Darpatier ihren Sold mit Nichtstun verdient.«

Tjeika von Notmark biß sich auf die Lippen. Sie mochte das Gespräch nicht mehr verfolgen. Es kränkte sie zutiefst, wie sie von den am Tisch Versammelten übergangen worden war. Und diese Schmach erlitt sie an jenem Abend nicht zum ersten Mal: In den vergangenen Tagen war sie bei solchen Besprechungen immer wieder völlig unbeachtet geblieben, sie, die Adelsmarschallin, die gewählte und wiedergewählte Herrscherin des Bornlandes! Nicht nur Mengbillar, der in ihr offenbar nicht mehr sehen wollte als eine willfährige, brünstige Gespielin, nein, auch der Vater und sogar diese kecke Rittmeisterin zollten ihr keinerlei Respekt mehr.

Seit Tjeika von Uriel mitgeteilt worden war, daß er sie an Mengbillar verschachert hatte, schenkte er ihr kaum mehr Beachtung als einem Möbelstück. Sie schien für ihn nur noch ein Anhängsel dieses widerwärtigen kahlköpfigen Mannes zu sein, den Tjeika mittlerweile so sehr fürchtete, daß sie eine Gänsehaut bekam, wenn er in ihre Nähe trat, den sie zugleich von ganzem Herzen haßte und dem sie doch mehr denn je verfallen war. Genauer gesagt war sie nicht

ihm verfallen, sondern der Macht, die in ihm versteckt war und die nur sie, Tjeika, erblicken konnte.

Immer wieder, im fackelerhellten Schlafzimmer, aber auch bei Tag, in unverfänglichen Situationen und in Anwesenheit Dritter, bei einem gemeinsamen Essen zum Beispiel, nahm die Marschallin wahr, wie aus der abstoßenden Erscheinung Mengbillars plötzlich aufflackernd jenes überderische Wesen hervorleuchtete, das wunderschöne menschengleiche Tier, das der Magier in sich verborgen trug und dem seit einiger Zeit Tjeikas ganzes Sinnen und Streben galt. Sie wollte sie sehen, diese Kreatur der verbotenen Lust, und sie wollte sie berühren. Ganz selten einmal gewährte ihr Mengbillar nämlich die Gnade, das dämonisch schöne Wesen nicht nach wenigen Wimpernschlägen wieder vergehen zu lassen. Noch seltener hielt es einer Berührung durch Tjeikas demütig streichelnde Finger oder ihre behutsam tastende Zungenspitze stand. Diese Augenblicke aber, da das gleißende Tier der Wollust nicht – einem süßen Duft hauch gleich – verwehte, sondern ihre Zärtlichkeiten wie eine schnurrende Katze hinnahm, nur um sie Augenblicke später mit grausamer Macht zu überwältigen und in sie einzudringen wie eine glühende Lanze, waren ihr so bedeutsam geworden, daß sie Mengbillar vom frühen Morgen bis zur Nacht stets aufmerksam beobachten mußte, immer in der Hoff-

nung, es könne sich plötzlich enthüllen. Wie ein getreues Hündchen trottete sie den ganzen Tag lang hinter dem Magier drein, wobei sie sich über ihr Tun völlig bewußt war und sich aus tiefstem Herzen für ihre Schwäche haßte, aber dennoch keinen Weg fand, ihrer Wollust Herrin zu werden.

Wenn Tjeika es recht bedachte, konnte sie ihrem Vater oder dieser rotschopfigen Rittmeisterin für die äußerste Mißachtung, mit der die beiden ihr begegneten, nicht einmal gram sein. Sie, deren Gedanken ständig nur um die eine lustvolle Hoffnung kreisten, war wahrhaftig kein Mensch mehr, den man achten mußte – war vielleicht nicht einmal mehr ein Mensch. So ganz und gar zum willenlosen Opfer ihrer Brünstigkeit wurden nur Tiere, der eitle Auerhahn zum Beispiel oder der dumme Dachsrüde, der in seiner Brunftzeit blindlings gegen Bäume oder Jägerbeine rannte. Ja, vielleicht hatte sich Tjeika längst selbst in ein Brunsttier verwandelt, die an ihr Leben nur noch den einen Wunsch hatte: jenem anderen Tier zu begegnen und sich ihm ganz zu öffnen. Es eindringen zu lassen mit seiner ganzen gnadenlosen, zerstörerischen Macht.

So aber, so ganz und gar auf eine Mitte ausgerichtet und gleichzeitig von aller Welt abgetrennt, so konnte niemand leben, auch die Frau nicht, die einmal eine stolze Herrscherin gewesen war ...

Unter Aufbietung aller Kräfte wandte sich Tjeika

langsam der Tür zu. Wenn es ihr gelang, den Raum zu verlassen, ohne sich noch einmal umsehen zu müssen, wenn sie es dann bis zum Burgtor schaffte, immer noch ohne sich umzusehen, und nach draußen lief ... Vielleicht war sie dann gerettet ...

Sie tat einen zögernden Schritt.

»Euer Hochwohlgeboren, Euer Töchterlein will unsere kleine Besprechung schon wieder verlassen.« Mengbillars schnarrende Stimme erklang, kaum daß Tjeika den in einem blutroten Pantöffelchen steckenden Fuß vorgeschoben hatte.

Die Adelsmarschallin zuckte zusammen, ging aber noch einen Schritt weiter.

»Wohin willst du? Was soll dieses Geschleiche, dumme Gans?« polterte der Graf.

Tjeika mühte sich, die grobe Stimme nicht wahrzunehmen – noch ein kleines Stück, ein beherzter Griff, und sie könnte die Klinke niederdrücken!

Hinter sich hörte sie Uriels schwere, aber schnelle Tritte. Sie fühlte sich an der Schulter gepackt und herumgerissen. Schnapsschwerer Atem wehte ihr ins Gesicht. Uriels Augen funkelten in jähem Zorn. Bevor Tjeika schützend die Hände hochreißen konnte, traf sie eine wuchtige Ohrfeige auf die linke Wange und schleuderte sie zu Boden.

»Willst du wohl antworten, wenn dein Vater zu dir spricht?« herrschte der Graf sie an.

Während Tjeika sich mühsam an der Wand hochstemmte, war das Zimmer erfüllt vom heiser bellen- den Gelächter des Orkschamanen. Dicke Blutstropfen fielen aus ihrer Nase auf die Dielen, wo sie mit klei- nen Strahlen versehene runde Flecke bildeten, die wie winzige rote Sonnen anmuteten. Als sich die Mar- schallin wiederum der Tür zuwenden wollte, hörte sie das gehässige Kichern des Magiers, der in das La- chen des Orks eingefallen war. Unwillkürlich streifte ihr Blick über Mengbillars schmale Gestalt. Im selben Augenblick verging die schwarzseidene Hülle, die den dünnen Körper verbarg, und wie durch einen nächtlichen Nebelschleier nahm Tjeika eine berük- kende, unstet schillernde Gestalt wahr, die aussah, als sei sie zugleich Frau und Mann und ein aus schierer Lust geborenes, von unbezähmbarer Brünstigkeit ge- triebenes Tier.

Tjeika seufzte schwer.

»Willst du deinem Vater nicht endlich antworten?« hörte sie Mengbillars Stimme, triefend vor Häme. Das Bild des Menschentiers flackerte, drohte zu erlöschen.

»Bitte nicht!« rief Tjeika. »Nimm es nicht fort!« Unwillkürlich hob sie die Hand. »Ich will nirgend- wohin, Vater«, fügte sie hastig hinzu, ohne die Er- scheinung einen Lidschlag lang aus den Augen zu lassen. »Nirgendwohin, ganz gewiß nicht.«

Während in Notmark die Adelsmarschallin sich mit einem Tüchlein die blutende Nase betupfte, anschließend den Stoff ihres Dekolletés, das beim Sturz verrutscht war, schüchtern wieder zurechtzupfte, um sich danach von neuem jener Besprechung zuzugesellen, an der sie doch nicht teilhätte, stieß im Dorf Pervin, etliche hundert Meilen weiter efferdwärts gelegen, die Dienerin Janne die Türe zu jenem Hause auf, das sie gemeinsam mit der Baronin Mirhiban Saba al Kashba bewohnte und in dem sie als Magd und Zofe zugleich in Diensten stand. Janne hatte ihre Schultern unter den Arm eines sehr jungen blonden Mannes geschoben, den sie stützend und schiebend in die Halle bugsierte. Mit heftigen Tritten und Kniestößen mußte sie dabei einen riesigen schwarzweißen Hund abwehren, der unbedingt die Lendengegend des Jungen mit seiner schnuppernden Nase bestupfen mußte. »Hau ab, Darko!« zischte sie ärgerlich, aber ohne den kalbartigen Hund zu beeindrucken.

»Mirhiban!« rief sie dann laut (denn die beiden Frauen nannten einander beim Vornamen, wenn sich niemand in der Nähe aufhielt, den die Tulamidin mit ihrer Baronswürde beeindrucken wollte). »Mirhiban, komm doch einmal! Ich habe einen Gast mitgebracht!«

Eine Tür klappte, leichte Schritte waren zu hören, und die Baronin Mirhiban erschien am oberen Ende

der Treppe. Sie warf einen raschen Blick in die Halle und eilte die Stufen hinab. »Wer ist das, Janne?« fragte sie. »Wo hast du ihn aufgelesen?«

»Er hat draußen vor Bauer Messingens Zaun im Schnee gesessen, hinter einem Holzstoß. Nur durch einen Zufall habe ich ihn entdeckt. Stell dir vor, wenn ich ihn nicht gefunden hätte, wäre er gewiß erfroren!«

»Und wer ist er?« wiederholte die Baronin ihre Frage. Gleichzeitig trat sie vor und half ihrer Dienerin, den dünnen blonden Jungen zu einem Stuhl zu geleiten und ihn dort abzusetzen.

»Ich weiß nicht, wie er heißt, noch wo er herkommt«, antwortete Janne. »Er spricht nicht. Ich glaube, er kann es gar nicht. Seine Wangen und Kiefer sind ihm eingefroren.«

»Ach, papperlapapp! Was du immer redest. Dreißig Jahre bist du nun alt und schwatzt immer noch wie ein Kind. So etwas gibt es gar nicht: Kiefer eingefroren! Mir wird er antworten – du wirst schon sehen!« Sie trat vor den Sitzenden, faßte ihm unter das Kinn und hob behutsam seinen Kopf an. »Ich bin die Baronin von Pervin«, stellte sie sich vor, »und ich wünsche, daß du mir Rede und Antwort stehst!«

Der Junge öffnete den Mund und die Lider, aber ehe er etwas sagen konnte, verdrehten sich seine Augen, und sein Kopf sank zur Seite.

»Ohnmächtig!« stellte Mirhiban fest. »Janne, faß

mit an! Wir müssen ihn erst einmal in ein warmes Bett stecken. Aber ich glaube, er ist eher halbverhungert als halberfroren. Nun ja, darum werden wir uns später kümmern!«

Die beiden stemmten den Jungen hoch, schleppten ihn, umtanzt von dem aufgeregt wedelnden Darko, hinüber in ein kleines Speisezimmer auf der Westseite der Eingangshalle und betteten ihn auf einem schmalen Diwan. Vorsichtig zog ihm Janne die mottenzerfressene dicke Pferdedecke von den Schultern, die er über seiner dünnen Pagentracht getragen hatte, um sich notdürftig gegen den Frost zu schützen. »Wirf sie fort!« verlangte Mirhiban. »Gewiß ist sie gespickt mit Floh- und Wanzeneiern. Wir werden eine bessere Decke für ihn finden ... Wie dünn er ist ... Aber recht hübsch, findest du nicht?«

Janne grinste verschmitzt. »Ich finde ihn sogar sehr hübsch. Wenn dem nicht so wäre, dann hätte ich ihn gar nicht mitgebracht.«

Die Baronin knuffte ihre Zofe gegen die Schulter. »Janne, Janne!« mahnte sie. »Dieser Bengel ist doch viel zu jung für dich – und außerdem hast du mir neulich erst erzählt, du hättest dich unrettbar in diesen Wirtssohn aus dem *Stier*, wie heißt er gleich ...?«

»Dabbert.«

»... Dabbert verliebt. Übrigens auch viel zu jung für dich, wenn auch etwas geeigneter als dieser Geselle.«

»Aber dieser hier ist hübscher«, beharrte Janne und schlug neckisch die Augen auf.

»Dabbert ist gewiß der bessere Sänger«, entgegnete Mirhiban. »Du weißt, wie gut er singen kann. Mir geht stets das Herz auf, wenn ich ihn höre ... Nun aber los, rasch in die Küche und einen heißen Tee gekocht! Und bereite etwas zum Essen vor. Wir wollen unseren Gast gleich aufwecken und versorgen.«

Janne verließ das Zimmer. »Der bessere Sänger, pah!« rief sie von der Tür zurück. »Was habe ich von einem Burschen, der mir etwas in die Ohren trällert? Eine Frau sucht andere Freuden!«

Mirhiban schüttelte in gespielter Verzweiflung den Kopf. »Du weißt nicht, wovon du sprichst, dummes Ding! Ein zungenfertiger Triller hat schon so manche Frau glücklich gemacht.«

Janne sah sie an, stutzte und ging dann endgültig hinaus. Erst in der Halle quietschte sie plötzlich laut auf und kicherte vor Vergnügen. Auch die Baronin ließ ihr perlendes Gelächter hören.

Etwa eine Stunde später hatten die beiden Frauen erfahren, wie ihr Gast hieß, der inzwischen heißen Tee, Schafskäse und Brot in Unmengen verzehrt hatte. Sein Name war Wassjef, und er kam von weither, von der Küste des Perlenmeeres. Er befand sich, so hatte er mit wichtiger Miene berichtet, auf dem Weg zu

seinem Grafen, um ihm eine wichtige Botschaft zu überbringen.

»Heißt dein Graf Geestwindskoje?« fragte Mirhiban.

»Ja, so heißt er.« Der blonde Junge sah sie überrascht an, dann nickte er eifrig. »Kennt Ihr ihn denn?«

»Kennt Ihr ihn denn, Euer Hochgeboren«, verbesserte Janne, die neben dem Diwan stand. »Habt ihr Leute aus dem Süden denn gar keine Manieren?«

Wassjef errötete und senkte stumm den Blick.

»Nun, Janne!« tadelte Mirhiban. »Mußt du unserem Besucher gleich so zusetzen? Er ist noch gar nicht wieder richtig bei Sinnen. Auf die Etikette wird er sich schon beizeiten besinnen.« Sie wandte sich dem Blondschoopf zu, um seine Frage zu beantworten. »Ja, gewiß kenne ich Graf Arvid. Er wohnt zur Zeit auf Ilmenstein – ich habe ihn gestern noch gesehen ... Welche Botschaft bringst du ihm denn?«

Wieder schaute Wassjef verlegen auf seine Bettdecke hinab. »Das kann ich nicht sagen«, murmelte er.

»Ist es so geheim, Söhnchen?« drängelte Janne. »Nun rede schon! Ich werde es gewiß niemandem weitersagen.«

»Du bist unmöglich, Janne!« stellte die Baronin fest und zog ärgerlich die Brauen zusammen. »Wenn Wassjef von seiner Mission nicht reden darf, dann sollten wir ihm nicht zusetzen. Außerdem ist es mehr

als unwahrscheinlich, daß du ein Geheimnis nicht sofort an Stine, Peranka und Jella weitertratschst.«

»Pah!« machte Janne schnippisch, warf den Kopf in den Nacken und eilte aus dem Zimmer.

»Du siehst sehr erschöpft aus«, bemerkte Mirhiban, »und völlig ausgemergelt – so als ob du schon sehr lange nicht mehr anständig gegessen oder in einem richtigen Bett geschlafen hättest ... Hat man dir denn kein Geld auf deine Reise mitgegeben?«

Die Blicke des blonden Jungen wanderten auf dem Bett umher, als ob er dort nach einer Antwort suche. »Ich bin aus eigenem Antrieb unterwegs«, sagte er schließlich. »Niemand hat mich geschickt.«

»Und dennoch bringst du dem Grafen eine geheime Botschaft?« fragte Mirhiban erstaunt. »Ich muß gestehen, nun machst du auch mich neugierig.«

Wassjefs Lippen zuckten. Gar zu gern hätte er wieder einmal einem Menschen von seiner Queste berichtet. Der Tadel Joschins, des jungen Festumer Liebedieners, steckte ihm noch immer im Gemüt, und seither hatte er nicht mehr über sein Vorhaben sprechen können. Es kam nicht in Frage, daß man mit Fuhrknechten, Wirten und anderem gemeinen Volk wichtige Dinge besprach, die Menschen von Adel betrafen. Die schwarzhaarige Baronin aber, die ihn so aufmerksam anblickte, war ja selbst von Stand. Ihr könnte er sich anvertrauen. Sie würde ihn verstehen,

besser als Joschin, der nichts begriffen hatte. So begann Wassjef von seiner langen schrecklichen Reise zu erzählen, von dem Geld, das ihm gestohlen worden war, den Prügeln, die er bezogen und dem nagenden Hunger, der ihn auf den letzten hundert Meilen begleitet hatte.

Was ihn in die Ferne getrieben hatte, verschwieg er jedoch erst einmal; auch seine Erlebnisse in Festum ließ er fort, weil er sich immer unangenehm berührt fühlte, wenn seine Gedanken einmal zu Joschin und dem Abschied von dem Festumer wanderten.

»Manchmal hätte ich kaum noch geglaubt, daß ich es bis hierher ins Sewerische schaffe«, gestand er mit einem tiefen Seufzer. »Und wenn mein Anliegen nicht so überaus wichtig wäre, wäre ich womöglich längst nach Hause zurückgekehrt.«

»So, nun hast du es wahrhaftig geschafft, daß ich unbedingt wissen muß, was mit dir los ist, Junge.« Mirhiban schüttelte den Kopf. »Schließlich bin auch ich nicht ohne Neugierde – wer ist das schon ...? Also rede: Welche dringende Botschaft treibt dich zu Graf Arvid?«

Zunächst zögerte Wassjef mit einer Antwort, aber dann sprudelten die Worte aus ihm heraus. Einzelheit um Einzelheit, Beobachtung um Beobachtung schilderte er, was zwischen der Gräfin Algunde und Matajew auf Geestwindskoje geschehen war. Sehr viel

schändlicher und gemeiner beschrieb er die Ereignisse, als sie sich tatsächlich zugetragen hatten, denn die Verantwortung für alle Unbilden, die ihn auf seiner langen Reise ereilt hatten, schrieb er inzwischen dem Liebespaar, genauer gesagt, Matajew zu. Wassjefs kochender Haß hatte ihm womöglich in mancher Winternacht das Leben gerettet – ohne den Rachedurst hätte ihm gewiß irgendwann der Antrieb gefehlt, sich der ihn stets begleitenden Erschöpfung zu widersetzen, und er hätte sich womöglich irgendwo am Straßenrand dem heimtückischen Frost einer langen Heindenacht überlassen, der den müden Wanderer zärtlich in die Arme nimmt, bevor er ihn tötet.

»Ja, das ist eine schlimme Geschichte«, sagte Mirhiban, als Wassjef seinen Bericht beendet hatte. »Die Treulosigkeit ist eine üble Sache, aber wahrscheinlich so alt wie die Menschen selbst. Warum sollte sie vor deinem Grafen und seiner Frau haltmachen? Eines allerdings begreife ich nicht: Wenn dich niemand beauftragt hat, Graf Arvid ins Bild zu setzen – warum bist du dann auf eigene Faust unterwegs?«

Wassjef antwortete nicht sogleich, sondern nach einigen Momenten heftigen Nachdenkens. »Weil ich es dem Grafen schuldig bin, Euer Hochgeboren«, erklärte er dann stockend. »Er war immer sehr gut zu mir.«

»Und die Gräfin war nicht gut zu dir? Hat sie dich schlecht behandelt? Haßt du sie?«

Der blonde Junge zuckte zusammen. »Nein, nein!« versicherte er eifrig. »Ihre Hochwohlgeboren war immer gut zu mir – wie könnte ich sie hassen?«

»Du bist ein seltsamer Mensch, mein lieber Wassjef«, stellte die Baronin fest. »Wenn dir beide. Graf und Gräfin lieb sind – warum bist du dann aufgebrochen, um Unglück über sie zu bringen? Niemand wird dir danken, was du tust, niemand schätzt den Überbringer schlechter Botschaften ... ›Bringst du keine gute Kunde, dann bring keine‹, so sagt man ja wohl.«

Wassjef drehte das Gesicht zur Seite und gab keine Antwort. Er fragte sich, ob er das Gespräch auf den verhaßten Matajew bringen sollte, den eigentlich Schuldigen, den er in seiner Schilderung der Ereignisse nur mit knappen Worten gestreift hatte ... Aber er beschloß, von dem liederlichen Bauernsohn weiterhin zu schweigen, denn allzuleicht – das spürte Wassjef – hätte dann die freundliche Baronin schließen können, daß es ihm bei seiner Queste vor allem um Rache, nicht aber um Gerechtigkeit ging. Nein, er konnte nicht zulassen, daß man seinen Antrieb so falsch bewertete!

»Du mußt dem Grafen nicht von den Vorgängen auf seinem Gut berichten«, sagte die Baronin nach einer Weile. »Denk nicht, daß du dazu verpflichtet bist, nur weil du eine so weite Reise auf dich genommen

hast. Nein, wenn du magst, bleib eine Weile hier unter meinem Dach und erhol dich ein wenig. Und wenn du dich wieder kräftig genug fühlst, kannst du ja nach Geestwindskoje zurückkehren.«

»Wie weit ist es von hier nach Ilmenstein, Euer Hochgeboren?« fragte Wassjef trotzig.

»Ein knapper Tagesmarsch ...«, antwortete die Baronin und blickte sinnend aus dem Fenster. »Und wenn ich es recht bedenke«, fuhr sie schließlich fort, »vielleicht ist es richtig, daß du dich nicht von deinem Vorhaben abbringen läßt. Graf Arvid ist ein wackerer Krieger und von edler Gesinnung. Er sollte nicht das Opfer einer Treulosigkeit sein. Dennoch ...« Sie brach wiederum ab und sprach dann leise weiter, wie zu sich selbst. »Die Nachricht wird ihm das Herz brechen. Er ist so verliebt in seine junge Frau, nutzt jede Gelegenheit, auf sie zu sprechen zu kommen, um mit stolzgeschwellter Brust von ihr zu erzählen. Das gibt einen tiefen Sturz und wird grausame Folgen nach sich ziehen ... Nun, was sein wird, wird sein!« Sie wandte sich wieder Wassjef zu. »»Man baut kein Haus auf einer Düne«, sagt man bei mir daheim. Wenn Arvids Liebe auf so unsicherem Boden steht, dann sollte er sie sich beizeiten aus dem Herzen reißen! Ja Wassjef, geh nach Ilmenstein. Brich auf, wenn du dich wieder kräftig genug dazu fühlst!«

Am nächsten Morgen war der Junge jedoch noch viel zu schwach, um sich auf den Weg zu machen. So bezog er auf Mirhibans Einladung ein kleines Gästezimmer, das neben der Kammer der Magd Janne lag. Fast den ganzen Tag schien er mit Schlafen zuzubringen, denn er zeigte sich nur zu den Mahlzeiten, denen er allerdings beherzt zusprach. Doch Wassjef schlief bei weitem nicht so ausdauernd, wie die beiden Frauen glaubten. Immer wieder warf er sich eine Decke über die Schultern und setzte sich auf einen Stuhl bei dem kleinen Fenster, um durch einen Spalt in den halbgeöffneten Butzenglasflügeln in den verschneiten Garten hinauszuschauen. Die Kälte, die einer unsichtbaren Flüssigkeit gleich von draußen über Wassjefs Knie floß, um sich in der ungeheizten Stube zu verbreiten, schien er gar nicht zu bemerken, ebenso wenig wie den weißen Dampf, der ihm beim Ausatmen aus Mund und Nase strömte. Hin und wieder hob er ratlos die Schultern oder stieß einen leisen Seufzer aus.

Am übernächsten Tag befand Wassjef, daß seine Kraft für einen so langen Marsch immer noch nicht ausreichte. Er habe seine Queste, die die Gerechtigkeit nach Geestwindskoje zurückbringen sollte, keineswegs aufgegeben, sagte er sich, aber er würde die ganze Strecke, fast vierzig Meilen, zu Fuß gehen müs-

sen. Auf eine Passage auf einem Frachtschlitten durfte er – nach seinen bisherigen Erfahrungen – nicht hoffen. Ein so langer Marsch durch den Schnee und durch dichte Wälder, in denen es über weite Strecken weder Dörfer noch Herbergen gab, der wollte wohl-vorbereitet sein und verlangte die ganze Kraft des Wanderers. Auch steckten die Wälder voller Wölfe, überall in Sewerien – so hatte man Wassjef schon im fernen Festum gewarnt. Nein, er würde seinen Marsch noch ein, zwei Tage aufschieben ...

Auf seiner Reise war häufig, wenn er darüber nachdachte, wie er vor Graf Arvid träte, des Grafen Gesicht vor ihm erschienen, und Hochwohlgeboren hatte Worte gesprochen, die Wassjef mit tiefer Genugtuung erfüllten. ›Das wird dieser Matajew bereuen!‹ hatte der Graf voller Zorn gerufen. ›Er wird die Knute zu spüren bekommen, und dann wird er aus dem Land gejagt!‹

Neuerdings aber kam Wassjef vor allem Gräfin Al-gundes hübsches, freundliches Gesicht in den Sinn, und zugleich hörte er die gestrenge Stimme der tulamidischen Baronin sagen: ›Das wird grausame Folgen nach sich ziehen.‹

Von solchen Stimmungen aber, so nahm Wassjef sich fest vor, durfte er seine göttergefällige Queste nicht beeinträchtigen lassen, und er entschied, daß die Erschöpfung seines Körpers, auf die er Rücksicht

nehmen mußte, ganz gewiß nichts mit den Gedanken an Algunde zu tun haben konnte.

Nein, nein, sehr bald würde er sich auf den Weg machen! Was aber sprach dagegen, daß er sich ein paar Tage der angenehmen Rast gönnte? Nach all den Mühen, die er auf sich genommen hatte, sollte ihm eine kleine Erholung wohl zustehen.

Also fragte er gleich in der Frühe die Magd Janne, ob er sich nicht im Hause nützlich machen könne, um sich für die freundliche Aufnahme erkenntlich zu zeigen. Er habe auch auf Geestwindskoje im Haushalt geholfen und verstehe sich auf eine Menge Dinge.

Janne schaute ihn an, als wäre er ein Alveranier, den die Göttin Travia persönlich nach Pervin geschickt hatte. »Ob er sich nützlich machen kann ...?« trällerte sie fröhlich. »Das kann man wohl sagen.« Und sie überschüttete den sprachlosen Wassjef mit einer Aufzählung, die vom Holzhacken über das Roggenschroten und das Nachpressen des sauren Kohls bis hin zu allerlei Spinn- und Nadelarbeiten reichte.

So verbrachte er den nächsten Tag und auch den folgenden in der Gesellschaft der fröhlich schwatzenden Magd, die vieles aus Pervin und von seinen Bewohnern zu erzählen hatte, die aber ebensogern Wassjefs Berichten aus der fernen Heimat oder von seiner Reise lauschte. Insbesondere von Festum konn-

te der Junge gar nicht ausgiebig genug sprechen. Es schien, daß Janne sich jedes Haus und jeden Bürger beschreiben lassen wollte. Sie lauschte gebannt mit zur Seite geneigtem Kopf. Hin und wieder nickte sie bestätigend, so als ob sie sich in der Hauptstadt auskannte wie kein zweiter. Sie war sogar nach kurzer Zeit imstande, gewisse kleine Unstimmigkeiten in Wassjefs Schilderungen zu entdecken und ihn darauf hinzuweisen. Bei einer so aufmerksamen Zuhörerin, war es nur eine Frage der Zeit, bis Wassjef auf jenes Thema zu sprechen kam, das ihn als einziges wirklich bewegte. Zwar war Janne keine Dame von Stand und nach Wassjefs Beschluß eigentlich ungeeignet, um ein Geheimnis anvertraut zu bekommen, das vor allem adlige Herrschaften betraf, aber er entschied, daß er in diesem Fall eine Ausnahme machen könne, da Janne ja einen der Beteiligten, den Grafen von Geestwindskoje, persönlich kannte.

Während Wassjef also wieder einmal die Geschichte von Algunde und Matajew erzählte, stellte er fest, daß er seinem Bericht nicht die gleiche Schärfe wie zuletzt noch der Baronin gegenüber verlieh. Irgend etwas hatte sich geändert, in seinem Gedächtnis oder in seinem Gemüt. Er lauschte in sich hinein, bemüht, diesen seltsamen Sinneswandel zu ergründen, hatte aber keinen Erfolg.

Es hatte sich einfach eine gewisse Milde in ihm

ausgebreitet, die unentwegt gewachsen war, seit er das Haus der Baronin betreten hatte. Als er das Gefühl zum ersten Mal entdeckte, hatte er es als Schwäche erkannt und mit aller Kraft unterdrückt. Später aber war es ihm zunehmend schwerer gefallen, die Härte aufzubringen, die er für die Vollendung seiner Queste dringend benötigen würde. »Du bist kein Kind mehr«, hatte er schließlich immer wieder leise vor sich hin gesagt. »Nimm dich gefälligst zusammen!« Das hatte für eine Weile geholfen, aber nun, da er der freundlichen Janne gegenüber saß, war die Versuchung zurückgekehrt, und sie war stärker denn je. Nein, so konnte es nicht gelingen, der Magd die ganze Schändlichkeit des Verrats begreiflich zu machen. Dennoch konnte Wassjef seine Mattigkeit einfach nicht überwinden.

So kam es denn auch für ihn – als er mit der Geschichte fertig war – wenig überraschend, daß Janne ihm dringend davon abriet, dem Grafen von dem Ereignis zu berichten.

»Die Liebe geht seltsame Wege, Söhnchen«, sagte sie nachdrücklich und mit einem plötzlichen Ernst, der Wassjef überraschte. »Wohin Rahja uns führt, dorthin müssen wir folgen – das wirst auch du eines Tages feststellen. Ich habe einmal an der Tür gelauscht, als die Gräfin von Ilmenstein sich mit meiner Baronin unterhielt, da hat die Ilmensteinerin einen

Satz gesagt, den ich mir gut gemerkt habe. ›Es ist klug‹, hat sie gesagt, ›sich nicht in Rahjas Pläne zu mischen; wir alle sind Stümper auf diesem Feld und können darum nur Schaden anrichten. Den Rausch und das wirkliche Glück – auch wenn es sehr kurz sein mag – wirst du nur dann finden, wenn du dich auf Rahjas Meer treiben läßt und nichts festzuhalten trachtest. Nur wer nichts erwartet, wird alles bekommen.‹ Das waren die Worte der Gräfin. Sie hatte damals einen kleinen Streit mit der Baronin. Ich glaube, um Eifersucht war die Rede.«

Wassjef wollte einwenden, daß man nicht nur Rahja, sondern auch Travia dienen müsse und daß die Menschen sehr wohl die Pflicht hätten, einer bösen Treulosigkeit ein Ende zu machen ... Aber er stellte fest, daß ihm die rechten Worte fehlten. Er hatte allzuoft über die Geschichte nachgedacht und sich dem Schmerz und dem Haß hingegeben, die ihm diese Affäre bereitete; in diesem Augenblick indes fand er das Feuer des Hasses erloschen. Statt dessen verspürte er, stärker noch als zuvor, eine gewisse Unlust, sich mit diesem Thema auseinanderzusetzen.

Dieser stete Wechsel der Gefühle, von dem er wie willenlos hin- und hergestoßen wurde, diese Müdigkeit des Denkens erschreckte ihn zutiefst, denn sie war es, die der Milde neuerdings immer wieder Einlaß bot und den Sinn der gesamten Queste in Frage

stellte. Unmöglich aber konnte Wassjef wegen eines Irrtums alle diese Strapazen, Schmerzen und Beleidigungen auf sich genommen haben. Er bot seine ganze Kraft auf, und tatsächlich konnte er die beschämende Schwäche immer dann für kurze Zeit vertreiben, wenn er sich das verhaßte Gesicht Matajews ins Gedächtnis rief. Ja, dieser ehrlose Verbrecher hatte Strafe verdient – und es war Wassjefs Sache, der Gerechtigkeit zum Sieg zu verhelfen. Büßen sollte der Schuft, büßen, büßen, büßen!

Einen Tag später aber, als Wassjef sich vorstellte, er träte letzte Vorbereitungen, um den weiten Weg nach Ilmenstein zu marschieren und vor Graf Arvid zu treten, war auch jenes Bedürfnis nach Sanftheit und Friedfertigkeit wieder da, und da er gerade keinen Drang verspürte, diese Sehnsucht wiederum niederzuringen, war er recht froh, daß ihn die zahlreichen Verrichtungen, die Janne sich für ihn hatte einfallen lassen, noch für einige Zeit im Hause der Baronin halten konnten.

Auch empfand er die Gesellschaft der stets fröhlich gestimmten Magd als überaus wohltuend. Janne kam, nachdem sie ihre Meinung zu Wassjefs Vorhaben bekundet hatte, nicht mehr auf den Grund seiner Reise zu sprechen, sondern zog es vor, ihn zu necken, sich von ihm necken zu lassen und ihn zu vielen kleinen

Spielereien anzustiften, die dabei halfen, die eintönige Hausarbeit ein wenig abwechslungsreicher zu gestalten.

Wassjef hatte derweil eine gewisse Ähnlichkeit zwischen Janne und der Gräfin Algunde entdeckt. Die braunen Augen, die Grübchen auf den Wangen, auch die Haarfarbe und die Statur der Magd erinnerten den Jungen an die Herrin von Geestwindskoje. Auch mochten sie in etwa von gleichem Alter sein, wenngleich Janne in ihrem Wesen eine gewisse Kindlichkeit bewahrt hatte, während Algunde ihm stets als reife, dem Ernst des Lebens wacker begegnende Frau erschienen war. Seit ihm diese Ähnlichkeit zwischen den beiden aufgefallen war, verbrachte er viel Zeit damit, über eine mögliche Seelenverwandtschaft zwischen den Frauen nachzudenken – zum Ausspinnen des letzten Zuges der Rachequeste blieb da kaum noch Zeit.

Es gelang der Magd nach drei oder vier Tagen sogar, einen kleinen Lohn (zwei Taler) für Wassjefs recht geschicktes Werkeln im Haushalt herauszuschlagen – unter der Bedingung, wie sie augenzwinkernd verkündete, daß Wassjef sie noch am selben Abend in den *Brüllenden Stier* einlade, die vornehmste Schenke des Dorfes.

Wassjef willigte nur zu gern ein, und er verbrachte

einen der schönsten Abende seines Lebens. Vom ungewohnten Bier kaum merklich beschwipst, beobachtete er alle Dinge ringsumher – die zechenden Bauern und Krämer, die vor Sauberkeit blitzende Schankstube mit den rotweiß gemusterten Decken auf den Tischen, die zahllosen Kerzen in blinkenden Messingständern, den vergnügt pfeifenden Wirt, einen grauköpfigen Mann mit lustig gestutztem Haar – mit einer gewissen Beschwingtheit, die er noch nie zuvor verspürt hatte. Dieselbe Leichtigkeit prägte auch sein Gespräch mit Janne. Mutige Scherze traute er sich an diesem Abend zu – und die Magd zahlte mit gleicher Münze zurück. Es gab viel zu lachen, häufig schon bevor einer der beiden seine scherzhafte Bemerkung beendet hatte. Jannes Wangen brannten vom roten Wein, den ihr der junge Kavalier spendiert hatte, und ihre dunklen Augen blitzten so schelmisch und verlockend, daß Wassjef sich das eine ums andere Mal fragte, wieso ihm dieser Liebreiz zuvor noch nie in seiner ganzen leuchtenden Pracht aufgefallen war. Gewiß sah die Magd der Gräfin Algunde sehr ähnlich, das hatte er schon bemerkt, aber sie war doch ein eigener Mensch – ein sehr hübscher und lustiger noch dazu. Er fragte sich (der Gedanke versetzte ihm einen wehmütigen Stich in die Brust), was Janne wohl sagen würde, gestünde ihr ein junger Mann von der Küste, der mehr als ein Dutzend Jahre jünger war als

sie, daß sie ihm sehr gut gefalle ... Er nahm sich vor, einstweilen mit der Frage noch zu warten. Für diese Tat galt es Mut zu sammeln, und dazu reichte die Zeit bis zum Aufbruch nicht mehr aus ...

Auch der Heimweg durch die mondbeschienene schweigende Winterlandschaft, mit einem sanften, kühlenden Wind auf den erhitzten Gesichtern, war von eigener Pracht. Ach, wenn das Leben doch immer so sein könnte! dachte Wassjef. Wenn dieser Abend doch nie zu Ende ginge!

Als sich die beiden dem Haus der Baronin näherten, beobachteten sie schon von weitem eine gewisse Unruhe auf dem Hof. Fackeln leuchteten in die Nacht. Schnaubende Pferde tänzelten. Der alte Hausdiener Erzel war soeben damit beschäftigt, die Reittiere in den Stall zu führen.

Im Eingang des Hauses, von einem Licht im Innern beschienen, stand eine kleine Menschengruppe: die Baronin und zwei großgewachsene blonde Personen. Thesia von Ilmenstein und Graf Arvid von Geestwindskoje.

Wassjef blieb erschreckt stehen.

»Was hast du denn?« fragte Janne erstaunt. »Davorn steht dein Graf, wenn ich mich nicht irre – und die Gräfin Thesia. Nun kannst du dir den langen Marsch nach Ilmenstein sparen. Komm, wir wollen

zu ihnen laufen. Ich habe es gern, wenn Besuch im Haus ist ...«

Bevor Wassjef noch etwas erwidern konnte, dröhnte schon Graf Arvids kräftige Stimme durch die Nacht: »Ja, wer ist denn das, bei allen Zwölfen? Sehe ich richtig? Heda, Söhnchen, du bist doch unser Wassjef aus Geestwindskoje! Welch seltsamer Winterwind hat dich denn hierhergetrieben?«

Mit hängenden Schultern ging Wassjef zu Graf Arvid hinüber und trat vor ihn hin.

Der Graf legte ihm die Hand auf die Schulter. Seine Fröhlichkeit war Besorgnis gewichen. »Was tust du hier?« fragte er. »Welche Kunde bringst du? Rasch, rede! Hat es daheim gebrannt? Ist den Bauern etwas Schlimmes widerfahren? Was ist mit meiner Gemahlin? Ihr ist doch nicht etwa ein Leid geschehen?«

Wirre Gedanken rasten durch Wassjefs Kopf. Er sah Geestwindskoje vor seinem inneren Auge, dann Algundes ruhiges, freundliches Gesicht. Eine Stimme sprach die unheimlichen Worte von den »grausamen Folgen«. Wie sehr sehnte er sich in diesem Augenblick nach jenem Gefühl der Milde, das ihn in diesen Perviner Tagen wie ein warmer, zärtlicher Hauch begleitet hatte ... Ein Ruck ging durch die zierliche Gestalt des Jungen. Er straffte sich und blickte zu Arvid auf. »Ich bin zu Euch gekommen, Euer Hochwohlgeboren«, sagte er, »weil ich an Eurer Seite kämpfen

will. Es kommen schlimme Zeiten, das hört man überall. Da mag ich kein Page mehr sein. Darum bitt ich Euch von Herzen: Nehmt mich auf als Euren Knappen!«

In Festum, das viele hundert Meilen von Pervin entfernt am Perlenmeer liegt, war der Himmel nicht sonderlich klar in dieser Nacht. Dicke Wolken verhüllten das Madamal, und ein scharfer, böiger Sturmwind von See trieb in Haut und Augen stechende kleine Schneeflocken durch die Häuser-schluchten.

Bitterlich über das Wetter fluchend, stapfte ein Mann in eleganter, aber kaum gegen die Kälte schützender Bürgertracht eine Straße in einem der nobleren Festumer Stadtviertel entlang. Er ging nach vorn gebeugt, stemmte sich gegen den Wind – ein breiter weißer Rüschenkragen flatterte ihm ums Kinn – und hielt ein unförmiges großes Bündel in den Armen, an dessen Umwicklung aus dunklem Tuch die Sturmböen zerrten. Die Traglast und der Mann waren auf der dem Wind zugewandten Seite mit einer feinen Schneesicht bestäubt. Sein feines Schuhwerk fand auf dem festgetretenen glatten Schnee keinen rechten Halt, so daß der nächtliche Wanderer mehrfach ausglitt und einem Sturz nur mit knapper Not ausweichen konnte. Von einem steilen Dach löste sich ein

Schneebrett und kam knapp hinter dem Mann nieder. Wenn ihn auch die Hauptmenge der weißen Last verfehlte, so rieselte ihm doch eine eiskalte Wolke in den Nacken. »Bei allen Dämonen!« fluchte der Mann. »Welch ein Winter in diesem Jahr! Wenn Firun schon finsterer Laune ist, warum schickt er seine Gaben nicht nach Notmark?«

In den Gassen herrschte fast vollständige Finsternis. Auch die beiden Fackeln, die den Eingang der Taverne *Die zwei Masken* flankierten, hatte der scharfe Wind längst ausgeblasen, so daß der Mann fast an der Schänke vorübergelaufen wäre, obwohl er die Festumer Oberstadt so gut kannte wie seine Handfläche. Er stutzte, schüttelte ärgerlich den Kopf und stieß die Tür zum Schankraum auf.

Der Wirt neigte zum Gruß den kurzgeschorenen grauen Kopf. »Schön, daß Ihr kommt, Herr ter Siveling. Man erwartet Euch bereits. Wenn Ihr erlaubt, gehe ich voran.«

»Ich kenne den Weg«, erwiderte ter Siveling barsch und drängte sich an dem Wirt vorbei. Das stoffumhüllte Bündel über den Kopf erhoben, schob er sich zwischen den Tischen hindurch zur Tür des Hinterzimmers, die der Wirt, ohne selbst einzutreten, hinter ihm schloß.

In dem Raum, in dem Stane die schwerste Spielniederlage seines Lebens widerfahren war, saß, lässig

in einen Sessel geworfen, die übereinandergeschlagenen Beine ausgestreckt und auf einen Stuhl gelegt, der Gewinner jener Kamelspielpartie, von der inzwischen – dafür hatte der Wirt der *Zwei Masken* halb gewollt, halb ungewollt gesorgt – ganz Festum sprach. Lamertien faßte grüßend zur breiten Krempe seines federgeschmückten Hutes und neigte sacht den Kopf. »Fein, daß Ihr es einrichten konntet, Herr ter Siveling«, sagte er. Dann verfinsterte sich plötzlich seine Miene. Mit einem Kopfnicken wies er auf das Bündel in ter Sivelings Armen. »Das ist nur ein Flügel«, stellte er fest, »keineswegs das Paar. Was habt Ihr Euch dabei gedacht, Brüderchen?«

Erschrocken musterte Stane das Bündel und legte es auf der Tischplatte ab. Wie konnte dieser Mann erkennen, daß sich tatsächlich nur ein Flügel unter dem Stoff verbarg? Für jeden anderen Betrachter stellte sich der Packen einfach als ein unförmiges, sperriges Gebilde dar. Vermochte Lamertien etwa durch den Stoff hindurchzuschauen? Ter Siveling errötete, teils aus Verlegenheit, teils aus Zorn darüber, daß er dem Gespräch nun nicht mehr den geplanten (und vorher vor einem Spiegel einstudierten) lässigen Verlauf geben konnte. Nun war er, so schien es, von Anfang an zu Erklärungen und damit zu einer Verteidigungstaktik gezwungen. »Wie wollt Ihr das wissen – daß ich nur einen Flügel bringe?« fragte er, um Zeit zu gewinnen.

»Ich sehe, was ich sehe«, erwiderte Lamertien, »und ich bin ein wenig enttäuscht von Euch. Ihr wollt also um die andere Hälfte meines Gewinnes feilschen? Ein unschöner Plan, von dem Ihr rasch Abstand nehmen solltet.«

»Die Flügel müssen sehr wertvoll sein«, warf ter Siveling unbestimmt ein.

Lamertien nickte zustimmend. »Gewiß sind sie das: Einhundertsechzigtausend Batzen, um genau zu sein. Habt Ihr Euren Schwiegervater nicht nach dem Wert und der Bedeutung der Flügel gefragt? Und könnt Ihr den einen, den Ihr mitbrachtet, einmal auspacken? Ich sähe ihn mir gern an.«

»Ich habe mich im Unfrieden von Graf Uriel getrennt«, entgegnete Stane. »Nicht einmal für ein Schwätzchen über dieses mächtige magische Artefakt ergab sich eine Gelegenheit.« Erleichtert stellte er fest, daß er die Unterredung schon fast in die ursprünglich geplanten Bahnen gelenkt hatte. Soeben war Lamertien in die erste Falle gegangen: Er hatte nicht widersprochen, als Stane die Flügel als ›mächtiges magisches Artefakt‹ bezeichnet hatte. An dieses Eingeständnis konnte er anknüpfen, wenn weiterhin über den Wert des Flügelpaares diskutiert würde. Während er die Stoffhülle von dem mehr als einen Schritt langen Schwanenflügel abwickelte, beobachtete er sein Gegenüber voller Spannung, aber Lamertien ließ

sich nicht anmerken, ob und wie sehr er an dem Artefakt hängen mochte.

Dann war die Hülle zur Seite geschlagen, und ein eiskalter Hauch stieg von der Schwinge auf. So heftig war diese Erscheinung, daß ter Siveling das Gefühl hatte, ihm erstarre die Gesichtshaut. Er zuckte erschreckt zurück. Lamertien aber schien die unheilvolle Kälte gar nicht zu bemerken. Seine Fingerkuppen glitten behutsam über das blendendweiße Gefieder, die wie Eisblumen im Kerzenlicht glitzerten. Nun, da er die Schwinge berührte, verlor er offenkundig doch die Selbstbeherrschung: Er schloß die Augen und stieß einen leisen Seufzer aus. »Eine Brücke zu längst vergangenen Zeiten«, murmelte er versonnen, »ein Bild von dem, was hätte sein können, hineinatmend in eine Zeit, die ist, wie sie ist ... Ach, ter Siveling, wenn Ihr wüßtet, wie unsere Zeiten wirklich sind, wenn Ihr ahntet, was kommen wird – Ihr hättet wahrhaftig andere Sorgen, als Euch zu fragen, wie Ihr wohl ein paar zusätzliche Batzen aus mir herauspressen könntet ... Ter Siveling, ich schlage Euch ein Geschäft vor: Ihr verzichtet auf alles weitere Feilschen, dafür erzähle ich Euch, was es mit diesen Flügeln auf sich hat und was ich mit ihnen im Sinne habe. Ja, ich werde Euch von dem Kampf der Dummen gegen die Klugen berichten, in den ich – auf seiten der Klugen versteht sich, denn ihnen gehört das Morgen – ein-

greifen werde. Ihr selbst könnt dann, wenn Euer Tag gekommen ist, besser entscheiden, welche Seite für Euch die richtige ist. Die Klugen sind nämlich nicht leicht zu erkennen, sie tragen bisweilen merkwürdige Verkleidungen ...« Lamertien zog den Hut vom Kopf und legte ihn auf die Oberschenkel. Mit zwei Fingern ergriff er die Spitze der langen Fasanenfeder, die durch das Hutband gesteckt war, und bog sie vorsichtig zu einem Kreis. »Ihr solltet dieses Angebot nicht leichtfertig ausschlagen, Herr ter Siveling. Es könnte viel wertvoller sein, als Ihr denkt.« Er ließ die Feder los, und sie schnellte in ihre gerade Form zurück. »Anderenfalls biete ich Euch *keine* Erklärung, aber tausend Batzen, obwohl ich dazu wahrhaftig nicht verpflichtet wäre. Faßt, was ich Euch biete, zu Eurem eigenen Vorteil nicht als Schwäche auf. Ich komme Euch nur deshalb entgegen, weil mir die Flügel – das sei zugegeben – sehr viel bedeuten. Einzig aus diesem Grunde möchte ich eine Auseinandersetzung mit Euch vermeiden, Väterchen: Wie leicht könnten dabei durch einen dummen Zufall die Schwingen irgendeinen Schaden nehmen oder in falsche Hände geraten, weil Ihr zum Beispiel nicht mehr in der Lage seid, sie mir zu überreichen.«

»Auf beide Angebote gehe ich nicht ein«, erwiderte Stane schroff. Dabei hatte er alle Mühe, ein triumphierendes Grinsen zu unterdrücken. Dieser Lamertien

war viel verwundbarer, als man jemals hoffen konnte. Ja, wenn man herausbekommt, woran jemand wirklich hängt, dann hat man sein Herz in der Faust ... »Ganz gewiß werdet Ihr nicht mit ein paar klugen Sprüchen anstelle von gutem Gold bezahlen können«, verkündete ter Siveling mit einem gelangweilten Lächeln. »Andererseits sind die von Euch angebotenen tausend Dukaten eine lächerliche Summe. Ich werde Euch sagen, wie wir es machen: Diesen Flügel hier gebe ich Euch, um meine Spielschulden zu begleichen. Wenn Ihr den anderen ebenfalls besitzen wollt, so zahlt Ihr mir dafür noch einmal einhundertsechzigtausend Batzen. Die uralte, wertvolle Brünne, auf der beide Schwingen aufmontiert waren, gebe ich Euch kostenlos dazu. Nun, was sagt Ihr zu dieser Form von Kulanz?«

Lamertien betrachtete ter Siveling mit starrem Blick, wie in tiefe Gedanken versunken. Seine schwarzbraunen Augen schillerten feucht, seine Zungenspitze fuhr über die schöngeschwungenen, für einen Mann sehr vollen Lippen. »Ich wollte die Flügel ohnehin auf einen neuen Panzer montieren lassen«, antwortete er schließlich. »Also erscheint mir Euer Entgegenkommen weniger kulant. Im übrigen bitte ich Euch, ter Siveling, kommt zu Sinnen. Eure Forderung ist sinnlos und kann Euch sehr gefährlich werden.«

»Wie meint Ihr das?« fragte ter Siveling scharf. »Wollt Ihr mir drohen?«

»Ja«, antwortete Lamertien.

Eine plötzlich aufkommende Beklommenheit in der Brust vertrieb ter Siveling mit schallendem Gelächter. »Ihr mit Eurer Gier auf dieses magische Gefieder seid überhaupt nicht in der Lage, irgend jemandem zu drohen! Ihr werdet zahlen, Lamertien! Und kommt mir nicht mit irgendwelchen billigen Ausflüchten, Eure finanzielle Situation betreffend. Wer ein Haus am Seeufer sein eigen nennt, der bringt auch die Summe zusammen, von der hier die Rede ist. Notfalls müßt Ihr Eure Hütte – und möglicherweise noch ein paar andere Dinge – verkaufen. Dafür bekommt Ihr dann die Flügel. Man kann eben nicht alles haben.« Wieder stieß Stane ein lautes Lachen aus.

»Das ist Eure wahre Meinung? Das ist Euer letztes Wort?« fragte Lamertien leise.

»Worauf Ihr Euch verlassen könnt, Brüderchen«, erwiderte ter Siveling barsch.

Lamertiens Mundwinkel hoben sich zu einem feinen Lächeln. »So zwingt Ihr mich, ach was, so gebt Ihr mir den Anlaß, etwas zu tun, das ich in Eurem Fall gar nicht ungern tue, denn Eure schiere Gegenwart bereitet mir Übelkeit. Gern möchte ich mich von Euch trennen.«

Ter Siveling fühlte sich von einem eisigen Hauch gestreift. Das Lachen erstarb ihm in der Kehle.

»Von allem sollte man Euch trennen«, fuhr Lamer-tien leise fort. »Ihr seid eine Schande für Derens An-ge-sicht, Ihr gehört in den Keller!« Laut sagte er, wäh-rend sein Blick sich wie ein Paar schwarzer Rubin-splitter in ter Sivelings Augen bohrte: »Bannbaladin – dein Freund ich bin!«

Augenblicklich zeigte sich ein unsicher-verlegenes Grinsen auf Stanes Zügen. Er schaute hinab in seinen Schoß, wo er die Finger verschränkte, verbog und verknötete.

»Wo ist der andere Flügel, Stane, mein Lieber?« fragte Lamertien freundlich.

»Auf dem Speicher meines Hauses«, antwortete ter Siveling beflissen, »in ein ähnliches Tuch eingeschla-gen wie dieser hier.«

»Wie kann man ungesehen hinaufgelangen?«

»Die Tür zum Hof ist selten verschlossen. Man könnte über die Hofmauer klettern und nach oben schleichen ...« Ter Siveling brach ab, ein einfältiges Lächeln zeigte sich auf seinem Gesicht. »Wollt Ihr etwa dort hinaufsteigen, lieber Freund? Aber das ist doch nun gar nicht mehr nötig. Sagt nur ein Wort, und ich laufe los und hole Euch den Flügel. Ich bren-ne förmlich darauf, Euch gefällig zu sein.«

»Das mag sein, aber ich werde doch selbst gehen müssen.«

»Aber wieso nur? Ich tue es gern.«

»Ihr werdet es nicht tun können.«

»Ach was, nichts leichter als das! Was sollte mich schon daran hindern, auf meinen eigenen Speicher zu klettern?«

Wieder kräuselten sich Lamertiens schöne Lippen zu jenem feinen, bösen Lächeln. Er nahm den Hut auf und stülpte ihn über die glänzenden schwarzen Haare, stand auf und wischte sich einen Flusen von der engen blauen Samthose. »Ihr werdet körperlich nicht dazu imstande sein«, sagte er.

Stane sah ihn verdutzt an. »Wie meint Ihr das?«

»Das will ich Euch gern zeigen!« Lamertien beugte sich vor, umfaßte mit beiden Händen zärtlich ter Sivelings Gesicht und sprach mit kräftiger Stimme die Worte: »Salander Mutanderer – sei ein anderer!«

Fast im selben Augenblick ertönte ein schriller Pfiff. Etwas Graubraunes fiel auf den Dielenboden herab, wand sich, kratzte mit den kleinen Pfoten über das Holz: eine Ratte, gutgenährt, mit glänzendem Fell, ein stattliches Exemplar ihrer Art. Pfeifend und in allergrößtem Schrecken quietschend, huschte sie im Zimmer umher, unter den Tisch, unter die Stühle, an den Wänden entlang, hinter einen Schrank. Ein letztes Schaben und ein Rascheln waren zu hören, und das Tier war verschwunden.

Lamertien wickelte das Tuch um den Schwanenflügel, zog die Verschnürungen fest und trat hinaus

in die Schankstube. Ob der Wirt ter Siveling gesehen habe, fragte er den Mann im Vorübergehen.

Nein, erwiderte der Graukopf, den habe er nicht gesehen, und er entschuldigte sich dafür, daß er an einem Abend wie diesem, da das Lokal voller Gäste sei, unmöglich auf einen jeden von ihnen achten könne.

»Schon gut, schon gut«, beruhigte ihn Lamertien. »Wenn er wieder erscheint, so sagt ihm doch bitte, daß er nicht auf mich warten soll – ich werde so bald nicht wiederkehren.« Damit ging er hinaus in die schneedurchwehte Nacht.

In den nächsten Wochen klagte der Koch in den *Zwei Masken* gelegentlich darüber, daß er das Gefühl habe, die Ratten im Keller der Schenke seien in letzter Zeit ganz besonders gefräßig und gerissen geworden, aber nach und nach gewöhnte er sich daran, daß hin und wieder Vorräte angefressen waren, die noch nie zuvor eine Ratte erreicht hatte, und bald achtete er kaum noch darauf. Das *Zwei Masken* erlaubte sich eine großzügige Vorratshaltung, da konnte man es sich leisten, eine Ratte mehr mit durchzufüttern.



20. Kapitel



Schloß Ilmenstein im Firun 1020 n. BF.

Die Zusammenkunft

Nicht Ilmen, wie man annehmen könnte, anmutig und regelmäßig von Wuchs, sondern knorrige Steineichen mit krummen Ästen säumen die Straße, die etwa eine Meile weit vom Dörfchen Torsin nach Schloß Ilmenstein führt.

Wo die Eichenallee endet, die fast genau von Süden nach Norden verläuft, stand, gemeinsam mit ihrer Freundin Mirhiban und einen Arm um deren Schulter gelegt, die Schloßherrin unter dem Torbogen der Umfassungsmauer und blickte über das Land hinweg. Dicke Schneeschichten lagen auf den vielfach verkrümmten Ästen der Eichen, und schritthoher Schnee bedeckte Felder und Straße. Wenn die schwarzen Eichenbäume nicht in Doppelreihe vom Dorf bis zum Schloß gestanden hätten, hätte niemand die Straße von Äckern und Weiden unterscheiden können. Die wenigen Schlittenspuren, die sich an einem Tag zwischen den Bäumen in den tiefen Schnee

gruben, waren am nächsten Tag unter Neuschnee und Schneewehen verschwunden.

Die Sonne war noch nicht sehr hoch am klaren blauen Himmel hinaufgestiegen. Ihre schrägen Strahlen brachten die weiten Schneeflächen zum Glitzern, als wären sie mit winzigen Diamantsplittern bestreut. Beim Waldrand auf Illumin zu arbeiteten sich zwei Elchbullen, riesige Tiere mit gewaltigen Schaufeln, durch die weiche weiße Decke. Ein großer Krähenschwarm zog unter vielfachem Krächzen über die Dächer von Torsin mit ihren rauchenden Kaminen hinweg nach Osten. Mit kräftigen Flügelschlägen und so schnurgerade, als würden sie einer unsichtbaren, auf ein wichtiges Ziel weisenden Linie folgen, stürmten die Vögel durch die Luft und waren bald hinter der flachen Hügelkuppe des Ebriner Wäldchens verschwunden.

»Wie still es ist«, stellte Gräfin Thesia eine Weile, nachdem der letzte rauhe Krähenschrei verklungen war, versonnen fest. »Man kann sich gar nicht vorstellen, daß hier in wenigen Tagen nur noch Gelärme und Gebrüll regieren werden.«

Mirhiban lachte. »Ich habe nichts gegen ein bißchen Trubel und Trommeln! Auf das Fest freue ich mich sehr, und von den Soldaten werde ich mir nicht die Laune verderben lassen.«

»Ach ja«, sagte Thesia, »ich sollte mich hüten, eine

solche Klage auszusprechen. Vielmehr sollte ich mich über jeden freuen, der sich hier einfindet.«

»Warum schätzt du die Aussichten nur so düster ein? Es gibt nur wenige Tage im Jahr, da sich der Winter so prachtvoll zeigt wie heute, so daß sogar ich ihm einmal etwas abgewinnen kann. An einem solchen Tag solltest du – so wie ich – fröhlich und zuversichtlich sein ... Die Leute werden schon kommen. Bedenk doch bitte, daß bisher nicht einmal alle Boten zurückgekehrt sind, die du ausgesandt hattest. Wie sollten da schon die ersten Truppen eintreffen ...?«

»Das weiß ich alles«, warf Thesia recht unwirsch ein. »Dennoch bin ich in Sorge. Es ist völlig ungewöhnlich, die sewerischen Bronnjaren mitten im tiefsten Winter zusammenzurufen. Ich weiß gar nicht, ob es so etwas überhaupt schon einmal gegeben hat. Ich bin mir auch nicht mehr sicher, ob meine Botschaft eindringlich genug abgefaßt war. Möglicherweise kann man sich nicht vorstellen, daß das, was wir vom Notmärker wissen, der Wahrheit entspricht.«

»So kenne ich dich gar nicht«, sagte Mirhiban. »Wo bleibt nur deine berühmte Zuversicht« – sie lächelte –, »von anderen Leuten auch sewerische Unbelehrbarkeit genannt?«

Thesia antwortete nicht.

»Wir wollen ins Haus zurückkehren«, schlug Mirhiban vor. »Ich gebe dir recht, auch im bornischen

Winter gibt es wunderschöne Tage, aber mir wird nun doch kalt. Vergiß bitte nicht, daß ich von Kindesbeinen an ...« Sie unterbrach sich und zeigte auf den fernen Dorfrand, wo eine Bewegung zu beobachten war. »Da kommt jemand!« rief sie aufgeregt: »Schlitten, Reiter ...!« Vergnügt schlang sie der Gräfin einen Arm um die Taille. »Thesia, du darfst nun nicht mehr so grimmig gucken! Das sind nur die ersten, die anderen werden folgen, und dann werden wir gemeinsam nach Notmark ziehen und die alte Warzensau in den Walsach jagen.«

Thesia faßte die Freundin um die Schulter, zog sie fest an ihre Seite und nickte grimmig. »So soll es sein«, stimmte sie zu. »Ach, übrigens – kann dein Wüstenreiterauge schon ausmachen, um wen es sich handelt? Es heißt doch immer, der echte Tulamid erkennt auf zwei Meilen das Weiße im Auge eines Trampeltieres.«

Wenig später war die *tête* des Zuges aus dem Schutz der Torsiner Häuser herausgetreten und auf die Allee nach Ilmenstein eingeschwenkt.

»Gewiß sehe ich, wer da kommt«, verkündete Mirhiban. »Nichts leichter als das.« Sie kniff die Lider zu schmalen Schlitten zusammen und spähte angestrengt über die blendende Schneefläche. »Das ist doch ganz leicht ...«, versicherte sie noch einmal.

Thesia trennte sich von Mirhiban und stieß ihr

sanft mit der Faust gegen die Schulter. »Wenn wir warten, bis sie uns auf die Füße treten, erkenne auch ich sie. Ich wollte mir eigentlich deinen Scharfblick zunutze machen, das unfehlbare Auge des Wüstengalans ...«

Mirhiban lachte. »Ein Wüstengalan kann nicht besser gucken als ein alter Hausgockel. Ich denke, du meinst einen Falken; diese Vögel verwechselt der Laie leicht, weil beide einen Schnabel haben ... Ja, mit dem Blick eines Falken kann man meinen Blick sehr wohl vergleichen. Im übrigen weiß ich natürlich längst, wer da drüben anrückt. Die beiden Grafen aus dem Norburgschen sind's, Isidor und Wahnfried von Ask ... und ihr Gefolge natürlich.«

Wenn die Schlitten, Reiter und Fußsoldaten sich auch sehr langsam bewegten, so erkannte bald auch Thesia den mit vergoldeten Schnitzereien verzierten schwarzen Prunkschlitten des Grafen Isidor von Norburg. Ein hünenhafter Kutscher in einem dicken Bärenpelz saß auf dem Bock; von vier Rappen mit weißen Halftern wurde das Gefährt gezogen. Ihm voraus ritten zwei Reiterinnen mit blinkenden Messingbrünnen und wimpelgeschmückten Lanzen; zu seinen Seiten sprangen vier oder fünf schritthohe, langhaarige Hunde einher: ein kleiner Teil der berühmten Hetzermeute des Grafen von Ask.

»Daß der Asker ebenfalls in dem Schlitten sitzt,

hast du an seinen Hunden erkannt«, Thesia nickte anerkennend. »Schön Frau aus groß Sandeland von Rastullah schlau wie Fuchs ... Dennoch schade – ich hatte schon gehofft, du hättest es inzwischen gelernt, durch Holzwände zu spähen. Aber es ist schön, daß die Norburger so schnell gekommen sind. Schließlich hatten sie einen weiten Weg.«

»Als nächster wird gewiß der Eschenfurt eintreffen. Eigentlich sollte er schon hier sein.«

»Ach, der gute Ugo. Wahrscheinlich will er noch rasch sein Selbstgebrautes austrinken, bevor er sich auf den Weg macht – und das kann in den Kellern von Burg Eschenfurt eine Weile dauern.«

Die beiden Frauen lachten. Die Stimme Mirhibans war hell vor Erleichterung. Die düsteren Stimmungen, in denen ihre Freundin neuerdings immer öfter versank, beunruhigten sie zutiefst. Manchmal schien es, daß die Bedrücktheit, über deren Ursache die Gräfin von Ilmenstein niemals sprechen wollte, ihr allmählich auf tückische Weise die Kraft raubte. Dabei war gerade die Unbeirrbarkeit in wirren und schwierigen Lagen ein Wesenszug, den Mirhiban an der Freundin besonders schätzte. Oft schon hatte sich Mirhiban einen klugen Magus herbeigewünscht, der erforschen sollte, ob die Freundin etwa einem bösen Zauber unterworfen war ...

Inzwischen war der Zug der beiden Grafen weiter

herangerückt. Schon hörte man ein gelegentliches Wiehern oder Bellen. Hinter dem Schlitten, der weiterhin gemächlich die verschneite Allee entlangschaukelte, schritten in Doppelreihe acht Reiter in schwerer Rüstung heran: Ritter aus der Norburger Gegend, ein jeder an senkrecht gestellter Lanze seine Standarte zeigend. Anders als die beiden Reiterinnen vor der Kutsche, die auf recht zierlich gebauten Warunkern ritten, saßen die Schwergepanzten auf mächtigen Tralopper Riesen, sandfarbenen oder schwarzen Kaltblütern, mit Hufen, groß wie Suppentellern. Hinter den Rittern folgte ein bunter Troß aus Packtieren und Frachtschlitten, Knappen und Wafenknechten. Dahinter wiederum schritten, von einer grüngoldenen großen Fahne angeführt, die Fußsoldaten mit ihren Hellebarden, Spießen und Piken. Zum Schluß kamen die Langbogenschützen aus den Gräflisch Norburger Wäldern, und ganz am Ende folgte noch einmal ein kleiner Trupp leichter Reiter.

Thesia runzelte die Stirn. »Da marschieren nicht eben viele«, stellte sie fest. »Die Grafen haben bei weitem nicht so viele Leute aufgebracht, wie ihnen zur Verfügung stehen. Es ist genau das eingetreten, was ich befürchtet habe: Die Bronnjaren nehmen Uriels Vorhaben nicht ernst! Es hätte eigentlich genügen sollen, daß ich ihn unterschätze – verdammt!«

Mirhiban legte ihr besänftigend die Hand auf den

Arm. Da der Schnee in der Allee so hoch lag, daß sie ihn nicht durchschreiten mochten, gingen Mirhiban und die Gräfin den Norburgern nicht entgegen, sondern warteten ab, bis Reiter und Schlitten heran waren. Die Hunde stürmten als erste bellend und knurrend auf die beiden Frauen zu. Wie braunweiß gefleckte Tümmler sprangen sie immer wieder hoch in die Luft, um so die hohen Schneelagen zu überwinden.

»Wie schade, daß ich meinen Säbel nicht dabei habe!« murmelte Mirhiban. »Wenn mir diese Ungeheuer zu nahe kommen, will ich sie stechen können!«

Thesia lachte. »Das bekämst du fertig – und ich müßte in ewiger Fehde mit dem Grafen von Ask leben. Wie du wohl weißt, sind die Hetzer sein ganzer Stolz; schließlich ist er ein leidenschaftlicher Jäger.«

Bevor die Hunde die Frauen erreicht hatten, schob sich jedoch ein blonder Männerkopf zu einem Schlittenfenster heraus und rief die Hunde mit scharfer Stimme zurück. Die Riesentiere zogen die mit welligem Haar behangenen langen Schwänze zwischen die Hinterbeine und schlichen geduckt dem Schlitten entgegen.

Nun flogen auf beiden Seiten die Schlittentüren auf. Heraus sprangen zwei Männer, der eine blond, der andere braunhaarig, und wateten durch den Schnee zu Thesia und Mirhiban hinüber und

schlossen sie zu einer herzlichen Begrüßung nach Bronnjarenart mehrfach heftig in die Arme.

»Gut siehst du aus«, sagte die Ilmensteinerin zu Wahnfried, dem Vierten Grafen von Ask. Womit sie den Mann recht treffend beschrieben hatte, denn Wahnfried war ein ausgesprochen schöner Mann: schlank, weizenblond, von elegantem Körperbau und Gesichtsschnitt. Seine Brauen waren kräftig, aber nicht zu buschig, sein ausgeprägtes Kinn – markant, aber nicht zu groß – ließ auf außerordentliche Willensstärke schließen. Und im Blick seiner klaren braunen Augen lag ein besonderer Zauber, der schon so manches Mädchenherz in den Bann geschlagen hatte. Die Askschen Verführungskünste waren in der Tat sprichwörtlich und zugleich ein dankbares Thema für allerlei Spötteleien, in denen dem Grafen in immer neuen Spielarten scherzhaft vorgeworfen wurde, sein Anblick vermöchte die gesamte weibliche Einwohnerschaft eines Dorfes auf der Stelle in eine tiefe, glückselige Ohnmacht zu versetzen.

»Du auch, Isidor«, wandte sich Thesia anschließend an Wahnfrieds Begleiter, und auch mit dieser Feststellung hatte sie recht. Auch Graf Isidor von Norburg besaß ein sehr anziehendes Äußeres: Seine großen Augen waren braun und glänzend, fein geschwungen die hellen Lippen und seidig schimmernd die schulterlangen braunen Locken. Es schien, daß

Rahja wohlgefällig auf die beiden herabgeblickt und sie mit allen Gaben ausgestattet hatte, die bestimmte Menschen auf dem Pfad der Liebe schneller vorankommen lassen als andere, denn beide galten keineswegs als hohlköpfige Schönlinge, sondern waren auf allen Feiern der Bronnjaren wegen ihrer geistreichen, humorvollen Art äußerst gern gesehene Gäste.

»Wenn hier jemand gut aussieht«, wies Wahnfried das Kompliment zurück, »dann seid ihr es. Ohne den Hauch einer Übertreibung: Ich bin jedesmal, wenn ich eine von euch beiden nach einer längeren Trennung wieder erblicke, aufs neue überrascht.« Er schüttelte lächelnd den Kopf. »Offenbar reicht mein Gedächtnis nicht aus, um diese doppelte Pracht einigermaßen korrekt festzuhalten ... Unzulänglich ...«

»Welch ein Schönschwätzer du bist«, warf Thesia ein, »hatte ich meinerseits schon wieder vergessen, aber red nur weiter. Man ist ja allzuleicht geneigt, dir zu glauben.« Gefolgt von den Grafen und Mirhiban, stieg sie in den Norburger Schlitten, um die kurze Strecke vom Tor bis zur Freitreppe des Schlosses in dem Gefährt zurückzulegen.

In den nächsten Tagen trafen nach und nach weitere der von Thesia so dringend erwarteten Bronnjaren ein. Es kamen die Gräfin von Salsweiler-Jolinen, die Barone von Wosna in Begleitung des Meistermagus

Pirmakan von Scherpinskoje und seiner Schülerin und Nichte Rihinja, die Barone von Persanzig, von Dotzen und Ebrin, die Freifrau von Illumin, die Magisterin Verenisja von Walden-Hagstein, die Edle von Drauhag (sowie einige andere Bronnjaren; aber wir möchten den Leser hier nicht mit einer kompletten Aufzählung langweilen) und schließlich auch der Baron Ugo Damian von Eschenfurt. Fast jeder von ihnen hatte einige Ritter und Fußsoldaten im Gefolge, aber niemand brachte so viele Kämpfer, wie er stellen konnte, und die Freifrau von Illumin wie auch Baron Eschenfurt, die vermutlich nur die Ankündigung eines großen Festes nach Schloß Ilmenstein gelockt hatte, kamen ganz ohne Gefolge. »Ich habe nur meine wirklich zuverlässigen Kämpfer mitgebracht«, verkündete der Baron und schwenkte ein Schnapskrüglein durch die Luft. »Klasse geht vor Masse, sage ich immer!«

Einen Tag nach der Ankunft des Eschenfurter Barons kamen die Bronnjaren im kleinen Saal des Schlosses zu einer Besprechung zusammen. Es zeigte sich bald, daß die Gräfin Thesia mit ihrer Einschätzung der Verbündeten recht behalten hatte: Die westsewerischen Adelsleute mochten sich einfach nicht vorstellen, daß der grobe, ja, abstoßend häßliche und noch dazu allenthalben als stumpfsinnig geltende Notmark eine echte Bedrohung darstellen könne.

»Welche Kämpen wird er schon zusammenbringen?« fragte die Freifrau von Illumin mit einer wegwerfenden Bewegung ihres Fächers, der sich in den kräftigen Händen der Illuminerin seltsam unpassend ausnahm. »Ein paar Trunkenbolde vom Festumer Hafen und einige Schafstößer aus Tobrien ... Dazu, wie man hört, eine Bande stinkender Orks ... Liebe Thesia, ich verstehe deine Besorgnis tatsächlich nicht.«

»Sie spricht wahr!« stimmte Baron Eschenfurt zu. Bier schwappte aus seinem erhobenen Krug.

Auch die Barone von Wosna, die Norburger Grafen und etliche andere hoben ihre Trinkgefäße. »Zieh dich warm an, du Warze auf dem Grafenthron!« rief Isidor von Norburg, und beifälliges Gelächter antwortete ihm.

In einem Anflug von jähem Zorn schmetterte Thesia ihren Weinkelch in die Feuerstelle. »So kommen wir nicht weiter, Bronnjaren!« rief sie laut und ließ den Blick, einer gereizten Löwin gleich, über die Versammelten wandern. »Mit Scherzen und Lachen ist es diesmal nicht getan! Ich will euch nun eine Geschichte erzählen, die mir wahrhaftig nicht leicht über die Lippen kommen wird, denn sie handelt von einer dummen Ilmensteiner Gräfin, der allein eine hasenmütige Flucht das Leben rettete. Ich hatte sehr gehofft, mir bliebe diese Peinlichkeit erspart, aber nun

sehe ich mich von eurer Unvernunft gezwungen.« Und Thesia berichtete in dürren Worten von ihrem Plan, Uriel in einem Gespräch unter vier Augen wieder zur Vernunft zu bringen, von ihrem Ritt nach Notmark und von den Geschehnissen, die ihr an der neuerrichteten Grenzschanke, in der Schenke *Ochs und Eiche* und schließlich in den Notmärker Wäldern widerfahren waren. Am Ende ihres Berichtes deutete sie auf Arvid, Semkin und Mirhiban, die in einer Gruppe beisammenstanden. »Meine Freunde können jedes meiner Worte bestätigen. Ich hatte sie gebeten, die Kunde von meiner Schande als ein Geheimnis zu bewahren. Aber nun gebe ich sie von meinem Versprechen frei. Fragt sie nur, Bronnjaren, wie es sich zugetragen hat. Sie können erzählen, daß Uriel über etliche hundert Soldaten verfügt, darunter viele gelernte, kampferfahrene Söldner aus Maraskan, Aranien und dem Mittelreich. Und sie haben von diesem Mengbillar gehört, jener Schreckensgestalt von einem Magier, die in Uriels Diensten steht ... Nein, Kinderchen, ihr könnt mir glauben: Dieser Zug nach Notmark wird kein Schneespaziergang.«

Sie hatte kaum geendet, da ergriff Graf Isidor von Notmark das Wort. »Es war sicherlich wichtig, die Dinge zu erfahren, von denen du berichtet hast, teure Thesia. Und du hattest gewiß recht damit, wenn du uns vor Uriels wahrer Stärke warnen wolltest. Ich

ziehe den Hut vor einer Ritterin, die sich nicht scheut, von der eigenen Flucht zu berichten, nur um uns Verblendeten die Augen zu öffnen. Aber wenn es deine Absicht war, Thesia, uns von dem Vorhaben abzubringen, auf Notmark zu ziehen, so hast du dieses Ziel verfehlt. Nachdem ich nun gehört habe, wie übel, wie schurkisch man dir in Notmark mitgespielt hat, bin ich entschlossener denn je, der alten Warzensau die Rechnung zu präsentieren ...«

Er wurde von Graf Wahnfried von Ask unterbrochen, der sein Glas gleichfalls in den Kamin schleuderte. »Besser hätte ich es nicht sagen können!« rief er Graf Isidor zu. »Der Notmärker war nie mein Freund, aber jetzt ist er mein Feind, und er wird allzubald erleben, was das bedeutet!«

»Hört, hört!«

»Gut gesprochen!« riefen die anderen Bronnjaren.

»Ihr habt zu wenige Leute ausgehoben, Kinderchen«, stellte Thesia, nachdem wieder Ruhe herrschte, mit ernster Miene fest. »Es wird nicht reichen. Ich danke euch für eure freundlichen Reden« – ihre Stimme wurde leiser –, »aber ihr vertreibt mir meine düstere Ahnung nicht ...«

Graf Wahnfried, der in Thesias Nähe stand, hatte auch ihre leise gesprochenen Worte mitbekommen. Er trat vor sie hin und legte ihr die Rechte auf die Schulter. »Teure Freundin, deine Nachdenklichkeit

und deine Sorge ehren dich, aber dennoch darf ich dich bitten, die Hilfe deiner Freunde nicht zu unterschätzen. Diesmal stehst du nicht allein gegen ein Dutzend Schurken wie im Notmärker Wald. Diesmal werden wackere Bronnjaren an deiner Seite sein. Sieh sie dir an, die Geestwindskojer, die von Wosna, den tapferen Isidor, die mächtige Illuminerin! Es würde uns kränken, wenn beim Anblick dieser treuen Verbündeten, dieser kundigen und scharfen Klingen deine gewohnte und von uns allen so geschätzte Zuversicht nicht zurückkehren würde.« Da Thesia stumm blieb, fügte er nach ein paar Augenblicken hinzu: »Meine Ritter haben ihre Drachenflügel im Gepäck, auch die meinen führe ich mit. Du und die Deinen, ihr könntet die Adlerflügel tragen, und gemeinsam – wenn wir Seite an Seite über das weiße Feld sprengen – wären wir unüberwindlich!«

Thesia lächelte ihm zu. »Ach, Wahnfried, du bist ein so guter Freund, selbst wenn du schwindelst. Auch in deinem Haus wird überliefert sein, daß die Macht nicht entsteht, wenn Flügelträger gegen Flügelträger zieht ...« Sie zuckte die Achseln. »Immerhin, es war ein freundlicher Versuch!«

Pirmakan von Scherpinskoje, der ›Meistermagus‹ (so bezeichnete er sich selbst), der zugleich ein Onkel der Geestwindskojer Hauslehrerin war, trat als nächster zur Gräfin, um sie zu einem Gespräch unter vier

Augen zu bitten. Mit gemischten Gefühlen stimmte Thesia zu. Seit Pirmakans Ankunft hatte sie nur wenige Worte mit ihm gewechselt, aber ihm durchaus eine gewisse Aufmerksamkeit gezollt, denn der Magus zog alle Blicke unwiderstehlich auf sich: Bei einer Körpergröße von kaum acht Spannen wog er, der gut fünfzig Jahre zählen mochte, dessen Alter jedoch schwer zu bestimmen war, mehr als einhundertsechzig Stein und wies damit eine geradezu groteske Leibesfülle auf. Seine farbenprächtige Kleidung – er bevorzugte blaue Kappen und Pluderhosen in der gleichen Farbe und dazu goldbestickte weite Überwürfe aus durchscheinend dünnem arangefarbenen Stoff – war stets von Wein- und Soßenflecken verunziert, und es umwehte ihn ein Geruch, in dem sich Duftwasser und Schweiß zu einer Mischung vereinigten, die Pirmakans Gesprächspartnern den Atem verschlug.

Wie sich zeigte, war der Meistermagus begierig, alles zu erfahren, was mit dem Notmärker Magier Mengbillar zusammenhing. Er erwies sich als außerordentlich aufmerksamer Zuhörer, der dennoch Wert auf größte Genauigkeit legte. Auf geradezu unhöflich eindringliche Weise veranlaßte er Thesia immer wieder, kurze Passagen ihres Berichtes zu wiederholen und dabei so genau wie möglich zu fassen.

Die Gräfin fragte sich mehrfach, wieso sie es die-

sem kugelförmigen kauzigen Mann gestattete, sich so unhöflich zu betragen, dennoch konnte sie ihn in seiner besorgten Eindringlichkeit kaum zurückweisen. Auch verstand sie Pirmakans Aufregung wegen dieses Mengbillar nicht, denn sie hatte den Mann zwar als ein wenig seltsam und unheimlich erlebt, aber außer einer verabscheuungswürdigen Neigung zur Grausamkeit war ihr an der dünnen Gestalt nichts Bemerkenswerthes aufgefallen. Er schien ihr auch nicht besonders mächtig oder gefährlich zu sein – schließlich war er von wenigen Goblins recht mühelos zur Strecke gebracht worden.

Als sie eben diesen Einwand vortrug, legte ihr Pirmakan aufgeregt seine fettgepolsterte kurzfingerige Hand auf den Arm. Thesia beschloß, diese Zudringlichkeit nicht zu bemerken. Sie war zu verwundert über das heftige, ausgesprochen zufriedene Kopfnicken ihres kleinwüchsigen Gesprächspartners. »Ein Paktierer!« rief der Magus aus. »Das dachte ich mir die ganze Zeit! Nur ein Dämon kann ein verwirktes Leben zurückgeben, weil er mit dem scheinbar Gestorbenen noch eigene Pläne hat. Nein, sage ich, nein! Nicht die Heilkunst dieses knittergesichtigen Feischers hat hier gewirkt, nicht allein jedenfalls, sondern etwas weit Schrecklicheres war hier im Spiel!« Er zog seine Hand zurück und fuhr sich damit über das bartstoppelige kleine Kinn, das tief in eine Speck-

rolle eingesunken war. Dann glättete er sich das schütterere blonde Haar, das ihm stets schweißnaß am Kopf zu kleben pflegte. »Man müßte wissen ...«, murmelte er in sich hinein. »Schließlich wird man dem Herrn allzubald begegnen. Es heißt, gerüstet zu sein. Wollen einmal sehen ... Euer Hochwohlgeboren, trug dieser Mengbillar irgendeinen Schmuck, ein Amulett? In welcher Form ...?«

Bevor Thesia noch versichern konnte, daß ihr kein besonderes Schmuckstück aufgefallen sei, riß ein Diener die Saaltür auf. Er setzte zu einer Meldung an, aber die beiden Männer, deren Ankunft er verkünden wollte, stürmten schon an ihm vorbei. Die Tritte ihrer schweren Stiefel hallten dumpf, und der Boden des Saales erzitterte. Es waren Brin von Rhodenstein, der Meister des Bundes zur Orkenwehr, und Junker Fjadir von Bjaldorn, der Sohn des Barons und Herrscher über jene schöne nördliche Stadt. Fjadir maß gut acht Spannen, das glatte hellbraune Haar fiel ihm bis in den Nacken. Auffällig in seinem ebenmäßigen Gesicht waren die braungrün gesprenkelten großen Augen und die etwas zu lange schmale Nase.

Sein Gefährte, der Fjadir nur um wenige Fingerbreit überragte, hatte schulterlange kupferrote Haare und war von weniger kräftiger, etwas schlaksiger Gestalt.

Beide Männer hatten sich offenkundig nicht die

Zeit genommen, ihre arg ramponierten Rüstungen gegen angemessenere Kleidung einzutauschen. Fjadir trug einen Lederpanzer, der mit rostbraunen Flecken von getrocknetem Blut übersät war und an dem der rechte Schulterschutz fehlte. Brin von Rhodenstein, um dessen Kopf ein blutgetränkter Verband gewickelt war – nicht von frischem Blut jedoch –, war in ein Kettenhemd gehüllt. Der Waffenrock, den er darübergeworfen hatte, war dermaßen besudelt und zerfetzt, daß die ursprünglichen Ordensfarben – Rot, Blau und Golden – kaum mehr zu erkennen waren. Beide hatten ihre Schwerter gegürtet, was bei Besprechungen und Festen auf Ilmenstein ganz und gar unüblich war (und ebenso wie die schmutzstarrende Kampfestracht so manchen befremdeten Blick auf sich zog).

Junker Fjadir hob die Rechte zu einem raschen Gruß und berichtete, noch ehe die Gastgeberin seinen Gruß erwidern oder ihm gar das Wort erteilen konnte, in überstürzter Hast von dem furchtbaren Schicksal, das seiner Heimatstadt Bjaldorn widerfahren war. Von Sturz und Vernichtung Bjaldorns ist dem Leser gewiß schon an anderer Stelle und aus berufenerem Mund berichtet worden, so daß es dem Chronisten dankenswerterweise erspart bleiben kann, die schrecklichen Ereignisse, den mörderischen Kampf und den bitteren Fall der stolzen kleinen Stadt, das

hoffnungslose Aushalten der Bürger in ihrer Zuflucht, der *Halle von Kristall*, in ihren betrüblichen Einzelheiten zu schildern.

Für die Bronnjaren im Ilmensteiner Saal jedoch kam die tragische Kunde völlig überraschend. Manch einer der gestandenen Adelsleut war von dem Gehörten sichtlich erschüttert, obwohl – oder gerade weil – der blutjunge Fjadir bemüht war, so nüchtern, rasch und beiläufig wie möglich zu berichten. So wußte er zu Baron Trautmanns Tod nur zu sagen: »Bei den Tapfersten die fielen, als sie den Rückzug der Bürger in die *Halle* deckten, war auch mein Vater, der Bjaldorner Baron, dem Rondra gnädig sein möge.«

Wahrhaft karge Worte, die dennoch ihre Wirkung auf die versammelten Bronnjaren nicht verfehlten. Die Magisterin Verenisja stieß einen leisen Schreckenslaut aus, die Junkerin Tilda von Drauhag konnte gar ein Aufschluchzen nicht unterdrücken.

Ein ungläubiges Raunen löste die Erwähnung des Namens Mengbillar aus. Die Adelsleute mochten kaum glauben, daß dieser Mann, der offenbar aus dem Nirgendwo erschienen war und den sie eben erst – nach den Schilderungen der Gräfin – als Uriels Berater und Folterknecht kennengelernt hatten, nun eine entscheidende Rolle in den Kämpfen um Bjaldorn gespielt hatte.

Wieder erweckte der Bericht von dem Fremden

namens Mengbillar die ungezügelte Neugier des Meistermagus Scherpinskoje. Rücksichtslos drängelte er mit seinem massigen Körper einige Umstehende beiseite und begann, kaum daß er vor den Bjaldornern stand, mit einer fast inquisitorischen Befragung: Wie genau hat der Mann ausgesehen? Was trug er auf dem Körper, was um den Hals? Gab es einen sichtbaren Schmuck? War er wieder in Begleitung dieses Winzlings von einem Feilscher unterwegs? Ritt er auf einem gewöhnlichen Pferd, oder reiste er in einer Sänfte? War in seiner Nähe eines dieser pferdeähnlichen Ungeheuer zu sehen, von denen Gräfin Thesia vorhin berichtet hatte? Einwände wie jene, daß die Bjaldorner nicht wissen könnten, worauf Pirmakan mit seiner Frage nach der Pferdekreatur hinauswolle, da sie noch gar nicht zugegen gewesen seien, als die Gräfin von Mengbillars Tragtieren geredet habe, oder daß sie beide den Schwarzmagier gar nicht von Angesicht zu Angesicht gesehen hatten, ließ der Magus nicht gelten. Er fragte ungerührt nach Meinungen und Berichten Dritter, die Fjadir und Brin doch gewiß aufgeschnappt hätten.

»Dicker Mann, mir reicht es jetzt!« donnerte Brin von Rhodenstein schließlich. »Wißbegier ist eine Sache, aber deine Neugierde wird allmählich unerträglich!«

Pirmakan schien die beleidigenden Worte gar nicht gehört zu haben. Als ob nichts gewesen wäre, stellte

er seine nächste Frage: »Wenn Ihr nicht wißt, hochgeborene Herren, worauf dieser Mengbillar ritt, noch ob der Feilscher in seiner Nähe war, könnt Ihr mir vielleicht wenigstens sagen, ob der Mann eine ständige menschliche Begleitung hatte ...«

»Doch, da habe ich etwas vernommen«, setzte Junker Fjadir an. »Wie es hieß, ist die Adelsmarschallin, Uriels Töchterlein, ganz vernarrt ...«

Brin von Rhodenstein riß seinen Gefährten an der Schulter herum. »Willst du wohl still sein!« mahnte er ihn zornig. »Merkst du denn nicht, daß diese Fettkugel uns nur zum Narren halten will?«

»Troll dich«, herrschte er Pirmakan an, »ehe ich mich vergesse!« Er hob die Faust und hätte dem aufdringlichen Magus womöglich einen Hieb versetzt, wenn Thesia nicht mit scharfer Stimme dazwischengefahren wäre: »Bitte, Rhodenstein! Bei allem Verständnis für Eure Gemütslage! Ihr rührt mir den Mann nicht an. Der Magus ist nicht weniger Gast unter meinem Dach als Ihr ... Und Ihr, Magister Scherpinskoje, hört gefälligst auf, Menschen mit Euren Fragen zu behelligen, die Eure Neugierde offenbar wenig zu schätzen wissen ...«

Von nun an schwieg Pirmakan und knetete nur noch aufgeregt ein feuchtes Tüchlein zwischen den kurzen dicken Fingern. Fjadir und Brin hingegen nahmen, da sie von allen Seiten darum gebeten wur-

den, bald ihren allgemeinen Bericht über die Vorgänge um Bjaldorn wieder auf. Als sie auf Uriels Auftritt zu sprechen kamen, gaben sie den Zuhörern neue Rätsel auf: Wohl niemand der Versammelten hätte dem wohlbeleibten und recht betagten Grafen von Notmark den strapazenreichen Wintermarsch zuge-
traut – walsachaufwärts und dann querfeldein durch das schritthoch beschneite Land, wo weder Straße noch Weg das Vorankommen erleichterten –, und doch bestanden Fjadir und Brin von Rhodenstein darauf, daß Uriel persönlich den Sturm auf die Palisaden von Bjaldorn angeführt habe.

Ein allgemeines unterdrücktes Stimmengewirr begleitete fortan die Worte des Bjaldorners. Als Fjadir schließlich, unterbrochen von gelegentlichen Ergänzungen aus dem Mund des Rhodensteiners, seinen Bericht beendet hatte, hielt ihm die Gastgeberin den kleinen Meskinneskrug mit dem traditionellen Begrüßungstrunk entgegen. »Seid uns willkommen, Brin und Fjadir«, sagte sie. »Unsere Herzen waren bei Euch, als Ihr von dem verhängnisvollen Geschehen sprach ... Wie gern würde ich Euch nun zusagen, daß wir, die hier versammelten Bronnjaren, sofort aufbrechen werden, um Bjaldorn zu entsetzen ...«

»Verzeiht, Euer Hochwohlgeboren«, fiel ihr der junge Baron ungeduldig ins Wort, »aber nicht deswegen sind wir nach Ilmenstein gekommen, um Hilfe

für unsere Stadt zu erbetteln. Der Bjaldorner wird sich schon selbst zu befreien wissen, sonst wäre er kein würdiger Bewohner seiner Stadt. Nein, wir überbringen Euch eine Warnung, damit es Euch nicht ähnlich wie uns ergehen möge!«

Die Gräfin von Ilmenstein unterdrückte ein zorniges Stirnrunzeln. »Und was sollen wir mit Eurer Warnung beginnen, verehrter Junker?« fragte sie.

Fjadir maß sie mit einem überraschten Blick.

»Denkt Ihr denn«, fuhr sie fort, »wir kennen die Niedertracht und die Gefährlichkeit unseres gemeinsamen Feindes nicht? Eine Warnung vor seiner Stärke und Tücke benötigen wir nicht, aber wir nähmen Eure Unterstützung gern an, wenn Ihr uns auf unserem Zug gen Notmark begleiten möchtet.«

»Mein junger Freund«, warf Brin ein, der Meister des Bundes, »ist sehr erregt. Seht ihm drum sein Benehmen und seine vorschnelle Ausdrucksweise nach, Euer Hochwohlgeboren. Ich bin gewiß, daß es ihm eine Ehre sein wird, in der Schar der hier versammelten Edelsten unseres Landes zu reiten ... Ist es nicht so, lieber Fjadir?«

Das Gesicht des Angesprochenen hatte sich mit einer feinen Röte überzogen. Er nickte stumm und besann sich kurz, ehe er nach einer tiefen Verbeugung sagte: »Ich habe mich ungebührlich betragen – es geschah aus Unruhe und Ungeduld. Bitte verzeiht!«

Thesia neigte leicht das Haupt und lächelte dem jungen Bjaldorner zu. Brin von Rhodenstein erklärte, daß er nicht an dem Zug gegen Uriel teilnehmen könne, da er den Bericht vom Untergang Bjaldorns in die »zwölgöttlichen Lande tragen und das *Schwert der Schwerter* in Perricum von den Vorgängen unterrichten« müsse. Dann nahm man die Besprechung wieder auf.

Wie sich bald zeigte, hatte die Beschreibung der Bjaldorner Ereignisse die Bronnjaren nachdenklich gestimmt, und so mancher erklärte nun seinerseits, daß der Zug auf Notmark möglicherweise nicht gut genug vorbereitet sei. Doch weiter zuwarten mochte auch kaum einer der Versammelten. Zu sehr hatten die Schilderungen von Uriels Schandtaten die Gemüter bewegt. Eine große Mehrheit war auf eine alsbaldige Achtung aus, auch wenn der Marsch besser hätte geplant sein können. Insbesondere der Junker Fjadir und Graf Isidor von Norburg drängten darauf, so bald wie möglich aufzubrechen. »Die Götter würden Saumseligkeit nicht verstehen!« rief der Bjaldorner leidenschaftlich, und Graf Isidor wies mit weit nüchterneren, aber äußerst eindringlichen Worten darauf hin, daß man unbedingt die Gunst der Stunde nutzen müsse. »Uriels Truppen sind nun teilweise in Bjaldorn gebunden, der Rest ist von zwei langen Wintermärschen dezimiert und geschwächt.«

Semkin schließlich machte die Versammlung darauf aufmerksam, daß noch längst nicht alle zur Verfügung stehenden Truppen auf Ilmenstein eingetroffen seien. In etwa drei oder vier Tagen würden weit mehr Kämpfer zusammengekommen sein. Allmählich und unter dem Verzehr von allerlei scharfen Getränken kehrte so die alte Zuversicht zu der Versammlung der Bronnjaren zurück.

Obwohl das Heerlager auf der Wiese zwischen dem Haupt- und dem Gästehaus von Schloß Ilmenstein, wie es Graf Semkin prophezeit hatte, tatsächlich täglich wuchs, obwohl überall Fahnen, bunte Bänder und Wimpel flatterten, obwohl an jedem Tag etliche neue Winterzelte aus buntbemalten Tierhäuten aufgeschlagen wurden, betrachtete Thesia den Aufmarsch weiterhin mit kaum verhohlener Sorge. »Es wird nicht reichen«, sagte sie zu Graf Arvid, der gemeinsam mit seinem Vetter Semkin vom Haus herübergeschlendert kam. Bevor aber einer der beiden etwas entgegen konnte, straffte sie sich und setzte ein freundliches Lächeln auf. »Nun, Semkin, sind Eure Lanzenreiter gut untergekommen?« fragte sie rasch.

»Danke der Nachfrage.« Der Angesprochene verbeugte sich knapp. »Sie hausen in der Scheune. Dort ist es zwar bei weitem nicht so warm wie in einem

der Zelte« – er zeigte hinüber zu den großen Rundzelten, über denen sich dünne blaugraue Rauchfahnen in den klaren Winterhimmel schraubten –, »aber dafür haben die Leute sehr viel Platz.« Er grinste. »Wenn ihnen zu kalt wird, können sie jederzeit ein Immanenspielchen austragen ...« Er stellte fest, daß die Gräfin trotz ihrer lächelnden Miene nicht zu Scherzen aufgelegt war, und fuhr fort: »Ernsthaft, sie haben es mit ihrer Unterkunft nicht schlecht getroffen und sind recht zufrieden.«

»Mir scheint, dich bedrückt etwas«, bemerkte Arvid. »Vielleicht sollten wir ...«

»Ach was!« fiel ihm die Gräfin ins Wort. »Die Leute sind in guter Verfassung, der Aufmarsch geht zügig voran ... Was sollte mir Sorgen machen? Wahrscheinlich hat dir Mirhiban eingeredet, daß ich trübsinnig werde. Sie beobachtet mich nämlich schon seit Tagen, und sobald mir einmal kurz die Mundwinkel nach unten sinken, fragt sie mich, was mich bedrückt ... Zur Zeit kenne ich nur einen einzigen Verdruß: daß wir noch mehr als eine Woche warten müssen, bevor wir nach Notmark ziehen, um die Warzensau zu zwiebeln. Aber auch diese kleine Verzögerung hindert mich nicht daran, mich auf das große Siegesfest zu freuen, das wir heute abend feiern werden.«

Arvid nickte beifällig. »Ich freue mich auch schon darauf. Im letzten Ingerimm hatten wir ein großes

Gartenfest auf Geestwindskoje – beim gütigen Efferd, wie hat es an diesem Abend geregnet! Seitdem vermisse ich jegliche Festivitäten. Allerdings finde ich es sehr spaßig, daß ihr Sewerier den Sieg vor einem Feldzug feiert. Ich schätze, überall sonst im Derenrund tut man es hinterher.«

»Wie kleinmütig!« entgegnete Thesia. »Wenn man sich auf einen Sieg im Kampf freuen darf, ist das doch ein guter Grund zum Feiern. Verzichtet man auf das vorgezogene Siegesfest, zeigt man damit an, daß man nicht an die eigene Stärke und Rondras Gunst glaubt. Wenn man aber so niedergedrückt ins Feld zieht, sollte man gleich daheimbleiben. Und von solchen plausiblen Überlegungen einmal abgesehen« – sie zwinkerte Arvid zu –, »falls diese sinnreiche Vorbereitung sich als vergeblich erweist und man dennoch eine Niederlage hinnehmen muß, dann hat man eben ein Fest zuviel gefeiert. Ich denke, das ist ein Irrtum, mit dem man notfalls leben kann.«

Fröhlich lachend gingen die drei zum Schloß hinüber.



21. Kapitel



Schloß Ilmenstein im Firun 1020 n. BF.

Ein Fest auf Schloß Ilmenstein

Zwei Tage lang brodelte Schloß Ilmenstein vor Arbeit und Vorfreude. In den beiden Küchen machten sich unter der Oberhoheit des Almadaners Efferdhilf Triano und seiner Frau Ela so viele Hilfsköche, Diener, Mägde und andere Helfer zu schaffen, wie die Räume eben zu fassen vermochten. Alle möglichen Dinge wurden aus Vorratskellern in die Kochstuben getragen, die untere und die obere Küche, Möbel von einem Saal in den anderen geschafft oder – damit sie nicht im Weg standen – hinauf auf den Speicher geschleppt. Die feinsten Düfte vom Braten, Sotten und Sieden zogen durch die Treppenhäuser und Flure, und jedem, in dessen Nase sie stiegen, floß das Wasser im Mund zusammen. Gesang, Instrumentenklänge und einzelne Töne schwebten durchs Schloß, wenn die Musikanten sich im großen Saal auf ihren Auftritt vorbereiteten. Auch die Frauen und Männer des Gesindes hatten – angestiftet von den Melodien

der Musiker – so manches Lied auf den Lippen. Sie hatten gewiß Grund für ihren Frohsinn, denn sie wußten: Von einer so riesigen Tafel, wie sie für dieses Siegesfest erstellt wurde, fiel für jeden von ihnen die eine oder andere Kleinigkeit ab.

Auch den Festgästen auf Ilmenstein – geladen waren alle Bronnjaren, die zugleich Teilnehmer der Heerschau waren, und deren engste Begleiter – teilte sich die allgemeine Unruhe frühzeitig mit, und sie ließen sich von der Vorfreude gern anstecken. Man probierte verschiedene Festkleider aus, kombinierte verwegen die unterschiedlichsten Gewandesteile, Schärpen und Schmucktücher, übte, mit und ohne Partner, allerlei in Vergessenheit geratene Tanzschritte oder schlenderte – viel zu früh schon mit dem Festtagsgewand angetan – über die Gänge; nicht um den dort umhereilenden Dienern und Zofen in den Weg zu geraten, wie diese unwillkürlich annahmen, sondern um anderen ebenso ungeduldigen Gästen zu begegnen, im voraus deren Garderobe zu betrachten, im stillen zu bewerten und sich mit einer neckischen kleinen Plauderei auf den kommenden Abend einzustimmen.

Wer die sewerischen Bronnjaren in der Zeit vor der Festeröffnung erlebte, mochte kaum glauben, daß diese Adelsleute gestandene Krieger und fast ein jeder von ihnen Anführer einer Soldatenschar war.

Zwar leuchteten die Kleider in prächtigen Farben, glänzte das sorgfältig gekämmte oder geflochtene Haar von der letzten Wäsche mit duftender Haarseife und glitzerte so mancher wertvolle Schmuck von Finger, Hals oder Stirn, aber aus den Gesichtern war jener Ernst gewichen, der von einem Befehlsgeber erwartet wurde. Heiterkeit und neckische Gesten bestimmten das Bild, und manch einer wackeren Bronnjarin, manch einem gestandenen Bronnjaren hatte die Aufregung kindliche rote Flecken auf die Wangen gemalt.

Trotz allen Einfallsreichtums, den die Gäste aufbrachten, um die Zeit bis zum Festbeginn zu überbrücken, mußte doch – so schien es den meisten – eine kleine Ewigkeit vergehen, bis der Haushofmeister endlich die Feierlichkeiten eröffnete. Stoltin Gureizig, der Majordomus auf Ilmenstein, hatte die Achtzig weit überschritten, und die Festvorbereitungen waren zu ihren größten Teilen heimlich von Koch Efferdhilf Triano und dem Verwalter Jurgo von den Tannen getroffen worden, aber der greise Gureizig ließ es sich nicht nehmen, die Gäste höchstpersönlich zum Fest zu rufen. (Im Gesinde munkelte man, alle anderen Dinge, die zur Ausrichtung einer Feier notwendig seien, habe er ohnehin vergessen.)

Genau zum Beginn der achten Abendstunde jeden-

falls stieß der Alte seinen Zeremonienstab auf den Boden – so wuchtig immerhin, daß die langen Haarsträhnen, die seinen ansonsten kahlen Schädel säumten, ihm lustig um die Schultern hüpfen – und rief mit hoher Fistelstimme das traditionelle »Kommt herbei, oh, kommt herbei – jetzt gehet an die Feierei!«

Manch einen Bronnjaren mochte beim Klang der dünnen Greisenstimme ein seltsames Gefühl beschleichen – aller Hang zu düsteren Ahnungen war jedoch sofort wieder vergangen, als man sich an der Tafel niedergelassen hatte und die Dienerschaft dabei beobachten konnte, wie auf riesigen Tablettts die Teller mit dem ersten Gang hereingetragen wurden.

Folgende Speisefolge ist für diesen Abend auf Ilmenstein überliefert:

1. *Kartoffelbatzen mit Zimtbutter*
2. *Schnepfenbrüste in Biersoße*
3. *Schwarze Hasenblutsuppe*
4. *Grobgestampftes Kartoffelpüree mit Buttermilch*
5. *Gnitzenpudding mit Ei-Meskinnes-Schaum*
6. *Süße gebratene Kartoffeln mit Schinkenstreifen*
7. *Große Piroggen, gefüllt mit Rindfleischstücken und Ziegenkäse*
8. *Feines Kartoffelpüree mit Zwiebelrahmsoße*
9. *Kleine Piroggen, gefüllt mit Hasenragout*
10. *Schweinebraten mit Kümmelkohl und roten Beten*

11. *Warme Honigkringel*
12. *Meskinnesdotzen*
13. *Stücke von Kuhkäse und Schweinswurst*
14. *Kartoffelpfannkuchen mit Birnenkompott und Quit-tenlikör*

Vierzehn Gänge, wie man sieht. Zwölf sind nach alter Tradition den Göttern gewidmet, einer dem Adelsmarschall, einer dem Koch.

Nach Beendigung des Mahles herrschte allgemeine Einigkeit über die Kochkünste des Herrn Triano. Meister Efferdhilf, so hieß es allenthalben, habe sich wieder einmal selbst übertroffen. Vor allem die vielfältigen Zubereitungsformen der Kartoffel, der bornländischen Leibspeise, wußten zu gefallen.

Die Bronnjaren rülpsten schallend, um den Koch zu ehren, einige fanden sich gar zu einem Sprechchor zusammen, um den völlig verdutzten Efferdhilf hochleben zu lassen.

Wieder war das laute Pochen des Zeremonienstabes zu hören. Gemessenen Schrittes begaben sich die Bronnjaren hinauf in den Tanzsaal, während die Bediensteten die Tafel abtrugen und all die halbgefüllten Schüsseln, die Teller mit den unvollständig verzehrten Speisen, die teils nur zur Hälfte geleerten Krüge mit Bier und Wein hinüber in den Gesinde-

speisesaal trugen, wo sich eine Menge blendend ge-
launter Esser zusammengefunden hatte.

Auch die Soldaten, die nicht zum Fest geladen waren und keineswegs, so wie die Bronnjaren, ein warmes helles Kaminzimmerchen im Schloß oder Gästehaus bewohnten, sondern in Zelten, Ställen und Scheunen hausen mußten, lebten an diesem Abend nicht schlecht. Zwei Tage lang war aus einem Pferch in der Scheune das verängstigte Muhen zweier Kühe gedrungen, die eine dunkle Ahnung zu hegen schienen, warum man sie von ihren Gefährtinnen im Stall getrennt hatte, und die doch mit ihren schmerzvollen Rufen niemanden erweichen konnten.

Diese Kühe und dazu einige Schweine und Schafe drehten sich nun über mehreren großen Feuern, die auf dem großen Wirtschaftshof des Schlosses errichtet worden waren. Etliche Faß Bier und krügeweise scharfen Schnaps hatte der Schloßkeller hergeben müssen. Die Bierfässer standen dicht bei den Feuern, damit ihr Inhalt nicht gefror und um den Flammen einen Windschatten zu bieten.

Etwa um die gleiche Zeit, da im Speisesaal Haushofmeister Gureizig mit seinem Stab auf den Boden pochte, schlug auf dem Hof der Weibel Scherbotzjef aus Illumin, der die Leitung der Soldatenspeisung übernommen hatte, zwei große eiserne Pfannen

dreimal mit den Böden zusammen, um so ein Schep-
pern zu erzeugen, das bis in den hintersten Winkel al-
ler Ställe und Scheuern drang. Dabei wäre ein solches
Signal gar nicht nötig gewesen, denn jeder der aus
ganz Westsewerien zusammengekommenen Bewaff-
neten stand bereits bei einem der Feuer, einen Holz-
napf und den Dolch in der Hand, und wartete mit
knurrendem Magen darauf, daß die fettbrutzelnden,
köstlich riechenden Spießbraten endlich angeschnit-
ten wurden.

Als dann die Feldköchinnen und -köche an den
Spießen endlich zu ihren langen Messern griffen, er-
scholl ein Lärmen auf dem Hof, das nicht nur bis in
den herrschaftlichen Speisesaal drang, sondern dort
die Fensterscheiben in ihren Bleifassungen zum Zit-
tern brachte. Es gab ein unglaubliches Gedränge um
jedes der Feuer, und nur einer Gnade der Zwölfe war
es zu danken, daß niemand in die Flammen gestoßen
wurde.

Der junge Wassjef versuchte verzweifelt, sich einen
Weg durch die Wand aus kräftigen Leibern zu bah-
nen, die ihn von dem Feuer und den Braten trennte –
vergebliche Mühe, er wurde immer wieder zurückge-
stoßen und zugleich immer heftiger von der Furcht
geplagt, alles Fleisch könne verteilt und aufgegessen
sein, wenn es ihm endlich gelungen wäre, in die vor-
derste Reihe vorzudringen.

Als er gerade darüber nachdachte, ob es wohl statthaft sei, wenn er versuchte, auf allen vieren zwischen den Beinen der anderen hindurchzukriechen oder ob er sich dabei womöglich gar zu lächerlich machte, brach sich eine vornübergebeugte große Gestalt einen Weg durch den Kreis nach draußen. Der Mann, hochaufgeschossen, aber von kantigem, knochigem Körperbau, trug seinen Holznapf mitsamt Dolch und einer Fleischscheibe in der rechten und eine weitere, zweifach daumendicke Bratenscheibe in der linken Hand. Er sah sich hastig nach allen Seiten um, so daß ihm die strähnigen schwarzen Haare ums Gesicht flogen. »Wassjef, du Strolch! Wo steckst du?«

Der junge Geestwindskojer, der eben in die Knie gegangen war, stand auf und gab sich zu erkennen. »Hier, Orschin, hier bin ich.«

Der Angesprochene sah ihn düster an und streckte ihm die Linke mit der Fleischscheibe entgegen. »Hier, nimm, du Gnitze! Ich hab mir gedacht, ich schaff dem Söhnchen etwas Fleisch auf die Seite – Kohlsuppe wird schon noch genügend übrigbleiben.«

Als Wassjef dem langen Orschin das Fleisch aus der Hand nahm, hätte er es fast fallengelassen – so heiß war es. Aber er hatte seinen Schrecken blitzschnell überwunden und biß kräftig in die Scheibe hinein. Ein köstlicher Geschmack von Rauch und Bratensaft erfüllte seinen Mund bis in den Schlund hin-

ein, aber es gelang ihm nicht, die Zähne zu schließen und ein Fleischstück herauszubeißen.

Der Knochige lachte meckernd. »Ja, ein rechter Backfisch war das Tierchen nicht mehr. Du glaubst doch wohl nicht, daß die hohen Herrschaften den einfachen Leuten etwas anderes als eine sehnige Oma opfern ...«

»Nein, nein, Väterchen«, schnaubte Wassjef, »darauf hatte ich auch nicht gehofft, aber diese hier hat sich schon zur Hälfte in Leder verwandelt!«

»In Leder verwandelt«, wiederholte Orschin grinsend. »Das kann man wohl sagen ... Wenn du es mit dem Dolch in kleine Stücke schneidest, kommst du besser damit zurecht.« Seine Miene war wieder so finster geworden wie zuvor, wovon Wassjef jedoch nicht beunruhigt war, denn er wußte, daß seinem Gönner nur wenige Ausdrucksformen zur Verfügung standen: Wenn ihm etwas sehr gefiel, grinste er, wobei er die langen gelben Zähne bis zum Zahnfleisch entblößte, manchmal brachte er sogar ein abgehacktes Lachen zustande; aber normalerweise beherrschte beunruhigende Düsternis seine Züge. Wassjef hatte eine Weile gebraucht, bis er begriffen hatte, daß dieses Gesicht Orschins Miene ›für alle Tage‹ war und daß es nur wenig mit seinen tatsächlichen Stimmungen zu tun hatte.

Orschins Vorbild folgend, legte er seine Fleisch-

scheibe auf ein Bierfaß und machte sich erfolgreich daran, mundgerechte Stücke davon abzusäbeln. Der große Mann – er mochte etwa vierzig Jahre zählen – nickte beifällig. »Na siehst du, es ist doch möglich ... Bei Mütterchen Travia, das hätte schlechter laufen können!«

Damit hatte Orschin, wie Wassjef inzwischen wußte, seinen Lieblingsspruch aufgesagt. Der Page aus dem fernen Geestwindskoje hatte den ihm anfangs ein wenig unheimlichen schwarzhaarigen Mann in Pervin kennengelernt, als dort die Truppen für den Kriegszug zusammengetrommelt wurden. Orschin lebte und arbeitete als Hausknecht im *Brüllenden Stier*, galt seiner Herrschaft als abkömmlich und wurde darum der Perviner Kriegsleuteschar zugeteilt. Er wurde von den anderen Pervinern bisweilen als ›der Weise vom *Stier*‹ gehänselt, weil er nur sehr wenig sprach und so ausschaute, als ob er Mühe habe, einem rasch geführten Gespräch zu folgen. Wassjef jedoch hatte Orschin in den letzten Tagen als einen bedächtigen, aber klugen Kopf erlebt, der tatsächlich bisweilen Sätze aussprach, die eine überraschende Einsicht, um nicht zu sagen Weisheit in sich bargen.

Er hatte Orschin vor etwa einer Woche kennengelernt, als er sich der Perviner Schar zugesellt hatte, und zu den Perviner Kriegsleuten war er gestoßen, weil er sich nicht damit abfinden mochte, noch einige

Monde lang darauf zu warten, daß Graf Arvid ihn als Knappen zu sich nähme. Denn so hatte der Graf auf Wassjefs Bitte, ausgesprochen vor dem Haus der Baronin, geantwortet: »Gern nehme ich dich als meinen Knappen an, und sobald wir den Feldzug gegen die alte Warzensau beendet haben, wirst du zu mir stoßen. Wir werden gemeinsam nach Geestwindskoje zurückreisen, und die Leute im Dorf und auf dem Gut werden große Augen machen, nicht wahr?«

Diese Sätze hatten Wassjef beim allerersten Hören eine große Freude bereitet; vor Stolz hatten seine Ohren zu rauschen begonnen, und Tränen der Freude waren ihm in die Augen geschossen. Dann aber, nach kurzem Nachdenken, fand Wassjef die Antwort des Grafen eher betrüblich, denn sie enthielt zwei überaus enttäuschende Stellen: Insgesamt schien es so, daß Graf Arvid ihn nicht wirklich ernstnahm, sonst hätte er den Satz mit den großen Augen nicht gesagt. Auch sprach es nicht eben für das Vertrauen des Grafen in seinen neuen Knappen, daß er ihn aus dem ersten anstehenden Kriegszug heraushalten wollte und ihm so die Gelegenheit nahm, sich als würdig zu erweisen. Eben diesen Nachweis aber wollte Wassjef auf eigene Faust erbringen, und darum hatte er sich heimlich den Perviner Soldaten angeschlossen, als dort auf dem Dorfplatz die Trommel geschlagen wurde.

Alle Einwände der guten Janne – unter anderem die kluge Bemerkung, daß Wassjef sein Knappentum gleich mit einem Ungehorsam beginne, wenn er entgegen dem Wunsch seines Grafen ins Feld ziehe – hatten nichts gefruchtet, und so hatte Janne den Jungen, der ihr eigentlich während der langen Winterabende Gesellschaft hätte leisten sollen, mit warmer Kleidung (zumeist abgetragenen eigenen Sachen, da sie etwa Wassjefs Körpergröße hatte), einer dicken Decke sowie – in ein Tuch eingeschlagen – mit Wurst, Käse und Schwarzbrot ausgestattet und ihn zum Dorfplatz begleitet, wo sich etliche Perviner versammelt hatten, um für ihre Baronin ins Feld zu ziehen, wie sie es ausdrückten.

Die Verehrung, die die Perviner ihrer liebreizenden tulamidischen ›Herrscherin‹ entgegenbrachten, hatte dazu geführt, daß sich weit mehr Dörfler bei der Trommel einfanden, als die Baronin vor ihrer Abreise festgelegt hatte. Es waren nicht nur ledige Männer und Frauen gekommen, sondern auch etliche Paare, junge kinderlose und ältere, die ihre Kinder bei einem Verwandten in Obhut gegeben hatten. Spieße, Äxte und Bogen völlig unterschiedlichen Alters waren zu sehen, aber auch Sensen, Forken, Dreschflegel und mit hastig eingeschlagenen Nägeln gespickte Knüttel und Keulen. Wassjef selbst war mit einem echten Säbel bewaffnet, einem alten Stück mit ärgerlich stumpf-

fer Klinge. Er hatte die Waffe auf dem Dachboden des Baronshauses gefunden und sie mit einer Wurzelbürste, Öl und Kohlenasche mühselig von einer dicken Rostschicht befreit. Nun steckte sie – ohne Scheide, denn eine solche war nirgends zu entdecken gewesen – hinter einem dicken Strick, den sich der Junge als Gürtel um den Bauch geschlungen hatte.

Eine ungeheure Aufregung herrschte am Versammlungsort, denn die meisten der frischgebackenen Soldaten erlebten es zum ersten Mal, daß ihnen der symbolische Taler ausgezahlt wurde und sie ins Feld ziehen mußten. Seit Mirhiban Saba al Kashba Baronin von Pervin war – und seit etlichen Jahren zuvor –, hatte es in Sewerien keinen Krieg mehr gegeben, zu dem die Bauern und Leibeigenen gezogen worden wären. Die allfälligen Getümmel mit den von Norden eindringenden Orks oder Goblins hatten die Lehnsherren jeweils mit ihren stehenden Soldaten zurückschlagen können. Nun aber stand etwas ins Haus, von dem im Dorf bisher nur die Alten zu erzählen wußten. Zwar klangen die meisten Kriegsgeschichten der alten Perviner eher traurig oder grausam, aber davon wollten die jüngeren Dörfler sich nicht verwirren lassen. Seite an Seite mit der Baronin und der strahlenden Gräfin, von der ein jeder wußte, daß sie eine von Rondra geliebte Kämpferin war, würde man den Feind das Fürchten lehren. Wer im

übrigen dieser Feind war, darüber hatten der Trommler und der Einschreiber sich nicht sonderlich ausführlich ausgelassen. Wie es schien, ging es gegen Notmark, aber das mochte man kaum glauben, denn auch Notmark war schließlich sewerisches Land, ein paar Perviner hatten gar Verwandte dort. Also schien es sich, was den Feind betraf, um ein Mißverständnis zu handeln. Vermutlich würde man gegen eine Orkmeute ziehen, gegen die die hinterwäldlerischen Notmärker sich nicht allein zu helfen wußten.

So formierte sich der Zug der Perviner voller Zuversicht. Orks hatte man schon mehr als einmal gesehen. Sie waren kleiner als Menschen, streiften mit krummem Rücken durch die Wälder und schrien vor Angst, wenn sie erwischt worden waren und aufgehängt werden sollten wie jene acht Vertreter ihrer Art vor gut einem Dutzend Jahren auf dem Dorfplatz von Pervin. Mit solchem Gelichter würden die Perviner schon fertigwerden – ohne Frage.

Die Stimmung war blendend, als sich die Dörfler auf dem Platz zu einer Kolonne formierten. Weibel Arve Reffel, ein wohlhabender stämmiger Bauer, der als sichtbares Zeichen für seinen Rang in Kriegszeiten eine Hellebarde geschultert hatte, erteilte mit aufgesetzt strenger Miene Befehle und Tadel (»Wenn ich diesen Hampspamps vor mir sehe, wird mir ganz schwindelig! Ihr wollt Soldaten sein? Wollt ihr wohl

endlich stillstehen? Wie kann ich mit einem solchen Hühnerhaufen Ehre für Pervin einlegen?«), und die Perviner fügten sich ohne Murren, aber unter Lachen und zungenfertigen Scherzen, so daß ihr Weibel Mühe hatte, sich ein Grinsen zu verbeißen.

Erst auf dem langen Marsch von Pervin nach Ilmenstein fiel den Dörflern auf, daß sie einen Fremden in ihren Reihen hatten. Wassjef war der Jüngste im Zug, und da er gar so schlank und zierlich gebaut war, erregte er bald das Mitleid seiner zukünftigen Kampfgefährten. Man nahm ihn freundlich auf, fragte neugierig nach seinem Woher und Wohin und gab ihm vom eigenen Bierkrug zu trinken, weil der Bub zu dumm gewesen war, sich selbst ein ordentliches Getränk mitzubringen. Eine weite Strecke legte Wassjef mit den Rotschöpfen Danja und Mew zurück, Tochter und Sohn der Perviner Schmiedin, die in ihren Wanderjahren viel herumgekommen waren und sich nach Leben und Leuten in der Hauptstadt erkundigten. Mit der Bäckersfrau Winja ließ es sich ebenfalls gut plaudern; außerdem hatte die stets freundlich lächelnde Mittdreißigerin einen großen Tuchbeutel mit köstlichen Kringeln mitgebracht, die sie freigiebig verteilte.

Am meisten aber fühlte Wassjef sich zu dem stillen Orschin hingezogen, der häufig mit trübsinniger Miene ein wenig abseits von den anderen ging und

den Geestwindskojer an so manchen unglücklichen Marsch erinnerte, den er in den letzten Monden selbst zurückgelegt hatte.

Orschin hatte eine Weile mißmutig auf den an seiner Seite schreitenden blonden Jungen herabgeblickt, ehe er in einem überraschenden Lächeln die langen Zähne entblößte und zum ersten Male sagte: »Bei Mütterchen Travia – bisher hätt's schlechter laufen können, nicht wahr, Blondchen?«

»Blondchen« hatte Wassjef noch nie jemand genannt – und aus irgendeinem Grunde mußte er über diese Anrede lauthals lachen. Der Hausknecht stimmte meckernd ein, und die beiden waren seitdem nahezu unzertrennlich. Orschin konnte, wenn man ihn zum Reden brachte, eine Menge aufregender Geschichten erzählen, denn er stammte aus Trallop in Weiden, hatte vieles gesehen und lebte erst seit fünfzehn Jahren als Knecht in Pervin. Eine Zeitlang war er als Söldner durch die tobrischen Lande gestreift. Den einen oder anderen Strauß – wie er es nannte – hatte er damals ausgefochten, aber er weigerte sich einstweilen, Wassjef Näheres zu erzählen. »Ich will dir nicht die Vorfreude nehmen, Naseweis!« wies er ihn zurück.

»Wenn dir das Kämpfen nicht gefällt, Väterchen«, fragte Wassjef keck, »wieso bist du dann nicht daheimgeblieben? Die Baronin hätte dich schon ausgespart, wenn du sie darum gebeten hättest ...«

»Ich bin ja gerade wegen der Baronin dabei, du neunmalkluger Gnitze«, hatte Orschin barsch erwidert, und die beiden waren seither nicht mehr auf den Krieg oder das Kämpfen zurückgekommen.

Zwei Tage hatte der Marsch von Pervin nach Ilmenstein gedauert – über die tiefverschneite Straße, durch eisigen Frost und dichtes Schneetreiben. Schon wenige Stunden nach ihrem Aufbruch war den Perviner Kämpfern – gut vierzig an der Zahl – die Freude an dem Feldzug vergangen. Mühselig stapften sie vorwärts, den Körper gegen den eisigen Wind gestemmt, und schoben die müden Beine durch den tiefen Schnee. Wie Steine sanken sie am Abend in das Stroh der Scheuer und Ställe von Ropaddes Hof, einem etwa auf halber Strecke gelegenen winzigen Weiler. Nur Orschin ließ sich nicht verdrießen. »Sieh sie dir an, Blondchen«, flüsterte er dem soeben in Schlaf versinkenden Wassjef zu. »Nun haben sie schon die Schnauzen voll vom Krieg, und dabei hat er doch noch gar nicht angefangen ...«

Auf Ilmenstein waren die Perviner, weil sie zu den ersten Kriegsleuten gehörten, die dort eintrafen, recht gut untergekommen. Sie konnten den Heuboden über dem Kuh- und Schweinestall beziehen, wo zwar nächtens kräftige Gerüche aufstiegen, aber mit ihnen eine angenehme Wärme. Allein Orschin war mit der Unterkunft nicht sonderlich zufrieden, denn gleich

nachdem die Leute ihre Decken ausgerollt hatten, war der Gutsverwalter, Baron von den Tannen, auf dem Boden erschienen und hatte »jedem Landstreicher, der hier haust und es wagen sollte, auf dem Boden ein Flämmchen anzuzünden«, eine Strafe von zwanzig Rutenhieben angedroht.

»Die werten Herrschaften paffen, wo sie gehen und stehen«, hatte Orschin gegrummelt, »aber unsereiner darf nicht einmal zum Abend das gewohnte Pfeifchen schmauchen.« Noch in derselben Nacht war Wassjef erwacht, weil ihn der würzige Duft von aranischem Knaster in die Nase stieg. »Hab's draußen angezündet«, flüsterte der Hausknecht. »Ist kein Flämmchen, glimmt nur. Vom Glimmen hat der Wichtigtuer nichts gesagt ...«

Einen Tag benötigten die Perviner, sich von ihrem anstrengenden Marsch zu erholen, und schon am nächsten Tag stellte sich die Langeweile ein. Die Leute konnten auf dem Hof umherwandern, den Anmarsch neuer Truppen beobachten und sich zum Essenfassen anstellen. Ansonsten gab es nichts zu tun als auf den Abend zu warten. Nur Orschin schien mit der Lage zufrieden. Er unternahm einen ausgedehnten Spaziergang durch den völlig verwilderten Schloßpark und verbrachte viel Zeit in den Ställen, um die Tiere zu bewundern, von denen er kaum je

solche Mengen erblickt hatte, wie er sagte. Im Unterschied zu den anderen Dörflern schmeckte ihm das Essen, eine dünne Kohlsuppe, in die sich eine Handvoll winziger Speckstückchen verirrt hatte, ganz ausgezeichnet. Er leerte nicht nur den eigenen Napf, sondern auch den der Bäckerin Minja, die die Brühe hoffnungslos versalzen fand. »Ich mag es gern salzig, Söhnchen«, raunte Orschin Wassjef zu. »Der Wirt vom *Stier* knausert entsetzlich mit allen Gewürzen, wenn es um das Essen für seine Leute geht ... Bei Mütterchen Travia – bisher hätt's wahrhaftig schlechter laufen können!« fügte er hinzu und unterstrich seine Worte mit einem Schwenken des hölzernen Löffels.

Am nächsten Morgen wurden die Perviner von ihrer Baronin herzlich begrüßt. Sie stutzte, als sie Wassjefs Blondschoopf in der Linie der Angetretenen erblickte, gab sich aber sogleich mit Wassjefs Antwort zufrieden, der Graf von Geestwindskoje habe ihn dem Kontingent aus Pervin zugeteilt, schüttelte ihm wie allen anderen die Rechte und wünschte einem jeden Glück in der Schlacht und Tapferkeit.

Nachdem die Baronin ins Haus zurückgekehrt war (und an den folgenden Tagen) mußten die Perviner – zusammen mit anderen Neuankömmlingen – vom Morgen bis zum Abend exerzieren. Ein gewisser Graf

Semkin von Geestwindskoje, ein kleiner Mann mit Kugelbäuchlein und sehr energischer Stimme, übte mit den sewerischen Bauern und Handwerkern das Vorrücken, allerlei Schwenks und schließlich den Sturmangriff unter wildem Kampfgebrüll. Wassjef war anfangs kaum bei der Sache, denn er befürchtete stets, von Graf Arvid entdeckt und heimgeschickt zu werden, aber der Geestwindskojer Graf überließ – so wie die anderen Bronnjaren – die meiste Ausbildungsarbeit seinem Vetter Semkin und zeigte sich nur selten auf dem Exerzierplatz, den man auf dem riesigen Hof hinter dem Schloßgebäude eingerichtet hatte. Wenn er sich doch einmal sehen ließ, war Wassjef ängstlich darauf bedacht, sich hinter dem Rücken eines anderen Perviners zu verbergen. Dabei bebt er vor Furcht, entdeckt zu werden. Im Felde, unmittelbar vor der Schlacht oder gar während des Kampfes wollte sich der angehende Knappe seinem Grafen zeigen und ihm beweisen, daß er keineswegs zu jung zum Kämpfen war. Wenn er zu früh erwischt wurde, war alles verdorben. Nur gut, daß die Perviner Baronin und Graf Arvid offenbar nicht über Wassjef, den jüngsten Soldaten des Perviner Banners, gesprochen hatten.

Orschin widmete dem Exerzieren aus einem anderen Grunde wenig Aufmerksamkeit. Es war ihm, wie sich bald herausstellte, von Herzen verhaßt. Jede

Übung, an der er teilnahm, wurde von seinem unwilligen Gebrumm begleitet – gerade eben so laut, daß der Befehliger das Murren nicht hören konnte. Wassjef aber störte es gehörig. »Ist schon seltsam«, stellte Orschin während einer Verschnaufpause fest, »den Rückzug üben sie nie, dabei ist es so wichtig, daß man beizeiten lernt, wie man um das eigene Leben rennt.« Der Hausknecht schien jede einzelne Gefechtsübung als persönliche Kränkung zu empfinden. »Hatten wir alles schon«, murmelte er bisweilen ärgerlich. »Hat noch keinem braven Menschen etwas genützt.«

Wassjef waren die Unmutsäußerungen des stets düster blickenden langen Perviners recht peinlich, und er hoffte inständig, daß die anderen Soldaten so sehr mit sich selbst beschäftigt waren, daß sie die unkriegerischen und womöglich rondralästerlichen Nörgeleien nicht wahrnahmen.

Dann ging Orschin dazu über, sich für einen großen Teil des Tages einfach davonzumachen. Einmal beobachtete Wassjef ihn dabei, wie er, als der Perviner Trupp an einer Feldscheune vorbeimarschierte, mit zwei behenden Sätzen hinter eine Ecke des Gebäudes sprang. Niemand bemerkte das Verschwinden des hageren Mannes, auch die Baronin nicht, die an diesem Tag gemeinsam mit Weibel Reffel die Schwenk- und Sturmübungen beaufsichtigte.

Am Abend fand Wassjef den Hausknecht an seinem Lieblingsplatz im großen Kuhstall und in die Betrachtung der gleichmäßig das Futterheu zermalgenden Tiere versunken. Seine großen Zähne blitzten im Halbdunkel, als er Wassjef entgegengrinste; dem aber lag aller Frohsinn fern. Empört stellte er Orschin zur Rede: »Du drückst dich, wo du nur kannst!« schimpfte er. »Wieso bist du überhaupt mitgekommen, wenn du nicht kämpfen willst? Es ist mir heute ganz und gar nicht leichtgefallen, dich nicht dem Weibel oder der Baronin zu verraten, denn du benimmst dich selbst wie ein Verräter ...«

»Paß auf, was du redest, Blondchen!« fuhr Orschin zornig dazwischen. »Es hat nichts mit Verrat zu tun, wenn ich mich darum drücke, diese Albernheiten vorzuführen. Ich kann hier nichts lernen, was ich nicht schon wüßte, nichts, was mir später irgendwann einmal nützen könnte ...«

»Aber du hast versprochen, daß du für die Baronin kämpfen wirst«, warf Wassjef ein. »Und gerade heute, da Ihre Hochgeboren uns persönlich angeführt hat, läufst du davon!«

»Das muß die Baronin wohl mir überlassen, wie ich für sie kämpfen werde. Du hast übrigens auch schon alles gelernt, was du zu wissen brauchst – du hast es nur noch nicht gemerkt. Das Kriegshandwerk erfordert keine klugen Köpfe. Wenn du etwas längst be-

griffen hast, mußt du es dennoch immer und immer wieder üben, weil irgendein Ork in deiner Schar einfach noch nicht kapiert hat, wo links und rechts ist.« Wassjef wollte etwas einwenden, aber Orschin packte plötzlich die Linke des Jungen und preßte sie erbarungslos zusammen. »Hör mir jetzt genau zu! Jetzt kannst du etwas lernen!« Wassjef schnaufte vor Schmerz und fiel auf die Knie. Orschins Stimme dröhnte ihm in die Ohren. »Wenn du mich irgendwann rufen hörst: ›Lauf!‹, dann läufst du! Dann rennst du, so schnell dich deine Füße tragen und ohne dich umzusehen, immer geradeaus, bis du alle überholt hast, die vor dir rennen, und es still wird um dich herum!«

Wassjef konnte ein Wimmern nicht unterdrücken, aber obwohl ihm die ersten Tränen über die Wangen liefen, murmelte er trotzig: »Ich werde niemals fliehen, wenn ich an der Seite des Grafen von Geestwindskoje und der Baronin von Pervin fechte! Pah!«

Orschin verstärkte den Griff seiner Faust. Wassjef wand sich vor Schmerz und vor Angst. Spürte dieser Wahnsinnige denn nicht, daß er im Begriff war, ihm die Finger zu brechen? Er schrie laut auf. Ein paar Kühe in seiner Nähe hörten auf, mit den Kiefern zu mahlen und musterten ihn aus großen braunen Augen. »Laß mich los!« jammerte der Junge. »Bitte, Orschin, laß mich los!«

»Erst schwörst du, daß du läufst, wenn ich ›Lauf!‹ sage!«

»Nein, das kann ich nicht!«

»Doch, das kannst du!«

Verzweifeltes Schluchzen mischte sich in Wassjefs Schmerzenslaute, aber das rührte den Hausknecht mitnichten. Endlich ertrug er die Folter nicht länger. »Ich werde es tun!« stieß er hervor.

»Schwöre!«

»Ich schwöre!«

»Bei der Herrin von Geestwindskoje!«

»Jaja!«

»Ich will es hören.«

Wassjefs Hand schmerzte so schrecklich, daß er kaum sprechen konnte. Nur unter großen Mühen brachte er die Formel heraus: »Ich schwöre bei der Gräfin Algunde, ich will laufen, wenn du es befehlst!«

»Na also, du kannst es doch.« Orschin nickte befriedigt und gab Wassjefs Hand frei. Augenblicklich sprang der Junge auf die Füße und rannte davon. »Du Schuft, du Verbrecher, du Verräter!« rief er von der Stalltür her, dann war er in der Nacht verschwunden.

Einen ganzen Tag lang sprach Wassjef kein Wort mit dem Hausknecht. Er mochte den schändlichen Verrä-

ter nicht einmal ansehen und erwog ernsthaft, ihn bei dem Weibel zu melden, als er sich wiederum während einer Übung heimlich davonstahl. Doch in der nächsten Nacht – er war inzwischen etwas ruhiger geworden, und die Hand schmerzte nicht mehr – dachte er lange darüber nach, warum Orschin sich wohl so widerwärtig aufgeführt hatte, und da alle anderen Erwägungen keinen Sinn ergaben, entschied er schließlich, daß wohl nur übertriebene Fürsorge hinter dem grausamen Verhalten des älteren Freundes stecken konnte. Daß diese Sorge sich auf so erschreckende Weise geäußert hatte, war dem schlichten Wesen und den äußerst derben Umgangsformen des Knechtes zuzuschreiben – so furzte er zum Beispiel häufig laut beim Marschieren.

Als ihn Orschin dann am nächsten Morgen mit einem kleinen Holzpferdchen überraschte, das er anderntags für ihn geschnitzt hatte, und ihn bat, nicht mehr zu grollen, willigte Wassjef nach einigem Zögern ein. Dabei hatte er längst beschlossen, Orschin zu verzeihen. Er mochte dem großen Mann nicht mehr böse sein, und außerdem war ihm inzwischen aufgefallen, daß dieser ihn seltsamerweise gezwungen hatte, gerade auf die Gräfin Algunde zu schwören, eine Frau, der Orschin gewiß noch nie zuvor begegnet war. Also fragte ihn Wassjef, wieso er gerade diese Person ausgewählt habe, aber er erhielt keine

befriedigende Antwort. »Man hört eben manches, wenn man die Ohren aufzuhalten versteht«, hatte Orschin vielsagend erwidert. »Es kam nur darauf an, für den Schwur jemanden zu finden, dem du dich verpflichtet fühlst.«

Mehr war aus dem Stallknecht auch nach beharrlichem Drängen nicht herauszuholen. Am Ende hatte Wassjef lässig abgewunken. »Dann erzählst du es mir eben nicht. Mir macht das nichts aus. Und übrigens, ein Schwur, zu dem man gezwungen wird, an den muß man sich nicht halten ...«

»Hast schon recht, Blondchen. Muß man sich nicht dran halten – wenn einem nichts an der Person liegt, auf die man geschworen hat.«

»Ach, Unsinn, was hat das eine mit dem anderen zu tun?«

»Gar nichts, vermutlich gar nichts. Wenn der Schwur und die Gräfin von Geestwindskoje nicht zählen, dann wird es dir auch leichtfallen, ihn zu brechen.«

So war Orschin nun einmal, engstirnig und uneinsichtig, wie Wassjef befand. »Man kann von einem Landhuhn kein Schwanenei erwarten.« So lautete ein Spruch, den Erborn einem Gast auf Geestwindskoje abgelauscht und an Wassjef weitergegeben hatte. Orschin war gewiß ein gutes Beispiel für die Wahrhaftigkeit dieses Sprichwortes. Man mußte ihm verzeihen ...

An jenem Abend jedenfalls, als im Schloß und auf dem Hof das große Fest gefeiert wurde, war das Verhältnis zwischen Wassjef und Orschin fast wieder ungetrübt. Wenn der Junge und der Stallknecht sich nicht über das Kriegshandwerk, den Kampf und die Ehre unterhielten und wenn Orschin darauf verzichtete, die von ihm so geschätzten Verse zu singen (›Es säuft der Adel, was er kann – bezahlen muß der Bauersmann. Es praßt der Adel ...‹ und so weiter), so kamen sie sehr gut miteinander aus. Auf dem Fest unterhielten sie sich blendend. Sie dachten sich Spottverse auf manch einen der anwesenden Soldaten aus, und Orschin ließ sich von Wassjef gar die verzwickten schnellen Schritte der *Bornessa* zeigen, weil er in dieser Nacht noch einmal – und wider alle unguten Erfahrungen der Vergangenheit – versuchen wollte, das Tanzbein zu schwingen.

Im großen Ballsaal des Schlosses (wie auch bei den Feuern auf dem Exerzierhof) hatte die gemächliche *Walsarella* traditionsgemäß den Auftakt des großen Tanzvergnügens gebildet. Das Fiepen und Zirpen der von den Musikern ein letztes Mal gestimmten Instrumente waren nach und nach verstummt, auch die Gespräche der im Saal versammelten und an den Wänden in kleinen Gruppen aufgereihten Gäste erstarben schließlich.

»Bronnjaren, Freunde, Verbündete, ich begrüße Euch«, hatte die Gräfin von Ilmenstein in die Stille hinein gesagt. Nun trat sie, bekleidet mit einer engen Kniehose aus schimmerndem Samt, weißen Strümpfen, lackschwarzen Schuhen mit schweren hohen Absätzen und güldenen Spangen, mit einer dunkelblauen Schärpe und einer weiten weißen Bluse, durch die die hellrosige Haut schimmerte, hinaus auf die Mitte der leeren Tanzfläche und fuhr fort: »Bronnjaren, über die schwere Aufgabe und den reichlich zu erntenden Ruhm, die uns in den nächsten Wochen erwarten, wurde in den letzten Tagen genug geredet. Wie ein Soldat weiß, gibt es eine Zeit zum Prassen und eine Zeit zum Beten, eine Zeit zum Kämpfen und eine Zeit zum Feiern. So soll denn auf diesem Siegesfest heute nacht von dem Sieg, den wir feiern, geschwiegen werden. Wer mag, kann jetzt noch einmal den Namen des schurkischen Notmärkers ausrufen, um ihn zu grüßen ...« Sie unterbrach sich und schwenkte den Arm in einer auffordernden Geste, worauf tatsächlich ein allgemeines Gebrüll anhub. »Uriel, du Widerwärtiger!« hieß es da. »Notmärker, hüte dich, versteck dich!« – »Warzensau, wir kommen!« – »An die höchste Zinne mit dem Hundsott!« Diese und ähnliche Verwünschungen erschollen. Füße stampften schwer auf den Boden, Fäuste wurden geschüttelt. Spontan stimmte eine Bronnjarin das

Kampflied ›Sewerians Augen ruhen auf uns‹ an, und die anderen Gäste stimmten ein. Nach dem abschließenden ›Für und für und immerdar!‹ zerkirrten etliche Krüge und Gläser an den Wänden und auf dem Boden.

Es dauerte eine Weile, bis sich der Lärm gelegt hatte, dann erst nahm Thesia, anscheinend ungerührt, ihren Satz wieder auf: »... danach soll auch der Name des Notmärkers nicht mehr fallen! Singt, Bronnjaren, trinkt, sauft, lacht, tanzt, hurt und genießt dieses Fest. Mögen heute nacht Rondra und auch Rahja mit Wohlgefallen auf uns blicken ...« Sie wandte sich der gebeugten Gestalt des Haushofmeisters zu. »Herr Gureizig ...!«

Der Majordomus wartete ab, bis die Paare sich zur Walsarella aufgestellt hatten und der Ehrengast, Graf Wahnfried von Ask, gemeinsam mit der Baronin Mirhiban Saba al Kashba an die Spitze der Doppelreihe getreten war. Dann stieß er den schellenbewehrten Stab auf den Boden, zwölfmal, und die Musik spielte auf.

Die Walsarella ist ein Schreittanz in gemessenem Tempo und erinnert bisweilen eher an ein zwölfgöttliches Zeremoniell als an ein fröhliches Beisammensein. Dennoch käme keine Festgesellschaft, ob arm oder reich, auf den Gedanken, auf die Walsarella zu verzichten. Wenn man ein Fest anders begönne – wer

weiß, vielleicht würde es in Unfrieden, Streit und Unglück enden.

Die Feier in Schloß Ilmenstein aber, die so traditionsgemäß eröffnet wurde, nahm jenen geregelten Verlauf, den man von einem Bronnjarenfest erwarten konnte: Nach der Walsarella folgte der *Galopp*, der die Festgesellschaft ins Schwitzen brachte und durstig machte. Eigentlich hat der Bronnjar, wenn er sich betrinken will, einen echten Durst als Vorwand nicht nötig; fühlt er sich aber durstig, so trinkt er schneller und zielstrebig.

Bald schon wurde im Ballsaal eine *Kuslikana* nach der anderen getanzt, jene schnelle Kuslikana, die mit ihren schwindelerregenden Drehungen mannigfaltige Gelegenheit bietet, den Tanzpartner mit festem Griff um die Taille zu sich heranzuziehen und mit ersten tastenden Griffen seine Hitzigkeit zu prüfen.

Die *Festumer Diminuette* jedoch, den Tanz, den ›Ausländer‹ für den *eigentlichen* bornländischen Tanz halten, überging man. Auf Ilmenstein (und bei den meisten der geladenen Bronnjaren) galt er als ein Tanz der Festumer Pfeffersäcke.

Auf die Kuslikanas folgte ein gemeinsamer schwermütiger Gesang (›Am Ufer des Walsach ziehen die Treidler‹), anschließend zog sich zurück, wem der Sinn eigentlich nicht nach Feiern stand und wer nur aus Gründen der Geselligkeit oder Etikette am Mahl und

an den ersten Tänzen teilgenommen hatte. So verließen der junge Fjadir von Bjaldorn und ein Ritter aus Norburg, der gleichfalls kürzlich den Vater verloren hatte, sowie einige ältere Adlige die Gesellschaft. Für alle anderen aber begann mit einem neuerlichen wilden *Galopp* derjenige Teil des Abends, den Baron von Eschenfurt als das eigentliche, das wahre Fest bezeichnete.

Rohes, brüllendes Männerlachen und schrilles Frauenkreischen zeugten schon bald davon, daß Bier, Wein und Meskinnes ihre Wirkung zeigten. Mit jedem Glas, das die Gesellschaft leerte, wurden die Scherze anzüglicher, die gegenseitigen Berührungen häufiger. Endlich drängten viele Stimmen die Gastgeberin, den Musikern das Zeichen zur *Bornessa* zu geben, dem Tanz, auf den etliche der zunehmend dem Rausch verfallenden Bronnjaren ungeduldig warteten. Die *Bornessa* ist ein flotter Paartanz mit häufig wechselnden Partnern, der unterschiedlich schnelle und komplizierte Schrittfolgen kennt und beim einfachen Volk ebenso beliebt ist wie beim Adel. Aber der beschwingt hüpfende, vorantreibende Rhythmus und der drängende Refrain ›Hajhajhaij – Hehehum!‹ sind nicht allein der Grund dafür, daß dieser Tanz gegen Ende einer Feier immer beliebter wird. Seine übrige Ausgestaltung hängt sehr von der Tagesstunde und der Art des Tanzfestes ab. Ist die Feier gehörig ausgelassen und der Abend weit vorge-

rückt, so ist es Brauch, daß die Tänzerin – sobald eine bestimmte Tonfolge erklingt – mit ihrem Täschchen, ihrem Fächer oder einfach mit der Hand das Gemächte ihres Partners zu treffen versucht (je nach Zuneigung, Trunkenheit und Temperament mehr oder weniger wuchtig). Die Männer wehren sich, so gut sie können, und der Tanz wird meistens sehr schnell zu einem lustvollen Ringkampf.

Auch auf dem Fest in Ilmenstein verwandelten die Bornessas der adligen Tänzer sich schnell in wilde Rautereien. Bald wälzten sich die hoffnungslos Betrunkenen eng umschlungen über den Boden, andere veranstalteten lärmende Verfolgungsjagden. Haarspangen flogen, Busentüchlein wurden aus den Kleidern gerissen, Schuhe und Strümpfe als Pfänder geraubt.

Beim Einlösen dieser Pfänder war es nicht immer mit ein paar Küssen abgetan. Bisweilen mußte sich das arme Opfer unter dem Gejohle der Umstehenden entblößen oder sich, nachdem man ihm die Augen verbunden hatte, allerlei zudringliche Griffe gefallen lassen. Erriet die Dame nicht, wem die vorwitzige Hand gehörte, geriet sie nur noch tiefer in die Patsche, wurde völlig entkleidet, mit Bier und Wein übergossen und womöglich geknebelt und gefesselt hinaus in den Schnee gejagt, wo das Gelage der Soldaten in vollem Gange war ...

Schier überbordendes Gelächter löste der Meistermagus von Scherpinskoje aus, als er bei dem Versuch, seine Schülerin und Nichte Rihinja auf den Schoß zu ziehen, seinen Sitz, ein zierliches Polstersesselchen, gnadenlos überbeanspruchte und in den Trümmern des Möbelstücks auf dem Boden landete. Seine rotglockte, sommersprossige Nichte, die trotz – oder vielleicht gerade aufgrund – ihrer sechzehn Jahre genauso betrunken war wie der Meister, stürzte quer über die Körpermassen des Magus. Pirmakan zerrte dem Mädchen die Verschnürung des grünen Samtkleides auseinander, so daß der schmale helle Körper mit den von rosigen Knöspchen gekrönten Brüsten bis zu den Hüften enthüllt wurde, und beide begannen alsbald mit dem Austausch hitzigster Zärtlichkeiten, so als wäre nichts geschehen und als wären sie nicht von einem Ring keuchender, prustender Lacher umgeben.

Lallend und torkelnd und immer wieder Krug oder Glas zum Munde führend, winkten einige Bronnjaren das Gesinde herbei. Sie begossen einem der Ihren, dem schwächtigen Junker Wilman ter Grumpen, der noch betrunkenener als die übrigen war, das Gesicht mit süßem Schnaps und befahlen Magd oder Diener, dem sich hilflos Windenden den klebrigen Saft von Stirn, Kinn und Nase zu lecken. Wieder andere Adelsleute zwangen ein paar Mägde, wie Pferdchen um die Wette durch den Ballsaal zu galoppieren. Auf

die Siegerin wurde gewettet, hohe Summen wechselten den Besitzer, die Verliererin wurde unter allgemeinem Hohngeschrei mit Honig und Mehl übergossen, aber immerhin bekamen die Gewinnerinnen ihren Preis: Bis zu fünf Dukaten verschenkten die Bronnjaren, die, ansonsten knausrig wie ein Koschbaron, mit dem Ansteigen ihrer Trunkenheit immer freigiebiger wurden. Bei solchen Prämien war es kein Wunder, daß die Mägde sich, um schneller laufen zu können, die Kleider vom Leibe rissen und hin und her durch den Ballsaal hetzten, bis sie dem Zusammenbruch nahe waren. Auch einige Bronnjarinnen beteiligten sich – als Pferdchen und ebenso halbnackt wie die Mägde, wenn auch erfolglos – an den Rennen. Einzig die Magisterin Verenisja von Walden-Hagstein, die vor Trunkenheit kaum noch sprechen konnte, gewann ihr Rennen, doch der Sieg wurde nicht anerkannt, da die Frau in den Verdacht geraten war, bei ihrem Lauf unlautere zauberische Mittel eingesetzt zu haben. Alles Protestieren half nichts: Wie allen anderen Verliererinnen, riß man der Magisterin johlend die restlichen Kleider vom Leib, um sie der Honig-und-Mehl-Tortur zu unterwerfen.

Männer waren nicht zugelassen, wie der bis zum Lippenrand mit Schnaps und Bier gefüllte Baron Eschenfurt von Graf Semkin erfahren mußte. »Troll dich, du Faß!« wurde er von Graf Semkin mit schwe-

rer Zunge angeherrscht: »Dassis hier'n Stutenrennen – die Hengste laufen spä-häter ...!«

Gräfin Thesia, die dem scharfen Schnaps nicht minder heftig zugesprochen hatte als die übrigen Bronnjaren, deren schwere Trunkenheit aber nur von sehr scharfsichtigen Beobachtern an ihrer bemüht straffen Haltung und äußerst beherrschten Redeweise abzulesen war, verbreitete Furcht und Schrecken unter ihren Dienern, als sie mit Graf Arvid wettete, sie könne »jedem der Kerle ein Hühnerei auf dem Scheitel zerschlagen – mit der Fuhrmannspeitsche, auf genau fünf Schritt – nicht mehr und nicht weniger, mein Freund.«

Zehn Männer aus dem Gesinde hatten anzutreten, einen hölzernen Vorhangring auf dem Schädel und darauf ein aufrecht gestelltes rohes Ei balancierend. Den Rücken der Gräfin zugewandt, standen sie in einer Linie, mit geschlossenen Augen und einem stummen Gebet auf den Lippen.

Die Gräfin bot einen eindrucksvollen Anblick. Den Körper gestreckt, den Kopf mit den blonden Locken stolz in den Nacken gelegt, mit der Linken ein schlankes Weinglas haltend und die Peitsche mit der zu einem Ring aufgerollten Schnur in der rechten Faust, maß sie mit ruhigem Blick die Strecke bis zur Front der Diener. Dann straffte sie sich und schlug zu.

Bei vier Schlägen zerschmetterte die gedankenschnell heransausende Peitschenspitze das Ei. Viermal waren ein böses Zischen und ein leises Klatschen zu hören. Viermal spritzten Schalen und gelber Dotter durch die Luft und auf die Haare des Dieners. Beim fünften Mal zerriß der schmale Lederriemen das Ohr und die Stirnhaut, auf die er traf. Mit einem lauten Schrei sank der Getroffene zu Boden. Blut rann aus der langen schmalen Wunde auf das Parkett.

»Lieber Graf, mir scheint, ich habe verloren«, sagte die Gräfin mit unbewegter Miene. »Aber ich fordere eine Revanche. Heda, schafft mir einen neuen Kerl herbei und gebt dem armen Goblin, den's erwischt hat, zehn Batzen. Das heißt, wenn er sie haben will. Schlägt er sie aus, so hat er das Recht, seinerseits einen Schlag gegen mich zu führen. Ich bin dazu bereit!«

Der Magier Pirmakan kam herbeigewatschelt – wobei er keineswegs einer geraden Linie folgte –, beugte sich über den Blutenden und betastete vorsichtig dessen Ohr. Anschließend faßte er sich, wohl um sich zu konzentrieren, mit Daumen und Zeigefinger an die Nasenwurzel, wo er zur allgemeinen Erheiterung zwei rote Abdrücke hinterließ. Ungerührt von dem Gelächter schickte Pirmakan sich an, eine heilende Formel über das zerrissene, heftig blutende Ohr zu sprechen, doch damit erregte er offenbar den

Unmut der vor Trunkenheit leicht schwankenden Gräfin.

»Das tut wahrhaftig nicht nötig!« rief sie.

Der Magus schien den Ruf nicht gehört zu haben.

»Verschwende deine Kräfte nicht, o Mächtiger!« höhnte Thesia. »Demnächst wirst du sie gewiß besser brauchen können!«

Pirmakan fügte die eingerissenen Stücke der Ohrmuschel zusammen und sprach, unbeeindruckt von den Schmerzensschreien des Dieners und dem Tadel der Gräfin, den heiltätigen Spruch: Die Blutung verebbte, die Ohrhälften klafften nicht wieder auf, und der Diener hörte auf zu schreien.

Schnaufend stemmte sich der Meistermagus vom Boden hoch und schwankte zu der Ilmensteiner Gräfin hinüber. »Ich ha-be gansch gewisch A-hangscht vor Eusch«, blubberte er, »wie die meischen hier ... Aber ich bitt Eusch doch, wollet Eusch nisch in meine Di-hinge mischn. Un ... isch liebe Eusch, aber isch verehere Eusch nisch, wenn Ihr betrunken seid, isch kenne Eusch dann kaum widder!«

Thesia stieß ihn zur Seite, so daß er nach einigen torkelnden Schritten, hilflos mit den kurzen Armen rudern, auf den gewaltigen Hintern fiel. Dann hob sie die Peitsche, die ihr entfallen war, vom Boden auf, um ihr Spiel fortzusetzen, doch da kam es zu einem die Gemüter erhitzenden Auftritt der Baronin Mirhi-

ban, die sich vor den nächsten Lakaien stellte und der Gräfin mit einem trotzigem Lächeln erklärte, daß sie selbst die Rolle der Diener einnehmen werde, wenn Thesia darauf bestehe, das grausam trunkene Spiel fortzusetzen.

Man wird nicht erfahren, ob die berauschte Ilmensteinerin sich auf dieses beklemmende Angebot eingelassen hätte, denn Graf Arvid, der nicht minder betrunkene Wettsieger, der die ganze Zeit über die Vorgänge stumm beobachtet hatte, wollte sich »unter gar keinen Umständen!« auf einen neuen Durchgang einlassen und seinen Gewinn – einen Kuß der Gräfin, dessen Dauer er bestimmen konnte – auf jeden Fall sogleich einfordern.

Mit grimmigem Blick fügte sich Thesia in ihre Niederlage, warf die Fuhrmannspeitsche endgültig fort, preßte die geöffneten Lippen gegen die des blonden Hünen und eröffnete so ein Spiel der Zungen, das – wie später behauptet wurde – mehr als eine halbe Stunde gedauert haben soll.

Das Gelage auf Ilmenstein währte bedeutend länger. Erst als – etwa um neun Uhr in der Frühe – die erste Morgendämmerung ihr bleiches Licht durch die hohen Fenster warf, wankten die letzten Zecher ihrer Schlafstatt entgegen. Andere waren bereits in Sesseln oder auf Sofas eingeschlafen, oder sie lagen, halbnackt oder völlig entblößt übereinander hingesunken,

auf dem harten Boden des Ballsaals, der zwischen den Schlafenden mit übelriechenden Pfützen jeder Art bedeckt war.

Auch draußen vor dem Schloß, in den Zelten, Ställen und Scheuern und sogar unter dem eiskalten Nachthimmel, hatte das Fest bald immer wildere Ausmaße angenommen. Gerade wie die Herrschaft tranken auch die Sewerier Bauern und Leibeigenen, was die Lippe zu halten vermochte. Bald kam es zu den ersten wüsten Raufereien, denn die Leute aus Bruck, Pervin, Torsin, Ebrin und anderswoher hatten gar manche alte Rechnung miteinander offen.

Aber es wurde keineswegs nur gerauft. Zu den einfachen Instrumentenklängen der Musikanten erklang so manches Lied, und bald kündeten Kichern und Stöhnen von versteckten Strohlagern in Scheunen und auf den Tennen, daß wenigstens einige Sewerier Besseres zu treiben wußten, als sich gegenseitig die Gesichter zu zerschlagen.

Wassjef hätte gern mit einer niedlichen jungen Magd angebandelt, einem schlanken kastanienroten Ding, das im Ebriner Banner die Trommel schlug, aber er hatte auch sehr rasch sehr viel getrunken, so daß er sich von Übelkeit und bleierner Müdigkeit übermannt fühlte, bevor er sein Anliegen noch so recht vortragen konnte.

Bald stellte er fest, daß es sehr schwierig war, das ihn freundlich, ja geradezu aufmunternd anlächelnde Mädchen auch nur im Blick zu behalten – viel schwieriger noch, das Wort an sie zu richten, da die Zunge einfach zu langsam war, die wertvollen Sätze, die durch Wassjefs Geist strömten, in eine angemessene, verständliche Form zu bringen.

Schließlich wandte sich die kleine Rothaarige kopfschüttelnd ab und hakte sich bei irgendeinem ungehobelten Bauerntölpel ein. Eben diese Bezeichnung – »Ungehobelter Bauerntölpel, tölpelhafter!« – rief Wassjef, der kurzfristig die Sprache wiedergefunden hatte, auch hinter dem davoneilenden Paar her, aber ohne Erfolg: Die beiden drehten sich nicht einmal um!

Wassjef torkelte zur Seite und stieß einen tiefen Seufzer aus, dem ein Schwall mit Bier vermischter Kohlsuppe folgte. Dann kippte er vornüber in den Schnee, in den das Erbrochene tief eingeschmolzen war, und streckte sich aus. Sofort wehte warm und süß der Schlaf heran, aber ein lästiger Störenfried riß den Jungen aus seinen zarten Träumen, indem er ihn grob an den Schultern rüttelte. »Wach auf! Los, du mußt aufstehen!«

Wassjef spürte einen derben Tritt. »Willst du wohl deinen Arsch bewegen, du dummpaddeliges Blondchen!«

Aha, Orschin! Von dem kam nie etwas Gutes!

Wassjef rekelte sich schläfrig, doch da fühlte er sich von harten Fäusten hochgerissen und durch den Schnee geschleift. »Orsch-schin, du Ver-räter!« klagte er. »Dasch wirscht du bü-schen!« Doch zu schwach, um Widerstand zu leisten, ließ er sich fortzerren. »Hast nicht die Bohne Verstand in deinem Kopf!« schimpfte derweil der Hausknecht. »Wo hat sich unsere Gnitze nur untergestellt, als die göttliche Mutter Hesinde Klugheit vom Himmel regnen ließ? Wieso muß gerade ich diesem Trottel begegnen?! Was für schöne Frauen könnte ich jetzt küssen, aber ich muß mich mit diesem betrunkenen Großmaul herumplagen! Liebe Janne, dafür wirst du mir noch einen Batzen nachzahlen müssen, mindestens einen, meine hübsche Dame! Was habe ich nur verbochen, daß die Zwölfe mich mit diesem Dummdifar schlagen müssen ...?« So ging das fort und fort, bis die beiden den Kuhstall erreicht hatten. Hier hieb Orschin dem Jungen wuchtig das Knie gegen den Steiß und knurrte: »Hinauf da, aber hopp, hopp!«

Wassjef zuckte erschreckt zusammen. Dann hangelte er sich, von Orschins geknurrten Flüchen angetrieben, eine steile Leiter hinauf. Oben angekommen sank er nach ein paar Schritten in das duftende Heu und bekam nicht einmal mehr mit, wie der mißmutig brummelnde Knecht eine Decke über ihn warf.

Auch manch einer der gemeinen Soldaten wankte erst zu seinem Schlafplatz, als der heraufziehende Morgen den Himmel erhellte. Aber nicht alle bewältigten diesen lebenswichtigen Marsch: Am Nachmittag nach dem Fest fand man im Park des Schlosses und hinter einem Schuppen die Leichen einer Frau und zweier Männer. Steifgefroren und blaugesichtig lagen sie im tiefen Schnee.

In der gleichen Nacht war eine stattliche Junkerin aus dem Rodebranntschen an einem Herzschlag gestorben: Zuviel Schnaps und zuviel gutes Essen, durfte man vermuten.

Der Feldzug gegen Graf Uriel von Notmark hatte die ersten vier Toten gefordert.



22. Kapitel



In den sewerischen Landen im Tsa 1020 n. BF.

Die Canilaraanji

Am Morgen des 5. Tsa hing ein milchiger Dunst über den weiten Schneeflächen Notmarks. Die aufgehende Sonne tauchte die gemächlich ziehenden dünnen Schwaden in ein trübes Licht – rosig zwar, aber dennoch von einer wahrhaft gnadenlosen Kälte kündend. Fingerdick war die feuchte Luft auf Ästen und Zweigen zu pelzigem Rauhreif erstarrt. Wie steifgefrorene schwarze Gerippe standen die Bäume und Büsche des Waldrandes, deren Geäst sich, von einer leichten Bö erfaßt, hin und wieder vernehmlich aneinander schabte. Vom Himmel war aufgrund der dunstigen Schwaden nichts zu sehen; Wetterkundige erwarteten einen sonnigen, klaren, aber schmerzhaft kalten Tag.

Die Reihen der Männer und Frauen, die Orkmeute und die kleine Goblinschar, die vor der dunklen Mauer eines Tannenwaldes am Rande einer großen Schneefläche angetreten waren, kümmerten sich wenig um die Stimmung der Natur oder das Wetter die-

ses Tages. Dicke weiße Wolken stiegen aus ihren Nasen und Mündern auf, und sie rieben verstohlen die mit dicken Wollbändern umwickelten Hände aneinander und stampften mit den Füßen auf, die vor Kälte schmerzten, aber zugleich immer tauber wurden, als ob sie sich von den Beinen trennen und auf dem eisüberkrusteten Schnee festfrieren wollten. Still wie Felsen standen nur drei schmerbäuchige Oger, fast vier Schritt hohe Ungeheuer, die, obwohl lediglich mit knappen Fellen behängt, den Frost auf der mit ranzigem Talg eingeriebenen bleichen Haut nicht zu spüren schienen; dabei dampften auch sie aus den breiten Mäulern und Nüstern wie Suppenkessel über dem Feuer. Jeder von ihnen wurde von drei oder vier Orks an Ketten gehalten – eine Maßnahme, die angesichts der Reglosigkeit dieser gewaltigen Muskel- und Fettberge eher überflüssig erschien.

Die Menschen, die sich an diesem Morgen versammelt hatten, mochten etwa vierhundertfünfzig Häupter zählen, dazu kamen gewiß noch einmal knapp sechzig Orks und zwei oder drei Dutzend Goblins.

Seitlich von der Front der Fußkämpfer hatte sich ein großer Reiterpulk aufgestellt – ein bunt zusammengewürfelter Haufe, ausgestattet mit allen erdenklichen Arten von Waffen, Rüstungen, Wimpeln und Reittieren. Wohl hundert Berittene waren hier zusammengekommen.

Eine weitere Gruppe von Reitern, nur etwa ein Dutzend zählend, stand in einer kleinen Gruppe beisammen, teils den Kavalleristen, teils den Fußsoldaten zugewandt. Der Graf von Notmark, seine Tochter (beide waren in Rüstung und saßen auf schweren Streitrossen) und mehrere Bannerträger, die Notmarks neue Farben Schwarz und Rot in die Höhe hielten, gehörten zu dieser Schar. Neben den beiden Notmärkern hockte auf einem furchtsam tänzelnden Fuchs, der fortwährend heißen Atemdunst aus den weitaufgerissenen Nüstern stieß, der unheimliche Mengbillar, den kahlen Schädel unter der Kapuze eines weiten schwarzen Umhangs verborgen, der auf der Rückseite eine siebenstrahlige rote Zackenkrone zeigte. Auch die Rittmeisterin von Strangnitz war unter den Versammelten, einige niedere Offiziere, darunter der dem Leser bereits bekannte Infanterieleutnant Ulmjan von Sewerski und Kerschoi, der Orkschamane, genannt ›der Keiler‹. Auch jener hockte auf einem Pferd, einem struppigen kleinen Tier mit krummen Beinen.

Grußlos, mit weithin hallender Stimme sprach Graf Uriel die Scharen der Bewaffneten an. »Heute oder morgen – eher heute noch – wird es zum Kampf mit diesem aufgeblasenen Pack kommen, das die Ilmensteiner Schlampe um sich zusammengetrieben hat. Dann bekommt ihr endlich die Gelegenheit, euch das

Geld zu verdienen, das ich euch im voraus überreichlich in den Rachen geworfen habe ...« Er machte eine Pause, und ehe er fortfuhr, ließ er den Blick bedrohlich langsam über die Angetretenen wandern. »Manch einer unter euch wird vielleicht der Meinung sein«, sagte er lauernd, »ihm wurde nicht genug gezahlt, oder er brauche für seinen Sold nichts weiter zu tun, als bei der ersten günstigen Gelegenheit davonzulaufen. Darum wird euch nun mein Freund und Berater, der Mengbillar« – der Angesprochene verbeugte sich –, »eine kleine Vorführung bieten, die euch hoffentlich zu denken geben wird.« Er nickte dem Schwarzgewandeten an seiner Seite zu.

Mengbillar trieb seinen Fuchs ein paar Schritte nach vorn, brachte ihn zum Stehen und ließ den Blick über die Gesichter der Bewaffneten wandern. Endlich winkte er eine schmalschultrige Frau, eine ausgemergelte Mittdreißigerin, aus der Linie heraus. Verlegen trat sie vor, wischte sich das strähnige, aschblonde Haar aus der Stirn und verbeugte sich hastig mehrmals hintereinander.

»Wie heißt du?« fragte der Mann auf dem Pferd.

»Rose, hoher Herr.«

»Ein schöner Name.« Mengbillar lächelte mild.

»Und so passend gewählt.«

Die dünne Frau errötete und senkte den Blick.

»Ich werde dir eine Freude machen«, verkündete

Mengbillar. »Du kannst dir für wenige Minuten Arbeit fünf blinkende Batzen verdienen ... Es geht um folgendes.« Er wies mit dem Kopf nach hinten. »Mit der marschunlustigen, molligen Marschallin habe ich gewettet, daß unsere Soldaten – im Gegensatz zu ihr, der Weichen, Fülligen –, wenn es die Situation verlangt, ihre Behendigkeit dadurch unter Beweis stellen, daß sie ihre Hintergliedmaßen außerordentlich rasch bewegen ...«

Der Frau war anzusehen, daß sie der Rede Mengbillars nur mit Mühe zu folgen vermochte. Da aber die anderen Reiter in seiner Nähe grinsten und lächelten, entschloß sie sich gleichfalls zu einem Lächeln.

Der Mann in dem schwarzen Kapuzenumhang fuhr inzwischen fort. »Du kannst also so viele Batzen verdienen, wie du Finger an deiner Linken hast, wenn du die Strecke bis zu dem einzelnen Busch dort drüben erreichst« – er wies auf einen einsamen Holderstrauch, der in einer Entfernung von etwa fünfzig Schritt aus dem Schnee ragte –, »bevor die Marschallin bis hundert gezählt hat, und die liebe reizende, fleischige Hochwohlgeborenheit zählt nicht eben schnell ... Hast du das verstanden?«

Die Frau nickte; ihre verängstigten Züge hatten sich aufgehellt.

»Kann man in diesen harten Zeiten leichter an gutes Gold kommen?«

Die Frau namens Rose schüttelte heftig den Kopf. »Muß ich meinen Schild mittragen, hoher Herr?« fragte sie.

Mengbillar lächelte gönnerhaft. »Nein, nein, keineswegs. Du darfst ablegen, was immer dir hinderlich ist.«

Rose legte schüchtern ihren langen Spieß in den Schnee und zog die schwere gesteppte Decke, die in besseren Zeiten einem Schlachtroß als wärmende Hülle und Polster unter der Rüstung gedient haben mochte, von den Schultern. »Bis zu dem Busch da – so schnell ich kann?« vergewisserte sie sich noch einmal.

Der Reiter nickte. »Laß es uns wissen, wenn du bereit bist, schönste Rose.«

»Von mir aus kann es losgehen, hoher Herr.«

»Nun denn, stell dich auf! Und wenn ich in die Hände klatsche, rennst du los – so schnell dich deine kleinen Füßchen tragen. Möge irgendwer mit dir sein!« Er schlug die Handflächen zusammen, und Rose sprang davon. In der Linie der Soldaten mischten sich Anfeuerungen (»Hopp hopp hopp!«) und Verwünschungen (»Fall auf die Schnauze, du häßliche Ziege!«) zu einem ohrenbetäubenden Lärm.

Als die Frau etwa zwanzig Schritt weit gekommen war, riß Mengbillar die Linke hoch und deutete auf sie. Fast im selben Atemzug waren plötzlich zwei blutrote hundeartige Schreckenskreaturen bei dem

Reiter erschienen. Wohl vier Spannen hoch waren ihre Schultern – falls man bei solchen Wesen überhaupt von Schultern reden konnte –, mehr als einen Schritt Länge maß ihr Leib, wohl zwei Schritt der wild durch die Luft peitschende, kaum fingerdicken Schwanz. Sechs Beine oder mehr hatten sie, gewaltige, pralle Hodensäcke, größer als die eines Bullen, und armdicke, armlange Glieder schmiegt sich steif vor Erregung an ihre Bäuche. Auf den Köpfen der Bestien, die um ein wenig breiter waren als ihre Körper, stülpten sich seltsam geformte Höcker und Fleischlappen aus. Einem der beiden Ungeheuer war aus dem Hinterleib, kurz über der Schwanzwurzel, ein zweiter, aber knochenloser Kopf gewachsen. Wie ein schlaffer, mit allerlei triefenden Öffnungen versehener Lederbeutel pendelte ihm das Anhängsel über dem Rücken hin und her. Ob die Schreckenskreaturen schon länger im hohen Schnee verborgen gewesen oder aus dem Nichts aufgetaucht waren, hätte niemand zu sagen vermocht.

Ein entsetztes Raunen, unterdrückte Schreckensrufe waren aus den Reihen der Bewaffneten zu hören, ehe sich die Tiere noch in Bewegung gesetzt hatten. Dann glitten die rotglänzenden Ungeheuer wie Wasserschlängen durch den hohen Schnee davon, die mit einem fleischigen Zackenkamm bewehrten Rücken bogen sich wie Weidengerten. Der überzählige schlaffe Kopf des einen klatschte von einer Rückenseite zur an-

deren. Schnell waren sie, die underischen Bestien, unglaublich schnell. Kein Dampf trat ihnen aus den weit aufgerissenen breiten Rachen, wohl aber pendelten ihnen mehr als handbreite, dicke, fleischige Zungen aus den Mäulern. Sie bellten nicht, sondern sogen, während sie vorwärtshuschten, hin und wieder mit einem vernehmlichen Klatschen die Zungen ein, um dann laut klackend die mit scharfen dreieckigen Zähnen bestückten Kiefer zusammenzuschlagen. Fast lautlos glitten sie durch den Schnee, so als zöge eine dämonische Wesenheit mit rascher Hand zwei blutige Striche.

Die ahnungslos vorwärtshastende Frau, deren triumphierender Blick fest auf den rasch näher kommenden Holderbusch gerichtet war, bemerkte ihre Verfolger erst, als ihr das erste Ungeheuer die Zähne in den Unterschenkel grub, so daß sie aus vollem Lauf in den Schnee stürzte. Ein gurgelnder Schrei äußersten Entsetzens hallte durch den Wintermorgen, erstarb jedoch alsbald, als die zweite der roten Bestien den weit aufgerissenen Rachen über das Gesicht der Frau stülpte. Blut floß in dicken Strahlen in den Schnee, zerschmolz und färbte ihn. Der ausgemergelte blasse Leib zuckte noch, während er bereits mit samt den Kleidern zerstückelt und verschlungen wurde. Knochen knackten, Kiefer malzten.

Auf dem Feld, wo die Notmärker Kämpfer angetreten waren, wurde es so still, daß man den Frost kni-

stern hörte. Eine der Bestien hob den blut- und schleimbesudelten Kopf und stieß einen durchdringenden hellen Schrei aus, etwa dem Ruf einer Möwe gleich, dann warfen sich die Ungeheuer herum und huschten durch den Schnee davon nach Norden.

Eine geraume Zeit der Stille verstrich, die nur durch das allfällige Schnauben der Pferde unterbrochen wurde. Die Adelsmarschallin fand als eine der ersten ihre Sprache wieder. »Mengbillar, wie war das widerwärtig!« stammelte sie.

Ein schallendes Lachen erhielt sie zur Antwort: »Mir hat es gefallen, mein Daunentäubchen, und ich kann dir nur raten, dir recht bald selbst die Vorlieben deines künftigen Gemahls anzueignen ...«

Diese Worte waren so laut gesprochen, daß viele der in der Nähe stehenden Soldaten sie hörten. Als Tjeika von Notmark nun aber Anstalten machte, ihr Pferd von der Gruppe der Kommandierenden fortzulenken, beugte sich Mengbillar aus dem Sattel und stieß eine Drohung aus, die so leise ins Ohr der Marschallin gezischt war, daß nur sie sie vernahm. »Du reitest noch einen Schritt, meine Schöne, und ich schwöre dir, ich prügle dich vor allen Leuten mit der Reitgerte aus dem Sattel ... Du weißt, mit solchen Dingen spaße ich nicht!«

Tjeika zuckte zusammen und wandte ihr Pferd zurück an seinen Platz. Ihr Blick war plötzlich seltsam

entrückt, denn es waren nicht Mengbillars Drohungen, die ihr Handeln bestimmten. Sie hatte wiederum das brünstige, gleißende Tier entdeckt – kraftstrotzender, prächtiger und verheißungsvoller denn je. Nur wenige Wimpernschläge lang hatte es sich gezeigt und doch lange genug, um in der Marschallin jede Empörung, alle Gedanken an Flucht und an ein anderes Leben zum Verstummen zu bringen. Mengbillar grinste sie herablassend an, fuhr sich mit der Zungenspitze über die Lippen und wandte sich ab. Dann gab er Uriel ein Zeichen.

Offenbar hatte selbst der Graf von Notmark nicht mit einem solchen Schauspiel, mit Schreckenskreaturen gerechnet, wie sie der Chronist soeben beschreiben mußte, denn unter seiner Pelzmütze war die gewohnte rote Gesichtsfarbe um etliche Schattierungen heller geworden. Er räusperte sich mehrfach, bevor er die Stimme erhob. Die aber klang laut und selbstbewußt wie immer. »Kinderchen!« rief er über das Schneefeld. »Ich habe zwar vorhin etwas anderes gesagt, aber das war gescherzt ... Im Grunde meines Herzens weiß ich sehr wohl, daß keiner von euch jemals davonlief. Schließlich habt ihr mir ja alle die Treue geschworen. Falls aber einer unter euch dennoch auf seltsame Gedanken kommen sollte – nun, dann weiß er jetzt, was ihn erwartet ...«

Ein Bote sprengte heran und raunte dem Grafen

eine Meldung zu. Uriel lauschte, nickte befriedigt und übergab das Wort an die Rittmeisterin von Strangnitz. Mit weittragender heller Stimme gab die Offizierin die Meldung des Boten an die gebannt lauschenden Truppen weiter. »Der Feind ist gestern schneller herangerückt, als wir erwartet haben und als es gut für ihn ist. Wie uns gemeldet wird, haben die Truppen etwa fünfzehn Meilen von uns entfernt die Nacht verbracht, also zwischen Einweiler und Quelldunkel. Wenn sie in der Eile weiter vorrücken, werden sie heute am frühen Nachmittag Quelldunkel passiert haben ... Wie ungeheuer dumm von diesen Norburgern und Ilmensteinern, schon heute in unsere Reichweite hineinzumarschieren! Nun werden wir ihnen ein kleines Stück entgegenschlendern, unsere Stellungen beziehen und in aller Ruhe darauf warten, daß diese Einfaltspinsel, nach einem Tagesmarsch durch den Tiefschnee völlig erschöpft, in unsere Spieße taumeln ... Der große Kor, Er ist uns hold, und ihm solltet ihr danken, Kämpfer! Für Notmark!« rief sie laut. »Für Notmark!« antworteten die Soldaten.

Anschließend befahl die Rittmeisterin nacheinander etliche Weibel und andere Unterführer zu sich, um ihnen die Tagesbefehle zu erteilen. Wenig später hallten laute Befehle über das Feld. Eins nach dem anderen schwenkten die Söldnerbanner herum und setzten sich in Bewegung.

Ganz am Schluß gingen, grunzend und fortwährend die schweren Köpfe schwenkend, die drei feisten Oger.

Notmarks Rittmeisterin hatte die Marschgeschwindigkeit der Ilmensteiner recht gut eingeschätzt. Tatsächlich war die dritte Stunde des Nachmittags eben angebrochen, als der Zug Quelledunkel hinter sich gelassen hatte. Der Magier Pirmakan von Scherpinskoje, der unter einer doppelten Lage warmer Pelze halb aufgerichtet auf einem der offenen Troßschlitten lag, drehte schwerfällig Kopf und Oberkörper nach hinten, um einen letzten wehmütigen Blick auf das Dörfchen mit seinen dunklen Hecken, den schneebedeckten Dächern und den rauchenden Kaminen zu werfen.

»Wie gern säße ich jetzt dort in einer Schenke bei einem Tee oder einem heißen Wein!« sagte er zu seiner Nichte Rihinja, die auf einem kleinen schwarzen Pferd neben dem Schlitten einherritt. »Was haben wir schon in diesem Krieg verloren, du, ein hübsches junges Ding, das nichts lieber tut, als den Jungen den Kopf zu verdrehen, und ich, ein fatter kleiner Mann, dem vor allem an seinem Wohlergehen gelegen ist?«

»Das habe ich mich auch schon gefragt«, erwiderte das Mädchen und lächelte spitzbübisch aus seiner pelzverbrämnten grünen Samtkapuze heraus. »So ein

Feldzug ist doch ganz gewiß mit Bewegung verbunden – wie kann das liebe Onkelchen sich nur auf so etwas einlassen? Aber inzwischen habe ich natürlich bemerkt, daß es mit der Bewegung nicht weit her ist ...«

Elinjew, der Kutscher, der vorn im Schlitten auf einem Proviantkasten saß und das Dreigespann aus dünnen braunen Pferden lenkte, kicherte vernehmlich in sich hinein.

Pirmakan rollte in gut gespielter Empörung mit den Augen. »Warte nur, Rihinascha!« verkündete er drohend. »Wenn wir wieder daheim sind, lasse ich dich drei Folianten mit den Rezepten für die Leibspeisen der Magiermoguln kopieren – fein säuberlich, versteht sich, und mit exakten Zeichnungen von Palmensuppe und Dattelklößen versehen!«

Beide lachten. Als ihre Gesichter wieder ernster geworden waren, sagte der Magus: »Ich will dir verraten, warum ich mit den Ilmensteinern ziehe. Ich habe viele Freunde unter ihnen, manch einem der Bronnjaren bin ich zu Dank verpflichtet. Das allein wäre schon ein ausreichender Grund, findest du nicht?«

Rihinja nickte. »Natürlich. Mit meiner Frage habe ich sowieso nur einen Spaß machen wollen.«

»Ich kann dir versichern, mein vorlautes Täubchen, das ist mir nicht entgangen; mir entgeht kein Spott,

der sich auf meine Stattlichkeit bezieht und auf die Mühe, die ich mir mit ihrer Erhaltung gebe ...« Seine Miene wurde wiederum ernst, als er fortfuhr: »Die Freundschaft zu diesen Leuten wäre mir wirklich Grund genug, aber außerdem habe ich einige Zeichen wahrgenommen, die ich nicht übersehen kann.«

»Welche Zeichen, Onkelchen?«

»Viele Dinge: Ahnungen, die sich plötzlich regen, und die Botschaften, die der Kundige in den Sternen lesen kann. Und alle Zeichen sagen, es sei sehr wichtig, daß ich an diesem Zug teilnehme. Irgendwann – so scheint es mir – wird es etwas zu tun geben, das nur ich tun kann. Ehrlich gesagt, Rihinascha, mir ist gar nicht wohl bei diesem Ausflug, aber noch viel unwohler war mir bei dem Gedanken, ich könnte mich dumm stellen und mir selbst einreden, daß ich die Botschaften, die ich empfangе, nicht verstünde. Tja, und darum sitze ich hier auf diesem klapprigen Schlitten statt daheim in Rodebrannt in der warmen Studierstube am singenden Teekessel ... Du aber, du hättest eigentlich daheimbleiben sollen, und manchmal frage ich mich, ob es nicht vielleicht doch falsch war, dich mitzunehmen. Vielleicht habe ich mich geirrt. Jeder sieht, du bist zu jung und zart, um dich auf solche Unternehmungen einzulassen. Da du nun aber dabei bist, versprich mir, daß du dich, so gut du es nur irgend vermagst, um die Verwundeten küm-

merst, wenn es zum Kampf kommt! Denn das wird, nach allem, was ich gesehen habe, deine Aufgabe sein. Gewiß gibt es auch für dich Dinge, die nur du tun kannst, denn diese Art der Einzigartigkeit gilt für jeden Menschen ... Oh, schau, da kommt der Junker von Bjaldorn, ein schöner junger Mann wie ich finde ...« Plötzlich richtete sich Pirmakan unter den Fellen auf und sagte leise: »Schnell, noch eine Bitte, bevor der Junge uns zuhört. Falls es zu einer Schlacht kommt und falls in dem Kampf für mich etwas mißlingen sollte – ich sage, falls, denn ich rechne nicht damit –, dann verkauf das Haus in Rodebrannt. Nimm meine Bücher und das Geld und geh nach Festum zu Shirinja al Ahachba. Merk dir den Namen, Shirinja al Ahachba! Sie wird dich aufnehmen, und sie wird ...«

Der Meistermagus wandte sich um und setzte ein breites Lächeln auf. »Ach, der Herr Fjadir, Hochgeboren. Wie steht's um das werthe Befinden, wenn die Frage gestattet ist?«

Der Junker Fjadir lenkte seinen Schimmel auf die andere Seite des Troßschlittens, auf dem der Magus thronte, so daß Pirmakans Gefährt nun auf beiden Seiten von Reitern flankiert war. Der Bjaldorner grüßte mit einem knappen Kopfnicken und ohne Pirmakans Lächeln zu erwidern.

»Uih, wie schaut Ihr ernst!« rief der Magus zu ihm

hinauf. »Ist Euch etwas besonders Saures widerfahren?«

»Nicht jedem ist zum Scherzen zumute, wenn er in die Schlacht zieht«, entgegnete der Junker, dessen Miene sich noch weiter verfinstert hatte. »So lebt Ihr nach Eurer Art, und laßt mir die meine, schlage ich vor. Der eine reitet gerüstet und gewappnet in die Schlacht und schaut ernst, und der andere fährt auf dem bequemen Schlitten und hat stets einen fröhlichen Scherz auf den Lippen ...«

»Junker, Ihr seid ein Flegel!« rief ihm Rihinja über den Schlitten hinweg zu. »Seid froh, daß das Onkelchen so gütig ist, sonst zöge es Euch zur Rechenschaft.«

»Dazu müßte das Onkelchen wohl aufstehen und sich der Kälte aussetzen. Da es diese Mühe aber nicht auf sich nehmen wird, brauche ich wohl auch keine Zurrechenschaftnahme zu fürchten.«

Vom Kutscher Elinjew war ein brummelnder Laut zu hören, der offenbar Zustimmung zu des Junkers Worten verkünden sollte.

»Nein, das müßt Ihr einstweilen tatsächlich nicht«, sagte Pirmakan zu Fjadir, während er sich behaglich rekelte und die Pelze bis zum Kinn hinaufzog. »Immer eins nach dem anderen, denke ich. Erst einmal möchte ich abwarten, ob es tatsächlich zu einem Gefecht mit den Notmärkern kommt. Sollte dies der Fall

sein – und wenn sich nach der Schlacht noch eine Gelegenheit findet –, bin ich gern bereit, das Versäumnis Eurer Eltern auszugleichen und Euch gute Manieren zu lehren ...«

Tiefe Zornesröte schoß dem Junker in die Wangen. »Mein Herr! Genug der Unverschämtheiten! Was geht Euch die Erziehung an, die mir meine Eltern zu teil werden ließen? Mein Vater ist tot, wie Ihr wohl wißt, aber Ihr bezieht ihn in Eure albernen Scherze ein! Nein, ich will nicht warten! Ich fordere Euch hier und jetzt!«

Der dicke Magus wandte sich von dem Reiter ab und wälzte sich auf die Seite. »Wenn Eure Manieren wenigstens so gut sind, daß Ihr keinen unbewaffneten Schlafenden erschlagt, werdet Ihr wohl noch eine Weile warten müssen. Wie ich schon sagte: Erst die Schlacht, wenn es denn sein muß, und dann seid Ihr an der Reihe. Und nun laßt mich in Frieden. Ich würde gern noch ein wenig ruhen, bevor die Aufregung beginnt.«

Der Junker von Bjaldorn murmelte eine unverständliche Verwünschung, trieb seinem Schimmel die Fersen in die Weichen und galoppierte davon.

Etwa eine Stunde nach diesem Gespräch tauchte vor den berittenen Plänklern, die der Spitze der Marschkolonne vorwegritten, der Hügel mit der dem geneig-

ten Leser gewiß noch wohlbekannten Schenke *Ochs und Eiche* auf.

Bald darauf hatte die Spitze des Zuges das eindrucksvolle Gebäude mit dem hohen Dach erreicht, und Graf Wahnfried von Ask, der die schweren Ritter befehligte, welche unmittelbar nach den Plänklern kamen, ließ halten. Graf Isidor von Norburg, der unterwegs schon so manchen Kundschaftsdienst unternommen hatte, erbot sich, gemeinsam mit zwei leichten Reitern vorauszuweichen und die nächsten Meilen zu erkunden, während der Hauptteil des Zuges am Fuße des Schenkenhügels rasten sollte. Wahnfried zeigte sich überrascht, denn Isidor hatte erst am Vormittag eine Erkundung des vor den Ilmensteinern liegenden Tales unternommen und völlige Feindfreiheit gemeldet. Dann aber stimmte der Asker dem Vorschlag seines Freundes zu. »Wirst schon recht haben: besser einmal zuviel nachgeschaut als einmal zuwenig.« Graf Isidor von Norburg sprengte mit seinen beiden Reitern davon, Wahnfried verständigte sich durch ein Handzeichen mit Thesia, die von weiter hinten herangeritten kam, und gab das Zeichen zum Rasten.

Die Ritter in ihren schweren Brünnen, Arm- und Beinschienen saßen umständlich ab; ihre Kaltblüter schnauften vor Erleichterung, als ihnen die Lasten vom Rücken genommen wurden.

Derweil rückten weitere Teile des Ilmensteiner Zu-

ges heran. Die Landwehrsoldaten schleppten sich mühsam voran. Die vielen Meilen über verschneite Straßen und das schwere Gepäck auf dem Rücken hatten ihre Spuren hinterlassen. Ausgezehrt waren die Gesichter, von Müdigkeit gebeugt die Körper. Als jedoch die Schenke im Blickfeld der Landwehrleute auftauchte, riefen sie manches Scherzwort hinauf. Die Weibel ließen halten, die Leute schnallten Ranzen und Rucksäcke ab, legten sie in den Schnee und setzten sich darauf.

Inzwischen hatte sich die Tür der Schenke *Ochs und Eiche* geöffnet, und vor ihr standen jetzt mit unsicheren, verängstigten Mienen Wirt Berschin, der schwächliche Mann mit dem grauen Zopf, und seine säulenhafte Frau Nuschinja. Beide hielten dampfende Bierkrüge in den Händen und winkten der an den rastenden Fußsoldaten vorüberreitenden Thesia von Ilmenstein fröhlich zu. »Euer Hochwohlgeboren!« riefen sie. »Bitte erweist uns die Ehre und wärmt Euch auf an unserem heißen Bier! So kommt nur, bitte! Ihr seid von Herzen willkommen!«

Thesia trieb ihren Falben, dessen Hufe im festgetretenen Schnee kaum Tritt fassen konnten, den Hang zur Kneipe hinauf. Tänzelnd und mit stolz gebogenem Hals verhielt das Tier vor den vorsorglich ein paar Schritt zurückweichenden Wirtsleuten. Sie begrüßte Nuschinja und Berschin, indem sie den großen

schwarzen Federhut schwenkte, aber ihre Miene blieb ernst. »Ihr hättet im Haus bleiben sollen«, sagte sie. »Keinesfalls aber hättet ihr mir zujubeln sollen. Eben noch war ich bereit, euch beide zu vergessen, euer Haus und alles, was mir hier zugestoßen ist. Doch nun habt ihr mein Gedächtnis geweckt: Man kann nicht allen Leuten gleichzeitig ein untertäniger Diener sein! Ihr übertreibt!« Sie stülpte den Hut wieder über die wehenden blonden Locken.

Die Wirtsleute waren vor dem harten Blick aus Thesias lichtblauen Augen unwillkürlich ein paar Schritt bis zur Schenkentür zurückgewichen. »Aber Ihr seid uns wirklich willkommen«, stotterte Nuschinja, »jederzeit. Wir wissen doch, daß Ihr seit langer Zeit ein guter Gast unseres Hauses seid ... Ich habe mich seinerzeit von ganzem Herzen gefreut, daß Ihr Graf Uriels Häschern entkommen konntet ...«

Schnaubend und mit kleinen Trippelschritten den Schnee stampfend, folgte der große sandfarbene Hengst den Wirtsleuten.

»Dann seid ihr keine großen Freunde des Grafen?« fragte Thesia lächelnd.

Die beiden schüttelten heftig die Köpfe. »Aber keineswegs!« versicherte Nuschinja. »Ganz im Vertrauen – wir verabscheuen ihn. Ihn und seine schmutzige Tochter, die schamlos und in aller Öffentlichkeit mit diesem Kahlkopf ...«

Die Gräfin wartete nicht ab, bis die dicke Wirtin ihren Satz beendet hatte. »Dann wollt Ihr gewiß nicht für Freunde des Notmärkers gehalten werden ...?«

»Nein, nein!« Nuschinja fuchtelte abwehrend mit den Händen. »Bloß das nicht!«

»Aber als *meine* Freunde möchtet ihr gelten ...?«

»Aber gewiß«, versicherte Berschin.

»Auch dann noch, wenn wir wieder in die Heimat zurückgekehrt sind und hier von neuem der Notmärker herrscht?«

Die Wirtsleute tauschten verlegene Blicke. Offenbar wußten sie nicht, was sie auf die letzte Frage antworten sollten.

»Dann werdet ihr wieder Uriels Freunde sein wollen, nicht wahr? Und damit ihr vom Notmärker nicht aus Versehen für Verräter gehalten werdet, möchte ich euch nun gern helfen. Wenn zum Beispiel meine Truppen euer Haus plündern würden, wäret ihr von jedem Verdacht befreit, uns die Freundschaft angeboten zu haben, nicht wahr?«

Berschin zuckte zusammen, Nuschinja erbleichte. »Aber, aber ... Das könnt Ihr nicht tun ...!«

Thesia lächelte böse. »Da ich meine Leute tausendmal mehr schätze als euch, sehe ich keinen Grund, euch zu schonen ... Gar keinen!« Sie drehte sich im Sattel um und schaute zu den Mitgliedern der Landwehr zurück, die mit erschöpften grauen Ge-

sichtern am Fuß des Schenkenhügels auf ihrem Marschgepäck hockten. Wie müde sahen die Männer und Frauen aus! Der endlos lange Marsch steckte ihnen wahrhaftig tief in den Gliedern, hatte ihnen Kraft und Mut genommen.

Fast fünfzig Leute hatten die Ilmensteiner unterwegs zurücklassen müssen, achtzehn davon hatte der unerbittliche Boron zu sich gerufen. In so manches vertraute Gesicht, reglos, wächsern, hatte Thesia geblickt, hatte Augenpaare geschlossen, an deren Zwinkern und Lachen sie sich noch allzugenot erinnerte ... Gedankenverloren wandte sie sich wieder den Wirtsleuten zu. Ohne die Frau wirklich zu sehen, ruhte ihr Blick auf der angstbebenden dicken Nuschinja; Thesia sah andere Dinge: Stumm stiegen die starren, bleichen Gesichter vor ihrem inneren Auge auf ...

Plötzlich bemerkte sie, daß es ringsumher still geworden war. Sie schaute in die Runde und fand aller Augen auf sich gerichtet. »Tausendmal mehr«, murmelte sie und straffte sich. Die düsteren Bilder zerstoßen.

»Dies ist ein reiches Haus!« rief sie laut, riß noch einmal den Hut vom Kopf und schwenkte ihn einladend zu ihren Leuten von der Landwehr hinab. »Geht hinein, holt heraus, was ihr brauchen könnt, und schafft es auf die Troßschlitten ... Ihr habt eine

Viertelstunde Zeit dazu!« Sie lenkte ihr Pferd zur Seite, während die johlende Horde der Soldaten herangestürmt kam. Wirt und Wirtin ließen die Bierkrüge fallen und hasteten zurück ins Haus. Die Gräfin sah ihnen nach. »Nichts wird je vergessen«, murmelte sie, »das lehren uns die Götter ...«

Wassjef, der so müde war, daß er fast im Stehen eingeschlafen wäre, kaum daß der Zug der Landwehrsoldaten vor der Schenke angehalten hatte, und dem schon wieder die Augen zugefallen waren, nachdem er nur kurz auf seinem Packen gehockt hatte, wurde plötzlich von wildem Freudengebrüll aufgeschreckt. Die Leute um ihn herum drängten brüllend und lachend den Hang zur Schenke hinauf, fanden kaum Halt im Schnee, stürzten, krochen auf allen vieren weiter, über andere Gestürzte hinweg. Der Junge selbst fühlte sich gestoßen und gedrängt und in die Richtung geschoben, in die sich alle bewegten. Ratlos sah er sich nach Orschin um, aber der war nirgendwo zu entdecken.

»Was ist denn bloß los?« fragte er die Bäckerin Winja, die an seiner Seite aufgetaucht war.

»Was weiß denn ich, Söhnchen?!« antwortete die Frau. »Es gibt etwas zu saufen, glaube ich. Lauf einfach mit uns, dann wirst du schon merken, worum es geht.«

Dann war Wassjef plötzlich hoffnungslos eingekeilt. Vor ihm standen die Menschen so dichtgedrängt wie Strohhalme in einer Garbe und bewegten sich weder vor noch zurück. Von hinten schoben sich weitere Leiber heran. Wassjef konnte kaum mehr atmen, er bekam Angst, die Besinnung zu verlieren.

Dann gab es einen Ruck, ein Stolpern nach vorn, eine Hauswand tauchte auf, und schon quetschte sich Wassjef Schulter an Schulter mit Winja und einem anderen Mann durch die Schenkentür.

Im halbdunklen Innern des Hauses, das nur hier und da durch eine vereinzelte Wandfackel erleuchtet wurde, herrschte ein unbeschreibliches Durcheinander. Stimmen kreischten und brüllten, Menschenleiber wogten hin und her, Fässer zerbrachen mit lautem Krachen, Bierdunst hing schwer in der Luft, aber Wassjef nahm alle diese Dinge kaum wahr, denn er sah in einem Winkel neben der Tür einen schwächlichen Mann rücklings auf dem Boden liegen. Der Gestürzte hatte einen grauen Zopf, eine hölzerne Mistgabel hielt er noch im Liegen quer vor der Brust. In seinem offenen Mund steckte ein Dolch, eine riesige Blutlache hatte sich unter dem Hinterkopf des Gestürzten ausgebreitet.

Draußen vor der Schenke lenkten Graf Arvid und die Baronin Mirhiban ihre Pferde an Thesias Falben her-

an. Die Tulamidin schüttelte ihre kleine Faust in Richtung auf das Haus. »Nun bekommt ihr, was ihr verdient habt!« rief sie grimmig. »Thesia, du hast genau das Rechte getan. Die Wirtsleute kriegen ihre Strafe, und unsere Leute haben endlich wieder einen Grund zur Freude!«

»Man muß nur schauen, daß das Ganze rechtzeitig ein Ende hat«, mahnte Arvid. »Wenn jetzt die Notmärker kämen, während fast die Hälfte unserer Leute in der Schenke herumtollt – nicht auszudenken.«

»Ach was!« entgegnete Mirhiban. »Die gesamte Gegend um die Schenke hat Graf Isidor schon in aller Frühe erkundet. Nicht die Spur von einem Notmärker Soldaten. Nein, nein, Graf Uriel erwartet uns vor Notmark – warum sollte er nicht? Da kann er bis zur Schlacht auf seinem faulen Arsch in seinem Daunenbettchen liegen und muß nicht in Schnee und Kälte herumlungern ...«

Graf Arvid lächelte. »Du hast gewiß recht, liebe Baronin. Isidor und seine elfischen Reiter sind ganz ausgezeichnete Kundschafter – das haben sie den ganzen Marsch hindurch bewiesen. Es ist nur ... Ich habe seit einiger Zeit ein merkwürdiges Gefühl ... Ach, was soll's! Wahrscheinlich habe ich zum Mittagsmahl zuviel gegessen, und jetzt leide ich unter Magendrücken.«

Thesia schien kaum zuzuhören. Sie hatte das alte

Ilmensteiner Schwert Leuendan, eine Waffe, die sie nur in Kriegszeiten trug, aus der Scheide gezogen und quer über ihre Oberschenkel gelegt. Mit einem Wolltuch putzte sie die mehr als einen Schritt lange und für ein Schwert sehr schmale Klinge aus schwärzlich schimmerndem Stahl. »Soll ich umkehren lassen?« fragte sie unvermittelt.

Arvid und Mirhiban sahen sie erstaunt an.

»Sollte ich nicht besser umkehren lassen?« wiederholte die Gräfin ihre Frage, die ebensogut an sie selbst wie an ihre beiden Gefährten gerichtet war.

»Wie meinst du das?« fragte Mirhiban, noch immer völlig verdutzt.

»So wie ich es sage«, gab Thesia knapp zurück. »Wenn die Leute Bier und Proviant auf die Schlitten geschafft haben, könnte ich wenden und heimmarschieren lassen ...«

Arvid schüttelte bedächtig den Kopf. »Liebe Freundin«, sagte er, »du hast dich sehr verändert. Bisweilen kenne ich dich kaum wieder. Wie kannst du alle diese Leute mitten im tiefsten Winter quer durch das ganze Bornland führen, nur um dann unverrichteter Dinge wieder abzuziehen? Das ergibt doch keinen Sinn und kann ganz gewiß nicht dein Ernst sein!«

Thesia stieß Leuendan in die Scheide zurück und deutete mit einer ausladenden Geste auf die Männer

und Frauen, die dabei waren, Fässer mit Bier und Pökelfleisch sowie Räucherschinken und ganze Trauben von goldgelben getrockneten Fischen auf die Proviantschlitten zu schleppen. Sie zeigte auf die Pikeniere, die Hellebardiere und die Reiter, die nicht an der Plünderung teilnahmen und in Marschblöcken oder verstreuten einzelnen Gruppen entlang der Straße hockten oder standen, und runzelte die Stirn. »Vielleicht war es ein Fehler«, sagte sie, »alle diese Menschen hierherzuführen. Und ich frage mich nun, ob man einen Fehler ungeschehen machen kann, indem man ihm einen zweiten hinzufügt ...«

Diesmal widersprach weder Mirhiban noch Arvid. Die drei Bronnjarer sahen eine Zeitlang stumm dem wirren Treiben zu, dann ergriff Thesia noch einmal das Wort. »Zweiunddreißig sind schon gestorben«, stellte sie mit düsterer Miene fest. »Und viele weitere werden ihnen folgen ... Ich habe die Gräfin Thesia von Ilmenstein immer für einen sehr wertvollen Menschen gehalten – das gebe ich gern zu. Aber nun geht es mir partout nicht aus dem Sinn, daß niemand auf Deren so wertvoll ist, daß er andere Menschen in den Tod schicken kann, nur um seine persönliche Rache zu befriedigen ... Dies ist der Ort meiner Schande; daran wird sich nichts ändern, auch wenn ich ihn plündern lasse. Ich bin von hier fortgelaufen wie eine Häsin; daran wird sich nichts ändern, wenn ich gute

Sewerier dutzendweise in den Tod führe. Nichts wird vergessen, ich kann ...!« Ihre Stimme war rauh geworden. Sie brach ab und riß ihren Falben auf der Hinterhand herum. »Wir werden eine Lagebesprechung abhalten«, rief sie, »bevor wir wieder aufbrechen!« Dann sprengte sie davon, dem Ende des Zuges entgegen.

Wenig später hatten sich die Bronnjaran abseits von den Truppen zu einer Beratung versammelt. Alle waren zu Pferd, da der Aufbruch des Zuges unmittelbar bevorstand. Als letzter sprengte ein junger Baron heran und meldete, daß alle Nahrungsmittel aus der Schenke *Ochs und Eiche* auf die Ilmensteiner Schlitten geschafft worden seien. Der Wirt, eine Magd und zwei aufsässige betrunkene Gäste seien bei dem Sturm auf die Schenke getötet worden – bedauerlich, aber die Stimmung der Leute sei so gut wie schon lange nicht mehr. Nach diesem vielbelachten und bejubelten ›leichten Sieg‹ seien sie geradezu begierig darauf, nun einen echten Strauß mit den Notmärkern auszufechten.

»Ich schlage vor, wir kehren um«, erklärte Thesia mit fester Stimme, noch bevor der junge Bronnjar seinen Bericht beendet hatte.

Ungläubiges Murmeln antwortete ihr, dann meldete sich als erster Graf Wahnfried von Ask zu Wort

und verlangte eine Erklärung für diesen, wie er sagte, unannehmbaren und unakzeptablen Vorschlag.

Thesia zog den Hut vom Kopf, legte ihn auf den Sattelknauf und sah dem Spiel der von einem leichten Wind bewegten Straußenfeder zu. Dann blickte sie auf. »Ich will offen zu euch sprechen, Bronnjaren«, sagte sie mit leiser, aber fester Stimme. »Als ich eben unsere Leute ins *Ochs und Eiche* stürmen sah, kam mir der Gedanke, ich hätte den ganzen Feldzug nur geplant, um meinen persönlichen Rachegelüsten nachzugeben. Mir wurde hier ein Tort angetan, nicht euch und erst recht nicht den Männern und Frauen, die so wacker durch den Winter marschiert sind. Mir aber sollte wohl mit diesem lächerlichen Handstreich gegen die Schenke Genüge getan sein, gegen ein paar armselige Tröpfe, die sich nichts weiter haben zuschulden kommen lassen, als daß sie es allen zugleich recht machen wollten. Sie haben schwer gebüßt, der Mann gar mit seinem Leben ... Damit hat die schwer gekränkte Ilmensteinerin ihre Rache gehabt. Wir können heimkehren ...«

Graf Wahnfried war eine Zornesfalte zwischen die Brauen getreten. »Das also ist der Grund ...«, murmelte er. Dann hob er die Stimme und fuhr mit strengem Blick und wohlgesetzten Worten fort: »Du kommst nicht über deine Schande hinweg und läßt die Scham nun dein Handeln bestimmen ... Thesia, du gehst in

die Irre. Jeder von uns hat irgendwann einmal der Angst Tribut zollen müssen, und jeder von uns muß auf seine Weise damit fertig werden. Selbstanklagen, ja, Selbstdemütigungen liegen zwar nahe, sind aber gewiß nicht das rechte Mittel. Am schlimmsten aber ist es, wenn der Selbsthaß den Blick auf die Wirklichkeit verstellt ...«

Die Gräfin von Ilmenstein wollte etwas einwenden, aber Wahnfried fuhr im gleichen kräftigen Tonfall fort: »Wahrhaftig, Thesia, Freundin, komm zu dir! Du siehst die Dinge nicht mehr so, wie sie sind. Glaubst du denn, ein einziger von uns wäre mit dir gezogen, wenn es hier tatsächlich um die Verwirklichung deiner Rache ginge? Als du uns von den Plänen des Notmärkers berichtetest und von den schrecklichen Dingen, die sich in Notmark bereits zugetragen, da haben wir entschieden, daß wir der Sache ein rasches Ende bereiten müssen, und deswegen sind wir hier. Wir sind dir gefolgt, weil du eine fähige Heerführerin bist, aber jeder von uns hätte den Zug anführen und verantworten können. Du hast dieses Haus gesehen« – er deutete hinüber auf die Schenke –, »und düstere Erinnerungen haben dich eingeholt ... Streif sie ab! Wir sind aus anderem, aus gutem Grunde hier!«

Beifälliges Gemurmel und halblaute zustimmende Rufe folgten auf die ernsten Worte des Asker Grafen. Dann war Mirhibans helle Stimme zu hören: »Graf

Wahnfried hat ausgesprochen, was wir alle denken, wahrhaftig. Er hat nicht recht, wenn er sagt, kein einziger wäre mit dir gezogen, wenn es hier nur um deine persönliche Rache ginge, denn du weißt, daß ich dich überallhin begleiten würde – ganz gleich, aus welchem Grund. Und trotzdem bin ich nicht wegen persönlicher Abrechnungen mitgekommen, sondern weil Uriel das Handwerk gelegt werden muß – und genau das sollten wir nun tun!«

»Hört, hört!« riefen die Bronnjaren. »So ist es!« – »So soll es sein!«

Als nächster sprach Graf Arvid von Geestwindskoje. Sein Ton war wärmer, freundschaftlicher und weniger gewählt als der des Askers, aber die Essenz seiner Rede war die gleiche: Nach allem, was man hörte, hatte sich Uriel und die von ihm versammelte Schar von Schlagetoten zu einer echten Gefahr für Sewerien, vielleicht gar für das gesamte Bornland entwickelt. Es galt, ihm Einhalt zu gebieten, schnell, hart und eindeutig.

Graf Semkin schloß sich den Worten seines Vetters an, weitere Bronnjaren folgten, so daß sich Thesia schließlich vor der Versammlung verbeugte. »Ich habe eure Worte gehört, Freunde, und ich muß bekennen, daß Wahnfried mit all seinen Vorwürfen recht hat: Ich habe tatsächlich so sehr mit mir selbst gehandelt, daß ich den Blick für den Sinn unserer Unter-

nehmung verloren hatte. Darum sollten wir weiter gen Notmark marschieren, wie wir es uns vorgenommen hatten. Nur um eines will ich euch bitten: Habt Verständnis dafür, daß ich die Führung unseres Zuges in andere Hände legen möchte. Wahnfried, ich bitte dich herzlich, übernimm du den Befehl über unsere wackeren Leute!«

Der Graf von Ask war keineswegs bereit, sich Theas Wunsch zu fügen. »Du hast die Gefahr erkannt und diesen Zug ins Leben gerufen«, sagte er, »diesen Zug, der – und daran zweifle ich keinen Augenblick lang – ein siegreiches Ende nehmen wird. Bei allen Zwölfen, wie kannst du nur erwarten, daß ich nun an deine Stelle treten und den Ruhm ernten werde, der dir zusteht?«

Das sei wacker gesprochen, befanden die Bronnjarer ganz allgemein. So kenne man den Asker, und nichts anderes habe man von ihm erwartet. Die Gräfin von Ilmenstein ließ sich jedoch nicht umstimmen. Sie werde sich jedem der Ordern, die Wahnfried oder ein anderer Anführer erteile, bereitwillig fügen. Niemand aber könne sie dazu zwingen, selbst einen Befehl zu geben.

Schließlich klärte sich der Graf von Ask notgedrungen bereit, den Oberbefehl zu übernehmen. Bevor er aber noch sein erstes Kommando, das zum Sammeln und Formieren, geben konnte, sprengte

Graf Isidor heran. Er ließ sich rasch über die neueste Entwicklung ins Bild setzen, zeigte sich überrascht, doch mit allem einverstanden und drängte zu eiligem Aufbruch. »Vor uns erstreckt sich zu beiden Seiten der Straße«, berichtete er, »ein längeres unübersichtliches Waldstück. Meine Reiter und ich haben zwar hinter jeden Baum geschaut, und unsere Beobachtungen vom Vormittag haben sich bestätigt: Noch ist die Gegend völlig feindfrei, doch sollte sie hinter uns liegen, bevor die Dämmerung hereinbricht. Sicher ist sicher ... Deswegen bin ich auch selbst hierher zurückgeritten, statt wie ursprünglich geplant einen meiner Reiter zu schicken. Ich wollte unbedingt persönlich zum alsbaldigen Aufbruch drängen.«

»Nun gut«, entgegnete Graf Wahnfried, »dann wollen wir uns tatsächlich sputen. He, du da!« rief er einem Landwehrmann zu, der sich nicht an der Plünderung beteiligte, sondern ganz in der Nähe der Bronnjaren auf einem Baumstumpf saß und an einer kleinen hölzernen Kuh schnitzte. »Komm einmal her!«

Der hagere schwarzhaarige Mann stand langsam auf und schlenderte ebenso gemächlich zu der Reitergruppe der Bronnjaren herüber. »Ein bißchen schneller könnt's schon gehen!« ermahnte ihn der Asker. »Sag – was tust du hier eigentlich, Bursche?«

»Nichts, hoher Herr!«

»Na, das nenne ich eine kluge Antwort. Und wieso bist du nicht bei deinen Kameraden?«

»Darf ich offen sprechen?«

»Ich bitte darum ...«

»Weil ich daheim selbst in einer Schenke arbeite und solche Stehlereien nicht mag, hoher Herr.«

Die Bronnjaren lachten schallend. »Das ist doch keine Stehlerei, mein Guter«, belehrte der Baron von Wosna den Schwarzhaarigen. »Deine Freunde fassen ein wenig zusätzlichen Proviant – das ist alles.«

»So wird es sein, hoher Herr.«

»Warum treibst du dich überhaupt hier herum?« fragte der Baron verärgert, dem die ausweichende Antwort des Landwehrmannes nicht gefallen hatte. »Man könnte ja denken, du wolltest uns ausspionieren ...«

Da lenkte die Baronin Mirhiban ihr Pferd heran. »Laßt den Mann in Frieden, Wosna«, sagte sie. »Ich kenne ihn. Er ist einer meiner Perviner und Knecht in unserer besten Schenke. Außer dem ist er, glaube ich, mit meiner Zofe befreundet. Er würde niemals spionieren, nicht wahr, Orschin?«

Der Mann mit dem kantigen Gesicht senkte verlegen die Lider, die von auffällig langen schwarzen Wimpern gesäumt waren. »Nein, gewiß nicht, Euer Hochwohlgeboren, Frau Baronin, ganz gewiß nicht ...«, murmelte er.

»Dann brauchst du auch keine Angst zu haben, Söhnchen«, sagte der Graf von Ask mit einem gütigen Lächeln. »So, und nun lauf und bring mir eure Weibel her, damit ich ihnen den Befehl zum Aufbruch geben kann!«

Bald schallten allenthalben laute Befehle durch die frostige Luft. Die Soldaten formierten sich zu Marschblöcken – ganz vorn die Plänkler und Kundschafter, dann die schweren Reiter, danach die Hellebardiere und mitten in der Kolonne der bunte Haufe der Landwehr – und warteten auf das Zeichen zum Abmarsch. Wassjef und Orschin hatten wieder zueinandergefunden. Der Junge öffnete sein Wams und zeigte seinem Gefährten verstohlen einen feinverzierten kleinen Zinnbecher, den er unter seiner Kleidung verborgen hatte. Orschin aber begegnete Wassjefs stolzem Lächeln mit einem grimmigen Blick.

»Das ist ein ganz teurer Becher«, erklärte Wassjef, wobei er den Knecht mit einem unsicheren Blicke maß. »Nur die ganz hohen Herrschaften trinken aus solchen Gefäßen.«

»Im *Stier* haben wir auch solche Becher«, erwiderte Orschin. »Für besonders noble Gäste ... Es gefiele mir nicht, wenn jemand käme und meinen Wirtsleuten die Becherchen stähle – das weiß ich genau.«

»Wenn ich ihn nicht genommen hätte, hätte es ein

anderer getan«, erwiderte Wassjef trotzig. »Es ist nicht ein jeder ein solch weichherziger Trottel wie du!«

»Ach« – Orschin warf einen Blick in die Runde der gleichmütig auf den ›Vorwäääärts-Marrsch-Befehl‹ wartenden Landwehrleute –, »bist du nie darauf gekommen, daß es viel mehr Weichherzen auf der Welt gibt, als du ahnst ...?«

Endlich wurde das Abmarschkommando gebrüllt, und der Zug setzte sich nach und nach in Bewegung.

»Meinst du nicht, Söhnchen«, nahm Orschin seine Rede wieder auf, »diese Leute säßen nicht viel lieber weichherzig daheim auf der Ofenbank, als hier hartherzig durch den Schnee zu marschieren und zwischendurch einen Wurm von einem Wirt zu erstechen? Wir sind für so etwas nicht gemacht. Und es ist auch nicht unsere Sache, für die wir unterwegs sind. Die Bronnjaren, ja, die verehrten Adelsleute, die sind aus anderem Holz geschnitzt. Die üben das Hauen und Stechen von Kindesbeinen an. Denen macht es auch nichts aus, wenn einer von ihnen draufgeht, denn dem Bronnjaren, der beim Kampfe fällt, ist ein Platz an Rondras Tafel sicher. Wer aber wird mit uns sein, mit dir und mir, wenn wir einmal auf Golgaris Rücken fortgetragen werden, weil wir im Kampf gefallen sind? Na, Söhnchen, was wird dann sein? Rondra will uns nicht haben, weil wir keine Krieger sind,

und Mütterchen Peraine wird uns auch nicht nehmen wollen, weil wir nicht als brave, fleißige Landleute gestorben sind. Mutter Travia schließlich wird über unsere Unverschämtheit den Kopf schütteln, wenn wir Sie um Aufnahme bitten. Was soll Sie denn mit uns anfangen, nachdem wir im fremden Land das Gastrecht mit Füßen getreten haben. Nun, wohin sollen wir uns wenden, wenn es einmal soweit ist? Vielleicht nimmt uns ja Väterchen Firun zu sich, weil wir irgendwo mit dem Arsch festgefroren und jämmerlich verhungert sind. Solche Trottel, so sagt man, dauern Ihn.«

»Du weißt genau, daß ich es nicht mag, wenn du so redest, Orschin!«

»Wenn ich *wie* rede?«

»Nun, so ... so lästerlich ...«

»Lästerlich!« Orschin, der sich empört Wassjef zugewandt und darum nicht mehr nach vorn geschaut hatte, lief auf seinen Vordermann auf, der überraschend stehengeblieben war. Er versetzte dem verdutzten Mann einen zornigen, derben Stoß. »Paß doch auf, du Hornochse ...! Wenn du nicht in einem Banner marschieren kannst, dann krieche gefälligst neben uns her ...! Wo war ich, Söhnchen? Ach ja, lästerlich! Wenn man etwas so sagt, wie es wirklich ist, das kann doch niemand ›lästerlich‹ nennen. Ich will dir ja nur erklären, du Schlaumeier, daß wir hier in

jeder Hinsicht fehl am Platze sind. Sollen die Bronnjaren ihre Händel doch unter sich austragen! Was schert es denn uns, ob die schöne Thesia oder der häßliche Uriel unser Herrscher ist? Die lieben dich beide nicht, du weißt genau, die kennen dich nicht einmal ...

Vorhin habe ich den Bronnjaren ein wenig zugehört, als sie Kriegsrat hielten. Da habe ich erfahren, warum wir quer durch das ganze Land marschiert sind: weil die schöne Thesia vor Uriels Schergen Fersengeld gegeben hat. Das hat sie schwer gekränkt, und das will sie nun dem Notmärker heimzahlen. Darum darfst du jetzt nicht daheim in deiner warmen Stube sitzen, und darum müssen die Leute im *Stier* ohne mich auskommen.«

»Ich habe nirgends eine warme Stube, in die ich mich setzen könnte«, antwortete Wassjef leise, aber Orschin hatte nicht zugehört. Er war abgelenkt: Von irgendwo klangen wilde Rufe heran, Pferdeschnauben, Hufgestampfe. Etwas war in Bewegung geraten.



23. Kapitel



In den sewerischen Landen im Tsa 1020 n. BF.

Die Schlacht bei Ochs und Eiche

Während Wahnfried sich an die Spitze des Zuges gesetzt hatte, war Thesia stehengeblieben und hatte sich dann mit den Geestwindskojer Vettern weit zurückfallen lassen, um auf Nachzügler zu achten. Die beiden Männer wirkten angespannt. »Wenn ich nicht genau wüßte, daß Graf Isidor ein treuer Freund und ein zuverlässiger Kundschafter ist ...« Semkin schüttelte den Kopf, ohne den Satz zu beenden.

»Er behauptet, er habe da drüben aus dem Wald schon mehrfach verdächtige Geräusche gehört«, erklärte Graf Arvid, während er mit dem Kopf auf seinen Vetter deutete. »Schnauben, Eisenklirren und so etwas, und ich meine, soeben hätte ich auch etwas wahrgenommen ... Schade, daß unsere elfischen Späher nicht zurückgekehrt sind ... Und wo steckt eigentlich Isidor. Auch wenn er mich albern finden mag, ich will ihn nun doch noch einmal fragen, ob die Gegend wirklich sicher ist.« Er entdeckte den Grafen von

Norburg etwa vierzig Schritt voraus. »He, Isidor, Brüderchen!« rief er. »Komm einmal her zu uns – etwas stimmt hier nicht!«

Isidor zuckte zusammen, auffallend heftig. Er schaute nicht zurück.

»Was soll jetzt das bedeuten?« rief Arvid. »Isidor, hörst du mich nicht? Warte, dann komme ich zu dir nach vorn!«

Er hatte kaum das letzte Wort gerufen, da riß Isidor sein Pferd zur Seite, stieß ihm die Sporen in die Flanken und sprengte in wildem Galopp einen Waldweg entlang.

Graf Semkin reagierte am schnellsten. »Verrat!« schrie er laut. »Gebt Alarm!« Dann zerrte auch er sein Pferd an den Zügeln herum. »Ich muß zu meinen Lanzern! Retten, was noch zu retten ist.«

Derweil herrschte in Uriels kleinem Stab eine gewisse Verunsicherung. Die vom Notmärker Grafen und Rittmeisterin Strangnitz entwickelte Strategie ging davon aus, daß Graf Isidor für ein zügiges Vorrücken der Ilmensteiner sorgen würde. Nach Möglichkeit – und wenn sich das durchsetzen ließe, ohne Verdacht zu erregen – sollte sich der Verräter, Graf von Norburg, selbst an die Spitze des Zuges begeben und ihn in das waldige Tal jenseits des *Ochs und Eiche* führen, wo sich die Notmärker Truppen zu einem sorgfältig

geplanten Hinterhalt postiert hatten. Für diesen Verrat hatte Uriel Graf Isidor fünftausend Batzen und das Vizekönigtum über das gesamte Westsewerien versprochen, wenn erst die Notmärker Monarchie errichtet wäre. Isidor war ohnehin der einzige, der für die Regentschaft in Frage käme, denn alle wichtigen westsewerischen Bronnjaren würden – so wollte es der Plan – die Schlacht bei *Ochs und Eiche* nicht überleben.

Doch nun ließ der Zug der Ilmensteiner unerklärlicherweise auf sich warten. Uriels Kundschafter meldeten gar, der Feind lege offenbar eine lange Rast ein, denn er habe eben damit begonnen, die Schenke zu plündern. Diese Nachricht stürzte Graf Uriel in tiefes Nachdenken. Von der Möglichkeit, die Ilmensteiner könnten in das Haus eindringen, hatte Graf Isidor niemals gesprochen; er hatte vielmehr vor einer Stunde noch versichert – als er seinen angeblichen Kundschaftsritt zu einem letzten heimlichen Zusammentreffen mit den Notmärkern genutzt hatte –, die Westsewerier würden nach einer knappen Rast sofort weitermarschieren.

Wie aber war das Verhalten Thesias und ihrer Leute zu erklären? Waren sie tatsächlich völlig sorglos, oder ahnten sie etwas von dem Hinterhalt und benahmen sich nur deswegen scheinbar unvorsichtig, weil sie die Notmärker aus ihren Verstecken locken

wollten? War es etwa Thesias Absicht, das befestigte Haus auf dem Hügel zu ihrem Vorteil zu nutzen? Wollte sie so die zahlenmäßige Unterlegenheit der eigenen Truppen ausgleichen?

Uriel zuckte zusammen. Wenn er nicht augenblicklich etwas unternähme, dann würden seine beiden leichten Reiterschwadronen sich jetzt in Bewegung setzen und – viel zu früh und noch bevor die Ilmensteiner gänzlich in das Tal gezogen wären – mit dem Angriff beginnen.

Der Graf von Notmark sah sich hastig nach einem berittenen Boten um. In diesem Moment sprengte Isidor über eine Hügelkuppe hinweg, geradewegs auf Uriel und seine Offiziere zu. »Angreifen!« rief er laut. »Laß angreifen, Uriel! Die Ilmensteiner haben etwas gewittert. Wenn du dich nicht beeilst, kehren sie um und schlüpfen dir im letzten Augenblick durch die Finger!«

Eine gezackte Zornesader schwoll auf des Notmärkers Stirn, aber er zwang sich zur Ruhe. »Schon gut, schon gut, Isidor! Wir werden das Werk schon vollbringen.« Er rief einige Ordonnanzen herbei und schickte sie mit knappen Angriffsbefehlen zu ihren Truppenteilen. Die jungen Männer sprengten hastig davon, und die Laune des Grafen von Notmark schien sich jählings gebessert zu haben. »Nun gut, dann wollen wir losschlagen«, grinste er, während er

die Zügel von der Rechten in die Linke wechselte und den stachelbewehrten schweren Streitkolben aus einer Schlaufe am Sattel zog, um ihn prüfend in der Hand zu wiegen. »Los, los, Norburger Gräflein, reite nur voran, jetzt gilt's!« Er stieß seinem Apfelschimmel die Fersen in die Seiten. Der Graue schoß vorwärts, und Graf Uriel war schon heran, noch bevor Isidor sein Pferd gewendet hatte. Der riesige Kaltblüter des Notmärkers rammte mit seiner breiten Brust das andere Pferd und stieß es so heftig zur Seite, daß ihm die Hinterbeine einknickten und es nur mit knapper Mühe einem Sturz entging.

Noch ehe Graf Isidor die Zügel gerichtet und den Braunen wieder unter Kontrolle gebracht hatte, hörte er ein Sausen in der kalten Luft. Er blickte erschreckt auf, so daß Uriels Streitkolben ihm nicht den Schädel, sondern das Gesicht zerschmetterte. Die ungeheure Wucht des Hiebs schleuderte Isidor aus dem Sattel wie eine von den Fäden geschnittene Marionette. Das Pferdehalfter riß er in seinen verkrampften Händen mit hinab.

Während Graf Uriel seinen Grauen knapp an dem im Schnee liegenden Mann vorüberlenkte, der in den letzten Krämpfen zuckte, schüttelte er verächtlich den Kopf. »Vizekönig von Westsewerien«, murmelte er hämisch grinsend, »du lächerlicher Wicht!«

Wie Fische in eine Reuse hätten die Ilmensteiner in die Stellung der auf der Lauer liegenden Notmärker ziehen sollen. Reiter hätten das Tal vorn und hinten abgeriegelt, und von den Seiten wären Notmarks Fußtruppen vorgestürmt. Nun aber verharrten die Ilmensteiner am vorderen Rand der Falle. Uriel schickte Boten zu den drei Reiterschwadronen auf der Westseite. Sie sollten ihren Angriff mit aller Wucht vortragen und die Feinde tiefer in den Kessel und in die Reichweite der anderen Truppen hineintreiben.

Graf Semkin von Geestwindskoje hatte mit seinen Festumer Ulanen und leichten Reitern die Nachhut des Zuges übernommen. Als er nun von Norden die Notmärker leichten Reiter heranstürmen sah, schossen ihm zwei Gedanken durch den Kopf: Wir müssen diese Truppen aufhalten, sonst ist den Unseren der Rückweg abgeschnitten. Und: Wir sind viel zu wenige, um so etwas überhaupt zu versuchen ... »Rondra, steh uns bei!« rief der wohlbeleibte kleine Mann aus voller Brust und riß sein Rapier aus der Scheide. Mit der Linken rückte er rasch den Hut mit den lustigen Hahnenfedern zurecht und nahm die Zügel wieder auf. Er stieß die Waffe in die Luft und gab das Zeichen zum Angriff. Eine seltsame Rührung beengte ihm die Kehle und brannte ihm in den Au-

gen, als sich die Lanzer alle gemeinsam in Bewegung setzten. Da war nicht einer, der zurückblieb, obwohl ein jeder sah, welch ungleicher Kampf ihn erwartete.

»Vergebt mir, Töchterchen, Söhnchen«, murmelte Graf Semkin, »für das, was ich euch antun muß!« Einige Galoppsprünge lang schaute er verbissen nach vorn auf die Front der feindlichen Schwadronen, dann sah er sich wieder nach seinen Ulanen um, die eine Pferdelänge hinter ihm einhersprengten. »An Rondras Tafel treffen wir uns wieder!« hallte seine Stimme über das Feld.

Semkins Reiter blickten ungläubig auf die vielfache Übermacht. Dieser Kampf war nicht zu gewinnen! Und dennoch setzten sie hinter dem Grafen her, denn sie liebten den Mann mit dem lustigen Bäuchlein. Der Verrückte wäre auch allein gegen die Feinde geritten – das aber konnte man nicht zulassen!

Für die Notmärker ritten die Schwadronen ›Aranische Säbelschwinger‹ und die ›Beilunker‹ – beides gutbezahlte und gut ausgerüstete Söldnertruppen. An so manchem Reiterkampf hatten die Leute teilgenommen; sie kannten sich aus. Darum vermuteten sie auch eine besonders heimtückische Taktik, als sie die dünne Linie der Lanzer über das Feld herangaloppieren sahen. Sie verhielten ihre Rosse, spähten nach rechts und links, ob nicht von dort der eigentliche Stoß geführt werde.

Semkin und seine Ulanen fuhren in die Front der feindlichen Schwadron wie Ingerimms Donnerkeil! In der Formation ›Speerspitze‹ brachen sie in die Linie ein. Etliche Lanzen, gut gezielt, fanden ihr Opfer und hoben mehrere der Säbelschwinger aus dem Sattel. »Huihuihui, Kinderchen!« rief Semkin, während er wild mit dem Säbel um sich hieb. »Ihr macht mir Ehre!« Laut auflachend, brüllend wie im Berserkerwahn, vergrößerten die Lanzer das Loch, das ihr Ansturm gerissen hatte, nach beiden Seiten durch wilde Attacken. Die mit den grünweißen Wimpeln geschmückten langen Lanzen steckten meistens in den Körpern gefallener Feinde, darum hatten Semkins Kämpferinnen und Kämpfer ihre Säbel und Rapiere herausgerissen. Mit harten, entschlossenen Hieben trieben sie ihre Gegner vor sich her, die sich im Zurückweichen, Pferd gegen Pferd gedrängt, selbst behinderten. »Säbelschwinger! Pah!« brüllte eine Lanzerin mit feuerroten Haaren und spuckte auf den Boden. »Kommt nur heran und versucht, euren Sold zu verdienen! Wir werden euch zerfleischen!«

»Genau, das werden wir tun!« rief eine kräftige Stimme an ihrer Seite. Junker Fjadir von Bjaldorn, der eigentlich der Bedeckung der Versorgungsschlitten zugeteilt worden war, hatte es an seinem Platz nicht ausgehalten. Kaum hatte der ungleiche Kampf von Semkins Reitern gegen die mächtige Überzahl der

Leichten Notmärker begonnen, war er mit gezücktem Schwert zu der Stelle galoppiert, wo das kleine Häufchen der Verwegenen in die feindliche Front eingebrochen war. Fjadir hieb sich den Weg frei, tiefer in das Getümmel hinein, wo er Semkins Hutfedern wippen sah. Der tollkühne Graf konnte Hilfe gebrauchen, Fjadir wollte sie ihm bringen.

Zeit verstrich. Graf Semkins Federhut saß schief auf dem Kopf. Er war seit einiger Zeit von dem wackeren Junker Fjadir und den anderen Reitern getrennt und kämpfte – ganz auf sich gestellt – einen verzweifelten Kampf. Er blutete aus einer Schulterwunde, die Zügel hingen schlaff in seiner kraftlosen Linken, und er lenkte sein Pferd nur noch mit den Schenkeln. Die Rechte mit dem Rapier indes hatte noch Kraft, und sie hielt blutige Ernte. Der korpulente kleine Mann mit dem geckenhaften Hut hatte nichts Lustiges mehr an sich, wie er da – mittlerweile von einem Wall feindlicher Reiter umgeben – sein Pferd durch harten Schenkeldruck auf der Stelle im Kreis drehen ließ und dabei mit der langen Waffe parierte, fintete und zustieß, schneller, als die Blicke der Feinde ihm zu folgen vermochten.

Die Säbelschwinger, zu denen inzwischen etliche ›Beilunker‹ gestoßen waren, hatten endlich begriffen, daß diese zwei Dutzend leichte Reiter alle Gegner

waren, mit denen sie einstweilen zu rechnen hatten. Voller Zorn wandten sie sich nun von neuem gegen die Ilmensteiner; hart stießen die Pferde gegeneinander, während sich ihre Reiter mit Säbeln, Säbelknäufen, Dolchen oder bloßen Fäusten attackierten. Huf an Huf standen die Tiere, niemand gab einen Schritt Boden preis.

Vor Semkin hatte sich im allgemeinen Geschiebe und Gedränge plötzlich eine Gasse geöffnet. Er sprengte hinein, stieß zu seiner Überraschung auf den gegnerischen Fahmenträger, der das Söldnerbanner mit dem Löwen und den gekreuzten Säbeln schwenkte. Graf Semkins Rapier erwischte den Mann an der Schulter: Das farbenprächtige Banner fiel in den Schnee und geriet unter die stampfenden Hufe des Ilmensteiner Pferdes.

Wutgebrüll war zu hören, und dann schloß sich der Ring der Feinde wieder um den kleinen Reiter. Ein scharfer Schnitt trennte Semkins Fuchs die Sehnen in den Hinterbeinen durch, und das Tier stürzte zu Boden, noch ehe sich der Graf aus den Steigbügeln befreien konnte. Laut schreiend vor Angst und Schmerzen wälzte das Pferd sich im Schnee, einmal, zweimal über den Reiter hinweg, so daß zu hören war, wie diesem der Brustkorb zerbrach.

Endlich kroch der Fuchs wie ein riesiger lendenlahmer Hund zur Seite. Seine verzweifelten Schreie

gellten den Umstehenden in den Ohren. Semkin lag tief in den Schnee gedrückt. Er hob mühsam den Kopf. »Man geht nicht auf die Pferde los, du Ratte!« röchelte er, eher erstaunt als schmerzerfüllt. »So etwas habe ich mein Lebtag noch nicht gesehen ...«

Die blonde Söldnerin, die Semkins Fuchs niedergestreckt hatte, beugte sich lachend seitlich aus dem Sattel und betrachtete den Gestürzten, dem inzwischen rosiger Schaum auf die Lippen getreten war, mit hartem Blick. »Nicht wahr, da staunst du, kleiner Mann ...! Und gewiß hast du auch noch nicht erlebt, daß jemand einen liegenden dicken Verwundeten ersticht.« Und sie stieß dem sich ruckhaft aufbäumenden Semkin die Säbelspitze in den Hals. »Es gibt eben für alles ein erstes Mal.«

Wassjef und Orschin steckten mitten in einem heillosen Durcheinander. Ringsumher brüllten die Männer und Frauen wild durcheinander, am lautesten der Weibel Arve Reffel, der immer wieder »Ruhe, Ruhe!« schrie.

Wassjef klammerte sich an Orschins Ärmel fest. »Was tun wir nun?« rief er mehrmals hintereinander. »Ich weiß überhaupt nicht, was hier los ist.«

Der lange Hausknecht reckte sich in die Höhe, so gut er konnte, um über die Köpfe der anderen Landwehrleute hinwegzuspähen. »Da vorn kämpfen unse-

re Reiter gegen irgendwelche Fußsoldaten. Von weiter hinten kommen noch mehr Soldaten gerannt ...! Feinde! Notmärker! Bei allen Zwölfen – das sind viele! Oh, sind das viele!«

»Warum stehen wir dann hier noch herum und greifen nicht endlich an?« rief Wassjef.

»Wen denn, Dummbatzen, wen denn?«

Endlich hatte Weibel Reffel sich Gehör verschafft. Wie sie es auf Ilmenstein unzählige Male geübt hatten, schwenkten die Leute herum und zogen sich auseinander, um so die Südseite der Straße zu sichern, während hinter ihnen irgendwelche ›richtigen Soldaten‹ – wie Orschin sie nannte – nach vorn dem Kampfgetümmel entgegenstürmten.

»Wir stehen hier nur herum und herum«, zeterte Wassjef und fuchtelte mit dem Säbel. »Da vorn werden unsere Leute angegriffen. Warum helfen wir ihnen denn nicht?«

»Halt's Maul, du Gnitze!« herrschte Orschin ihn an. »Bei Mütterchen Travia – bisher hät'ts wahrhaftig schlechter laufen können ...! Und da beklagst du dich, daß keiner da ist, der dir den Kopf abschlagen will. Es wird schon noch jemand kommen, Söhnchen ... O nein!« stammelte er plötzlich und wich unwillkürlich einen Schritt zurück. »Sieh doch nur, da hinter den Bäumen ...! Mütterchen Peraine, steh uns bei!«

Im Süden der Straße wuchsen hauptsächlich Tan-

nen, die wie eine schwarze Wand das Innere des Waldes vor allen Blicken verbargen. An einer Stelle wurde das Tannicht unterbrochen von einer schmalen, vielleicht drei Schritt breiten Schneise. In diesem Kahlschlag erschienen plötzlich Reiter, teils in blinkenden, teils in geschwärzten Brünnen, aber samt und sonders mit schwarzen Helmen auf dem Kopf. Mit Kettenpanzern waren sie angetan und hielten schwere Lanzen stoßbereit, die mit einem rotschwarzen Spiralband und roten Wimpeln geschmückt waren. In Zweiergruppen galoppierten sie durch die Schneise, ein Reiterzug, der den Boden zum Zittern brachte und schier kein Ende nehmen wollte.

Sobald sie den Wald verließen, schwenkten die Reiterpaare jeweils nach rechts oder links und fächerten sich so zu einer breiten Front auf, bevor sie auf die verwirrt und verängstigt durcheinanderlaufenden Landwehrleute eindrangen. Manch einer fliehenden Frau, manch einem Mann trieben die Ritter ihre Lanzen tief in den Rücken.

Auch Wassjef konnte den Anblick der stumm heranstürmenden schweren Reiter nicht ertragen. Er warf sich herum, um davonzurennen. Orschin packte ihn beim Kragen, riß ihn zurück und hielt ihn eisern fest. »Hierbleiben, abwarten!« rief er ihm ins Ohr. »Niemals vor Reitern davonlaufen – sie sind sowieso schneller als du! Bleib stehen und tu, was ich dir sage!«

Dann war die Wand aus Lanzen und Eisenpanzern heran. Eine schwergewichtige Frau in schwarzer Rüstung nahm sich die dicht zusammenstehenden Freunde zum Ziel. Der Hausknecht wartete bis zum allerletzten Augenblick, dann brüllte er »Zur Seite!« und stieß Wassjef wuchtig nach links, während er selbst sich auf die rechte Seite warf. Die Ritterin galoppierte zwischen beiden hindurch. Sie riß die Lanzenspitze blitzschnell von einer Seite zur anderen und traf dennoch ins Leere. Während die Frau mit einem Wutschrei ihr schweres Pferd wendete, riß Orschin den verdutzten Wassjef vom Boden hoch. »Hinter mich!« herrschte er ihn an, zerrte und stieß den Jungen hinter seinen Rücken. Er ließ ihn los und bückte sich.

Als die Ritterin wieder heransprengte, hatte Orschin einen Klumpen verharschten Schnees in der Faust. Er warf und traf die Frau im Gesicht. Für einen winzigen Augenblick ließ die Geblendete die Zügel fahren, um sich über die Augen zu wischen. Die Spitze der Lanze, die sie unter den rechten Arm geklemmt hatte, schwankte und zeigte über Orschins Kopf hinweg. Gedankenschnell packte dieser mit beiden Händen den Lanzenschaft, riß ihn nach unten und lenkte die Spitze in den Schnee: Von der eigenen Lanze aus dem Sattel gehobelt, stürzte die Frau rücklings vom Pferd, prallte schwer auf den Boden und

sah sich, noch auf dem Rücken liegend und nach Luft ringend, verwirrt nach allen Seiten um. Ein Landwehrmann sprang herbei, warf einen raschen abschätzigen Blick auf die Ritterin ... und zertrat ihr die Kehle.

Orschin hob hastig die Lanze auf und schaute getetzt in die Runde: Überall ringsumher wurde gefochten, überall sanken die Landwehrleute unter den schrecklichen Hieben der Ritter in den Schnee. In dem Getümmel war jedoch eine allgemeine Bewegung zu erkennen: Die Ilmensteiner Fußsoldaten wichen zurück, in Richtung auf den Schenkenhügel.

Orschin packte die Lanze mit beiden Fäusten und jagte sie einem Ritter, der alle Hände voll damit zu tun hatte, seinen angstvoll kreiselnden, tänzelnden Rappen zu beruhigen, tief in den Oberschenkel. Dann griff er Wassjef wieder beim Wams und zerrte ihn hinter sich her, in Richtung auf die Schenke *Ochs und Eiche*. »Hier entlang!« rief er ihm ins Ohr und stieß ein bitteres Lachen aus. »Man geht heim!«

Graf Uriel von Notmark tobte. Mit hochrotem Kopf brüllte er Befehl um Befehl, stieß eine Verwünschung nach der anderen aus und konnte doch nicht verhindern, daß seine Truppen sich gegenseitig behinderten, da sie entgegen der vorgeplanten Strategie fast alle von einer Seite angreifen mußten, während die

Ilmensteiner sich Schritt um Schritt aus der Umklammerung zurückzogen.

»Tjeika, du Brunstweib!« schrie der Graf, außer sich vor Zorn. »Warum bist du nicht bei deinen Leuten ...? Mengbillar, Sabbergestalt, kümmere dich um unsere Orks – meine Tochter kannst du später stoßeln ...! Wo ist Leutnant Sewerski, diese Ratte ...? Warum höre ich nichts von den Säbelschwingern und den anderen leichten Reitern ...? Diese Duglumskegel hätten längst den Sack hinter den Ilmensteinern zumachen müssen ...! Wo bleibt die Vollzugsmeldung? Wieso haben meine Ritter diese Elendswürmer von der Landwehr noch nicht aufgerieben ...? Tausend Batzen für den Kopf der Ilmensteiner Schlampe! Bringt ihn mir her ...! Versteht ihr denn nicht?« schnauzte er die verwirrt hin und her laufenden Ordonnanzen an. »Ich will diese Ilmensteiner nicht besiegen – ich will sie vernichten ...! Kerschoi, Pelzgesicht! Du begibst dich auf der Stelle zu deinem haarigen Gesindel. Es soll die Oger freilassen und sofort angreifen!«

»Aber, aber Orks haben ...«

»Was soll das nun wieder werden?!« schnaufte Uriel. »Seit wann maulfechte ich mit Orks? Du rennst los, Kerschoi, und treibst deine Schwarzpelze aus ihren Löchern! Und die Oger! Setz mir die Oger richtig ein, sonst soll dich dein kuhköpfiger Götze bei lebendigem Leib verspeisen!«

Der Orkschamane starrte den Grafen unschlüssig an.

Uriel hob die rechte Faust. »Willst du dich wohl endlich bewegen, fauler Hund!«

Da huschte der Ork davon, in geduckter Haltung, quer durch das Tal, bis zu dem Versteck, wo seine Krieger lauerten.

Auch Tjeika sprengte davon, um die Panzerreiter, die eigentlich den letzten Sperriegel des Hinterhaltes hätten bilden sollen, weiter nach vorn zu führen.

Wie gewaltige Elchbullen in einer Meute kleiner Hetzhunde bewegten sich die schweren Notmärker Ritter durch die wirre Schar der Ilmensteiner Landwehrleute. Erbarmungslos stachen sie mit den mächtigen Lanzen zu oder ließen ihre Schwerter und Streitkolben auf die Körper und Köpfe der schlechtgerüsteten Bauern und Leibeigenen niedersausen. Und dennoch trog das Bild der haushohen Überlegenheit: Immer wieder versank auch einer der Ritter in dem zornigen Meer der Ilmensteiner Landwehrkämpfer. Angefeuert von Orschins Beispiel, der überall zugleich aufzutauchen schien, attackierten sie die Ritter mit erbeuteten Lanzen, Forken, Dreschflegeln und Spießen. Mit Sensen zerrten sie sie aus dem Sattel und fielen mit Keulen und Knüppeln über die Gestürzten her.

Im Gefühl des sicheren Sieges hatten sich die Ritter planlos unter dem Fußvolk verteilt – jeder von ihnen bemüht, möglichst viele der vermeintlich hilflosen Opfer zu erschlagen. Nun aber mühten sich die Reiter, im wogenden Getümmel wieder zueinanderzufinden, um sich gegenseitig absichern zu können. Zu einem festen Pulk formiert, wichen sie, vom Hohngelächter der Landwehrleute verfolgt, allmählich zurück nach Osten.

Orschin ließ sich neben Wassjef in den Schnee fallen. Der hagere Mann war völlig erschöpft. »Bei Mütterchen Travia – bisher hätt's wahrlich schlechter laufen können!« schnaufte er.

Wassjef sah ihn bewundernd an. »Ich wußte nicht, daß du so gut kämpfen kannst«, sagte er. »Du kämpfst wie ein Ritter.«

Orschin schaute eher grimmig drein. »Ich habe eben gelernt, wie man es macht. Das sagte ich dir ja bereits. Ich meine nicht, wie man es auf dem Exerzierplatz übt – mit dem Besenstiel gegen einen Lumpensack –, nein, ich meine den echten Kampf, in dem es um alles geht. Darum kämpfe ich auch besser als ein Ritter.« Er kicherte verächtlich. »Ein Ritter darf sich im Kampf nicht anmerken lassen, daß er am Leben hängt – dadurch muß er sich so manche Blöße geben. Die Sorge habe ich nicht.«

Die schneidende Stimme des Weibels rief zum

Sammeln. Wassjef sprang auf, ergriff den immer noch schweratmenden Orschin bei der Hand und zerrte mit aller Kraft daran, um ihm beim Aufstehen zu helfen.

Auch die schweren ostsewerischen Ritter, die sich inzwischen von den Ilmensteiner Landwehrkämpfern hatten trennen können, formierten sich neu, um zu einer zweiten Attacke anzusetzen, bekamen es aber zunächst einmal mit einigen Norburger Rittern zu tun, die aus der Tiefe des Tales herbeigesprengt kamen.

Weibel Reffel nutzte die Zeit, seine Leute zu einer dreifach gestaffelten Reihe zu ordnen, die den Reitern mit Speießen und Forken standhalten sollte. Derweil kümmerten sich die Leichtverwundeten um die Schwerverletzten und versorgten sie so gut wie möglich. Um die Toten, von denen erschreckend viele im blutbefleckten Schnee verstreut lagen, kümmerte sich einstweilen niemand. Es oblag den Notmärker Boroni und ihren Helfern, nach der Schlacht die Toten beider Seiten zu bergen und zu bestatten. Alles deutete darauf hin, daß eine schwere Arbeit auf die dem rabenköpfigen Gott geweihten Frauen und Männer zukam.

Stumm und entschlossen erwarteten die Landwehrleute den nächsten Angriff der Ritter, die gleichfalls

viele der Ihren – fast das halbe Schwadron – verloren hatten. Doch die Attacke ließ weiter auf sich warten: Die Norburger Reiter und ein halbes Banner Hellebardiere bedrängten die schweren Notmärker mit immer neuen verzweifelten Angriffen.

Wassjef und Orschin standen ganz am südlichen Ende der Landwehrlinie. Der Knecht hielt eine erbeutete schwarzrote Lanze in den Fäusten, der Junge eine rostzerfressene Hellebarde, die er einem gefallenem Kameraden aus den Händen gerissen hatte. Dicht neben den beiden begann der Wald, der an dieser Stelle von mannshohen immergrünen Stechpalmenbüschen gesäumt war.

Mannshoch, ja, mehr als mannshoch waren diese Büsche, und doch erhoben sich nun hinter ihnen drei Gestalten, denen das Stachelgesträuch nur bis zu den pelzbehängten fetten Bäuchen reichte.

»Mütterchen Travia!« stammelte Orschin und hob fassungslos die Hand vor den offenen Mund. »Gnädiges Mütterchen, was soll nun werden?«

Mit ein paar unerwartet schnellen Schritten zerteilten die Oger das Gesträuch, brachen in ihrer ganzen Massigkeit hervor und stürmten auf Wassjef, Orschin und die anderen Landwehrleute zu.

Auch hinter und neben den Ungeheuern regten sich dunkle Gestalten – nicht annähernd so groß wie diese, aber nicht minder häßlich: Orks!

Erschrocken bis ins Mark und zu verzweifelt, um zu fliehen, wandten sich die Ilmensteiner der schrecklichen neuen Bedrohung zu. Viele Blicke wanderten zu Orschin, so als hofften die Männer und Frauen, daß ihnen der große Mann wiederum – wie im Kampf gegen die Ritter – zeigen werde, wie sie den Ungeheuern entgentreten sollten. Der Knecht aber war genauso ratlos wie seine Gefährten. Mit der Lanze in der schreckensstarren Hand, sandte er ein Stoßgebet nach dem anderen zu den Mütterchen Travia und Peraine. Schließlich – die Oger waren gerade noch ein Dutzend Schritt entfernt – griff er mit der Linken um Wassjefs Nacken und zog ihn – fast zärtlich – zu sich heran. »Jetzt ist es soweit!« Er hatte sich herabgebeugt und sprach dem Jungen unmittelbar ins Ohr, um das wilde Schreckgeschrei zu übertönen. »Lauf los, Junge! Lauf um dein Leben!«

»Aber, aber ...« Wassjef sah verzweifelt zu seinem Gefährten auf.

Orschin versetzte ihm einen kräftigen Stoß. »Denk an deinen Schwur! Lauf, Junge! Du hast es mir geschworen – bei der Gräfin Algunde!«

Zögernd setzte Wassjef einen Fuß hinter den anderen, wich zwei, drei Schritt zurück. »Was wird aus dir?« rief er.

»Bei allen Zwölfen – das wird sich finden! Nun lauf endlich!«

Als letztes sollte Wassjef seinen Gefährten in Erinnerung behalten, wie er die Lanze einem turmhoch über ihm aufragenden Menschenfresser entgegenreckte. Mehr – das spürte der Junge – konnte er nicht ertragen, und darum warf er sich herum und rannte los. Er blickte nicht mehr zurück, auch dann nicht, als er hinter sich einen dumpfen Schlag und einen von einem häßlichen Splittern übertönten dumpfen Schrei hörte.

Ein anderer hatte den Ansturm der Oger mitangesehen, und wie ein schmerzhafter Stich war ihm die Erkenntnis ins Gemüt gefahren, daß es an ihm war, sich dieser schrecklichen Bedrohung zu stellen. Seine Aufgabe war es, sich mit dem Außergewöhnlichen auseinanderzusetzen. Deswegen war er mit den Ilmensteinern gezogen, deswegen hatte er einen der kostbaren Sitze in einem der Schlitten beansprucht, einen Platz, den vielleicht ein Verwundeter oder Halberfrorener dringender gebraucht hätte.

Pirmakan von Scherpinskoje, der selbsternannte Meistermagus, hatte genau beobachtet, wie das vorderste der drei Ungeheuer einen hochaufgeschossenen dunkelhaarigen Landwehrmann mit einer Faust beim Kopf packte, den Unglücklichen in die Höhe riß, nur um ihn dann um so wuchtiger auf den festgestampften Schnee zu schmettern und ihm eine höl-

zerne schwarzrote Lanze in den Brustkorb zu treiben, die ihn wie einen Käfer auf dem Boden festspießte.

Heulend und schreiend stoben die Landwehrleute auseinander, in panischer Hast und doch nicht schnell genug, um den riesigen Ungeheuern zu entkommen. Zwei Oger hielten eisenbeschlagene Deichselholme in den Händen, die sie wie vom Blitz gefällte Bäume auf die Fliehenden niedersausen ließen. Der vorderste Menschenfresser benutzte nur die eigenen pfannengroßen Hände als Waffen. Hier und dort griff er zu, riß mit hartem Ruck einen Arm aus einer Schulter oder gar den Kopf von einem Körper und schleuderte die blutigen, verstümmelten Rumpfe achtlos zur Seite.

Pirmakan, der schmerbäuchige Magier, hatte Mühe, sich auf den kleinen Füßen zu halten, denn die Flüchtenden, die alle nur nach hinten und kaum je nach vorn schauten, prallten gegen ihn und drohten ihn mitzureißen wie ein Stück Treibgut in den Hira-
wellen.

Von einer Seite zur anderen wurde der Magier gestoßen und hatte doch seinen Blick fest auf den vordersten, den größten und schrecklichsten der anstürmenden Oger gerichtet. Pirmakan betete selten, aber nun konnte er nicht anders. »Allwissende Hesinde«, murmelte er, »nimm mich gütig auf, wenn denn meine Zeit schon abgelaufen ist! Aber zuvor, Weiseste

der Götter, hilf mir, diese guten Leute zu retten!« Dann wischte der Zauberer für einen winzigen Moment alle Furcht und allen Schrecken aus seinem Geist, so daß er ihn ganz und gar mit jener überwirklichen Thesis erfüllen konnte, die auf vielfache Weise verbunden war mit der Formel, die er nun sprechen mußte und die auf keinen Fall fehlgehen durfte.

Vielleicht hatte ihm tatsächlich die Göttin, einer ihrer Heiligen oder ein Alveraniar für einen Moment zur Seite gestanden, denn unmittelbar bevor er den Zauber hinausschicken wollte, entdeckte der Magus ein Amulett, gefertigt aus Rattenknöchlein, einem großen Reißzahn und zu Knäueln verknoteten schwarzen Haarsträhnen, und fast ebensoschnell, wie er das häßliche Schmuckstück erkannt hatte, durchschaute er auch seine Wirkungsweise: Es sollte seinen Träger vor Beherrschungszaubern schützen. Alle diese Erkenntnisse und Gedanken rasten durch Pirmakans Kopf. Fieberhaft suchte er nach einem anderen Zauber, spürte sofort, daß er einen solchen niemals mehr rechtzeitig zusammenbrächte, und entschied sich für die einzige Möglichkeit, die ihm blieb: trotz allem die magische Beherrschung zu versuchen, die er nun einmal vorbereitet hatte – und soviel Kraft wie möglich in diesen Versuch zu legen, um so das schützende Amulett zu überwinden. Sein Blick suchte die wäßrig blauen Augen des Monsters und hielt sie fest.

»Bannbaladin!« rief er dem Oger mit heller, aber fester Stimme entgegen, und der lebende Berg aus Fett und Muskeln, der bereits eine haarige Faust nach der Gurgel des Magiers ausgestreckt hatte, blieb stehen, zog die Hand zurück und setzte ein einfältiges Grinsen auf.

Das Gebilde aus Haaren, Knochen und Zähnen, das er um den Hals trug, fiel herab, da sich die Haarknoten plötzlich gelöst hatten: Die Macht des Zaubers hatte nicht nur den Schutz durch das Amulett durchbrochen, sondern das Artefakt selbst zerstört.

»Da, da, die Schwarzroten!« schrie Pirmakan zu seinem neuen Freund hinauf, während er auf die schweren Notmärker Reiter deutete, die in etwa hundert Schritt Entfernung einen haltlos davoneilenden Haufen Ilmensteiner Hellebardiere verfolgten. »Die schwarzroten Reiter! Greif sie an! Erschlag sie! Mach sie tot!«

Mit einem Grunzlaut warf der Oger einen blutigen menschlichen Körperteil, den er in der Faust gehalten hatte, in den Schnee und stapfte in Richtung auf die Ritter davon.

Pirmakan fühlte sich noch matter, als er befürchtet hatte. Das Amulett zu überwinden und den riesenhaften Oger unter seinen Willen zu zwingen, hatte ihn viel wertvolle Kraft gekostet, und doch marschierte schon das zweite Ungeheuer, angetrieben

von einer Schar kriecherischer Orks, auf den Magier zu. Auch diese Kreatur trug an einem Lederriemen ein Schutzgebilde um den Hals.

Der Meistermagus seufzte schwer, suchte und band seine verborgensten Energien, aber die Mattigkeit wollte nicht weichen. Es war so schwer, die Thesis in ihrer ganzen, den feindlichen Schutz überwindenden Macht vor dem inneren Auge erscheinen zu lassen ...

Im allerletzten Augenblick brachte Pirmakan die magischen Worte heraus. Auch der zweite Oger schwenkte um und trottete grinsend und lallend hinter seinem Artgenossen her.

Der Zauberer hätte sich gern in den Schnee sinken lassen. Seine Knie mochten ihn kaum mehr tragen. Er zwang sich, nach dem dritten Oger Ausschau zu halten. Der Fleischberg verfolgte brüllend eine Schar fliehender Landwehrleute und war zu weit entfernt, als daß er ihm mit irgendeinem Zauber hätte gefährlich werden können.

In der Ferne, bei einem Schlitten, entdeckte der Magus die wehendenden rotblonden Haare seiner Nichte Rihinja. Nur Eigene waren um sie herum – anscheinend war das Mädchen in Sicherheit. Gut so!

In Pirmakans unmittelbarer Nähe waren ein paar Orks zusammengelaufen; sie schlichen geduckt um ihn herum. An seiner Kleidung und seinen Taten hatten sie ihn als Magier erkannt, als einen Gegner also,

den jeder Ork fürchtet wie ein Mindergeist den Praisopriester. Zwei, drei Orks waren immerhin so mutig, ein paar Schritt in Richtung auf den Zauberer zu springen. Die anderen unterstützten die Mutigen mit Beifallsgebrüll.

Pirmakan, dem vor Erschöpfung schwindelte, beschloß, seine ganze verbliebene Kraft in einen letzten eindrucksvollen Machtbeweis zu legen. Seine Faust fuhr hoch zur Schulter, und mit ausgestrecktem Mittel- und Zeigefinger schnellte die Hand wieder vor, um so einen magischen Flammenstrahl auf den vorwitzigsten der Orks zu schleudern ...

Doch stand plötzlich ein kahlschädlicher Mann in einem schlotternd weiten schwarzen Umhang neben dem Schwarzpelz. Er hielt einen mit einem Geierschädel bestückten Stab in der Hand, riß ihn hoch und ließ ihn über dem Kopf und dem des Orken kreisen.

Noch während er den Arm ausstreckte, spürte Pirmakan, daß dieser letzte Zauber nicht gelingen würde. Die Formel war nicht in ihrer urtümlichen Kraft in seinem Geist erschienen, nur ein schwaches, kaum faßliches Schemen. Nicht der fremde Magus hatte mit seinem vorsorglichen Gegenzauber Pirmakans Kampfmagie zunichte gemacht – die Kraft selbst hatte ihn verlassen.

Vielleicht hätte allein die bedrohliche Geste, mit der der Flammenstrahl entfesselt wird, eine Wirkung

auf die Orks gezeigt, auch wenn der Zauber ausgeblieben wäre, aber die Formel verpuffte nicht völlig wirkungslos: Ein luftiges blaues Flämmchen umflakerte kurz des Magiers Hand, um dann sofort wieder zu erlöschen.

Die meisten Orks verfolgten schreiend die beiden davonstürmenden Oger, um sie davon abzubringen, die Notmärker Ritter anzugreifen, aber die Schwarzelze in Pirmakans Nähe stutzten, deuteten auf ihn und verständigten sich mit ein paar heiseren Rufen. Der fremde Magier – Das also ist wohl dieser legendäre Mengbillar, dachte Pirmakan noch. Wie gern hätte ich mit ihm meine Kräfte gemessen! – zeigte nun seinerseits auf den fetten kleinen Mann. Der kniff die Lider zusammen und konnte sich doch nicht schützen vor dem gleißenden Lichtblitz, der im Geist des Opfers, nicht vor seinen Augen entsteht. Geblendet stocherte er mit seinem Zauberstab im Schnee und stolperte in die Richtung, aus der er ein widerwärtiges meckerndes Lachen vernahm, das nur dem Mengbillar gehören konnte.

»Holt ihn euch! Er sieht euch nicht!« hörte Pirmakan die verhaßte Stimme sagen, während sich aus dem roten Flackern vor seinen Augen allmählich wieder erste Formen lösten, die schattenhaften Gestalten der Orkkrieger. Sie grunzten und stießen hechelnde Kriegsrufe aus. Dann hoben sie die Säbel,

Beile, Stachelkeulen und was sie sonst an Waffen in den Händen hielten, und drangen von mehreren Seiten gleichzeitig auf den kleinen Magier ein. Der stieß noch einem der Angreifer das Ende des Zauberstabs in den weitaufgerissenen Rachen, ehe er unter dem Hagel der Schläge, Hiebe und Stiche auf die Knie sank. Weitere Knüppel und Klingen trafen ihn, zerschmetterten Knochen und rissen tiefe Wunden. Der Meistermagus fiel vornüber mit dem Gesicht in den Schnee und hauchte stumm sein Leben aus.

Am anderen Ende des Schlachtfeldes glaubte Uriel seinen Augen nicht mehr trauen zu können: Gerade hatten die schweren Notmärker endlich so viele Gegner niedergehauen, daß die Überlebenden sich zurückzogen. Gerade hatte er den Rittern den Befehl zum bedingungslosen Nachsetzen gegeben, da stampften plötzlich zwei Oger, umgeben von einer Meute brüllender Orks, mit riesigen Sätzen quer über das Schlachtfeld auf die Reiter zu.

»Kerschoi!« schrie Uriel. »Wo bist du?«

Der Orkschamane war indessen nirgends zu sehen.

»Mengbillar, her zu mir!«

Wieder keine Antwort.

»Da ist er ja, diese Hungergestalt!« sagte der Graf Notmark zu sich selbst. »Aber was treibt er? Wo rennt er denn hin, bei allen Zwölfen? Haben hier alle

den Verstand verloren?« Sein Blick fiel auf eine junge Ordonnanz. »Heda, wo bleibt die Meldung von den *Säbelschwingern*, daß sie endlich das hintere Ende abgeriegelt haben ...? Weißt du nicht ...? Dann setz gefälligst deinen kleinen Arsch in Bewegung!«

»Was soll das bedeuten?« fuhr er schließlich die Rittmeisterin von Strangnitz an. »Wieso bleiben diese ogrischen Dumpschädel nicht an dem Platz, auf den sie befohlen sind, und räumen mit dem Ilmensteiner Landwehrgesindel auf? Und was treibt der verfluchte Mengbillar da draußen auf dem Feld? Er sollte mir doch, weil es ja sonst keiner zuwege bringt, diese götterverfluchte Ilmensteiner Schlampe herschaffen!«

Plötzlich umklammerte seine Rechte so heftig die Schulter der Rittmeisterin, daß diese erschreckt aufschrie. »Sieh doch nur, Strangnitz! Die greifen die Unseren an! Strangnitz, sag mir, daß ich träume ...!«

In der Tat waren die beiden Oger, kaum daß sie die Stätte erreicht hatten, wo Uriels Ritter in hartem Kampf immer weiter vorrückten, sofort auf die ersten in Schwarz und Rot gewandeten Reiter losgegangen. Weithin über das Feld schallte der Entsetzensschrei einer Frau, die der größte der Oger aus dem Sattel gerissen und zu Boden geworfen hatte, um dann den riesigen Fuß zu heben und mit einem stampfenden Tritt Brünne und Brustkorb der Unglücklichen zu zermalmen.

Eines zweiten Ritters Pferd stieg entsetzt auf, wuchtete den eigenen schweren Leib, den des Reiters und die eisernen Rüstungsteile, die eigentlich Mann und Roß Schutz bieten sollten, in die Höhe und trat mit den Vorderbeinen wild um sich. Der Oger griff völlig unbeeindruckt und stumpfsinnig lachend zwischen den wirbelnden Hufen hindurch, packte das Pferd beim Hals und gab ihm einen wuchtigen Stoß, so daß es hintenüberkippte und seinen Reiter unter sich begrub.

Ringsumher brach ein dämonisches Chaos aus!

Die inzwischen herbeigeeilten Orks brüllten auf die Oger ein, um die Ungeheuer von ihrem Tun abzubringen. Die schweren Notmärker Reiter aber hielten das Gebrüll offenbar für Angriffsgeschrei, denn sie schlugen nun ihrerseits nach allen Orks, die in ihre Nähe kamen. Da kämpften Orks und Oger plötzlich wieder Seite an Seite. Quer über das Schlachtfeld hinweg beobachteten der dritte Oger und diejenigen Schwarzpelze, die die Ilmensteiner Landwehr bedrängten, wie Notmarks Ritter anstelle des Feindes die orkischen und ogrischen Gefährten attackierten. Schon ließen sie ab von ihren verblüfften Gegnern und eilten ihren Freunden zu Hilfe. Wenig später drangen auch sie auf die nun immer schneller zurückweichenden schweren Notmärker ein. Sie begannen sogar, die darpatischen Söldner von ›Girtes Hau-fe‹ zu attackieren, die in der Verwirrung stetig neuer,

einander widersprechender Kommandos ihrerseits den Reitern zu Hilfe gekommen waren.

Mitten in diesem Getümmel stand Kerschoi und brüllte gleichfalls Befehle, die niemand hörte. Mengbillar warf – bis zur Erschöpfung – Zauber um Zauber aus, aber da in dem wüsten Durcheinander nur die unmittelbar Betroffenen überhaupt etwas von der Magie bemerkten, blieb die Wirkung der Formeln auf einzelne Opfer beschränkt und trug nur dazu bei, das allgemeine Wirrwarr noch zu steigern.

Da besann sich Mengbillar auf einen Zauber, den er einst von einem Druiden erlernt, aber nun seit mehr als einem Jahrzehnt nicht mehr gewirkt hatte. Kaum merklich zitterten ihm die Hände, als er mit ihnen eine Kugel formte. Dann schloß er die Augen, suchte nach der Thesis, fand und erfaßte sie ...

Von einem Augenblick auf den nächsten war mitten auf dem blendendweißen, aber blutbefleckten Schlachtfeld eine schwarze Kuppel gewachsen. Wie eine riesige rußfarbene Kürbishälfte lag sie im Schnee, fast zehn Schritt hoch, fast zwanzig Schritt durchmessend. Das Gebilde sah massiv aus, als wäre es aus Basalt geschlagen, und bestand doch nur aus Luft, erfüllt von der Lichtlosigkeit des schwärzesten Schattens. Das heißt, man konnte nicht hineinsehen in das Gebilde, und in seinem Innern herrschte die dichteste, tiefste Finsternis. Die Grenze aber zwischen Ta-

geslicht und Nachtschwärze war nicht fühlbarer als irgendeine Trennung zwischen Licht und Schatten.

Menschen und Pferde taumelten verschreckt und unsicher durch die gewölbte schwarze Haut der Dunkelheit ins Freie. Hier und da ragten einzelne Gliedmaßen, halbe Pferdeleiber aus dem Jettgewölbe.

Im Innern der Kugel mischten sich Menschengebrüll, Orkgebelfer, Pferdeschreie und Todesröcheln, das vielen unterschiedlichen Kehlen entsprang, zu einem ohrenbetäubenden Dämonenchor des Schreckens. So hatte nun Mengbillar seinen unübersehbaren großen Zauber gewirkt, der wahrhaftig das eine oder andere Kampfpaar, das der unheimlichen Kuppel ansichtig wurde, für eine Weile zur Besinnung brachte. Aber inmitten der Schwärze hielten das Stechen, Würgen und Morden an, denn die unsichtbaren Gegner erschienen einander nun doppelt gefährlich. Nur wer am schnellsten tötete, konnte, wie es schien, selbst mit dem Leben davonkommen.

Mengbillar, der zunächst im Zentrum der Halbkugel gestanden hatte und als einziger schemenhaft seine Umgebung wahrnehmen konnte, da er den Zauber gewirkt hatte, war zutiefst erschüttert. Er konnte es nicht fassen, daß der selbstzerstörerische Kampf der Notmärker gegeneinander noch an Heftigkeit zugenommen hatte. Wäre sein Plan aufgegangen, dann hätte die Erscheinung der schwarzen Kuppel eine

solche Verblüffung ausgelöst, daß alle Gefechte unterbrochen worden wären. Mit dem Ende der Dunkelheit wären die Leute wieder zur Besinnung gekommen und hätten einander als Verbündete erkannt. So aber war der Magier umgeben von Schatten, die blind durcheinanderliefen und sofort, wenn sie einander berührten, sich gegenseitig umzubringen versuchten. Mengbillar trat durch die Wand der Kuppel ins Freie und sah zu Uriel hinüber, da er erwartete, nun sofort zur Rede gestellt zu werden und den Zorn des Grafen zu spüren zu bekommen, aber der Notmärker schien der Meinung zu sein, die schwarze Halbkugel sei ein Hexenwerk der Ilmensteiner, denen er lauthals brüllend alle Plagen Aventuriens an den Hals wünschte.

Als die schwarze Halbkugel schließlich genauso plötzlich und geräuschlos, wie sie erschienen war, wieder verschwand, hatte wenigstens der überlebende Oger – zwei lagen im Schnee, von Ritterlanzen, Schwertern und gar einigen Orksäbeln durchbohrt – seine Angriffswut auf die Notmärker Ritter völlig verloren, von deren Banner ohnehin kaum mehr als ein Dutzend noch zu Pferde saß. Ebenso verblüfft wie die Menschen und Orks ringsumher, stand er breitbeinig in der so urplötzlich hereingebrochenen Helligkeit und versuchte, sich in der neuen Lage zurechtzufinden.

Ein paar hundert Schritt entfernt waren die Ilmensteiner zu sehen, die schon den Kampf zwischen Graf Notmarks Orks, Ogern und Kriegern genutzt hatten, sich vom Feind zu lösen und ein Stück weit zurückzuziehen. Nun hatten sie einen weiteren Vorsprung gewonnen, und Uriels Truppen waren zu verwirrt und zu sehr in Unordnung geraten, um sofort nachzusetzen. Eine solche Verfolgung hätte im Augenblick wohl auch keinen großen Sinn gehabt, denn ein wichtiger Teil von Notmarks Strategie, die Abriegelung des Tals im Rücken des Feindes, war offenkundig gescheitert. Die Kämpfer aus Westsewerien befanden sich auf einem geordneten Rückzug, den die Notmärker einstweilen nicht aufhalten konnten.

Die Ilmensteiner mochten zwar Uriels perfidem Hinterhalt entronnen sein, aber sie hatten einen schrecklichen Preis gezahlt: Mehr als hundert der Ihren waren tot auf dem Schlachtfeld zurückgeblieben, etliche mehr hatten üble Verletzungen davongetragen. Der Magier Pirmakan hatte die Schlacht bei *Ochs und Eiche* nicht überlebt, nicht der Graf Semkin von Geestwindskoje, nicht die Baronin von Wosna, der Baron von Dotzen und etliche andere Bronnjaren. Aber wir wollen dem geneigten Leser nicht damit zusetzen, daß wir die traurige Liste in ihrem ganzen Umfang hier niederlegen.

Die Grafen Wahnfried von Ask und Arvid von Geestwindskoje lagen, von dicken Pelzen geschützt, auf einem Schlitten. Dem Asker hatte ein Speer den linken Arm, ein anderer den rechten Oberschenkel durchbohrt, so daß der Graf nicht mehr zu Pferde sitzen und den Zug führen konnte. Graf Arvid, von zahlreichen Wunden bedeckt, von denen die schwerste ein tiefer Stich in den Brustkorb war, rang stumm und verbissen mit dem Tod. Sein Gesicht war bleich wie der Schnee, auf seiner Stirn standen feine Schweißperlen, die Lippen waren von bläulicher Farbe, die Lider fest zusammengekniffen, so als hielt man Arvid eine blendende Kerzenflamme unmittelbar vor die Augen.

Die Magierin Verenisja von Walden-Hagstein saß ebenfalls auf dem Schlitten – ebenso blaß wie Graf Arvid, denn sie hatte nahezu ihre ganze Kraft in etliche Heilungsversuche gesteckt, von denen die meisten geglückt waren, und so manchem todwunden Ilmensteiner – wie auch Graf Arvid – für eine gewisse, unsichere Zeitspanne das Leben erhalten. Neben dem Schlitten einher ging Rihinja von Scherpinskoje mit wächsernem Gesicht, die Augen starr geradeaus gerichtet. Auch das junge Mädchen hatte sich bis zur Erschöpfung – und darüber hinaus – um die Verwundeten und Sterbenden bemüht. Keine Tränen waren in ihren Augen, und über ihren Onkel, dessen

heldenmütiger Tod in aller Munde war, sprach sie kein Wort. Nicht einen Blick hatte sie für den Junker Fjadir, der zu ihr geritten kam, um ihr sein besonderes Mitgefühl auszusprechen und sich für die harschen Worte zu entschuldigen, die er vor einigen Stunden zu Pirmakan gesprochen hatte. Sie nickte nur leicht mit dem Kopf und starrte weiterhin blicklos in die Ferne.

Die Gräfin Thesia von Ilmenstein führte den geschlagenen Zug zurück in die Heimat. Daß sie nun wieder die Anführerin der westsewerischen Truppen war – oder vielmehr dessen, was von ihnen noch übriggeblieben war –, hatte Graf Arvid so entschieden ... und Thesia hatte dem auf den Tod Getroffenen nicht widersprechen können.

Seite an Seite hatte sie in der *Schlacht bei Ochs und Eiche* an vielen Plätzen gemeinsam mit dem hünenhaften Geestwindskojer gefochten. Gemeinsam hatten sie eine Attacke der leichten Reiter und Plänkler auf die feindliche Armbrustschwadron *Pfeilgewitter* geführt und die Schützen in den Wald zurückgetrieben; dann hatten sie den schweren Reitern des Norburgers in ihrem verzweifelten Abwehrkampf beigestanden; und schließlich waren sie zum Ende des Zuges gesprengt, wo Junker Fjadir und Semkins Reiter auch

nach dem Tod ihres Anführers noch immer gegen die *Beilunker* und die *Säbelschwinger* fochten, um den zurückweichenden Eigenen den Rücken freizuhalten.

Wie Blitzschläge der zornigen Rondra waren die beiden großen blonden Reiter in die Front der Söldnerreiter eingebrochen. Säbel und Rapier hatten blutige Ernte gehalten, während eine Hälfte des Paares stets darauf bedacht war, der anderen den Rücken freizuhalten. Beide fochten von gerechtem Zorn erfüllt und doch mit der Kaltblütigkeit, die den erfahrenen Kämpfer auszeichnet. Aber die Götter schienen beiden ein unterschiedliches Los zugeteilt zu haben: Während Graf Arvid immer wieder empfindliche Treffer aus den Reihen seiner Gegner hinnehmen mußte, verunzierte nicht ein Kratzer den Körper und das Gesicht der Kriegerin.

Wie im Falle des letzten Kampfes des Magiers Pirman, so mochte es wohl sein, daß ein Alveraniar der Gräfin zur Seite stand und ihre Bewegungen lenkte. Vielleicht führte auch ein anderer Rondra-Bote die Hiebe und Stiche der Söldnerreiter in die Irre, vielleicht hatte gar das Schicksal selbst, der ewige Los, andere, eigene Pläne mit der Ilmensteiner Kriegerin. Den Parierdolch in der Linken, das alte Schwert Leuendan in der Rechten, schlug Thesia Attacken und Paraden in schwindelerregendem Wechsel. Wie eine Gerte bog sie sich im Sattel zur Seite, riß

den Kopf abwärts auf den Pferdehals, stieß wiederum vor, fintete und ließ die Klinge mit einer Schnelligkeit kreisen, daß eine silberne Wand vor den Angreifern zu wachsen schien. Aus dieser anscheinend unüberwindlichen Deckung heraus teilte die Kämpferin mit sicherer Hand ihre tödlichen Stiche aus.

Während sie gegen die Übermacht der Notmärker focht, hatte sie nicht die Muße, an den kämpfenden Freund in ihrem Rücken zu denken. Sie ging einfach unwillkürlich davon aus, daß sich das Gefecht für Arvid ähnlich wie für sie darstelle. Darum war sie völlig überrascht, ja, bis ins Mark erschüttert, als sie hinter sich einen unterdrückten Schrei und einen schweren, dumpfen Fall hörte. Sie warf einen Blick zurück und sah Arvids Braunen reiterlos. Im Schnee wälzte sich ächzend die große Gestalt des Freundes. Ein Beilunker holte eben mit seiner Lanze aus, um den gestürzten, aus zahllosen Wunden den Schnee mit seinem Blut benetzenden Grafen für immer niederzustechen.

Thesia warf dem Mann ihren Parierdolch ins Gesicht. Sie traf mit dem Griff voran. Kein guter Wurf – aber er reichte aus, den Lanzer von seiner Tat abzuhalten. Im selben Augenblick erschienen Junker Fjadir von Bjaldorn und fünf, sechs weitere Ilmensteiner Reiter auf dem Kampfplatz, warfen sich gemeinsam mit Thesia auf die Feinde und trieben sie zurück.

Weitere Beilunker und Säbelschwinger folgten dem Beispiel der Fliehenden; schließlich zogen sich die arg dezimierten und entmutigten Reste beider Banner völlig aus dem Kampf zurück. Die Attacke der leichten Notmärker Reiter war endgültig abgeschlagen.

Thesia sprang aus dem Sattel und rannte zu Graf Arvid hinüber. Mirhiban, die an anderer Stelle gefochten und einen blutigen Schnitt an der Schulter davongetragen hatte, hockte bereits neben dem Gestürzten und hielt ihm den Kopf, während die Magierin Verenisja einen ersten Heilzauber sprach.

Arvid, dem schon die Sinne geschwunden waren, kehrte für einen kurzen Moment wieder in die Wirklichkeit zurück. »Thesia!« murmelte er. »Führ die Leute heim!«

Die Gräfin hätte ihm gern gesagt, daß sie die verbliebenen Truppen sammeln und zu einem überraschenden Angriff auf die Notmärker befehligen wolle, daß sie sich gute Aussichten für ein Gelingen dieses Plans ausrechne, denn der Feind war völlig verwirrt und mit sich selbst beschäftigt. Sie hätte ferner sagen wollen, daß sie lieber sterben wolle, als noch einmal vor Uriel davonzulaufen, aber dann spürte sie die blauen, zugleich tapfer und erschüttert in die Welt blickenden Augen auf sich ruhen und wußte, daß der Krieger das Richtige sprach. Darum nickte sie stumm.

»Danke«, murmelte Arvid. »Wenn du es nicht tust, wer soll es sonst tun?« Seine Lider flatterten, die Augen rollten haltlos in ihren Höhlen, aber noch ehe er vollständig die Besinnung verlor, fügte er mit einer seltsamen Grimasse hinzu, die wohl ein Lächeln darstellen sollte: »Zu schade, daß wir verloren haben!«

So also war Thesia gegen ihren Willen doch wieder zur Anführerin des Zuges geworden, jener Überlebenden, die sich, von Erschöpfung und Gram gebeugt, der tiefstehenden Sonne entgegenschleppten. Bevor noch die Nacht endgültig einbrach, wollte man ein paar Meilen Abstand zu den Notmärkern gewinnen. Es schien, daß Uriels Truppen zu einem zweiten Angriff in dieser Nacht nicht mehr imstande seien, aber diesem Feind und seinem unheimlichen Ratgeber war niemals zu trauen.

Wassjef war tatsächlich gerannt, genau wie es ihm Orschin geraten hatte, bis es fast still wurde um ihn herum. Dann ließ er sich in den Schnee fallen. Sein Atem ging so heftig, daß er fürchtete, die Brust werde ihm zerreißen – nur ganz allmählich kam er wieder zu Kräften. Schreckliche Bilder verfolgten ihn – und noch schrecklichere Geräusche. Er kniff die Lider zusammen und preßte die Hände gegen die Ohren, aber beides wollte nicht helfen. Gleichzeitig war er erfüllt

von tiefer Ratlosigkeit. »Was tue ich nur?« sprach er leise vor sich hin. »Was soll ich nur tun? Geestwindskoje liegt so entsetzlich weit von hier entfernt. Niemals werde ich wieder dorthin zurückkehren ...« Das Bild seiner kleinen hellen Kammer unter dem Dach, mit dem schmalen Fenster, durch das man auf das Perlenmeer hinausschauen konnte, stieg vor seinem inneren Auge auf. »Ach, warum werde ich das alles niemals wiedersehen?«

Neue Geräusche rissen ihn aus seinem Kummer, Geräusche, die es wirklich gab, nicht solche, die nur in seinem Kopf entstanden: Die Ilmensteiner zogen sich zurück. Sie flohen nicht in wilder Hast, sondern marschierten langsam dahin, angeführt von der Baronin Mirhiban, während weiter hinten das wehende blonde Haar der Gräfin Thesia zu sehen war, die – etwa auf Höhe der Kolonnenmitte – laute Befehle rief.

Wassjef brauchte nur abzuwarten, bis die Landwehr heran war, dann, als er ein paar Perviner entdeckte, die er noch vom Hermarsch kannte, trat er einen Schritt vor und war wieder Teil des Zuges. Fast genau wie an den Tagen zuvor, dachte er sich, aber ihm war sehr unbehaglich zumute, denn er wußte genau, daß er sich belog. Nach einem großen knochigen Mann mit schwarzen Haaren mochte er nicht Ausschau halten. So konnte er sich immerhin sagen, daß der Knecht möglicherweise doch im Zug mitmar-

schiere, daß er, Wassjef, ihn halt eben noch nicht entdeckt habe.

Ein weicher Frauenarm legte sich um seine Schultern. »Ach, Junge, da bist du ja«, sagte eine fröhliche Frauenstimme.

Wassjef blickte zur Seite und erkannte die Bäckerin Winja.

»Lebst du noch? Wie schön! Da würde Orschin sich aber freuen, wenn er dich hier sehen könnte ...«, plauderte Winja munter weiter. »Hast du eigentlich gewußt, daß Janne, die Zofe unserer Baronin, Orschin einen Batzen dafür gegeben hat, daß er auf dich achtgibt? Nun, Janne kann wirklich zufrieden sein – Orschin hat gut aufgepaßt. Wie muß man dankbar sein, wenn man so etwas überlebt hat, nicht wahr?«

»Ja«, murmelte Wassjef tonlos, »bei Mütterchen Travia – bisher hätt's schlechter laufen können!« Er faßte in sein Wams, zog einen kleinen blinkenden Becher hervor und ließ ihn in den Schnee fallen. Dann stürzte er selbst auf die schneebedeckte Straße und begann zu schluchzen. So halt- und hemmungslos weinte der Junge, daß er gar nicht mehr gehen konnte und man ihn zu den Verwundeten auf den Schlitten legen mußte.



24. Kapitel



In den Misa-Auen und in Geestwindskoje im Phex 1020 n. BF.

Nachwuchs

Die alte Grimbart stieß einen Pfropf aus trockenem Moos und Heu aus dem Eingang zu ihrem Bau, schob vorsichtig den gestreiften flachen Kopf ins Freie und witterte mit zuckender Nase.

Überall lag noch Schnee – auf der Wiese, auf den vertrockneten Beerenranken, dem braunen Altfarn und den kahlen Ästen –, gerade so wie vor vier Tagen, als die Dächsin zum letzten Mal nachgesehen hatte, ob sich auf Sumus Leib etwas verändert habe. Und doch, wenn sie die alten Ohren spitzte und genauer hinhörte, vernahm sie ein vielfältiges Tropfen. Von einem nahen Bach drangen das Knacken des beim Tauen zerspringenden Eises und leises Glucksen und Plätschern herüber, wo sich das Gewässer schon von seinem Panzer befreit hatte.

Der Himmel war grau und trüb, die Luft mild, aber sie roch noch nicht nach Frühling, nach aufkeimen-

dem, aufbrechendem Leben. Diesem unentschlossenen, zaghaften Neubeginn konnte jederzeit eine grimme Frostnacht ein Ende machen.

Grimbart schüttelte verdrossen den Kopf mit den langen Schnurrbarthaaren: Schade!

Etwas kroch hinter der Dächsin den Gang herauf und rempelte ihr gegen das Hinterteil. Unwillig fauchend blickte sie über die Schulter zurück. Grimbart der Freche! Natürlich! Sollte er sich doch einen anderen Weg ins Freie suchen.

Die Alte selbst verspürte keine rechte Neigung, weiter nach draußen zu kriechen. Seit ihr Leib so unförmig angeschwollen war, verzichtete sie allzugern auf jede vermeidbare Bewegung. Und ein Spaziergang im Freien schien an diesem Morgen durchaus vermeidbar.

Hätte die Dächsin ein besseres Gedächtnis gehabt – besser gesagt, ein anderes Gedächtnis, ein Gedächtnis wie wir Menschen nämlich –, dann wäre ihr jetzt voller Wehmut in den Sinn gekommen, daß im vergangenen Jahr zu dieser Zeit der Frühling sich schon viel energischer durchgesetzt hatte. Vielleicht hätte Grimbart gar an die alberne junge Hündin denken müssen, die plötzlich bei dem Angelplatz am Windwurf aufgetaucht war, und hätte sich womöglich gefragt, was wohl aus dem dummen Tier geworden sein mochte.

Ja, wenn Dächsinnen wie wir Menschen zu denken vermöchten, dann wäre Grimbart wohl jetzt durch den Kopf gegangen, daß wieder ein Jahr verstrichen war – wie im Fluge, versteht sich, denn das denkt man in solchen Fällen immer –, daß sie also wieder eines abstreichen mußte von den wenigen, die ihr noch verblieben. Und sie hätte sich ferner gefragt, ob es denn gerecht sei, daß ihre Jahre verflossen, ohne daß für sie etwas Besonderes geschah, ohne daß sie zum Beispiel andere unterhaltsame oder wertvolle Tiere kennenlernte und ohne daß sie im Reich der Dachse und anderswo Berühmtheit erlangte.

Hätte die Dächsin den Fluß der Zeit also durch menschliche Augen betrachtet, dann hätte sie an diesem Phexmorgen wohl ebenso mutlos und traurig in den trüben Himmel geblickt, wie wir Menschen es bisweilen tun, wenn wir an der Welt zu leiden glauben, wenn uns wieder einmal offenbar wird, daß wir all das, was uns wirklich bedrückt, nicht einmal um eine Dachshaaresbreite verändern können ...

Nein, solche Sorgen nach Menschenart plagten Grimbart nicht. Es kümmerte sie nicht, wie lang die Liste ihrer verbleibenden Jahre wohl sein mochte – weil sie gar nicht wußte, daß es eine solche Liste gab und daß die Zählung endlich war. Auch auf Berühmtheit legte sie keinen großen Wert. Sie war geachtet bei ihren Verwandten, den Mitbewohnern des

Baus, und um Grimbart den Frechen gefügig zu machen, genügte allemal ein scharfes Fauchen ... Diese Angelegenheiten waren zur Zufriedenheit geregelt.

Eher schon beunruhigte sie ihr aufgetriebener Leib, der so schwer war, daß er über den Boden schleifte, und in dem darüber hinaus eine seltsame Unruhe herrschte – weit schlimmer noch als damals, als Grimbart eine lebende Sackechse verschluckt hatte und sie schließlich wieder hervorwürgen mußte, weil sie einfach keine Ruhe gab.

Die Alte hatte völlig vergessen, daß sie den Zustand, der ihr jetzt zu schaffen machte, schon etliche Male erlebt hatte – nur eben in den letzten zwei Jahren nicht – und daß er jedesmal mit den höchsten Glücksgefühlen geendet hatte. An diesem Morgen wünschte Grimbart nur, daß das schmerzhaftes Gedränge in ihrem Leib ein rasches Ende finden möge, aber manchmal schoß es ihr doch durch den Kopf, daß eben dieses Ende mit einer seltsamen Wohligkeit verbunden war, die es anzustreben galt.

Die Dächsin schleifte sich ins Freie, setzte einen Haufen ab, was den Druck in ihrem prallen Leib nicht minderte, wendete umständlich vor dem Eingang zum Bau und kroch, schnaufend vor Schmerzen, wieder in den Kessel zurück. Dort fand sie ihre Tochter und eine Enkelin vor. Mit gebleckten Zähnen fauchend, gab sie den beiden zu verstehen, daß sie allein

zu sein wünsche. Unwillig zischend trollten sich die unerwünschten Mitbewohner und suchten einen anderen, bei weitem nicht so behaglichen Kessel auf.

Die Alte drehte sich, kaum daß man sie alleingelassen hatte, ächzend im Kreise. Ihre langen Krallen schoben das Bodenpolster aus trockenen Pflanzen zu einem dicken Kissen zusammen. Endlich war sie mit ihrem Werk zufrieden und ließ sich auf das Lager sinken.

Sie atmete flach und schnell, denn ihr Leib schmerzte nun so sehr, und die Stiche kamen so schnell hintereinander, daß sie es mit der Angst zu tun bekam. Dann gab es einen Ruck, ein Öffnen, ein Rutschen – und Grimbart stieß einen ersten tiefen Seufzer aus. Wieder dieses erleichternde, schmerzlindernde Hinausgleiten ...

Die Däxsin krümmte sich zusammen, stieß mit der Schnauze gegen das frisch auf die Welt gekommene, warme, feuchte Gebilde und beleckte es sofort zärtlich. So tat sie es auch mit den anderen zwei nackten Wesen, die, jedes nach einer gewissen Weile, dem ersten folgten und Grimbart weitere Erleichterung brachten. Winzigklein waren die drei, nackt, von Schleim und Blut bedeckt, mit hervorquellenden, von zusammengekniffenen Lidern bedeckten Augäpfeln.

Es mochte auf der Welt nur wenige Kreaturen geben, die noch häßlicher waren als Grimbarts Kinder –

für die Mutter aber bedeuteten die drei hilflos weichen Wesen das höchste Glück, das sie auf der Welt erlangen konnte. Welch ein Genuß würde es sein, sie zu säugen und zu füttern, sie irgendwann mit hinaus ins Freie zu nehmen, um ihnen den Wald und die Auen zu zeigen!

Es war gut, daß die drei endlich da waren. Es war richtig so, denn in seinem tiefsten Innern forschte auch der Dachs nach dem Sinn des Lebens – und die glückliche Grimbart hatte ihn gefunden: Das Leben ist sich selbst der Sinn, alles andere ist Blend- und Beiwerk. So dachte die weise Dächsin, während ihre lange rote Zunge über die warmen kleinen Leiber fuhr.

*»Schönste Ferdokerin, geliebte Frau,
bitte bekomm keinen Schreck, wenn dieser Brief nicht
von meiner Hand stammt. Ich habe ihn einem Schreiber
hier auf Burg Tuskoje bei Vierwinden in die Feder dik-
tieren müssen, denn mein rechter Arm steckt in einer
Schlinge und muß erst noch ausheilen.*

*Leider habe ich keine guten Nachrichten. Ich hatte mir
eigentlich vorgenommen, Dir einen fröhlicheren Brief zu
schreiben, aber dann hätte ich Dich belügen müssen,
und das hättest Du, meine liebe Frau, nicht verdient. Ich
hoffe sehr, daß Du ein, zwei liebe Freunde auf Geest-
windskoje zur Gesellschaft hast, wenn Dich mein
Schreiben erreicht, denn so manches, was ich Dir mittei-*

len muß, ist nicht leicht zu ertragen, wenn man allein ist.«

Algunde ließ den Brief sinken und sah Gerion und Selissa über das Blatt hinweg an. »Als ob er gewußt hätte, daß ihr da seid«, stellte sie fest. »Dabei hatte ich ihm absichtlich nichts von euch geschrieben, um ihn zu überraschen, wenn er heimkommt.« Bei den letzten Worten war ihre Stimme heiser geworden. Sie räusperte sich und fuhr fort: »Ich habe mich dennoch nicht nach Arvids Wunsch gerichtet, sondern den Brief erst einmal allein gelesen, aber ihr sollt ihn nun natürlich auch hören – obwohl er wirklich sehr traurig ist.«

Sie hob das Blatt wieder an und fuhr mit dem Lesen fort.

»Also, ohne alle Umschweife und Schönfärberei: Wir haben vor Notmark eine schreckliche Niederlage erlitten, und wir, die wir am Leben geblieben sind, können dennoch froh sein, daß die Sache für uns nicht noch schlimmer ausgegangen ist. Ich zum Beispiel – ja, ich muß Dir das schreiben, damit Du, wie ich es tue, den Göttern danken kannst – könnte tot sein, aber die Magierin Verenisja und die gütige Hesinde haben mich gerettet. Ach, Liebes, es gab Zeiten, da dachte ich, wir würden uns niemals mehr wiedersehen ... Aber mir geht

es nun besser. Ich bin beim Baron Arlin von Tusk in Vierwinden untergekommen, und eine kleine Magie-Elevin namens Rihinja von Scherpinskoje – irgendwie ist sie wohl mit unserer klugen Frau Scherpinskoje verwandt – pflegt mich gesund. Nicht sie allein übrigens: Der gute Wassjef ist vor einigen Wochen hier aufgetaucht und hat mich gebeten, ihn als Knappen anzunehmen.«

Wieder schaute Algunde von dem engbeschriebenen Bogen auf. »Was sagt ihr dazu – der Junge hat mich nicht verraten. Was ihn nur umgestimmt haben mag?«

Gerion lächelte. »Wenn ich mich wie ein Liebfelder Romanschreiber ausdrücken wollte, würde ich sagen, Wassjef hat festgestellt, daß er dich mehr liebt als seine Rache; und ich muß beteuern: Ich kann ihn gut verstehen. Aber lies doch weiter. Immerhin ist Arvid noch am Leben – ich denke, das ist für uns alle hier das wichtigste ... Was schreibt er über die Schlacht?«

Algunde überflog die nächsten Zeilen des Briefes. »Hier geht es erst einmal noch um Wassjef«, murmelte sie. »Die Schlacht ...«

»Ach, lies nur alles, so wie es kommt – auch wenn es von Wassjef handelt!« sagte Selissa dazwischen. »Vor ein paar Tagen noch habe ich mich lange mit Erborn über Wassjef unterhalten. Dein Sohn liebt den

Jungen sehr; ich will gern hören, was Arvid über ihn schreibt.«

»Meinetwegen«, sagte Algunde und las weiter.

»Nun, liebe, schöne Herrin von Geestwindskoje, Du wirst sicher etwas von Wassjefs Plänen geahnt haben, obwohl er behauptet, Dir nichts von seinem Vorhaben verraten zu haben, aber ich war auf jeden Fall sehr überrascht, als er da plötzlich vor der Tür stand. Reist dieser verrückte Mensch mitten im Winter durch die halbe Welt, als ob es keine Wölfe, keine Orks und keine Rantzen gäbe ... Er scheint allerdings einen eigenen Alveraniar zu seinem Schutz an der Seite zu haben. Ich hatte ihm ausdrücklich verboten, mit in die Schlacht gegen die Notmärker zu ziehen, aber er ist heimlich mit uns geschlichen ... Ein Kerl, so schmal wie eine Gnitze, der kaum weiß, an welchem Ende des Säbels der Griff ist – und marschiert in eine Schlacht, als wären wir zum Beerenpflücken unterwegs! Aber sei unbesorgt: Kein Härchen wurde ihm gekrümmt. Er läßt Grüße ausrichten an Dich, Erborn, die kleine Selissa und jedermann sonst auf Gut Geestwindskoje, aber nicht an die Leute im Dorf. Er hat mich ausdrücklich gebeten, diese Formulierung über die Grüße so niederzuschreiben ... Scheint, daß die Dörfler ihn geärgert haben, ich wollte in dieser Sache nicht in ihn dringen. Du weißt am besten, wie schnell er verlegen wird.

In der nächsten Woche werden wir drei, die kleine Rihinja, Wassjef und ich, nach Ilmenstein weiterfahren.

Du hast es schon bemerkt, meine Liebe, und ich bitte Dich um Verzeihung dafür: Ich werde nicht so bald wiederkehren, wie ich es versprochen hatte. Mach Dir aber bitte keine Sorgen: Auch meine schwereren Wunden heilen recht zufriedenstellend. Dennoch ist mir die Reise von Sewerien nach Geestwindskoje – noch dazu über die schlammigen Straßen im Frühjahr – noch zu weit. Aber ich hoffe, daß wir, meine kleinen Freunde und ich, in etwa einem Monat aufbrechen können. Ich bitte Dich, mir zu glauben, daß ich mir nichts auf der Welt mehr wünsche, als Dich wieder in die Arme zu schließen.

Aber nun merke ich, daß ich doch umschweifig werde, weil es mir schwerfällt, auf die Schlacht und all das Schreckliche, das damit zusammenhängt, zu sprechen zu kommen. Leider kann ich, was berichtet werden muß, weder Dir noch mir ersparen, und so beginne ich mit der traurigsten Nachricht von allen: Der gute Semkin ist tot! Mag sein, daß sein Einsatz vielen der Unseren das Leben gerettet hat, aber das tröstet mich wenig, wenn ich daran denke, daß ich seinen lustigen Hut und sein spöttisches Lächeln nie wieder sehen werde ...«

Algunde brach ab, um sich mit einem kleinen Spitzentuch die Augen zu wischen. »Ihr habt Semkin nicht gekannt«, sagte sie. »Ich selber bin ihm nur

zweimal begegnet – er hat uns nicht öfter besucht –, aber es macht mich sehr traurig, daß er tot ist. Eigentlich kann ich es gar nicht glauben. Wie soll ich sagen ...« Sie lächelte verlegen. »Tot zu sein, paßt so gar nicht zu ihm. Er hat das Leben so sehr genossen und war selbst immer so unerhört lebendig ...«

Sie schneuzte sich noch einmal kräftig und setzte dann die Lektüre des Briefes fort, der nun eine umfassende Beschreibung der Schlacht bei *Ochs und Eiche* enthielt. So sachlich wie möglich berichtete Graf Arvid von den Dingen, die er während der Kämpfe selbst erlebt oder gesehen hatte, und denen, die ihm im nachhinein geschildert worden waren. Er schloß mit den Worten:

»Nun habe ich Dir, liebe Algunde, alles, was geschehen ist, so ausführlich wie nötig geschildert, aber nachdem ich meinen Brief noch einmal gelesen habe, stelle ich fest, daß es mir nicht gelingen will, das Wesentliche der Ereignisse, das zutiefst Erschütternde in angemessene Worte zu kleiden. Ich werde es dennoch noch einmal versuchen: Wie Du weißt, habe ich in meinem Leben schon an so manchem Kampf – auch an vielen blutigernsten Kämpfen – teilgenommen, und ich habe schon vor langem gelernt: Wenn es um Leben und Tod geht, läßt kaum jemand Gnade walten. Jeder ficht, so gut er kann, und erwehrt sich seiner Haut mit allen seinen Fähigkei-

ten und seiner Kraft. In der Schlacht vor Notmark aber war der Kampf dennoch von anderer Wesensart. Manchmal schien es mir gar nicht um den Sieg zu gehen, nicht einmal um das Überleben, sondern um das schiere Töten, um das Zufügen von tödlichem Schmerz. Wie man mir des wackeren Semkin Tod beschrieben hat, hast Du gelesen. In dieser namenlosen, sinnlosen Grausamkeit gegen Tier und Mensch kommt das zum Ausdruck, was ich meine. Ganz gewiß haben die Notmärker Truppen diese Ruchlosigkeit in die Schlacht hineingebracht, aber – und das hat mich besonders erschreckt – auch die Unseren wurden teilweise von dem Rausch der Grausamkeit erfaßt.

Mir schien es so, als ob diese unheilige Wesensart nicht unbedingt an eine Seite der Kämpfenden, ja, nicht einmal an bestimmte Menschen gebunden, sondern als ob sie von außen über uns alle geworfen worden sei, von einer Kreatur, die uns allen so fremd ist, daß man sie nur einen Dämon heißen kann ... Graf Uriel aber, so abgrundtief schlecht und grausam er auch sein mag, ist gewiß kein Dämon!

Und wie man hört, weht der gleiche Mordgestank über Maraskan und Tobrien. Überall sterben wackere Menschen. Gutes Land geht verloren an die Widerwärtigen, die immer stärker werden. Ich muß bekennen, ich mache mir große Sorgen darüber, wie das alles enden soll ...

Nun, liebe Frau, was sollst Du mit so merkwürdigen,

düsteren Gedanken anfangen, die nicht einmal mir selbst völlig klar und verständlich sind. Vielleicht hängen diese Überlegungen einfach mit dem Schrecken über meine Verwundungen zusammen. So etwas kann einen schon gehörig aus dem Gleichgewicht stoßen. Aber, wie gesagt, alle meine Schrammen heilen gut, und im Kopf bin ich – wie ich hoffe – schon wieder völlig gesund. Wollen wir also diesen Unsinn vergessen!

Statt dessen erzähle ich Dir zum Schluß noch ein wenig Tratsch – ebenfalls das Haus Notmark betreffend: Tjeika, unsere gute Adelsmarschallin, hat sich doch wahrhaftig mit ihrem angeblich von ihr so abgrundtief gehaßten Herrn Vater wieder versöhnt und gleichzeitig ihrem Gemahl Stane den Laufpaß gegeben. In aller Öffentlichkeit – so heißt es – turtelt sie nun mit dem neuen Berater Graf Uriels herum. Ich habe den Kerl auf dem Schlachtfeld nur für einen kurzen Moment erblickt, aber ich sage Dir, ich werde ihn sobald nicht wieder vergessen: Der Mensch sieht aus wie ein Geier!

Stane, der Gehörnte, soll angeblich nach Festum gereist sein und das gesamte Vermögen der Marschallin eingesackt haben. Jedenfalls ist er spurlos und – wenn er schlau ist – auf Nimmerwiedersehen verschwunden.

Meine liebe Frau, es gäbe noch so vieles, das ich Dir sagen müßte, ich will nun nur zu dem Wesentlichsten kommen ...«

Algunde überflog den Rest der Seite und errötete leicht. »Nun kommen noch einige sehr persönliche Worte«, erklärte sie und legte das Blatt zur Seite.

»In der Tat schwer zu ertragen, all das, was Arvid da berichtet«, sagte Selissa. »Was ist nur mit der Welt geschehen? Gilt nichts mehr von dem, was uns Kriegerinnen einst heilige Wahrheiten waren?«

»Der Krieg verändert diejenigen, die ihn führen und die an ihm teilnehmen«, warf Gerion ein. »Er will keine heiligen Wahrheiten in seiner Zeit und in seinem Reiche dulden. Darum ist er auch niemals hinzunehmen! Er will uns nur eines lehren: anderen Menschen und Geschöpfen Furcht und Schmerzen zuzufügen oder ihnen das Leben zu nehmen. Manchmal frage ich mich, ob der Krieg nicht selbst ein Gott ist – eine Wesenheit jedenfalls, die möglicherweise mächtiger ist als die Göttin der Krieger. Denn wann sonst werden Rondras Gebote öfter gebrochen als gerade im Kriege, dann also, wenn die Stunde dieser göttlichen Wahrheiten gekommen scheint. Und im übrigen: Was nützt es dem Bäuerlein, das aus einem Feldzug nicht nach Hause kommt, ob es völlig regellos oder nach den heiligen Prinzipien der Ritterlichkeit erschlagen wurde?«

»Wie kannst du so etwas sagen?« Selissas braune Augen blitzten zornig. »Das ist übelste Blasphemie! Du solltest dich ...« Sie brach ab, weil Gilia ins Zimmer trat.

Die Amazone hatte schon in aller Frühe einen Erkundungsritt unternommen. In jüngster Zeit begab sie sich fast an jedem Morgen auf einen solchen Ritt – manchmal allein, manchmal in Begleitung Selissas –, denn es wurde immer wieder einmal gemeldet, daß seltsame Gestalten, vermutlich Kundschafter, durch die Geestwindskojer Gegend streunten. Bisher war es Gilia und Selissa jedoch nie gelungen, solche Späher zu fassen zu bekommen. Auch an diesem Vormittag kehrte Gilia unverrichteter Dinge zurück. Sie trug einen kleinen Krug mit dampfendheißem Tee, den sie sich aus der Küche mitgebracht hatte, in den Händen und ließ sich mit einem leisen Seufzer in einen der Kaminsessel sinken. »Ein milder Tag«, sagte sie. »Es taut; der Schnee auf den Wegen ist schon so weich, daß er an den Hufen festklebt ...«

Algunde berichtete von dem Brief, der am Morgen eingetroffen war, und las die Passagen über die Schlacht und die von Arvid vorgenommene Bewertung der Ereignisse noch einmal vor.

»Ich habe eben noch mit einem Pelzhändler gesprochen«, erzählte Gilia, »der aus dem hohen Norden kam. Auch er hatte schreckliche Dinge zu berichten: Von ganz oben, vom fernen Paavi her, würden finstere Streitmächte nach Süden vorrücken. Sie wollten sich, so sagte der Händler, mit Graf Uriels Truppen verbünden, die beim zerstörten Bjaldorn stehen,

um dann von Norden her das ganze Bornland unter ihre Herrschaft zu bringen ... Der Mann mag übertrieben haben: Ich kann mir nicht vorstellen, daß sich im Norden so gewaltige Heerscharen versammelt haben, wie man sie benötigt, um ein ganzes Land zu unterjochen, aber es läßt sich nicht leugnen, daß das Bornland zwischen Uriel und seinen Verbündeten auf der einen und den Mächten, die Tobrien überfallen haben, auf der anderen Seite in die Zange genommen werden kann, falls beide Heere sich miteinander verbünden ...«

Die Amazone sprang auf und ging mit sinnend gesenktem Kopf und hinter dem Rücken verschränkten Armen im Zimmer auf und ab. Gerion beobachtete die große junge Frau in der Pose eines Magisters anfänglich mit einem gewissen Befremden, doch das Gehabe Gilias hatte nichts Komisches an sich. Auch diese Ernsthaftigkeit der Haltung und des Mienenspiels paßte zu ihr. Wieder kam es dem Magier in den Sinn, daß die Amazone kein gewöhnlicher Mensch sein könne. Ein milder, fast ehrfurchtsvoller Schauer kroch ihm über den Rücken, und für einen winzigen Augenblick fühlte er sich in die ferne Kindheit versetzt, kam er sich vor wie der kleine Müllerjunge, der die Klugheit eines weitgereisten Händlers oder die harten Muskeln der Schmiedin bestaunte. Er lächelte versionen.

Als der Blick der Amazone Gerions Gesicht streifte und sie das Lächeln bemerkte, stutzte sie verwundert, fuhr aber mit unverändertem Ernst in ihrer Rede fort. »Nach den wenigen und unklaren Berichten zu schließen, die wir aus Notmark hatten, war ich bisher der Meinung, der Graf habe vor allem eines im Sinn: Usurpator Seweriens oder vielleicht gar des ganzen Bornlandes zu werden ... Gleichzeitig nun wütet ein schrecklicher Feind auf Maraskan, in Aranien und Tobrien. Eine Zufälligkeit, dachte ich, wie man aus der Geschichte viele kennt. Nun erst, seit ich Graf Arvids Brief vernommen habe, kommt es mir in den Sinn, daß Uriel womöglich gar nicht auf eigene Faust handelt, sondern mit den blutrünstigen Schergen des Dämonenmeisters im Bunde steht. Nicht souveräner Herrscher des Bornlandes wird Uriel werden, sondern einer der Statthalter Borbarads. Denn, nach Graf Arvids Worten zu schließen, wehte über dem Blutfeld in Notmark der gleiche gnadenlose, dämonische Todeshauch, von dem auch die Überlebenden der Schlacht an der Tobimora berichtet haben. Diese Feinde sind aus dem gleichen schwarzen Lehm geformt!

Andererseits war ich mir gewiß, die Truppen, die in Tobrien stehen, würden nach Ende des Winters auf Gareth marschieren, aber nun bin ich mir nicht mehr so sicher. Wenn Borbarad genügend Geduld hat ...«

Gerion lachte bitter. »Die wird er haben, das hat er

bewiesen: Er hat Jahrhunderte auf seine Stunde gewartet ...«

»Wenn er tatsächlich geduldig sein will«, fuhr Gilia fort, »dann wird er zunächst alle Truppen aus dem Norden mit denen in Tobrien vereinigen wollen, so seine Armeestärke verdoppeln und sich überdies ein Hinterland schaffen, das von Beilunk bis Paavi reicht. Damit hätte er eine solide Versorgungsbasis gewonnen, von der aus er ganz Aventurien berennen könnte ... Der Dämonenmeister ist gewiß ein völlig unberechenbarer Feldherr, und eigentlich sollte ich mich hüten, ihm meine von der Amazonenkönigin gelernten strategischen und taktischen Überlegungen unterzuschieben, aber dennoch: Ich an Borbarads Stelle unterwürfe zunächst Festum, bevor ich nach Gareth marschieren würde. Das heißt, es wird eine schreckliche Schlacht um das Bornland geben – möglicherweise irgendwo hier in der Nähe, wahrscheinlich aber bei der Hauptstadt selbst.

Ich hatte gehofft, Uriel – ob Borbarad-Knecht oder nicht – würde von den Ilmensteinern so oder so in die Schranken verwiesen, aber nun, nach diesen üblen Nachrichten zu schließen, ist er stärker als zuvor. Ich frage mich, wie ...«

»Ich werde zu Arvid reisen – so bald wie möglich«, erklärte Algunde dazwischen; offenbar hatte sie Gilias lange Rede nicht verfolgt, ihre letzten Worte nicht

einmal vernommen. Sie streifte ihre Gäste mit einem verwirrten Blick. »Bitte haltet mich nicht für unhöflich, aber ich kann nicht länger bleiben. Vielleicht mögt ihr mich ja begleiten ...«

Gerion hatte schon bei dem Wort ›unhöflich‹ abwehrend die Hand gehoben. Jetzt fiel er Algunde lächelnd ins Wort. »Mädchen, Gräfin, womit haben wir es verdient, daß du plötzlich so förmlich mit uns sprichst? Natürlich verstehen wir dich. Welche Ungeheuer wären wir, wenn wir es nicht täten! In der Tat, während du noch die Stelle aus Arvids Brief vorgelesen hast, wo er schreibt, daß er so bald nicht hierher reisen kann, hatte ich mir schon vorgenommen, daß wir uns dann eben zu ihm begeben müssen. Außerdem habe ich wohl vernommen, daß er bald auf Ilmenstein wohnen wird ... Welch guter Vorwand, einmal in dieses berühmte Schloß einzudringen und seiner nicht minder berühmten Herrin zu begegnen ...«

Selissa versetzte ihrem Gefährten einen freundschaftlichen Stoß gegen die Schulter. »Daß du nach berühmten Schloßherrinnen schielst, kann ich mir wohl vorstellen. Du warst schon immer nur auf das Geld der Weiber aus ...«

»Wofür du der beste Beweis bist, du Stoorrebrandt unter den Frauen«, stellte der Magier fröhlich grinsend fest.

Selissa schien die Lust am Scherzen bereits wieder

verloren zu haben. Sie hatte Gerions Bemerkung offenbar kaum beachtet und sich Algunde zugewandt. »Wie schön, daß du dich endlich entschieden hast ...«, sagte sie.

Die Angesprochene blickte überrascht auf. »Mich entschieden ...? Arvid ist schwer verwundet. Was gibt es da viel zu entscheiden. Natürlich werde ich zu ihm reisen.« Sie stutzte und errötete. »Oh, nun verstehe ich erst, was du meinst. Ob ich reise oder nicht, denkst du, bedeutet vor allem eine Entscheidung zwischen Arvid und Matajew. Aber so ist es nicht. Wenn ich höre, daß Arvid schwer verwundet ist, dann muß ich natürlich zu ihm ... Ohne daß ich überhaupt eine Wahl getroffen hätte ...

Es wird mich sehr traurig machen, Matajew zurückzulassen, aber mir bleibt nichts anderes übrig ... Doch nun wollen wir die Reise planen! Ihr kennt euch in solchen Dingen soviel besser aus als ich. Bedenkt, bisher habe ich nur eine einzige große Fahrt unternommen, die von Ferdok hierher. Also weiß ich gar nicht so recht, was ich noch vorzubereiten habe, was ich einpacken muß und so fort.« Sie sprang auf und lief zur Tür.

»Wohin, wohin?« fragte Selissa. »Was hast du vor?«

»Nun, was wohl ...? Ich will hinauf in meine Stube laufen und meine Reisetruhe einräumen.«

»Gemach, gemach!« sagte Gerion beschwichtigend. »Auch wenn wir uns sehr eilen wollen, so sollten wir uns dennoch mit der Abreise ein paar Tage Zeit nehmen. Es gibt vor einer solchen Fahrt tatsächlich so manches zu planen. Auch sollten wir das Wetter noch zwei, drei Tage beobachten. Ich wüßte gern, ob es weiterhin taut oder ob der Winter noch einmal zurückkehrt. Letzteres wäre mir fast lieber. Es reist sich viel besser im Schnee als im Schlamm.«

»Nun gut, dann werden wir noch ein wenig warten«, erwiderte Algunde, die von einer heftigen Unruhe erfaßt schien. »Ich hatte mir wirklich vorgestellt, wir könnten heute nachmittag losfahren ... Oder vielleicht schon gleich ... Man könnte auch unterwegs in einer Schenke speisen ...«

Selissa legte ihr eine Hand auf den Arm. »Ich denke, Gerion hat recht«, sagte sie. »Bedenke, daß du das Haus für eine längere Zeit sich selbst überlassen mußt. Ihr habt nicht einmal einen Verwalter – du wirst einen bestimmen oder allen Knechten und Mägden persönlich ihre Aufgaben zuteilen müssen. Du mußt Erborn ein wenig Zeit geben, damit er sich an den Gedanken gewöhnt, daß er eine Weile ohne seine Mutter auskommen muß. Du hast gewiß mit Frau von Scherpinskoje ...«

»Ist ja schon gut, ist ja gut.« Algunde seufzte betrübt. »Eigentlich war mir klar, daß es noch so viele

Dinge zu klären gibt und daß wir niemals heute schon aufbrechen könnten. Und dennoch, ich denke, es wäre besser, wenn ich sofort gefahren wäre ... Ohne mich noch einmal umzuschauen, meine ich ...« Den letzten Satz hatte sie so leise gesprochen, daß er wohl eher ihr selbst gegolten hatte. Darum ging auch niemand ihrer Zuhörer darauf ein.

Gerion nickte der jungen Frau aufmunternd zu. »Also ist es abgemacht: Wir reisen zusammen, und wir fahren so schnell wie möglich. Wenn alles mit rechten Dingen zugeht, sollten wir übermorgen früh auf der Straße nach Norden sein.«

Algunde nickte zustimmend, aber ihr Blick war so ruhelos wie zuvor.

»Auch ich werde euch begleiten«, verkündete Gilia. »Das heißt, wenn meine Gesellschaft euch weiterhin willkommen ist ... Wie ihr wißt, wollte ich ohnehin in den nächsten Tagen nach Festum reisen, um mich irgendwo als Söldnerin zu verdingen. Nun scheint es wahrhaftig so, als hätte ich gleich hier im Bornland die besten Aussichten, mir auf der einen oder anderen Seite ein paar Batzen zu verdienen.«

»Das hast du doch nicht im Ernst gesagt«, sagte Selissa mit kaum verhohlener Empörung in der Stimme.

»Wieso nicht? Euch ist seit langem bekannt, daß ich mich als Reisige anwerben lassen will. Irgendwoher muß das Geld schließlich kommen. Dafür, daß ich ei-

ne fortgelaufene Tochter aus höchstem Hause bin, zahlt mir niemand einen Kreuzer, und – wie ich schon sagte – etwas anderes als das Fechten und Totschlagen habe ich nie gelernt.«

Ehe noch Selissa etwas auf Gilias Worte erwidern konnte, kam Algunde, die offenbar weiterhin mit sich selbst beschäftigt war und darum auch dem Gespräch der beiden Kriegerinnen nicht zugehört hatte, ihr zuvor. »Ich muß nun fort«, sagte sie unvermittelt. »Leider kann ich nicht länger bei euch bleiben ... Ich habe so viele Pflichten ...« Verlegen lächelnd hob sie die Schultern und verließ mit eiligen Schritten das Zimmer.

Gerion und Selissa tauschten einen überraschten Blick. Der Magier setzte zum Sprechen an, aber Selissa wandte sich wiederum der Amazone zu. »Mir scheint, du hast mich falsch verstanden. Es freut mich nicht, daß du mit dem Kriegshandwerk dein Brot erwerben willst, aber ich habe auch nichts dagegen. Aber wie kannst du nur sagen, es sei dir gleich, für welche Seite du kämpfst? Es betrübt mich sehr, dir dies sagen zu müssen, aber mir scheint, deine Mutter hat sehr viel besser zwischen Freund und Feind zu unterscheiden gewußt.«

Gilia sah sie finster an, die von der roten Narbe durchzogene Stirn zeigte eine zornige Falte. »Ist dir dein Anliegen, die Moralpredigerei, wahrhaftig so

wichtig, daß du die Königin der Amazonen ins Gespräch bringen mußt? In früheren Zeiten hätte ich dich für eine solche Wortwahl wahrscheinlich geohrfeigt, aber um den Menschen, der ich jetzt bin, zu beleidigen, muß man schon stärkere Waffen ins Feld führen. Du siehst es ja: Ich bleibe recht gelassen, und ich will dir sogar erklären, weshalb die Frage, wer wohl in einem Kampf die Guten seien und wer die Bösen, bevor ich meine Klinge an eine der beiden Seiten vermiete, für mich sinnlos geworden ist. Wenn ich schon zu nichts anderem mehr tauge als zur Söldnerin, dann will ich meinen Beruf wenigstens zuverlässig ausführen. Ein zuverlässiger Mietling aber hält zu der Seite, die ihn entlohnt. Ich werde für Geld kämpfen, und wer mir die Taler gibt, der hat mich auf seiner Seite – solange er mich anständig bezahlen kann. Das wird meine Moral als Söldnerin sein, und dieser Moral werde ich treu bleiben!« Sie nickte bekräftigend mit dem Kopf.

»Dieser Argumentation kann ich nicht folgen«, erklärte Selissa, die sich mit Mühe zu einer ruhigen Sprechweise zwang. »Ich sehe nicht ein, wieso du nicht deinen Sold im Sinn haben und dich dennoch für die Seite entscheiden kannst, die du als die Guten erkennst. Würdest du etwa nicht auf ein paar Dukaten verzichten, wenn du es dir so ersparen kannst, auf der Seite von Verbrechern zu kämpfen?«

»Aus dir spricht die Ferdoker Lanzerin, die Kriegerin also, aber deine Überlegungen sind nicht mehr die meinen. Mein Lehensherr wird nicht irgendein Graf, Fürst, Kaiser oder Gott sein, sondern allein das blinkende Gold.«

Gerion wiegte schmunzelnd den Kopf. »Nein, laß nun mich etwas sagen«, bat er Selissa, die schon zu einer hitzigen Erwiderung angesetzt hatte. »Zunächst – das muß ich bekennen – hast du mich mit deiner Rede gehörig überrascht, Amazone. Fast war ich geneigt, dir zu glauben, und ich war schon drauf und dran, dir mit harten Worten den Kopf zurechtzurücken ...«

»Wieso das?« warf Selissa in unverändert grimmigem Tonfall ein. »Ich dachte, du seist mit Gilia einer Meinung. Hast du nicht vorhin noch gesagt, im Krieg gebe es keine Moral, und jedes Mittel sei recht?«

»Nein, das habe ich nicht gesagt. Wörtlich sagte ich: ›Der Krieg will keine heiligen Wahrheiten dulden.‹ Das soll heißen, es ist das Wesen des *Krieges*, jede Moral zu ersticken. Aber ich bin mir gewiß – das hat mich das Leben gelehrt –, es ist das Wesen des *Menschen*, gut zu sein. Und ich weiß auch, dieses innerste Wesen mag tief in ihm verborgen sein, so tief, daß man es kaum mehr finden mag, denn er ist schwach. Allzuleicht läßt er sich von den scheinbaren Forderungen und Gesetzen des Krieges überwinden.

Dabei käme es gar nicht zu Kriegen, wenn sich der Mensch jederzeit auf sein innerstes Wesen besänne ...

Da aber der Krieg nun einmal nicht aufzuhalten zu sein scheint, sollte ein jeder, der freudig in den Kampf zieht, und jeder, der gegen seinen Willen in den Krieg hineingezogen wird, danach trachten, daß er sein Wesen bewahrt. Und ich denke, es sind die Besten, die sich vom Krieg ihre Moral nicht stehlen lassen. Sind es nicht die Kämpfer, Amazone, die auf einen Platz an Rondras Tafel hoffen können?«

Gilia zuckte die Achseln. »Das mag so sein, mag nicht so sein. Wenn mir jemals ein Platz an jener Tafel bereitgehalten wurde, so habe ich ihn ohnehin tausendfach verwirkt. Und wenn ich bis ans Ende meiner Tage nur noch für die vermeintlich Guten kämpfen würde, ich würde jenen Platz nicht wiedererlangen. Insofern kannst du meinen Worten ruhig glauben, Magier. Meine Klinge folgt dem Gold – das ist meine Entscheidung, und sie soll gelten, bis Golgari mich holt.«

»Nein, nein!« Gerion hob abwehrend die Hand. »Mit solchen Behauptungen kannst du mich nicht mehr überraschen. Du konntest eine solche Entscheidung überhaupt noch nicht treffen, weil sie nicht von dir gefordert wurde. Du hast uns erzählt, wie du dir die Moral einer Söldnerin *vorstellst* – das heißt noch lange nicht, daß du sie zu der deinen machen kannst.«

»Nein ...? Nun, ich habe schon als Söldnerin gefochten. Ich werde es wohl selbst am besten wissen.«

»Ach was, du hast ein, zwei Transporte durch unsicheres Gelände begleitet. Das nenne ich nicht Söldnertum. Aber meinetwegen – ich will nicht spitzfindig sein. Doch selbst wenn wir davon ausgehen, daß du tatsächlich bereits ein Mietling bist, ein alter Hauden, dann hast du schon mindestens zweimal schwer gegen deine sogenannte Überzeugung verstoßen.«

»Ach ja, wie willst du das wissen?«

»Ich war dabei.«

Eine feine, kaum wahrnehmbare Röte hatte Gilias Wangen überzogen. »Du willst doch wohl nicht auf diesen unsäglichen Kampf in der Orkschenke anspielen?«

»O doch!« Gerion nickte heftig. »Wo bist du denn da dem Gold gefolgt, als du an Selissas Seite gefochten und uns das Leben gerettet hast? Haben wir so über alle Maßen reich ausgesehen, meine Gefährtin und ich, daß du dich für uns in einen Kampf gegen eine tödliche Übermacht werfen mußt? Wenn ja, wenn uns die Batzen aus allen Kleiderfalten zu purzeln scheinen, warum hast du uns dann nicht längst nach deinem Lohn gefragt ...?«

Gilia winkte ab. »Ich weiß nicht, was mir diese Rede soll ... Ich war betrunken an jenem Abend, ich

wußte kaum noch, was ich tat. Diese Geschichte beweist gar nichts.«

»Nun gut. Als du uns geholfen hast, diesen Bauern unten im Dorf das Leben zu retten, hattest du nicht einmal einen Schwips, Amazone! Nein, nein, du hältst dich nicht an deine eigenen Überzeugungen ... Du kannst es gar nicht!«

Gilia sprang auf und funkelte den Magier zornig an. Sie rang sichtlich, aber erfolglos nach Worten.

Gerion fuhr ungerührt fort: »... und soll ich dir etwas sagen: Ich freue mich darüber, daß du dir in diesen Dingen nicht treu sein kannst. Genauso wie ich mich darüber freue, daß du mit uns nach Festum kommst ...«

Die Amazone wandte sich brüsk ab, stürmte aus dem Zimmer und schlug die Tür hinter sich zu.

»Manchmal ist sie nicht leicht zu ertragen«, stellte Selissa fest.

»Sie ist noch sehr jung«, murmelte Gerion versonnen. »Wir neigen dazu, dies zu vergessen, weil wir sie als eine so harte Kämpferin kennengelernt haben.«

Selissa war immer noch verstimmt. »Ach was, mag sie noch so jung sein – das entschuldigt gar nichts!«

Der Magier schmunzelte. »Du bist selber noch nicht alt genug, um den Jungen das zuzugestehen, worauf sie ein Recht haben. Zum Beispiel haben sie das Recht, Fehler zu machen, denn wir Menschen sind

schließlich keine Elfen, bei denen die Jungen die Lehren der Alten annehmen. Wir bestehen darauf, daß jeder seine Fehler selbst machen muß. Ferner haben die Jungen das Recht, ihre Irrtümer mit Leidenschaft zu vertreten. Sie haben, wenn sie richtige Menschen sind, soviel Leidenschaft in sich, und sie mögen sie nicht ungenutzt herumstehen lassen ...

In Gilia ist ein Versprechen verborgen, das spüre ich immer wieder. Sie hat das Zeug zu einem ganz großen Menschen, einem Menschen, wie es seinesgleichen nur selten gibt ... Ach, wenn sie sich nur selbst besser kennenlernen wollte! Also, liebste Selissa, laß dich nicht von ihrem aufgesetzten Gebaren täuschen. Weil sie nicht weiß, wer sie ist, will sie sich selbst darstellen – so wie sie sich sieht. Aber leider besitzt sie in dieser Sache keinen besonderen Scharfblick ...

Oh, ich hoffe sehr, der Amazone ist eine ausreichende Frist gegeben, sich selber zu erkunden und ihre Bestimmung zu entdecken. Es kommen so harte Zeiten – manch einer wird sterben, ohne herausgefunden zu haben, wer er war, was ihm insgeheim von den Göttern mitgegeben würde, wer er hätte sein sollen. Er wird nichts mehr ändern, nichts ungeschehen machen können. Dabei haben wir doch nur dieses eine Leben ... Aber ich komme wieder einmal ins Faselieren. Das muß nicht sein – es gibt fürwahr wichtige-

re Dinge, um die ich mich kümmern sollte. Wohin ist Algunde deiner Meinung nach eben so hastig verschwunden?«

»Wohin schon?« entgegnete Selissa. »Zu diesem Matajew natürlich ... Sie war ja schon vorher bemerkenswert zappelig. Ich verstehe sie nicht, muß ich bekennen. Erst bedrängt sie uns, so bald wie möglich nach Ilmenstein abzureisen, und dann, wenige Minuten später, läuft sie zu diesem Bauernjungen, als hätte sie weder Kinder noch einen verwundeten Mann.«

»Ja, sie verhält sich sehr merkwürdig«, stimmte Gerion zu. »Ich menge mich wahrhaftig nicht gern in anderer Leute Angelegenheiten, aber ich habe mir schon seit ein paar Tagen vorgenommen, mir diesen Matajew einmal genauer anzusehen.«

»Es ist Algundes Leben«, warf Selissa ein. »Sie muß es so gestalten, daß sie glücklich wird. Vielleicht ist die naheliegende Lösung – die Lösung, die wir uns wünschen, weil wir Arvid und Algunde unsere Freunde nennen – gar nicht die rechte, um Algunde glücklich zu machen. Vielleicht wird sie keinem der Beteiligten wirklich gerecht. Also solltest du dich vielleicht besser aus der Sache heraushalten ...«

»Du hättest recht, und ich würde durchaus auf dich hören, mein Lieb, wenn ich nicht das Gefühl hätte, daß bei Algundes Liebschaft nicht alles mit rechten Dingen zugeht ...«

»Was soll denn da nicht stimmen? Solche Geschichten kommen immer wieder vor, in Dörfern wie in Palästen. Ich nehme an, du vermutest ein Hexenwerk ...«

Gerion nickte bedächtig. »An dergleichen habe ich in der Tat gedacht. Und so abwegig finde ich die Vorstellung gar nicht. Bedenke, die junge Gräfin aus der Fremde ist hier keineswegs bei jedermann beliebt. Was läge da näher, als eine Hexe zu bitten, das Leben der neuen Herrin von Geestwindskoje ein wenig zu verwirren?«

»Hm.« Selissa fuhr sich nachdenklich mit der Zungenspitze über die Unterlippe. »Vielleicht hast du tatsächlich recht ... Auf jeden Fall benimmt sich Algunde bisweilen äußerst ungewöhnlich. Manchmal kenne ich sie kaum wieder ...«

»Genauso ist es! Und darum werde ich so bald wie möglich ins Dorf hinuntergehen, um diesem Matajew einmal höchst genau zu betrachten.«



25. Kapitel



Geestwindskoje im Phex 1020 n. BF.

Ein magischer Raub

Am Abend desselben Tages, an dem Arvids Brief aus Sewerien in Geestwindskoje eingetroffen war, saß die Witwe Schorkin gemeinsam mit ihren drei Söhnen um den Tisch in der Stube, den man dicht an den Ofen herangerückt hatte. Auf der Ofenbank, unmittelbar unterhalb der Stelle, wo der Riß in der Kaminmauer klaffte, den die Söhne trotz ständiger Ermahnungen der Mutter noch immer nicht zugeputzt hatten, führte eine wohlbeleibte graue Scheunenkatze herzhaft gähnend ein paar Dehnübungen durch, bevor sie sich wieder zusammenrollte, um noch ein wenig die eigene zuckende Schwanzspitze zu beobachten. Auf dem Tisch standen eine dicke Kerze, ein paar Krüglein mit heißem Tee und eine Schale mit Praiosblumenkernen. Außerdem hatten Duna und jeder ihrer Söhne ein Häuflein Haselnüsse vor sich liegen, von denen das des Matajew eindeutig das größte war.

Die Schorkins hatten sich eine kleine Weile mit

Was-ist-im-Sack, vergnügt, einem Spiel, das überall auf der Welt unter Dutzenden von Namen bekannt ist und bei dem es darum geht, die Gesamtzahl von Haselnüssen (oder ähnlichen kleinen Dingen) zu erraten, die die Mitspieler in den Fäusten verborgen über die Tischmitte halten. Leider war wieder einmal etwas geschehen, was sich in letzter Zeit immer häufiger ereignete und den Schorkins die Freude an diesem Spiel verdarb: Matajew hatte plötzlich, Spiel um Spiel, die exakte Anzahl der bereitgehaltenen Nüsse angesagt. Zehnmal hintereinander hatte er nicht den geringsten Irrtum begangen.

Tirulf Schorkin klemmte sich eine der Nüsse zwischen die kräftigen Backenzähne und zerknackte die Schale mit einem Biß. Er befreite den Kern von Speichel und Schalensplittern und schob ihn sich in den Mund. »Da esse ich doch lieber meine restlichen Nüsse auf, als daß ich sie alle an unser Elfchen verspiele!« sagte er mürrisch.

Littjew, der zweite Sohn der Witwe und ebenso schwarzhaarig und stämmig gebaut wie sein Bruder, zerdrückte eine Nuß zwischen Dolchknauf und Tischplatte. Da der Kern in ebenso winzige Stücke zersplittert war wie die Schale, wischte er mit einer zornigen Handbewegung sämtliche Krümel vom Tisch. »Du hast es schon wieder getan, Matjescha! Beim letzten Mal hast du versprochen, daß du es bleibenläßt.«

»Aber ich kann gar nichts dafür, wenn es geschieht«, erwiderte Matajew. »Es geht auf einmal los, mitten im Spielen, und dann weiß ich genau, wie viele Nüsse wir zusammen in den Händen haben. Ich sehe sie regelrecht vor mir – zu einer kleinen Reihe auf der Tischplatte ausgelegt, damit ich sie besser zählen kann, wahrhaftig!«

»Quatsch, Söhnchen!« erklärte Duna streng. »Du schaust uns durch die Fingerritzen mit deinen seltsamen Elfenaugen. Kann sehen wie ein Habicht, das Söhnchen... Von mir hast du das nicht, das ist gewiß.«

»Ach, Mutter«, warf Tirulf ungeduldig ein, »hast du denn vergessen, daß wir beim letzten Mal sogar Tücher um unsere Fäuste gewickelt hatten? Und er hat trotzdem immer die richtige Zahl genannt. Nein, etwas stimmt hier nicht, und ich werde nichts mehr spielen, wobei Matajew mitspielt. Mir ist die ganze Freude verleidet.«

Littjew setzte ein versöhnliches Lächeln auf. »Du könntest doch einfach eine falsche Zahl sagen«, schlug er Matajew vor. »Dann könnte Tirulf wenigstens hin und wieder gewinnen.«

Dunas Ältester schlug sich mit der flachen Hand gegen die Stirn. »Bei allen Zwölfen!« stöhnte er. »Welch ein Vorschlag! Welch ein Schwachkopf! Wie kannst du nur meinen, daß mir das Spielen dann noch den geringsten Spaß macht ...«

»Ich könnte das gar nicht«, sagte Matajew wie aus tiefem Nachdenken aufschreckend dazwischen. »Eine falsche Zahl sagen, meine ich. Meint ihr denn, auf den Gedanken wäre ich nicht schon längst selbst gekommen? Ich würde euch ja gern die Freude machen, aber ich bekomme es einfach nicht fertig. Ich sehe die Nüsse in einer Reihe, ich zähle sie rasch im Kopf, und dann muß ich ihre Zahl nennen. Ich kann nichts daran ändern. Ich habe es schon oft genug versucht. Nicht einmal der Satz ›Ich weiß nicht‹ kommt mir über die Lippen, und stumm bleiben kann ich auch nicht.«

Seine Brüder schüttelten ungläubig die Köpfe.

Duna Schorkin schob ärgerlich die Brauen zusammen. »Was redest du da für Unsinn, Matjescha? Natürlich kann man stumm bleiben, wenn man nicht reden will. Nur ein solches Plappermaul wie du, das steht natürlich niemals still ... Soll ich dir etwas sagen, Söhnchen? Diese Flausen hat dir nur die feine Gräfin in den Kopf gesetzt. Das führt zu nichts Gutem, wenn sich einer aus der Herrschaft mit unsereinem abgibt!«

»Ach ja?« Auch Matajews Augen blitzten zornig. »Was wäre denn gewesen, wenn die feinen Herrschaften sich nicht mit uns abgegeben hätten, als die tobrischen Soldaten uns besucht haben ...«

»Wie willst du wissen, daß es Tobrier waren?« fragte Littjew dazwischen.

Matajew winkte ärgerlich ab. »Na, irgendwoher müssen die Leute ja gekommen sein, du Schlaukopf! Außerdem tut das gar nichts zur Sache!« Er sprang auf und ging auf die Tür zu.

»Was ist jetzt das?« fragte Duna. »Willst du so spät noch fortgehen, Matescha? Es ist doch längst dunkel draußen.«

»Und es taut«, ergänzte Littjew. »Der Schnee ist so matschig, daß es einem die Stiefel zerweicht.«

»Laßt ihn nur ziehen!« brummte Tirulf. »Wo wird er schon hingehen? Natürlich zum Gutshaus. Da macht es auch nichts, wenn ihm die Stiefel von den Füßen fallen. Da oben gibt es jemanden, der schenkt ihm neue ...«

Matajew ballte die Fäuste und kehrte zum Tisch zurück. »Steh auf!« schrie er Tirulf ins Gesicht.

Der älteste Schorkinbruder stemmte sich schwerfällig hoch. »Nun stehe ich«, erklärte er. »Und was soll nun werden? Willst du mich etwa schlagen, du Buntspecht? Ich stopfe dich in den Ofen, Brüderchen – daß es qualmt!«

Jetzt stand auch die Witwe Schorkin auf, Littjew tat es ihr nach. »Wollt ihr wohl Frieden geben!« herrschte die Duna ihre Söhne an. Plötzlich holte sie mit der Rechten aus und schlug Matajew in den Nacken, dann bekam auch der völlig überraschte Tirulf seinen Teil. »Ich will euch helfen, in meiner Stube eine Rau-

ferei zu beginnen! Da müßt ihr erst einmal mit mir fertigwerden, Söhnchen, und so weit sind wir noch lange nicht!« Zornig blickte sie von einem zum andern. »Matajew – du wolltest doch hinaus. Worauf wartest du noch – da ist die Tür. Kühl dich draußen ein wenig ab! Und du, Tirulf, setz dich wieder hin und iß ein paar Praiosblumenkerne. Das wird dir helfen, dich wieder zu beruhigen! Raufbolde! In der Stube der Dorfschulzin! Ihr werdet mich noch in Verruf und um mein Amt bringen! Zahlt ihr mir dann den Dukaten, den ich vom Gut bekomme, Söhnchen? Also los, auseinander! Das hätte ein so schöner Abend werden können. Ihr habt ihn mir gründlich verdorben!«

Während Tirulf sich umständlich wieder auf seinem Platz niederließ, ging Matajew zur Tür und trat in Freie. Auf der Straße, das Haus mit dem goldgelb leuchtenden kleinen Fenster im Rücken, blieb er unschlüssig stehen, spürte dem überraschend milden Wind nach, der ihm über die Wangen strich, und lauschte dem Fallen der Tropfen aus getautem Schnee. Er wußte nicht, wohin er sich wenden sollte.

Vom Gut her kam eine schmalschultrige dunkle Gestalt durch den matschigen Schnee gestapft. Sie hatte offensichtlich Mühe, nicht auszugleiten. Hin und wieder hangelte sie sich an einem Vorgartenzaun vorwärts. Ein Mann, entschied Matajew, als der

Fremde ein Stück näher herangekommen war – offenbar der grauhaarige Krauskopf, der zusammen mit den beiden Kriegerinnen nach Geestwindskoje gekommen war und nun wie diese oben im Gutshof wohnte. Es hieß, er sei ein berühmter Zauberer und unter falschem Namen unterwegs, weil die Kaiserin von Bosparan ihre Häscher nach ihm ausgeschickt habe. Matajew, der den Mann zwei- oder dreimal im Vorübergehen gesehen hatte, mochte an solche aufgetauschten Geschichten nicht glauben. Der Kraushaarige erschien ihm als ein ganz gewöhnlicher Mann – nicht mehr jung, aber auf keinen Fall gebrechlich. Vermutlich recht klug, aber einen ›berühmten Zauberer‹ stellte der junge Schorkin sich anders vor.

Auch wenn er sich nur schwer an den schrecklichen Tag erinnern konnte, als die Soldaten das Haus überfielen – die meiste Zeit hatte er bewußtlos am Boden gelegen –, so wußte er doch, daß der zierliche Fremde zusammen mit seinen beiden Gefährtinnen der Mutter und ihm das Leben gerettet hatte. Ein paarmal hatte der junge Schorkin mit dem hohen Herren aus Tobrien geredet – einmal, um ihm seinen Dank abzustatten, und danach noch einige Male, weil der Herr jeweils in Plauderstimmung war und offenbar mit jemandem scherzen wollte. Der Herr Gerion, denn das war sein Name, hatte sich immer als äußerst wißbegieriger, aber auch recht unterhaltsamer Ge-

sprächspartner erwiesen. Darum wandelte sich auch Matajews mißtrauische Miene zu einem freundlichen Lächeln, sobald er den Mann erkannt hatte.

»Einen guten Abend«, grüßte dieser. Er trug einen dunklen Mantel mit hochgeschlagener Kapuze, so daß sein Gesicht kaum zu erkennen war.

»Peraine zum Gruße«, erwiderte Matajew und fügte so gelassen wie möglich hinzu: »Was meint Ihr, hoher Herr, ob nun der Frühling kommt ... Ich meine, weil es doch so kräftig taut ... Könnte aber auch sein, daß der Winter noch einmal zurückkehrt.«

Der Mann mit der Kapuze kicherte belustigt. »Woher soll ich denn wohl wissen, wie das Wetter wird? Ich dachte immer, ihr Bauern seid die Fachleute auf diesem Gebiet – da ihr doch tausend Regeln zu dem Thema aufgestellt habt.«

Wassjef lachte. »Ich weiß schon, was Ihr meint, Herr. ›Singt nachts der Ochs im Scheuer, wird der Roggen knapp und teuer.« Solche Regeln, nicht wahr?«

Gerion stimmte in das Lachen des jungen Mannes ein. »Den Spruch kannte ich noch gar nicht ...«, sagte er.

»Kein Wunder, hoher Herr, ich habe ihn mir soeben ausgedacht.«

»Hast ein helles Köpfchen, Bursche. Sag, bist du nicht der jüngste der Schorkin-Brüder?«

Der Jüngling verbeugte sich, ein wenig enttäuscht darüber, daß der hohe Herr sich sein Gesicht nicht besser gemerkt hatte. »Doch, Herr Gerion, der bin ich. Matajew Schorkin ist mein Name.«

»Und was hat dich um diese späte Stunde noch hinaus auf die Straße getrieben, wenn die Frage gestattet ist?«

»Aber gewiß mögt Ihr fragen. Um die Wahrheit zu sagen: Ich stehe hier ohne einen besonderen Grund. Spazieren habe ich gehen wollen, aber dann fand ich die Straße so naß vor, daß es mir um meine Stiefel leid wäre ... Doch die gleiche Frage könnte ich Euch stellen. Es ist recht ungewöhnlich, daß so spät noch jemand vom Gut ins Dorf kommt ... Ihr wolltet doch nicht etwa zu uns, hoher Herr? Zur Dorfschulzin, meine ich.«

Gerion winkte ab. »Nein, nein – wenn ich auch recht froh bin, daß ich dich getroffen habe. Es ist mir immer wieder eine Freude zu sehen, wie gut deine Verletzungen nach dem Kampf verheilt sind ...«

»Nun, nun«, wehrte Matajew ab, »was mich betrifft, da kann man wirklich nicht von einem Kampf sprechen. Ich habe ein paar Knüffe und Stiche mit meinem Kopf und Körper aufgefangen – und bin ohnmächtig geworden. Wer wollte das kämpfen nennen?«

»Das klingt ja so, als ob du gern einen richtigen Strauß mit den Söldnern ausgetragen hättest – das

hätte für dich aber noch viel schlimmer enden können.«

»Immer noch besser als niedergehauen zu werden wie ein alter Gaul beim Roßschlächter!«

Gerion schüttelte den Kopf. »Ihr Jungen könnt froh sein, daß niemand euch beim Wort nimmt, wenn ihr eure starken Sprüche aufsagt ... Glaub mir, schmähsch niedergehauen ist unendlich viele Male besser als ruhmvoll getötet. Aber ich denke, wir sollten das Thema wechseln. Auch ich wollte einen Spaziergang machen, weiß aber nicht so recht wohin. Eine Schenke würde ich gern besuchen – ich habe so einen leichten, angenehmen Durst, dem ich etwas Aufmerksamkeit widmen möchte, aber hier im Dorf Geestwindskoje habt ihr wohl kein Gasthaus ...«

»Nein, eine richtige Schenke – so wie das *Netz und Nadel* in Neuhaben – gibt es hier tatsächlich nicht. Aber der Bauer Donsemkin empfängt in seiner Stube gern Gäste und schenkt ein recht gutes Bier aus. Donsemkins Haus, ja, das ist fast so etwas wie eine Schenke.«

»Und wo finde ich diesen Donsemkin?«

Matajew setzte zu einer Wegbeschreibung an, aber Gerion unterbrach ihn schon nach den ersten Worten. »Warum begleitest du mich nicht dorthin? Du weist mir den Weg, und ich kaufe dir ein Bier – das wäre doch für uns beide ein gutes Geschäft.«

Der junge Schorkin zögerte. »Ich weiß nicht recht. Ich glaube, ich kann von Euch kein Bier annehmen. Ihr habt schon soviel für mich getan. Eigentlich müßte ich wohl Euch einladen, wenn es zwischen uns gerecht zugehen sollte. Wartet einmal! Ich will ins Haus laufen und zusehen, ob ich den Brüdern einen Taler entsteißen kann ...«

Gerion hielt ihn an der Schulter fest. »Das laß bleiben. Und wenn es zwischen uns gerecht zugehen soll und du mich nicht beleidigen willst, dann nimmst du meine Einladung gefälligst an. Sonst wäre ich sehr gekränkt, mein Lieber.«

Matajew hob verlegen lächelnd die Schultern. »Ganz, wie Ihr meint, hoher Herr. Dann haltet Euch nur an meiner Seite und faßt meinen Arm! Wollen wir hoffen, daß wir nicht beide in diesen glitschigen Matsch fallen.«

In Donsemkins Haus war die Stube nicht mit nur einem, sondern mit vier Tischen und der entsprechenden Menge an Bänken und Hockern bestückt. Keine steile Leiter führte zu dem Speicher und den Gesin-deschlafplätzen im oberen Stockwerk hinauf, sondern eine richtige Treppe mit einem Geländer und gedrechselten Säulen. An den Wänden brannten Fackeln, die Flammen in der großen Feuerstelle flackerten, es war also mehr als hell genug in der geräumi-

gen Stube, aber dennoch trug Donsemkin sofort einen dreiarmligen zinnernen Leuchter heran und stellte ihn auf den Tisch, an dem der hohe Herr aus dem Guts-
haus und der junge Schorkin sich niedergelassen hatten. Von der ursprünglich braunen Lockenpracht war dem Wirt nur ein Kranz schulterlanger Haare geblieben, und er hatte sich in den letzten Jahren vor allem in der Leibesmitte eine gewisse Rundlichkeit angeeignet, aber Donsemkin war noch immer ein gutaussehender Mann und der Schwarm so mancher Geestwindskojerin.

Er trug, vorsichtig mit der Hand abgeschirmt, einen brennenden Kienspan von der Feuerstelle heran und entzündete die Kerzen auf Gerions Tisch. Schließlich stellte er noch ein flaches Holzschälchen mit Praiosblumenkernen neben den Kerzenständer. »Wie schön, daß Ihr mir die Ehre gebt, hoher Herr«, sagte er. »Womit kann ich zu Diensten sein?«

»Mein junger Freund hier« – Gerion nickte Matajew zu – »hat mir Euer Bier sehr empfohlen. Nun würde ich gern davon kosten, wenn's genehm ist.«

Donsemkin gab Matajew einen freundschaftlichen Klaps auf den Rücken. »Das hast du brav getan, daß du unser Haus empfohlen hast – das will ich mir wohl merken. Und für Euch, hoher Herr, werde ich ein neues Faß anschlagen, damit Euer Bier so frisch ist, wie es nur sein kann.« Er wischte noch einmal mit

einem Tuch, das er hinter dem Gürtel stecken hatte, über die helle Tischplatte (auf der es wahrhaftig nichts fortzuwischen gab) und eilte in die Kammer hinter der Theke, wo sich vermutlich der Zugang zum Bierkeller befand.

Gerion erwiderte einen Gruß vom Nachbartisch, an dem ein kräftig gebauter Mittvierziger mit langen flachsblonden Haaren, eine verhärmte Frau mit einem grauen Nackenknoten, beide in Bauerntracht, und ein fülliger Mann in ärmlicher Bürgerkleidung saßen. Alle drei hatten respektvoll in Gerions Richtung genickt.

»Die Wessloffs ...«, erläuterte Matajew mit gedämpfter Stimme. »Den Dicken indes kenne ich nicht; das muß ein Besucher aus der Stadt sein.«

Von den dreien abgesehen hatte Donsemkin keine weiteren Gäste. Mit einem breiten Lächeln trug er wenig später das Bier heran und stellte es auf den Tisch. Aus einer schweren Kanne füllte er zwei irdene Humpen, gerade so schwungvoll, daß auf den Krügen eine prächtige weiße Haube aufstieg, dann stellte er die Kanne zwischen den Krügen ab, trat einen knappen Schritt zurück und blickte erwartungsvoll auf Gerion hinab.

Der nahm bedächtig einen kleinen Schluck, schloß prüfend die Augen, nickte anerkennend und trank dann einen tiefen Zug. »Ein gutes Bier!« erklärte er. »Drunten in Vallusa brauen sie kein besseres.«

Der Name der Stadt war gut gewählt, denn wenn Donsemkin auch noch niemals dort gewesen war, so hatte er doch schon viel von ihr gehört und wußte, daß dort etliche Zwerge lebten, die geborenen Bierbrauer. Das mußte er sogleich seiner Frau erzählen, daß sein Bier mit dem Vallusaner gleichgestellt worden war. Er wandte sich um und eilte davon.

Nachdem Gerion mit dem jungen Schorkin allein war, begann er ein Gespräch über das Dorf, die Geestwindskojer, das Leben als solches mit seinen Schwierigkeiten und die weite Welt, in der es keineswegs besser zugeht als daheim. Dabei achtete der Magier sorgfältig darauf, daß Matajews Bierkrug stets gut gefüllt war. Er bestellte rechtzeitig eine neue Kanne beim frohgemut strahlenden Donsemkin und kaufte dem Mann gar für drei Taler einen kleinen Henkelkrug mit zwiefach gebranntem scharfen Kartoffelschnaps ab.

Es war nicht schwer, den Jüngling dazu zu überreden, einen ordentlichen Zug von dem Schnaps zu trinken. Gerion mußte nur rasch eine Geschichte von einem jungen Soldaten aus Mendena erfinden, der sich davor fürchtete, einen anständigen Schluck zu nehmen und sich statt dessen eher von seinen Kameraden und Kameradinnen hänseln ließ.

Wenn Matajew in den ersten Minuten des Beisammensitzens mit Gerion ein gewisses Mißtrauen ver-

spürt hatte (Warum gibt dieser weitgereiste Mann sich ausgerechnet mit mir ab, einem unbedeutenden Bauernsohn?), so war dieses Gefühl nach dem Leeren von ein, zwei Krüglein völlig verschwunden. Der Magier stellte zufrieden fest, daß sich der Junge entspannte, sich allerlei neugierige Fragen zu stellen traute und seinerseits bereitwillig Auskunft zu vielen Dingen gab.

Behutsam lenkte Gerion des Gespräch auf Liebesdinge, aber dies war offenkundig kein Thema, zu dem der junge Schorkin sich äußern mochte. Statt dessen – und vielleicht, um den freundlichen hohen Herren auf andere Gedanken zu bringen – erzählte Matajew von den rätselhaften Erlebnissen, die er bisweilen beim Spielen hatte. »Und darum«, schloß er seinen Bericht, »weil Ihr doch ein so weitgereister und welterfahrener Mann seid, wollte ich Euch einmal fragen, ob Ihr Euch einen Reim auf diese Dinge machen könnt. Manchmal erscheint mir mein Tun wie Zauberei, aber ich weiß natürlich, daß das nicht sein kann. Ich bin schließlich ein Bauernsohn, auch wenn mich meine Brüder hin und wieder als ›Elfchen‹ verspotten.«

Gerion maß sein Gegenüber mit aufmerksamen Blicken. Er war sehr zufrieden mit der Wendung, die das Gespräch genommen hatte, denn er hatte sich noch keinen Plan zurechtlegen können, wie sich der

Junge unverfänglich auf eine magische Beeinflussung hin prüfen ließe. Auch hätte er wohl kaum geradewegs danach fragen können, ob Matajew tatsächlich einer Hexe begegnet war und was die mit ihm angestellt haben mochte. Ein heimliches Ausspähen mit Hilfe der Hellsichtmagie war ebenfalls nicht möglich, da die Zaubertechnik in diesem besonderen Fall verlangt, daß nicht nur das ›Forschungsobjekt‹ genau fixiert, sondern auch die Formel der Enthüllung laut und vernehmlich ausgesprochen wird. So betrunken aber war der Junge noch nicht, daß er es nicht bemerkt hätte, wenn man ihm eine Zauberformel vorgesprochen hätte.

Doch nun war alles ganz anders gekommen: Allem Anschein nach war Matajew gar keinem fremden Zauber erlegen, sondern selbst eine magische Naturbegabung, ohne seine übersinnliche Fähigkeit zu begreifen und sicher zu beherrschen. Das würde einiges erklären und manches vereinfachen. Aber zunächst mußte Gerion sich Gewißheit verschaffen.

Er achtete darauf, sich seine Erleichterung nicht anmerken zu lassen. Statt dessen setzte er eine sorgenvolle Miene auf. »Hier konstatiere ich durchaus das Walten arkaner Kräfte«, stellte er mit plötzlichem Ernst in der Stimme fest. »Ich fürchte, mein Junge, in dir ist tatsächlich eine gewisse Magie gefangen ...«

»Magie gefangen, Herr? Wie meint Ihr das?«

»Oh, nach allem, was du mir erzählt hast, muß ich diesen Ausdruck wählen. Manche Menschen – zu denen zähle auch ich wie du dir schon gedacht haben magst – verfügen über eine magische Begabung. Das heißt, schlicht ausgedrückt, sie können zaubern. Und wenn sie gut in ihrem Fach sind, nicht größenwahnsinnig werden, also zu hoch greifen, und wenn die allgemeinen Umstände stimmen, dann wird ihnen der Zauber, den sie auslösen wollen, auch gelingen.«

Matajew, der eben den Bierkrug an den Mund führen wollte, setzte ihn wieder ab und sah Gerion erstaunt an. »Da stimmt es also doch, was die Leute erzählen, und Ihr seid ein berühmter Meistermagus? Ich aber bin ganz bestimmt kein Zauberer, hoher Herr. Das kann ich Euch versichern.«

Gerions Miene war noch immer von scheinbarer Besorgnis geprägt. »Um eine Magie in sich zu haben, muß man kein Zauberer sein. Nicht einmal ein Elf, dem ja die Zauberkraft bekanntlich angeboren ist, kann auch als Magier gelten. Er beherrscht zwar seine besondere Fähigkeit, aber er weiß wenig über die Hintergründe und Wirkungsweise der Zauberei. Es gibt Menschen, die haben die Gabe – oder sollte ich sagen: die Last? – in sich und wissen überhaupt nichts davon. Die Magie ist gewissermaßen in ihnen gefangen – darauf wollte ich eben hinaus. Und, mein

lieber Matajew, das ist ganz und gar kein gesunder Zustand, denn wenn jemand die Magie nicht beherrscht, dann kommt es vor, daß sie ihn beherrscht ... Hast du nicht eben selbst erzählt, daß du es gar nicht verhindern konntest, bei eurem Spiel die Anzahl der Nüsse zu sehen? Ja, du konntest dich nicht einmal dazu zwingen, diese Zahl zu verschweigen! Oh, Junge, du läufst wirklich Gefahr, ein Opfer deiner außergewöhnlichen Begabung zu werden!«

Matajew, der schneebleich geworden war, wich ein wenig auf seinem Stuhl zurück.

»Laß mich deine Gabe prüfen!« schlug Gerion vor. »Jetzt und hier – es tut nicht weh, das verspreche ich dir.«

»Es tut gewiß nicht weh?«

»Nein, nein, ich werde dich nur anschauen und eine gewisse Formel sprechen. Das ist alles. Du wirst gar nichts spüren. Sehr viel schmerzhafter aber kann es für dich werden, wenn deine verborgenen Fähigkeiten ausbrechen und sich gegen dich wenden.«

Matajew zuckte zusammen und spähte ängstlich zu dem Tisch der Wessloffs hinüber. »Sollen wir nicht doch lieber hinausgehen?« fragte er. »Was sollen die von uns denken, wenn wir hier solch seltsame Dinge treiben?«

»Ach was, sie werden gar nichts bemerken. Was ich zu tun habe, ist schnell geschehen.« Er wartete die

Antwort des Jungen gar nicht erst ab, sondern musterte ihn mit scharfem Blick und sprach die Formel:
»Odem Arkanum Senserai ...«

Mit knapper Not unterdrückte er einen Überraschungsruf, denn der rötliche Schimmer, der bei erfolgreicher Anwendung des Zaubers anzeigt, ob dem geprüften Ding oder Lebewesen tatsächlich eine gewisse Magie innewohnt, war bei dem jungen Schorkin ungewöhnlich ausgeprägt. Eine leuchtende Aura umgab ihn, fast mit der Helligkeit einer Fackel. Gerion war sich recht sicher, daß seine eigene Aura kaum ausgeprägter hätte erscheinen dürfen. Der Junge war wahrhaftig ein außergewöhnlich gut ausgestattetes Naturtalent. Unwillkürlich schaute der Magier zum Nachbartisch hinüber. Einen Moment lang mochte er kaum glauben, daß dieser helle Schein nur für ihn und nicht für jedermann sonst in der Schankstube sichtbar war, aber niemand betrachtete Matajew genauer.

»Was ist denn nun?« fragte der Junge aufgeregt.
»Ist in mir eine Magie versteckt?«

»Puh!« machte Gerion. »Das kann man wohl sagen! Aber sei unbesorgt: Ich bin fest davon überzeugt, daß ich dir helfen kann ... Nun schau nicht so verängstigt! Komm, trink noch einen Schluck! Den kannst du jetzt gut gebrauchen.«

Tatsächlich leerte der sichtlich aufgewühlte junge Schorkin seinen Krug mit einem Zug.

Gerion ließ ein wenig Zeit verstreichen, bis er den rothaarigen Jüngling von neuem ansprach. »Wenn ich dir helfen soll, mußt du sehr viel Vertrauen zu mir haben. Du mußt zum Beispiel völlig offen mit mir über viele Dinge sprechen, damit ich am Ende entscheiden kann, was das Richtige für dich ist. Bist du dazu bereit?«

»Wenn Ihr mir helft, werde ich dann nicht mehr die versteckten Nüsse sehen, wenn ich sie nicht sehen will?«

»Nein, jedenfalls für eine gewisse Weile nicht. Für einige Zeit wirst du sie auch dann nicht sehen, wenn du es dir wünschst. Das kann ich dir versprechen. Was danach geschehen soll, wird sich zeigen.«

»Und ich werde auch nicht gezwungen sein, die richtige Zahl zu sagen, wenn ich es gar nicht will?«

»Nein, du wirst für eine Weile völlig frei von solchen Bedrängnissen sein – und die Entzauberungsprozedur wird wiederum nicht weh tun, das verspreche ich dir. Du wirst sie ebensowenig spüren wie den Zauber, den ich eben angewandt habe. Aber du mußt zuvor ganz ehrlich mit mir sein, sonst kann ich dir nicht helfen.«

»Gut, fragt mich, was Ihr wollt. Ich werde Euch in jedem Fall die Wahrheit sagen.«

»Wenn du dich mit der Gräfin Algunde treffen willst«, sagte Gerion völlig unvermittelt, »schickst du

ihr dann eine Botschaft oder gehst du selbst zum Gutshaus hinauf?«

Mit einem Schlag hatten sich die Wangen des Jungen rot verfärbt. Er sah sich hilfesuchend in der Stube um.

»Nun zier dich nicht und antworte mir!« sagte Gerion streng. »Jeder kennt euer Geheimnis, warum nicht auch ich? Ich will auch gar nichts Näheres darüber wissen – nur eben, wie du dich mit der Gräfin zu einem Treffen verabredest. Danach können wir das Thema ruhen lassen.«

Matajew starrte in seinen leeren Krug. »Ich will nicht darüber sprechen«, murmelte er. »Wie könnt Ihr nur denken, daß ich die Gräfin verrate, Herr ...?«

Der Magier seufzte ungeduldig. »Niemand redet davon, daß du jemanden verraten sollst! Und überhaupt, wie solltest du etwas verraten können, das sowieso jeder weiß?«

Das Rot auf Matajews Wangen war noch tiefer geworden. Er hielt die Lider gesenkt und hatte die Lippen fest zusammengepreßt. Gerion entschied, daß er besser daran täte, eine andere Gesprächstaktik anzuschlagen. »Stell dir vor«, sagte er, »du sähest eine Schar von Reitern, solch übles Gelichter wie jenes, das neulich euer Haus überfallen hat, nur etliche Söldner mehr. Du kannst ein paar Brocken von ihrem Gerede aufschnappen, und du erfährst, daß sie hinauf zum

Gut reiten wollen, um es zu plündern und anzuzünden. Was tätest du?«

»Ich würde natürlich hinauflaufen und die Leute warnen.«

»Aber du bist zu Fuß, und die anderen sind zu Pferd. Sie galoppieren, sie sind viel schneller dort oben als du.«

»Dann kann ich nichts tun«, stellte Matajew mit betrübter Miene fest. Seine Zunge war mittlerweile ein wenig schwer geworden und sein Geist ein wenig schläfrig. »Warum stellt Ihr mir eine so traurige Frage, hoher Herr?«

»Ach!« Gerion winkte ungeduldig ab. »Es ist doch nur ein Beispiel ... Du sollst dir die Reiter nur vorstellen.«

»Das habe ich getan. Es waren fünfzehn.«

»Hm – und du ließest sie wahrhaftig vorüberreiten und unternähmst gar nichts.«

»Vielleicht riefe ich laut«, schlug Matajew vor.

»Es ist zu weit bis zum Gut. Niemand würde dich hören.«

»Ich glaube doch!«

»Unsinn! Gehen wir davon aus, daß die Entfernung einfach zu groß ist. Stell dir vor, du warst unten bei der Schmiede, als die Reiter vorüberkamen. Niemand kann so laut rufen, daß man ihn von der Schmiede bis zum Gut hört.«

»Es kann sein«, erwiderte Matajew, »daß es gar nicht darauf ankommt, ob man laut genug ruft. Wichtig ist nur, wie man ruft. Seht, Herr Magier, ich kann fast lautlos, nein, völlig lautlos rufen, ohne auch nur die Lippen zu bewegen, und werde doch gehört.«

Gerion nickte befriedigt. »Das dachte ich mir fast. Kann dich jeder hören, den du auf diese stumme Weise rufst?«

Der Schorkinjunge hob die Schultern. »Das weiß ich nicht.«

»Warum nicht?«

»Ich habe es noch nie versucht ... Ich meine, ich habe bisher immer nur eine ... äh ... Person gerufen, und die hat mich gehört. Anfangs nicht immer, aber nun jedesmal, wenn ich es tue.« Matajew nickte zur Bekräftigung so heftig, wie es Betrunkene gern tun. »Nun wollt Ihr sicher wissen, wer diese Person ist, hoher Herr?« fragte er lauernd.

»Aber ganz und gar nicht.« Gerion winkte lässig ab. »Ich finde, das sollte unbedingt dein Geheimnis bleiben. Verrat mir lieber etwas anderes: Diese Person, deren Namen wir hier nicht nennen wollen – kommt sie jedesmal, wenn du sie auf deine Weise rufst?«

»Ja.«

»Auch dann, wenn sie vielleicht gar nicht kommen möchte ...?«

»Warum fragt Ihr jetzt wieder so etwas Merkwürdiges, Herr Magier? Ich denke mir, wenn sie nicht gern käme, käme sie überhaupt nicht. Ich habe ihr schließlich nichts zu befehlen – ich rufe sie ja nur.«

»Aber vielleicht hat sie manchmal, wenn sie dich rufen hört, etwas Wichtiges zu tun, möglicherweise eine Besprechung mit den Bauern, oder es sind bedeutende Gäste im Haus. Hat sie dir niemals erzählt, daß sie eine wichtige Arbeit unterbrochen hat, um zu dir zu kommen?«

Matajew lachte. »Ja, das hat sie getan! Mehr als einmal. Woher konntet Ihr das wissen, Herr Magier? Könnt Ihr etwa meine Gedanken lesen?«

»Nein, nein, sei unbesorgt«, versicherte ihm Gerion. »Auch dazu bedürfte es eines hochkomplizierten Zaubers mit vielen Formeln, die dir längst aufgefallen wären. Außerdem – könnte ich Gedanken lesen, dann wüßte ich ja inzwischen den Namen deiner geheimen Person und hätte ihn dir längst genannt.« Kaum hatte er das letzte Wort gesprochen, da hätte er sich vor Zorn fast auf die Zunge gebissen. Alles war bisher so glatt vonstatten gegangen, und es war wahrhaftig nicht nötig gewesen, den Jungen mit einem so albernem Beweis zu foppen. Wenn der nun doch nicht betrunken genug war, dann mußte er ja Verdacht schöpfen. Ach, Gerion, du Trottel! beschimpfte der Magus sich stumm. Das hättest du dir wahrhaftig sparen können!

Es erwies sich jedoch, daß der Schorkinjunge inzwischen ausreichend betrunken war, um an der seltsamen Beweiskette keinen Makel zu finden. »Oft schon hat sie mich zum Spaß gescholten«, nahm Matajew den Gesprächsfaden wieder auf. »Sie sagt dann immer, sie habe mich rufen hören, und da habe sie nicht anders gekonnt, als alles stehen und liegen zu lassen und zu mir zu eilen – weil sie mich so sehr liebt.« Das genießerische Grinsen eines von Bier und Schnaps Berauschten umspielte seine Lippen. »Ja, ja«, wiederholte er versonnen, »weil sie mich so sehr liebt.«

»So, sie nennt es auch *rufen*«, wiederholte Gerion nachdenklich. »Und du, liebst du sie gerade so sehr wie sie dich?«

Matajew schaute ruckhaft auf, dem Magier geradewegs ins Gesicht; seine Augen flackerten unstill. »Das könnt Ihr wohl glauben, hoher Herr, daß ich sie sehr liebe!« Empörung schwang in seiner Stimme. Vom Nebentisch schauten die Wessloffs herüber. Der Junge räusperte sich verlegen und schaute auf die Tischplatte. »Ich liebe sie mehr als mein Leben!« beteuerte er, nun mit gedämpfterer Stimme. Wieder nickte er mehrfach und heftig, um seinen Satz zu unterstreichen.

»Das glaube ich dir gern«, versicherte Gerion. »Aber sag, gibt es nicht vielleicht irgend jemanden im

Dorf, den du noch mehr lieben könntest?» Er las in dem Mienenspiel des beschwipsten Jungen wie in einem offenen Buch: Zuerst setzte Matajew zu einer zornigen Erwiderung an, kam dann aber ins Nachdenken, und schließlich zog ein verschwörerisches Grinsen über seine Züge. »Wenn Ihr mich nicht verrätet ...«, murmelte er. »Hundzinkens jüngste Tochter ist das schönste Mädchen in Geestwindskoje. Hinter Jaschina ist jeder her. Aber sie hat einen Verehrer in Neuhaben, einen Tischler. Trotzdem, wem es gelänge, mit Jaschina etwas anzufangen, den würde jeder Jungmann im Dorf beneiden. Ihr müßtet sie einmal sehen, hoher Herr! Sie hat schwarze Haare, glänzend wie poliertes Ebenholz, ihre Augen ...«

»Nun, wenn diese Jaschina schon dem Neuhafener Tischler zugetan ist«, warf Gerion ungeduldig ein, »dann brauchst du mir auch nicht von ihr vorzuschwärmen! Ich wüßte nur gern: Warum hast du sie denn nicht *gerufen*? Vielleicht wäre sie auch zu dir gelaufen.«

»Ach, Herr Magier, das ist mir gar nicht in den Sinn gekommen. Wenn ich an Jaschina gedacht habe, ist mir sofort immer der Stian aus Neuhaben eingefallen, und dann habe ich nicht weiter über Jaschina und mich nachgesonnen ... Am Ende hätte ich sie womöglich tatsächlich gerufen, und sie wäre gekommen und hätte mich ausgelacht!«

»Das wäre wohl kaum geschehen«, murmelte Gerion.

»Wie meint Ihr, hoher Herr?«

»Schon gut, schon gut. Ich ...«

Er wurde vom Aufbruch der Wessloffs unterbrochen, die sich unter mehrfachen Verbeugungen zur Tür zurückzogen, wo sie noch ein paar Worte mit Donsemkin wechselten. Anschließend trug der Bauernwirt noch eine frische Bierkanne an Gerions und Matajews Tisch. Auch er verbeugte sich und lächelte. »Wohl bekomm's! Wenn es den Herrschaften nichts ausmacht, zöge ich mich jetzt gern zum Schlafen zurück ... Du weißt ja, wie das ist, Matescha: Das Vieh fragt nicht danach, wie lange man am Abend aufgeblieben ist – es will in der Früh gefüttert werden.«

»Ihr habt recht, es ist spät geworden.« Gerion faßte nach seinem Geldbeutel.

Donsemkin schüttelte heftig den Kopf und versicherte, daß er auf keinen Fall beabsichtigt habe, die Gäste zum Aufbruch zu drängen. Nur sich selbst habe er verabschieden wollen, nichts weiter. Matajew könne jederzeit bestätigen, daß er, Donsemkin, selten einmal so lange wach bliebe, bis der letzte Gast gegangen sei. Nein, nein, der hohe Herr solle doch bitte noch die frische Kanne lehren und dann die Zeche, drei Taler, auf das Holztellerchen bei der Feuerstelle legen. So sei es üblich in seinem Hause ... Wenn der

hohe Herr jedoch unbedingten Wert auf Donsemkins Gesellschaft lege, so werde er natürlich wach bleiben.

»Nein, nein«, erwiderte Gerion, »legt Euch nur schlafen. Und ich danke für die vortreffliche Bewirtung. Gern will ich in aller Ruhe diese letzte Kanne mit dem vorzüglichen Bräu leeren. Wir werden auch hübsch leise sein, um Eure wohlverdiente Ruhe nicht zu stören.«

Donsemkin verbeugte sich noch zweimal – einmal am Tisch und einmal bei der Stubentür – und ging hinaus. Der Magier wandte sich wieder seinem jungen Begleiter zu, schenkte ihm noch einmal den Bierkrug voll. »Ja, ja, Jaschina«, murmelte er schmunzelnd. »Vielleicht erhört sie dich ja doch noch eines Tages. Wenn du sie nur einmal so recht von Herzen riefest ...« Er unterbrach sich und schlug sich ärgerlich mit der Hand aufs Knie. »Ich bin auch schon betrunkenener, als ich ahnte! Was rede ich denn da für einen Unsinn? Hör nicht auf einen alten Graukopf, wenn er dummes Zeug faselt! Versprich mir lieber, daß du einstweilen niemanden mehr rufst, und schon gar nicht jemanden, den du lieb hast! In der echten Liebe nämlich hat deine Ruferei nichts verloren. Aber das wirst du nicht verstehen. Wollen wir uns lieber um die magische Kraft kümmern, die in dir steckt und dir großen Schaden zufügen kann. Ich will mein möglichstes tun, um dich von dieser Last zu befreien. Aber du mußt mir auch diesmal vertrauen ... und hel-

fen, fürchte ich. Ja, ein wenig helfen mußt du mir schon. Zieh dein Wams aus!«

Matajew hob verdutzt die Brauen. »Das Wams, jetzt?«

»Ja, bitte.«

»Nun, wenn Ihr meint.« Er wickelte – langsam und recht umständlich – seinen Gürtel auf, legte ihn über einen Hocker und streifte sich das Wams von den Schultern. Ein zierlicher hellhäutiger Jünglingskörper kam zum Vorschein.

»Ich muß dich jetzt anfassen«, sagte Gerion. »Hab keine Angst vor mir!«

Der Schorkinjunge zuckte die Achseln. »Nun, wenn Ihr es tun müßt ... Nur zu!«

Der Magier legte dem Jungen die rechte Hand auf die nackte Brust, schloß die Augen und horchte in sich hinein. »Oh, das habe ich befürchtet«, stellte er fest. »Du fürchtest mich doch ... Du willst dich gegen mich wehren. Wenn du aber nur den kleinsten Gedanken auf eine Gegenwehr verwendest, dann kann mir mein Zauber nicht gelingen, und du mußt weiter mit deiner gefährlichen Kraft leben. Also bitte, vertrau mir. Wünsch dir von ganzem Herzen, daß ich dir helfen soll. Dann wird die Sache gut geraten.«

»Sonst muß ich nichts weiter tun? Nur still hier sitzen und wünschen?«

»Ja, so ist es. Laß es uns nun versuchen!«

Der Magier legte wiederum die Handfläche auf den bleichen Brustkorb des Jungen und schloß die Augen. Stumm, in sich gekehrt saß er da, anfangs beobachtet von dem Jungen, der ja nicht gebeten worden war, ebenfalls die Augen zu schließen. Nach einer kleinen Weile aber entschied Matajew, daß es wahrscheinlich besser wäre, wenn er ebenfalls auf das Umherschauen verzichtete. So preßte er die Lider fest zusammen und wartete ...

Wenig später spürte er, wie Gerions warme Hand von seiner Brust genommen wurde. »Heda, Matajew«, sagte der Magier, »kannst die Augen ruhig wieder öffnen. Es ist alles vorüber.«

»Wahrhaftig? Ich habe überhaupt nichts gespürt ... Auch keine Formel gehört.«

»Dieser Zauber braucht keine Formel, die man auf-sagen muß. Er wirkt im stillen.«

»Seltsam, seltsam ...« Der Junge schüttelte ungläubig den Kopf. »Wenn wir jetzt *Was-Ist-Im-Sack* spielen würden, ich könnte keine Zahlen mehr sehen?«

»Probieren wir es aus.« Gerion nahm sechs Praios-blumenkerne aus dem Schälchen auf dem Tisch und gab Matajew drei. Dann verbarg er die Hand unter der Tischplatte. Der Junge tat es ihm gleich. Anschließend hielten beide ihre Fäuste so über den Tisch, daß sie mit den Knöcheln aneinander stießen, und der Magier sagte: »Vier.«

»Drei«, bot Matajew.

Zwei Kerne hielten sie tatsächlich in den Händen, jeder einen. Sie wiederholten das Spiel noch ein paarmal; manchmal riet einer von beiden richtig, meistens rieten sie falsch. Der junge Schorkin war noch nicht überzeugt.

»Wenn wir daheim gespielt haben, habe ich auch nicht immer die richtigen Zahlen gesehen ... eigentlich erst in allerletzter Zeit. Und außerdem – wie spielen es nie mit Praiosblumenkernen, da mag sowieso alles ganz anders sein.«

»Glaub mir: Ich habe dir geholfen! Spiel gegen deine Brüder, und du wirst es merken.«

Der Junge wiegte mißtrauisch den Kopf. »Ich weiß nicht recht, hoher Herr ... Daß ich aber auch so gar nichts gespürt habe ... Und nicht einmal eine Formel hat's gegeben ...«

Der Magier befand, daß er in diesem Fall mit Worten nicht weiterkam. Der angetrunkene, verwirrte Jüngling wollte einen Beweis, und den sollte er bekommen.

»Ich habe behauptet«, sagte Gerion, »in dir sei eine gewisse Menge Magie gefangen gewesen. Diese Kraft ist nun auf mich übergegangen, aber du besitzt noch einen winzigen Rest, der völlig ungefährlich ist. Wenn ich dir nun diesen Rest sichtbar mache, wirst du mir dann glauben?« Ohne eine Antwort des Jun-

gen abzuwarten, streckte Gerion den rechten Arm aus. »Leg deine Hand auf meinen Unterarm«, sagte er, »damit die Kraft fließen kann.«

Matajew schaute mißtrauisch auf Gerions Arm, tat aber, wie ihm geheißen. »So, jetzt kann es beginnen«, fuhr der Magier fort. »Wenn du nun die richtige Formel rufst, wird der letzte Rest deiner gefährlichen Kraft in mich strömen, und auf meiner rechten Hand wird ein unheimliches, abscheuliches, aber im Grunde ungefährliches Licht erscheinen. Wohlgemerkt: Über meiner Hand wird es schweben, aber du wirst es erschaffen, denn du steuerst die Formel bei. Hast du alles verstanden?«

Matajew nickte stumm. Er wagte kaum zu atmen.

»Die Formel lautet: Flim, flam, funkel – Licht ins Dunkel. Sag sie mir einmal nach!«

Matajew wiederholte die magischen Wörter.

»So, und nun ruf sie, so laut du kannst!«

»Wahrhaftig? Wir werden Donsemkin aufwecken.«

»Das ist jetzt gleich. Ruf die Formel!«

Der Junge brüllte den eben gelernten magischen Ausruf aus voller Kehle. (Der Magier sprach ihn leise und unauffällig mit.)

Gerion schnippte mit den Fingern, eine kindskopf-große weißleuchtende Kugel erschien über seiner Hand und schwebte dort auf der Stelle, wobei sie sich erst kränklich gelb und dann giftgrün verfärbte.

»Bei Mütterchen Peraine!« stammelte Matajew.
»Was habe ich da getan?«

»Glaubst du mir nun?«

»Aber gewiß, Herr Magier. Nie hätte ich geahnt, daß so scheußliche Dinge in mir stecken. Ich danke Euch sehr, daß Ihr mich davon befreit habt ...« Er stutzte. »Aber, o weh, sagtet Ihr nicht, meine ungute Kraft sei jetzt auf Euch übergegangen? Wie könnt Ihr nur damit fertig werden?«

Gerion trommelte mit den Fingerspitzen auf dem Tisch, während er fieberhaft nachdachte. »Äh ... ja ... das sagte ich wohl ... Aber eben, als das widerwärtige Leuchten erschien, ist deine giftige Kraft, die noch in mir war, gleichfalls nach außen gedrungen. Ich habe mich also durch den abstoßenden Leuchtzauber gewissermaßen selbst gereinigt, gemeinsam mit dir ... Aber nun, schlage ich vor, sollten wir heimgehen. Es ist sehr spät geworden. Man wird sich um dich Sorgen machen.«

»Das glaube ich kaum, bei mir daheim sind alle längst fest eingeschlafen.«

»Aber um mich«, brummelte Gerion, »wird man sich Sorgen machen. Drum trink aus und laß uns aufbrechen, lieber junger Freund.«

Als die beiden ins Freie traten, stellten sie fest, daß es zu regnen begonnen hatte. Die Straße war nasser denn je. Jeder Schritt erzeugte ein feuchtes Platschen.

Das Schneewasser durchweichte die Stiefel schon nach wenigen Schritten. Es erwies sich als recht mühsam, durch die nassetriefende Finsternis das Haus der Schorkins zu erreichen, und mühsamer noch – wie Gerion fluchend befand –, die Straße bis zum Gut hinaufzusteigen.

Selissa hatte sich tatsächlich Sorgen um ihren Gefährten gemacht und seufzte erleichtert, bedachte ihn aber gleichzeitig mit einem vorwurfsvollen Blick, als er in den Salon trat. Sie saß allein – die zwölfte Stunde der Nacht war bereits angebrochen – vor dem fast niedergebrannten Kaminfeuer.

Gerion eilte auf sie zu, zog sie aus dem Sessel hoch und schloß sie in die Arme.

»Der Herr Magus hat eine Menge Bier getrunken«, stellte sie naserümpfend fest, »und schert sich deshalb nicht darum, was andere über sein langes Ausbleiben denken.«

Gerion drückte ihr einen herzhaften Kuß auf die Lippen, die sie in gespielterm Zorn fest zusammengekniffen hatte, ließ sie sanft wieder auf ihren Sitz gleiten und berichtete nicht ohne Stolz, was er an diesem Abend herausgefunden und getan hatte. Vor allem erklärte er Selissa die Wirkungsweise des *Magischen Raubs*, mit dessen Hilfe er dem jungen Schorkin dessen gesamte arkane Kraft genommen und auf sich

selbst übertragen hatte. »Matajew hat gar nicht gewußt, wie sehr er die arme Algunde beherrschte«, berichtete er, »und Algunde ihrerseits hat diesem merkwürdigen Zauberzwang einfach nicht widerstehen können. Gewiß hat sich auf beiden Seiten auch echte Liebe in die Sache gemischt, aber es war eben auch eine Menge unguter Magie im Spiel. Nun denn, für die nächsten Wochen wird der Junge seinen seltsamen magischen Ruf nicht mehr zustande bringen, und was danach geschehen soll, wird man sehen. Erst einmal ging es mir darum, daß er Algunde bis zu unserer Abreise in Frieden läßt. Wenn die beiden erst weit genug voneinander entfernt sind, wird weder ihre Liebe noch die Magie sie wieder mit solcher Unwiderstehlichkeit zusammentreiben, da bin ich mir recht sicher. Ganz im Vertrauen: Ich könnte mir gut vorstellen, daß die Liebe durch die Trennung – und wenn ihr die magische Unterstützung fehlt – ihren Reiz verliert.« Nachdem Gerion seinen Bericht beendet hatte, setzte er sich der Kriegerin gegenüber und schaute sie erwartungsvoll an. »Nun, meine Liebe, wie habe ich das gemacht?«

Selissa musterte den Magier voller Zweifel. »Hoffentlich hast du das Richtige getan. Das ist nämlich gerade in Liebesdingen ungeheuer schwierig. Da kann ein weiser Magus gradeso auf den Bauch fallen wie irgendwer sonst.«

»Nun, irgend etwas mußte ich doch tun, oder nicht?« Gerion legte den Kopf schief.

Die Kriegerin konnte ein Lächeln nicht mehr unterdrücken. »Ja, ja, ja!« sagte sie laut. »Du wirst es schon nicht verdorben haben ... Das Schicksalspielen hat dir große Freude gemacht, nicht wahr?«

Gerion schmunzelte, antwortete aber nicht. Erst nach einer Weile sprang er plötzlich auf und sagte: »Die ganze Kraft des Jungen ist nun in mir, und ich muß sie so bald wie möglich verbrauchen, sonst verströmt sie einfach so in die Sphären und wäre völlig verschwendet. Also will ich sie jetzt nutzen, ehe es zu spät ist. Steh bitte auf und komm her zu mir!«

Selissa erhob sich und stellte sich neben den Magier.

»Schau dort hinüber!« Er wies auf die Fensterwand mit ihren nachtdunkel schimmernden Butzenscheiben.

Noch während er auf die Wand deutete, löste sie sich auf wie ein rauchiger Schleier. Eine nächtliche Landschaft war zu sehen, aber nicht der Park des Gutshofes. Auch lag dort draußen kein Schnee. Das Gras war hoch, die Bäume standen in vollem Laub, es wehte ein leichter Wind – all das deutete auf eine linde Efferdnacht hin. Dort, wo eben noch die schmalen Wandflächen zwischen den Fenstern gewesen waren, erhoben sich jetzt die mächtigen Stämme hoher

Laubbäume. Zwischen diesen Stämmen hindurch schaute Selissa auf eine große Lichtung. Ein zwiefach mannshohes Feuer loderte dort, umgeben von einem Reigen wunderschöner Frauengestalten, die in Schleier gehüllt waren oder in aufreizender Nacktheit schimmerten. Lange wilde Haarmähnen flatterten, Brüste bebten unter den heftigen Atemstößen der leidenschaftlich tanzenden Hexen. Am fernen Ende der Lichtung erschien eine Gestalt, dunkel, drei Schritt hoch, mit zwei gekrümmten schweren Hörnern auf dem massigen Schädel. Mit festem Schritt bewegte sie sich durch das hohe Gras auf den sich öffnenden Ring der Frauen zu ...

Selissa wurde Zeuge einer Levthansnacht, in einer Pracht der Darstellung, wie sie sie noch niemals zuvor beobachtet hatte (und die zahlenden Zuschauer im Magischen Theater zu Kuslik erst recht nicht). Überreichlich strömte Gerions arkane Kraft in einen Illusionszauber, der Selissa so tief beeindruckte und aufwühlte, daß sie atemlos staunend zurückwich und sich seufzend in den schweren Kaminsessel sinken ließ.

Noch ehe der Zauber ganz erloschen war, hatte Gerion sich der aufgewühlten Kriegerin zugesellt. Beide erlebten eine Nacht, wie sie einem liebenden Paar nur ganz selten vergönnt ist ...

In den nächsten Tagen erwies sich das Wetter als so übel, daß an eine Abreise – mit dem Schlitten oder mit der Kutsche – nicht zu denken war.

Algunde und Gerion verbrachten viel Zeit im Gespräch beim Fenster, hinter dem der Regen trommelte. Manchmal öffnete die Gräfin einen Flügel, um hinab auf das Dorf zu schauen. Der Magier fragte sie nicht, was ihre Blicke dort suchten, stellte aber befriedigt fest, daß sie nicht mehr von jener seltsamen Unruhe befallen wurde. Auch Algunde schien ihren veränderten Zustand zu bemerken, aber nicht zu bedauern, denn hin und wieder stieß sie mitten im Gespräch einen tiefen zufriedenen Seufzer aus.

Gilia und Selissa trafen sich häufig in der Scheune, um mit stumpfen Waffen oder hölzernen Stecken unblutige, aber höchst verbissene Kämpfe auszutragen. Von Anfang an hatte es sich so ergeben, daß die jüngere Gilia Lehrmeisterin für die wenige Jahre ältere Selissa war. Die Amazone hatte von der Kurkumer Schwertmeisterin eine eigentümliche, aber sehr wirkungsvolle Lehrmethode übernommen. Sie unterstrich ihre Überlegenheit im Schwertkampf gern durch herablassende, bisweilen gehässige Bemerkungen, um auf diese Weise zu bewirken, daß sich Selissa bis aufs äußerste forderte. Mehr als einmal kehrte die Kriegerin von einem Übungskampf so erschöpft zu-

rück, daß ihr beim Essen die Hände zitterten und sie kaum den Suppenlöffel halten konnte. Gilia versäumte es an solchen Tagen nie, vor der Tischrunde die großartigen Fortschritte zu loben, die Selissa wieder gemacht habe.

Gerion traf sich nach einer Woche heimlich mit Matajew, um, wie er sagte, ›den Erfolg der magischen Reinigung zu überprüfen‹, in Wahrheit aber um den magischen Raub zu wiederholen. Diesmal scheiterte der komplizierte Zauber an einem gewissen Unwillen des jungen Schorkin, dem inzwischen aufgefallen war, daß er neuerdings nicht nur beim häuslichen *Was-ist-im-Sack-Spiel* ständig verlor, sondern daß auch seine *Rufe* offenbar ungehört blieben. Darum setzte er sich gegen Gerions Bemühungen stumm zur Wehr und schuf so eine Sperre, die der Magier nicht zu überwinden vermochte.

Ratlos sah Gerion den Jungen an, dem er die arkanen Kraft nicht mehr nehmen konnte und der sie folglich unaufhaltsam zurückgewinnen und gewiß irgendwann auch wieder auf unglückselige Weise einsetzen würde. Eher mißmutig und ohne eine echte Hoffnung zu hegen, fragte der Magus, ob Matajew nicht Lust habe, in Festum eine Schule für Magier zu besuchen. Er würde dort das Lesen, Schreiben und Rechnen lernen und auch gezeigt bekommen, wie

man eine arkane Kraft gezielt und ohne Gefahr für sich selbst nutzen und anwenden könne. Der Junge schaute wenig begeistert drein.

»Nun, dann nicht«, sagte Gerion. »Ich hätte dir fünf Batzen für die Reise gezahlt, aber wenn du nicht willst ...«

»Fünf Batzen?« rief Matajew begeistert aus. »Ohne Spaß?«

Der Magier nickte und sah den Jungen überrascht an.

»Aber gewiß reise ich dann nach Festum. Gleich morgen breche ich auf, wenn ich Euch damit eine Freude machen kann, hoher Herr.«

»Gar so bald wirst du nicht reisen können«, gab Gerion – fast gegen seinen Willen – zu bedenken. »Das Wetter war gar zu schlecht in den letzten Tagen, die Straße längs der Küste soll unpassierbar sein ...«

Matajew lachte. »Für hohe Herren in einer Kutsche vielleicht, nicht aber für einen wackeren Wanderer! Nein, nein, gleich morgen werde ich aufbrechen.«

»Nun, dann komm mit mir, damit ich dir das Geld gebe.«

Bereits am nächsten Morgen war der junge Schorkin unterwegs. Seine Barschaft trug er in einem Stoffgürtel verborgen, und um sein einziges Paar Stiefel zu schonen, schritt er barfuß aus, auch wenn ihm die

Füße schrecklich froren. Immerhin gelangte er, den man allenthalben für einen mittellosen Bettler hielt, unbehelligt nach Festum. Hier jedoch begab er sich keineswegs – wie er es Gerion beim Abschied noch einmal versprochen hatte – zur Magierakademie *Halle des Quecksilbers*, sondern heuerte auf dem Bornkahn *Flußkrebs* an. Zur Schule, sagte er sich, könne er später immer noch gehen.

Als Selissa, Gerion, Algunde und Gilia endlich aufbrechen konnten, traf ein neuer Brief von Graf Arvid ein, in dem er mitteilte, daß seine Wunden dank der Hilfe der außerordentlich begabten Rihinja viel schneller heilten, als man angenommen habe. Also werde er schon binnen kurzem die Reise nach Geestwindskoje antreten. Er freue sich sehr, Algunde und ihre lieben Gäste, von deren Anwesenheit auf Geestwindskoje er inzwischen erfahren hatte, bald in die Arme schließen zu können.

Daraufhin verzichteten Gerion, Selissa und Algunde auf ihre Fahrt. Gilia aber blieb bei ihrem Plan und brach eines Morgens auf, um ›in Festum als Mietling anzuheuern‹.

Arvids Brief sollte die letzte angenehme Botschaft sein, die Geestwindskoje erreichte. Von nun an trafen nur noch schreckliche Meldungen ein: Die Stadt Bjaldorn war gefallen; wie es schien, war damit der ge-

samte Norden bis hinauf nach Paavi in der Hand eines erbarmungslosen Feindes, der sein wahres Gesicht inzwischen selbst enthüllt hatte: Seit Walpurga von Weiden den grausam lästerlichen Beweis für die Wiederkehr des Dämonenmeisters, die Haut eines Greifen, nach Gareth getragen hatte, war der unglaubliche Verdacht zur niederschmetternden Gewißheit geworden, die sich nach und nach über ganz Deren verbreitet hatte: Die feindlichen Heerscharen standen wahrhaftig unter der Herrschaft des Borbarad von Bethana, der nach vielen hundert Jahren in die Welt der lebenden Menschen zurückgekehrt war. Um so verzweifelter stimmte nun jede schlimme Nachricht, die aus dem Nachbarland kam, denn sie alle besagten eines: Die Schreckenshorden waren von Menschenhand nicht aufzuhalten. Nicht nur Menden und Warunk waren inzwischen gefallen, auch der heldenhafte Kampf um Eslamsbrück, von dem in dieser Chronik zu einem früheren Zeitpunkt berichtet wurde, war letztlich vergeblich gewesen. Borbarads Truppen hatten die kleine Stadt im Sturm genommen, bevor sie gegen das leidgeprüfte Ysilia aufbrachen.

Und auch Ysilia, die eben wieder erbaute Herzogsstadt, hatte sich nicht lange halten können. Damit befand sich fast die gesamte mittelreichische Provinz Tobrien nun in der Hand des Feindes. Nein, niemand

war stark genug, den Schergen des Dämonenmeisters Einhalt zu gebieten. Am härtesten aber traf die Geestwindskojer die folgende Kunde. Wie sich nun erwies, hatte Gilia mit ihrer Prophezeiung recht behalten: Borbarads Truppen hatten sich tatsächlich nicht gegen Gareth gewandt, sondern drohten nun auf Vallusa und das südliche Bornland zu marschieren.

Gleichzeitig hörte man von Uriel, daß er vom Norden aus einen großen Heerzug südwärts vorbereite. Die Leute auf dem Gut vernahmen wie gelähmt alle Berichte vom Aufziehen der Finsternis. Was konnten sie anderes tun als auf die nächste Schreckensbotschaft warten?



Zwischenspiel



Stahl klirrte auf Stahl, so schrill, daß die Luft erzitterte und etliche der Umstehenden schmerzvoll die Gesichter verzogen. Dabei hätten die beiden Klingen sich eigentlich gar nicht begegnen können, denn die eine war mit so atemberaubender Schnelligkeit von einem gegen den Kopf gerichteten senkrecht geführten Schmetterschlag zu einem auf die Hüfte gezielten waagerechten Hieb herungerissen worden, daß eine Parade gegen die in blitzendem Zickzack die Luft zerteilende Klinge unmöglich schien. Und doch drängte sich jetzt eine stählerne Zunge gegen die andere, derweil der Nachhall des Zusammenpralls noch immer als helles Sirren in der Luft hing. Schwarze Verfärbungen huschten an den blinkenden Klingen hinauf und hinab wie die Schatten schnell dahinziehender Wolken über einem Schneefeld. Von der Stelle, wo die beiden Waffen aufeinanderlagen, stiegen spiralige dünne Rauchfahnen auf, ein Knistern und Zischen waren zu hören wie von verglimmenden Scheiten.

Die beiden Kämpfer entblößten die Zähne gleichzeitig zu einem Lächeln und stießen in heftigen Zü-

gen den Atem aus, während sie die beidhändig geführten Waffen weiterhin mit aller Kraft gegeneinanderpreßten. Sie sahen sich so ähnlich, wie ein Mann und eine Frau einander ähneln können. Beide waren gleich groß – etwa achteinhalb Spann –, beide hatten fast hüftlange, in breiten Strähnen herabfallende schwarze Haare, beide hatten ausgemergelte bleiche Gesichter mit hohen schmalen Stirnen und tief in den Höhlen liegenden schwarzen Augen, von breiten schwarzen Strichen gerahmt. Ihre sehnig-schlanken Leiber waren nur mit knappen roten Lendentüchern bekleidet, ihr einziger Schmuck waren eisenbeschlagene schwarze Lederbänder, die sie um die Handgelenke trugen. Der Körper der Frau allerdings war an der Taille leicht eingeschnürt und an Bauch und Becken ein wenig üppiger gerundet als der des Mannes. Die flachen Brüste waren nur dadurch als weiblich zu erkennen, daß die rosigen Knospen prall und fingerdick vom Brustkorb abstanden.

Die schmalen nackten Füße huschten durch das taufeuchte Gras, als sich die Kämpfer wieder voneinander lösten, um einen neuen Schwerttanz zu beginnen. Dicht wie die Tropfenschnüre bei einem Platzregen fielen jetzt die Hiebe und Stiche, ebenso schnell aber stellte sich die gegnerische Klinge zu Block und Parade.

Das durchdringende Singen der aufeinanderpral-

lenden Schwerter, das Scharren der Füße und die scharfen Atemstöße, die als kleine Wölkchen vor den Mündern der Zwillinge sichtbar wurden, waren die einzigen Geräusche, die vom Kampfplatz drangen. Alle Zuschauer waren schon vor Minuten andachtsvoll verstummt. Aus weit aufgerissenen Augen beobachteten sie, wie die Stahlblätter im Sonnenlicht blitzende Kreise durch die Morgenluft schnitten.

Man mochte wohl annehmen, daß die Geschwister einen vollendet einstudierten Schaukampf vorführten, doch aus jeder ihrer Bewegungen teilte sich den Zuschauern mit, daß die Hiebe mit tödlichem Ernst geführt wurden, aber die gleiche eiskalte Genauigkeit fand sich eben auch in den Abwehrmanövern des Gegners. So kam es dazu, daß die beiden Schwertkämpfer, die sich nun seit fast einer halben Stunde ein erbittertes Gefecht lieferten, nicht eine Schramme, nicht den kleinsten Schnitt auf den hellhäutigen Körpern trugen. Wenn jemand unter der Zuschauern dennoch Zweifel an der Ernsthaftigkeit des Kampfes gehegt haben sollte, so wurden sie ihm sehr plötzlich genommen. Eine Stimme von der Seite rief den Namen der Frau, die soeben, mit tänzelnden Schritten zurückweichend, sich eines Ausfalls ihres Gegners erwehrte. »Savalla!«

Für eine winzige Zeitspanne brachte die Kämpferin ihrem Bruder nicht mehr die volle Aufmerksamkeit

entgegen. Wie eine gereizte schwarzgefleckte Silber-
natter stieß dessen Klinge zu, zerteilte die Haut des
Oberschenkels, versank im Muskelfleisch, kam an der
Unterseite des Schenkels wieder zum Vorschein – nur
einen Wimpernschlag lang – und huschte lautlos
wieder zurück.

Die Frau stieß ein scharfes Zischen aus. Das Bein
knickte ihr ein, sie drohte zu stürzen, fing sich mit
knapper Not und wehrte im selben Augenblick eine
neuerliche Attacke ihres Bruders ab. Dunkles Blut
quoll aus den zwei Wunden im Schenkel, rieselte das
Bein hinab und malte ein rotes Netz auf die blasse
Haut. Kaum wahrnehmbar hing ein feiner Schleier
aus schwarzem Rauch über dem durchbohrten
Schenkel. Ein schneller Schlag fegte ihre Deckung zur
Seite, die schlanke Klinge schoß wiederum vor ...

»Halt!« sagte die Stimme aus dem Zuschauerkreis,
und die Waffe des Schwertkämpfers stand in der
Luft, eine Handbreit vom Hals der Frau entfernt, als
wäre sie gegen eine Wand geprallt. »Halt, es genügt.«
Ein schlanker junger Mann mit seidig glänzendem
schwarzen Haar trat ein paar Schritte nach vorn,
dicht an die schweratmenden Kämpfer heran. Mit ei-
ner schnellen Bewegung wischte er – leise Worte
murmelnd – das Blut und den Rauchsleier vom
Schenkel der Frau.

Ein ungläubiges Raunen setzte ein, als die ersten

Umstehenden bemerkten, daß die Stichwunden gemeinsam mit dem Blut verschwunden waren, und diese Entdeckung ihren Nachbarn mitteilten.

Der Jüngling richtete sich auf. »Was Wir soeben sahen, hat Uns zufriedengestellt«, stellte er fest. »Savalla und Zavan, ihr seid die richtigen, und ihr werdet Uns nicht enttäuschen. Mit dem sechsfach gehörnten Karmoth, dem großen Diener des blutigen Xarfai« – er blickte in die Runde, wo allein die Nennung dieser Namen angstvolles Raunen und leise Schreckenslaute hervorrief –, »habt ihr den besten Lehrmeister und Kampfgefährten gewählt. Er wird euch bei eurer Queste zur Seite stehen, denn er hat Gefallen an euch gefunden. Vernehmt also Unseren Wunsch: Es gibt eine Frau mit Namen Gilia (zur Zeit, so wurde Uns gemeldet, bereist sie das Bornland), die einen ungünstigen Einfluß auf Unsere Pläne haben kann, auch wenn sie nur eine unbedeutende Streunerin in dieser Welt ist. Es erscheint Uns sicherer, sie beseitigen zu lassen. Darum werdet ihr sofort aufbrechen. Eure Belohnung sollt ihr haben, wenn ihr zu Uns zurückkehrt und Unseren Wunsch erfüllt habt: Bringt Uns den Kopf der Gilia!«



26. Kapitel



Notmark, auf der Feste Grauzahn, Ende Ingerimm 1020 n. BF.

Mengbillar und die Fajlaraan

In den Tagen vor dem großen Aufbruch in den Süden herrschte in der Feste Grauzahn, einem Ort, der ansonsten eher von Kälte und Starre geprägt war, emsige Betriebsamkeit. Täglich trafen neue Bronnjaren mit ihren Detachements aus den umliegenden Baronien und Junkereien ein. Seit sich herumgesprochen hatte, wie Graf Uriel mit dem unglücklichen Isidor von Norburg verfahren war, und seit der Notmärker überall hatte verbreiten lassen, das Ende Isidors sei ein typisches Verräterschicksal, und er betrachte jeden der ostsewerischen Bronnjaren, der sich nicht an dem großen Heerzug nach Süden beteilige, als einen ebenso üblen Verräter wie Isidor, wenn nicht gar als einen noch abgefemterten, denn der Norburger habe Verrat an der *gegnerischen* Sache begangen, ein Bronnjar aus der Nachbarschaft Notmarks aber verrate, falls er sich dem Zug nicht anschließe, die eigene Sa-

che –, seit also Graf Uriel diese Kunde verbreiten ließ, strömten die Adligen aus der Umgegend mit ihren Rittern und sonstigen Bewaffneten geradezu nach Notmark. Auch jene, die sich dem Treffen im vergangenen Efferd entzogen hatten, von dem diese Chronik in ihrem ersten Teil berichtete, wagten nicht mehr, sich dem Willen des jähzornigen Notmärker Tyrannen zu widersetzen.

In Grauzahns düsterer Halle tagte eine nimmerendende Lagebesprechung, da täglich – mit dem Erscheinen eines jeden neuen Verbündeten und seinen Bewaffneten – die Marschordnung den veränderten Gegebenheiten anzupassen war. Frau von Strangnitz erstellte unentwegt neue Pläne, wie der lange und stellenweise höchst verwundbare Heerzug am sichersten und zweckmäßigsten zu gliedern sei, sobald er ein Gebiet erreicht hätte, in dem mit feindlichen Attacken zu rechnen war.

Außerdem bereitete die Versorgung der bereits in und um Notmark versammelten Kriegsleute – so kurz nach dem Winter und etliche Monde vor der neuen Erntezeit – inzwischen ernste Sorgen. Die Speicher der Feste Grauzahn waren längst geleert, so daß von Tag zu Tag immer mehr Proviantbeschaffer in das Umland geschickt werden mußten. Die Beschaffer hatten die Aufgabe, sich als harmlose Reisende bei

den Bauern einzuschleichen, sich nach Möglichkeit bewirten zu lassen und dabei die geheimen Vorräte ihrer Gastgeber auszuspähen, um dann tags darauf mit einer kleinen Truppe zur Beschlagnahme zu schreiten.

Hin und wieder kam es bei diesen Aktionen zu regelrechten kleinen Aufständen, und es mußten weitere Bewaffnete zur Bestrafung und Befriedung der rebellierenden Bauern ausgeschickt werden. All dies bedurfte einer recht sorgfältigen Planung, da man nicht jede Schar Bewaffneter in jede beliebige Baronie entsenden konnte. Die Heimatbaronie der Soldaten blieb natürlich ungeschoren, aber manchmal bestanden auch nachbarliche Bindungen, die bei der Zusammenstellung der Strafexpeditionen bedacht werden mußten.

Die Söldneroffiziere, die die Beschaffungen leiteten, wurden allmählich ungeduldig und meldeten, daß ihre Leute murrten. Zwar zogen sie das Ausplündern der wehrlosen Bauern durchaus einem langen Marsch oder gar einem Gefecht vor, aber nachdem jeder Hof und jede Kate in der Gegend inzwischen mindestens zweimal heimgesucht worden waren, gab es fast in keinem Keller, auf keiner Tenne noch etwas zu holen, und die Züge endeten allzuhäufig in einer Enttäuschung.

Weitere Schwierigkeiten während der Lagebespre-

chungen bereiteten die Bronnjaren selbst, da sich viele von ihnen für kleine Feldherren hielten und in ellenlangen Tiraden ihre Vorstellungen von der Niederwerfung der Pfeffersäcke im Südbornland darlegten. Da Uriel die Adligen, die er stets als seine Freunde anzureden pflegte, kaum der Besprechungen verweisen konnte, mußte er jeden von ihnen in langwierigen Einzelgesprächen, in denen er Drohungen und Schmeicheleien meisterlich zu mischen verstand, auf das ihnen zukommende Maß zurückstutzen.

Zwischen der Rittmeisterin von Strangnitz und Mengbillar gab es eine Zeitlang beständig heftige Wortgefechte, da beide eine sehr gegensätzliche Auffassung vom Umfang und Ziel des gesamten militärischen Unternehmens hatten. Von Strangnitz äußerte wiederholt den Verdacht, der Magus verfolge nebenher andere Ziele als die notmärkischen, aber sie konnte ihre Anschuldigungen nicht belegen, und so verbot ihr Uriel schließlich, sich zu dieser Angelegenheit noch einmal zu äußern.

Die Beratungen veränderten ihren Charakter, als der ›Oberst‹ eintraf. Der Mann, der sich als Oberst Stian Dimion Zornbrecht vorstellte, wiewohl er keine Truppe mit sich führte und sich auch sonst nicht die Mühe machte, den von ihm beanspruchten Rang durch irgendein Dokument zu belegen, war nicht sehr hoch von Wuchs, gut fünfundachtzig Fingerbrei-

ten, aber von auffällig muskulösem Körperbau. Er trug an dem Morgen, da er auf Grauzahn eintraf, eine armlose schwarze Schnürweste, die seine runden Schultern besonders breit erscheinen ließ, eine enganliegende Hose mit einem roten und einem schwarzen Bein, einen ebenfalls schwarz-roten, aber umgekehrt wie die Hosenbeine gefärbten Mannbeutel, ein Paar schwarze Stiefel mit hochstehenden silbergefaßten Knieschützern und umgeschnallten Silbersporen sowie einen schwarzen Gürtel, an dem, von einer eisernen Kette gehalten, ein sogenannter Khunchomer hing, eine schwere Hiebwaaffe mit einem eindrucksvollen Blatt, das sich zur Spitze hin verbreiterte. Der Oberst mit seiner sonnengebräunten Haut hatte auffallend helle schmale Lippen und eine ebenfalls sehr schmale kleine Nase, die leicht gekrümmt war, wie es bei Südländern oft zu beobachten ist. Das zierliche Näschen stand in seltsamem Gegensatz zu den vollen Wangen und den stark ausgeprägten Nackenmuskeln; die langen Haare waren im Nacken zu einem Zopf zusammengebunden. Da sich in dem seidig glänzenden Schwarz der sorgfältig gebürsteten Haare noch keine graue Strähne zeigte, war anzunehmen, daß der Stian Zornbrecht kaum älter als fünfunddreißig Jahre sein mochte.

Der Oberst nannte bei der ersten Besprechung seinen Rang und seinen Namen und erklärte, er sei Graf

Uriels Heerzug ›vom Marschall persönlich zugeteilt‹ worden – womit offenbar ein anderer Marschall als die Adelsmarschallin gemeint war. Stian hatte die Erklärung so beiläufig hingeworfen, als wäre dieser Marschall in der Versammlung allgemein bekannt. Auch die anschließende Frage – »Wünscht noch jemand nähere Erläuterungen zu meiner Person?« – stellte er mit einer Miene, die nicht eben einladend wirkte.

Da keiner der versammelten Bronnjaren und Offiziere sich eine Blöße geben mochte, fragte man weder nach Oberst Zornbrechts rätselhaftem Vorgesetzten noch nach seiner Abkunft oder andere persönlichen Dingen.

Auch Uriel gab keine Erklärung zur Person und zu dem plötzlichen Erscheinen des Stian Zornbrecht. Als er der Versammlung in äußerst knappen Worten mitteilte, daß der Oberbefehl über den Heerzug von nun an gleichermaßen in seinen wie in den Händen des Herrn Oberst liege, war seinem Gesicht allerdings recht deutlich anzusehen, wie wenig Freude es ihm bereitere, diese Neuigkeit zu verkünden.

Wie viele nicht eben großgewachsene Menschen hatte der Oberst die Angewohnheit, ständig auf den Zehen zu wippen, wobei er die Hände auf dem Rücken verschränkt hielt und vor Energie geradezu überzuströmen schien. Wenn man Stian ansah, er-

wartete man von ihm, daß er stets in scharfen, knappen Worten reden und eine unerträgliche Anmaßung Untergebenen gegenüber an den Tag legen würde. Tatsächlich aber sprach der Oberst zumeist mit leiser, geradezu sanfter Stimme und hatte sich bald als aufmerksamer Zuhörer und äußerst scharfsinniger und geschickter Gesprächsleiter erwiesen. Mit aufmerksamem Lächeln lauschte er den Ausführungen der einzelnen Redner und vermittelte jedem das Gefühl, gerade sein Redebeitrag sei von außerordentlicher Wichtigkeit. In kürzester Zeit hatte Stian die Namen der Bronnjaren gelernt und konnte die Adligen persönlich ansprechen. Nie wies er einen Vorschlag zurück, ohne ihn zugleich zu loben. Wollte man hier einen seiner bezeichnenden Sätze niederschreiben, so klänge der wie folgt: ›Ich bekenne, ich neige den ehrenwerten Herrschaften zu, die sehr einleuchtend vorgebracht haben, man sollte so und so vorgehen, und ich würde mich freuen, wenn auch die ehrenwerten XY sich dieser Meinung anschließen und ihre sehr klugen und verantwortungsvollen Einwände einstweilen hintanstellten ...‹ Bald hatte Stian es geschafft, die eigensinnigen und wenig friedfertigen Bronnjaren, die sich Graf Uriel allenfalls aus Angst für eine begrenzte Zeit beugten, aber untereinander keinem Streit aus dem Weg gingen, zu einer entschlossenen Einheit zu verschmelzen, die sich das erklärte Ziel

der Heerzuges – die Unterwerfung Südbornlands – zu ihrer eigenen Sache gemacht hatte. Voller Zuversicht planten einige von ihnen bereits die große Heerschau in den Festumer Straßen.

Es gefiel den Bronnjaren, daß ihre Zusammenkunft von Stian gern mit ›Hoher Kriegsrat‹ titulierte wurde, und viele der Ihren lechzten geradezu nach einem Lob aus Stians Mund. Selbst die stets ein wenig mürrisch dreinblickende Burgweibelin Rabescha Gump-lew setzte bisweilen ein freundliches Lächeln auf, wenn Zornbrecht den Besprechungsraum betrat. Der Oberst begegnete der grobschlächtigen Gardistin mit der gleichen Zuvorkommenheit wie jedermann sonst; dabei hatte Rabescha weder den Offiziersrang inne, noch war sie von Stand. Manch ein Bronnjar beobachtete die Verwandlung, die bei ihren Zusammentreffen mit Zornbrecht fast zuverlässig über Rabescha kam, mit belustigter Miene; der Graf von Notmark hingegen schaute höchst mißtrauisch, wenn er eines solchen Blickwechsels zwischen Oberst und Weibelin gewahr wurde.

Überhaupt betrachteten einzig Graf Uriel und die Rittmeisterin von Strangnitz den Neuankömmling, dem soviel Verehrung entgegenschlug, mit finsternen Blicken. Mengbillar enthielt sich weitgehend einer Parteinahme. Als Frau von Strangnitz einmal versuchte, ihn bei einer Entscheidung zu einer Festle-

gung zu bewegen, teilte der Magier nur mit einem unterwürfigen Lächeln mit, daß er sich erst dann eindeutig für eine Seite entscheiden werde, wenn klar abzusehen wäre, welche die stärkere sei ...

Auf Stians Drängen – die Einwände Uriels und einiger Bronnjaren wies er mit überraschend scharfen Worten zurück – nahm auch Tjeika von Notmark, die zuletzt den meisten Besprechungen ferngeblieben war, wieder an den Zusammenkünften teil. Wenn sie auch weiterhin äußerst zerstreut wirkte und durch ihre an eine Hafenhure gemahnende Tracht stets für einige Verwirrung im Rat sorgte, so konnte man doch – wie der Oberst der Versammlung voller Nachsicht für die Notmärkerin erklärte – auf ihre Mitsprache nicht völlig verzichten, da sie als Adelsmarschallin in Neersand und an einigen anderen Orten über eigene Truppen verfügte, die *Soldaten der Krone*, die während des Marsches zum Hauptheer stoßen sollten. Und mit den Festumer Marschallsgardisten stand Tjeika innerhalb der Hauptstadt eine schlagkräftige und ergebene Truppe zur Verfügung, die im Fall einer Belagerung den Verteidigern womöglich in den Rücken fallen konnte.

In der letzten Zeit hatte Mengbillar der Marschallin gegenüber eine gewisse Freundlichkeit walten lassen. Wenn man von der offenherzigen Kleidung absah, die er sie zu tragen zwang, hatte er sogar weitgehend

darauf verzichtet, sie während der Besprechungen zu verspotten oder bloßzustellen, und einige scharfsichtige Beobachter machten auch hierfür Stians Walten verantwortlich. Da Tjeika aber an dem Vormittag, von dem dieses Kapitel handelt, nicht zum Treffen erschienen war, da einige Bedienstete in der Nacht Lärm aus dem Schlafgemach der Marschallin gehört hatten und da am Morgen blutige Schrammen und Schwellungen Tjeikas Gesicht verunzierten, machte auf Grauzahn das Gerücht die Runde, das seltsame Paar habe sich wieder aufs heftigste zerstritten.

Den in Notmark zusammengetrommelten Soldaten stand die Friedfertigkeit noch weniger nahe als den Bronnjaren, ihren Befehlignern. In den Zeltlagern kam es unentwegt zu Raufereien zwischen den mit den Adligen angerückten bewaffneten Bauern und den von Uriels Werbern zusammengekauften Söldnern. Die Aufgabe, diese Auseinandersetzungen möglichst rasch und nachhaltig zu klären, war Mengbillar zugesprochen worden, da es sich erwiesen hatte, daß ein geschickt und wirkungsvoll eingesetzter Zauber allemal nachhaltiger Frieden schuf als die von Uriel bevorzugten und ebenfalls nicht selten verabreichten Körperstrafen. Nachdem der Magus anfänglich mit erschreckenden, doch ungefährlichen Blendungen gearbeitet und hin und wieder einen schmerzhaften-

ren, aber auch für ihn selbst recht aufwendigen Zauber eingesetzt hatte, konnte er nun seit einiger Zeit seine arkanen Kräfte fast vollständig schonen, wenn er irgendwelche Streithähne in die Schranken weisen wollte. Es genügte zumeist, wenn er die Namen der Beteiligten umständlich auf eine kleine Schiefertafel malte und dazu irgendwelche düsteren, aber sinnlosen Laute murmelte. Nicht selten warfen sich die Leute dann vor ihm in den Staub und flehten in höchster Verzweiflung und unter Anrufung aller Zwölfgötter sowie Ihrer Kinder und Kindeskinde, ihnen doch bitte Schonung zu gewähren. Niemals wieder würden sie eine Rauferei beginnen, wenn der hohe Magister nur bitte seinen grausamen Fluch von ihnen nehmen wollte.

Mengbillar gefielen solche »erzieherischen Maßnahmen«, wie er sie nannte. Bisweilen ließ er die Delinquenten eine geschlagene Stunde lang betteln und flehen, bisweilen zwang er sie, sich selbst die übelsten Demütigungen aufzuerlegen.

Von einer solchen Kurzweil (er hatte einen haltlos betrunkenen Bauern gezwungen, unter den Augen seiner Kameraden einen frischen Pferdeapfel zu zerkauen) kehrte er nun in die Feste zurück und durchschritt leise pfeifend die kühlen, um diese Zeit fast menschenleeren Gänge des Wohnteils. Als er sein Gemach erreichte, stutzte er und prallte zurück. Noch

bevor er die Tür öffnete und die Stube betrat, war ihm ein ekler Geruch aufgefallen, der vor der Zimmertür hing: eine übelkeiterregende Mischung aus schweren südländischen Duftölen und den Ausdünstungen von faulenden Fischen!

Er unterdrückte ein Würgen und stieß die Tür auf. In dem recht karg möblierten Raum mit nur einem schießschartenschmalen Fenster saß in dem einzigen gepolsterten Ledersessel, den das Zimmer zu bieten hatte, bei eben jenem Fenster eine schlanke, nackte und völlig haarlose Frau. Ein vereinzelter Strahl der Vormittagssonne fiel schräg ins Zimmer und streifte den Kopf und den Körper der Besucherin mit seinem güldenen Schein. Das kontrastreiche Wechselspiel von Licht und Schatten betonte die geschwungene Linie des Halses, die Wölbungen der schweren Brüste, den fleischig-prallen Rahjahügel und auch die Rundung des kahlen Schädels auf die gleiche Weise, wie Dom Merisi und die besten Liebfelder Maler auf ihren Aktbildern den Anschein von lebendiger Anschaulichkeit erzielen. Die Nackte saß lässig zurückgelehnt, hatte den Kopf gegen das braunrot glänzende Ohr des Sessels gelehnt, die langen Beine von sich gestreckt, die wohlgeformten Unterschenkel übereinandergeschlagen und die Augen mit den unbewimperten Lidern geschlossen; und sie öffnete sie auch nicht, als sie den Magier, der in der Türöffnung ste-

hengeblieben war, mit rauchiger dunkler Stimme ansprach. »Mein Name ist Fajlaraan«, sagte sie. »Mir scheint, du bist überrascht, mich zu sehen.«

Mengbillar tat zwei, drei zögernde Schritte ins Zimmer, wobei er die seltsame Frau nicht aus den Augen ließ. So unauffällig wie möglich steuerte er die Wand zu seiner Rechten an, wo neben dem hohen Bettgiebel der Stab mit dem Geierschädel stand. »Ich kenne dich nicht«, murmelte er.

Die Nackte lächelte, noch immer ohne die Lider zu bewegen. Eine in zwei schmalen Spitzen endende blutrote Zunge fuhr zwischen den Lippen hindurch, wurde länger, tastete spielerisch über Kinn und Kehle der Frau und schlüpfte wieder zurück. »Versuch nur, deinen Stecken zu erreichen und mich mit deiner albernen Zauberei zu zwicken«, raunte die samtige Stimme. »Darauf warte ich gerade.«

Mengbillar zuckte zusammen, als ihm die Fremde so beiläufig bewies, daß sie seine Gedanken gelesen hatte. Einer plötzlichen Angst nachgebend, ließ er sich auf die Knie fallen und verbeugte sich so tief, daß seine Nase den Boden berührte. »Oh, Herrin«, stammelte er gegen die Bodendielen. »Nie würde ich es wagen ... Oh, welche Ehre wird mir zuteil ...!«

Die Lider der Frau teilten sich langsam, und zum Vorschein kamen zwei wie schwärzestes Jett glänzende Augäpfel, ein jeder versehen mit einem schma-

len, senkrechten gelben Schlitz, in dem wiederum ein noch schmalerer schwarzer Spalt klaffte. Sie rutschte ein wenig im Sessel nach vorn und streckte das rechte Bein aus, so daß sie mit dem Fuß Mengbillars Schädel erreichen konnte. Dann streichelte sie mit der Sohle über den Kopf des Magiers und klemmte spielerisch eines seiner großen Ohren zwischen ihren langen rosigen Zehen ein. Während sie den anderen Fuß unter das Gesicht des Mannes schob, stieß sie ein heiseres Lachen aus. »Was nennst du mich Herrin, du Tropf? Hast du meinen Namen nicht vernommen? Er lautet ›Fajlaraan‹ – denn ich bin die Schwester der Tirlaraan – und ist bei weitem nicht der Name, bei dem die eine und einzige Herrin genannt wird. Du denkst doch nicht wirklich, die Eine und Einzige käme zu dir, um sich nach deinem Wohlbefinden zu erkundigen ...? Wie kann man nur so unmäßig eingebildet sein? Das muß ich mich fragen!« Sie preßte die Zehen zusammen und riß an dem Ohr, so daß der Kniende den Kopf zur Seite drehen mußte, und fuhr fort: »Nun hat die eine Herrscherin viele Diener, die einander im Rang durchaus nicht alle ebenbürtig sind. So sollst du wohl recht damit haben, mich deine ›Herrin‹ zu nennen, wenn dir so etwas gefällt.«

»Wie Ihr es wünscht, Herrin.«

Die Nackte gab das Ohr Mengbillars frei. »Steh auf, wenn du magst.«

Er erhob sich.

»Nicht wahr, du kennst mich nicht? Meiner Schwester Tirlaraan magst du schon einmal begegnet sein – auch sie ist eine Dienerin der Einen und Einzigen und verrichtet bisweilen Botengänge. Sag einmal, erschien dir ihre Gestalt prächtiger als die meine?«

Die Frau hielt die Beine nun leicht gespreizt, das Sonnenlicht spielte noch immer auf ihrem Körper und ließ den gewölbten blanken Rahjahügel mit seiner dunklen Spalte so verlockend erscheinen, daß Mengbillar den Blick kaum von der Körpermitte der Frau lösen konnte. »Auf keinen Fall, Herrin, kann sich Eure Schwester an Prächtigkeit mit Euch messen«, murmelte er und streckte unwillkürlich die Hand nach dem sich sinnlich im Sessel räkelnden Frauenkörper aus.

»Immerhin«, sagte sie nun, während sie ihm die Hand mit der Rechten sanft zurückschob und sich gleichzeitig mit der Linken zärtlich den flachen Bauch streichelte, »ist es dir gelungen, die eine und einzige Herrin auf dich aufmerksam zu machen – das ist ja auch schon etwas.«

Mengbillar verneigte sich noch einmal tief. »Fajla-raan«, sagte er, »ich danke Euch, daß Ihr mir die Ehre erweist, mir von dem Wohlwollen der einen und einzigen Herrin zu berichten und ...«

Noch ehe er seinen Satz vollenden konnte, schoß

eine gespaltene rote Zunge zwischen den vollen hellen Lippen hervor und schleuderte einen grüngelben Speichelfaden, der Mengbillar quer über das Gesicht und das linke Auge traf. Seine Hand zuckte hoch, aber er wagte es nicht, den Geifer abzuwischen.

»Wohlwollen?« zischte die Frau. »Höre ich recht? Wohlwollen ...? Den Unmut der Herrin hast du erregt, Elender! Ihren Zorn auf dich gelenkt!«

Mengbillar blickte sich ratlos um. Er machte Anstalten, sich wieder zu Boden zu werfen, entschied sich dann aber anders, nahm schließlich seinen ganzen Mut zusammen und wischte sich heftig über das Gesicht. »Was habe ich Falsches getan?« fragte er verzweifelt. »Und was soll ich tun, um meinen gewiß sehr schweren Fehler wiedergutzumachen ...? Würdet Ihr, verehrte Fajlaraan, meine tiefe Bitte um Verzeihung überbringen. Wie kann ich Euch gefällig sein, daß Ihr mir diesen Wunsch erfüllt?«

»Du mußt nichts für mich tun, mein Lieber. Ich bin nur eine unbedeutende Botin, die es gut mit dir meint. Darum fordere ich dich auch nur freundlich auf, nie wieder die Eine und Einzige zu lästern!«

»Aber niemals hätte ich ...!«

»Schweig, du Schleiche! Die, welche die Unwissenden *Belkelel* nennen, hast du mit sinnlosen Wünschen und dann mit deinem einfältigen Hader verfolgt!«

»Ich bitte Euch. Fajlaraan! Ich ...«

»Willst du wohl still sein!« Die Stimme der Frau zischte wie eine Peitschenschnur. »Belkelel hast du bedrängt, dem Schoß deiner blonden Buhle Fruchtbarkeit zu schenken, weil du das Warten auf deinen unnützen Nachwuchs nicht mehr ertragen kannst. Abgesehen davon, daß ein Wurm wie du besser zunächst einmal die Fruchtbarkeit der eigenen Lenden erbitten sollte ... Schau nicht so blödsinnig! Nach meinem Gefühl ist tatsächlich die Marschallin der verdorrte Teil von euch beiden, aber das konntest du nicht wissen, erbärmlicher Grolm! All das aber spielt keine Rolle angesichts der Frechheit, ausgerechnet von der Einen und Einzigen Fruchtbarkeit zu erflehen. Warum hast du den Bund mit ihr geschlossen – um dereinst als greiser, aber stolzer Großvater im Kreise deiner Kinder und Kindeskinde zu sitzen ...?« Sie wartete einen Augenblick ab, und als Mengbillar weiterhin stumm blieb, fauchte sie: »Antworte gefälligst!«

»Nein, nein ...«, stammelte Mengbillar. »Das war gewiß nicht der Grund.«

»Herrschen wolltest du, nicht wahr? Herr sein über andere Menschen. Ihre Brünstigkeit wolltest du zu deinem Werkzeug machen. War es nicht so, und wurde dir diese Gunst nicht von der Einen und Einzigen überreichlich gewährt?«

Mengbillar nickte. »So ist es, verehrte Fajlaraan!«

»Und nun wünschst du dir ein Kind, das einst Kaiser dieses elenden Landes sein soll, und gerade dabei soll dir die eine und einzige Herrin helfen? Du mußt den Verstand verloren haben! Aber damit nicht genug! Nun, nachdem dein Sproß sich rar zu machen scheint, nimmst du es dir heraus, die Eine und Einzige zu beschimpfen ...«

»Aber ich hätte doch niemals ...«

»O doch, noch in der letzten Nacht! Als unerwartet – du hattest schon anderes erhofft – das Mondesbluten deiner Buhle einsetzte, hast du nicht nur deine Bettgefährtin mit deinen plumpen Fäusten traktiert, eine stilllose Orkerei, die mit dem Kult der Einen und Einzigen kaum in Einklang zu bringen ist. Nein, du hast überdies die Herrin beschimpft und gelästert. Glaub nicht, Mengbillar, daß solche Schmähungen ungehört verhallen.«

Der Magier senkte den Blick.

»Du hast mit deinen Worten die Herrin sehr verärgert; ich kann dir versichern, dein erbärmliches Leben hing an einem haardünnen Fädchen.« Sie blies Mengbillar ihren fauligen Atem ins Gesicht, genießerisch langsam, wie Rauch aus einer Pfeife. Den Magus würgte eine so heftige Übelkeit, daß er seine nächste Bitte nur noch keuchen konnte: »Fajlaraan, bitte! Erflehe Verzeihung für mich Unwürdigen bei der Einen und Einzigen!«

Ein Lachen, das glucksend und blubbernd tief in der Brust der dämonischen Frau entstand, brach aus ihren geöffneten Lippen hervor und erfüllte dumpf polternd den Raum, so daß der Boden des Zimmers zu beben schien. »Du machst mir wirklich Spaß, Gewürm in Menschengestalt. Wozu sollte ich wohl die Eine und Einzige um Vergebung angehen? Was hätte sie davon, was ich? Nein, vielgeliebter Magister – unendlich wertvollere Erlebnisse winken mir, wenn es dir weiterhin so prächtig gelingt, den Zorn der Herrin zu schüren. Dann werde ich sie anflehen, auf den Knien, und in tiefster Demut werde ich ihr jedes Schmutzkorn von den Sohlen schlecken« – diesmal betupfte die hervorschießende gespaltene Zunge nacheinander die beiden prallen rosigen Knospen der Brüste –, »wenn sie es mir nur gewährt, zu gegen zu sein, wenn das Ende eures Paktes gekommen ist, dieses Ende, das du durch deine unsäglichen Dummheiten heftig zu beschleunigen trachtest ...«

Sie wies mit dem kahlen Kopf nach Westen, in die Richtung, wo vor Monaten die Schlacht gegen die Ilmensteiner stattgefunden hatte. »Auch die beiden Canilaraanji, die du dir gewünscht hattest, um den häßlichen Grafen und seine Truppen zu beeindrucken, sind dir noch nicht verziehen, mein geliebtes Geiergesicht! Du weißt sehr wohl, daß die eine und einzige Herrin sich zu völlig anderen Zwecken mit

solchen Wesen umgibt als zu dem Zweck, wozu du sie mißbraucht hast ...! Viele seltsame Befehle hättest du den Schönen geben können, phantasievolle Anweisungen zu romantischen Taten, die dem Auge der Einen und Einzigen gefallen hätten ... Meine Verwandten können eine Fleischeslust entfachen, die ihrem Opfer für immer den Verstand raubt ...

Dir aber hat es gefallen, meine wunderschönen Brüder durch deine Befehle dazu zu zwingen, ein stümperhaftes Gemetzel zu veranstalten! Oh, du unwürdiger Knecht einer großen Herrscherin! Belhalhar, das ist der Name jenes Herrschers, Karmoth und Shruuf sind die Namen seiner Diener, die du mit deinen Taten erfreut hast, auf daß sie nun meiner Herrin spotten können. Wahrhaftig, wahrhaftig, das alles hast du sehr klug angerichtet!«

Mengbillar verschränkte die Finger vor der Brust und wand sich wie in Schmerzen. »Wiederum kann ich nur um Verzeihung bitten – ach, wenn du mir doch diese Gnade gewähren könntest ...!« Er brach ab und legte für einen kurzen Moment die Stirn in nachdenkliche Falten. Als er das Wort wieder ergriff, hatten seine Stimme und sein Gebaren einen großen Teil ihrer Unterwürfigkeit eingebüßt. Er maß sein Gegenüber mit einem raschen, aufmerksamen Blick, bevor er seine nächste Frage stellte. »Es heißt in den Schriften, die Canilaraanji seien deine Brüder, o große Faj-

laraan. Und nun vernehme ich die Bestätigung aus deinem, ihrer zauberhaften Schwester Mund ...«

Wie in Gedanken versunken ritzte die Nackte mit einem langen scharfen Fingernagel die Haut über ihrem Bauch auf, um anschließend das Blut, das wie eine rote Perlenkette aus dem Schnitt hervortrat, mit den Fingerspitzen aufzutupfen und dazu zu verwenden, Kreise und Striche auf Bauchdecke und Oberschenkel zu malen. Sie war so sehr in diese Beschäftigung vertieft, daß sie Mengbillars Frage kaum gehört zu haben schien. »Meine Brüder, ja«, antwortete sie nach einer Weile. »Was soll mir das?«

»Allesamt seid ihr Laraane, nicht wahr?«

»Eine neue sinnlose Frage! Gewiß sind wir Laraane – was wohl sonst? Alveraniare? Willst du meine Geduld mit dir auf die Probe stellen?«

»Eitel seid ihr Laraane, alle miteinander, eitel und leicht gekränkt«, stellte Mengbillar in fröhlichem Plauderton fest.

Ein erneutes markerschütterndes Zischen der Fajla-raan beantwortete er mit einem hämischen Kichern. »Heraus aus meinem Sessel, du dämonische Brut aus Weiberfleisch!«

Die Frau stand auf, kaum daß der Befehl ausgesprochen war.

»Hinüber zur Wand!« befahl Mengbillar und nickte beifällig, als sein Kommando widerspruchslos ausge-

führt wurde. »Alle gewöhnlichen Laraane sind mir jederzeit zu Diensten verpflichtet und haben sich meinen sämtlichen Befehlen zu fügen. Das ist Teil meines Paktes mit der Einen und Einzigen.« Er griff nach seinem Zauberstab und richtete das untere Ende auf die Schenkel der Dämonin. »Das weißt du doch, nicht wahr?«

Sie schwieg.

Der Magier stieß mit dem Stab gegen den Schenkel. Ein Zischen war zu hören. Blasen warfen sich an der Stelle auf, wo der Stecken die Haut berührte, schwarze und gelbe Rauchfähnchen ringelten sich um das Holz.

»Du rührst dich keinen Schritt von der Stelle!« befahl der Magier, bevor er fortfuhr, den haarlosen glatten Körper der Nackten mit dem Stab zu foltern. Die Dämonin stand mit dem Rücken gegen die Wand gepreßt – wie befohlen, ohne die Füße zu bewegen – und schlug wie rasend mit dem Kopf von einer Seite zur anderen.

»Alle Laraane haben mir jederzeit zu gehorchen – ich hoffe, das wirst du Unrat so bald nicht wieder vergessen!« Erneut stieß der Stab zu, bohrte sich tief in den Bauch.

Die Fajlaraan stieß einen Schrei aus, so schrill, daß er kaum mehr hörbar war. Mit einem Knacken zerbrach Mengbillars Wasserkanne in zwei Hälften und

fiel von der Kommode herab, während sich ein Schwall von Nässe auf den Boden ergoß.

Grünliche Schimmer liefen wie eine Gänsehaut über den Frauenkörper. Falten und haarige Warzen schimmerten auf und verschwanden wieder.

»Nun bekommst du es mit der Angst, du fleischgewordener Pesthauch, nicht wahr? Vermagst kaum noch deine Hülle zu wahren. Jeden Moment kann die echte Laraangestalt zum Vorschein kommen – so ist es doch!«

Die Dämonin nickte heftig; sie zitterte wie Espenlaub.

»Nun, dann wirst du meine Frage wahrheitsgemäß beantworten, sonst zwingen ich dich zuerst in deine wahre Gestalt, um dich dann so langsam und qualvoll zu töten, wie ich es vermag! Die Frage lautet: Hat die Eine und Einzige dich wahrhaftig geschickt, oder bist du aus eigenem Antrieb hier, weil es euch eitlen Gezücht nicht gefallen hat, was ich mit deinen verrotteten Brüdern angestellt habe?«

»Ich bin aus eigenem Antrieb hier«, murmelte die Fajlaraan und schloß die vor Angst weit aufgerissenen nackten Lider.

»Weiter, weiter!« drängte Mengbillar. »Der Satz, den ich hören will, ist noch nicht beendet.«

»Ich bin hier, weil es uns eitlen Gezücht nicht gefallen hat, was Ihr mit meinen ... äh ... verrotteten

Brüdern angestellt habt. Ist es so richtig?« An Stelle von Blut sickerte nun eine glasig-grünliche Flüssigkeit aus den zahlreichen Verletzungen, die der Zauberstab in die rosige Frauenhaut gefressen hatte. Die schlanken Hände der Nackten glitten unentwegt über ihren Körper, um den hervorquellenden Saft zu verstreichen und so die Blasen und Wunden ein wenig zu glätten.

Mengbillar kicherte. »Zwar mag eure Brut schwer zu verletzen sein, und längst nicht jeder besitzt die geeigneten Werkzeuge, um euresgleichen beizukommen ... Aber immerhin habt ihr eine Leidenschaft und ein Schmerzempfinden wie wir Menschen. Vielleicht seid ihr auf eure Weise sogar noch empfindlicher. Daß dies so ist, gefällt mir ungemein ... Fajlaraan!« Wie es ihm zuvor widerfahren war, so spie nun er der Dämonin ins Gesicht. »Unflat! Vor dir habe ich mich auf dem Boden gewunden! Das verzeihe ich weder mir noch dir. Geschickt hast du deinen Auftritt und dein Erscheinungsbild gewählt, sonst hättest du mich niemals täuschen können, du niederster Abschaum! ... Kraft meines Paktes mit deiner Herrin bist du meine erbärmliche Dienerin!« geiferte er und trieb der Dämonin den Stecken noch einmal tief in den Leib. »Keinen Laut! Und wag es nicht, dich zu rühren!« herrschte er die sich verzweifelt windende und zischende Gestalt an, deren Haut sich eben

wieder mit einer grünborkigen Kruste von Warzen und Beulen zu überziehen schien, sich jedoch Augenblicke später wieder glättete.

»Ja, Schönheit!« höhnte Mengbillar. »Wenn ich wollte, könnte ich dir so sehr zusetzen, daß du notgedrungen deine wahre Gestalt annehmen müßtest, und wir wissen beide, wie sehr es euch quält, wenn ihr durch eine fremde Macht in eure scheußliche Form gezwungen werdet ... Angst hast du mir eingejagt, Pestblüte! Wie konnte ich ahnen, daß du auf eigene Faust hier vor mir erscheinst, nur weil ich dein Brüdergezücht ein wenig gezwiebelt habe ... ›Ich bin nur eine unbedeutende Botin, die es gut mit dir meint ...‹«, äffte er die rauchige Stimme der Dämonin nach. »Wie kann ich ahnen, daß an diesem Satz nur das Wort ›unbedeutend‹ stimmt. Unbedeutend bist du wirklich, aber niemand hat dich geschickt, Geiltier! Keineswegs bin ich bei der einen und einzigen Herrin in Ungnade gefallen, sondern ich stehe nach wie vor in ihrer Gunst.« Er rammte der Nackten den Stecken mit so grausamer Wucht in den Bauch, daß er ihr im Rücken wieder heraustrat und gegen die Wand prallte. Mit einem erstickten Stöhnen sank die Frauengestalt auf die Knie, während sie den Stab mit sich hinabzog. Wieder kroch eine grüne Warzenhaut über die schimmernde Nacktheit. Der Körper verformte sich, der Kopf zog sich tief zwischen die Schultern zurück;

die Leibesmitte schwell, der Rücken krümmte sich, Hörner schienen aus dem gebogenen Rückgrat zu wachsen. Ein Gestank stieg auf wie aus einem Faß mit mondelang verrottetem Pökelfleisch.

Mengbillar riß den Stecken aus der graugrünen, schnaufenden, sich qualvoll windenden Kreatur, und der Verwandlungsprozeß gelangte zum Stillstand, kehrte sich langsam um. »Ich werde dich nicht töten«, verkündete der Magier, »heute noch nicht, denn ich weiß nicht, ob ich dich nicht noch benötige. Merk's dir gut, Fajlaraan: Ich habe dir dein erbärmliches Leben geschenkt; damit stehst du in meiner Schuld. Du magst dich nun in dein Reich zurückziehen, aber verlaß zuvor diesen Raum. Ich ertrage den Gestank nicht, der mit deinen An- und Abreisen verbunden ist. Begib dich also gefälligst hinaus auf den Gang! Und eines noch: Wag es nie wieder, zu mir zu kommen, wenn ich dich nicht gerufen habe! Hinaus, du Gezücht!«

Die Fajlaraan trat hinaus auf den Gang, erspähte niemanden und schlüpfte in eine Lücke, um dort den Übertritt in ihre Sphäre zu vollziehen. Sie murmelte leise vor sich hin, in jener Menschengsprache, die sie bis eben noch gesprochen hatte: »Habe ich nun die Warnung der Herrin überbracht, mein kluger Freund, wie es mir aufgetragen. Soll es nicht heißen, wenn du geholt wirst, kluger Freund, der Pakt sei nicht ein-

gehalten, du seist nicht gewarnt. Das verstehst du nicht, nicht wahr, du schlauer Kopf? Kann ich nicht Botin sein, kluger Freund, und dennoch aus freien Stücken zu dir gekommen, weil mein Wunsch und der Befehl der Herrin einander glichen wie zwei Echseneier ...? Will ich aber zu dir kommen, Magier, so gibt es nur zwei Möglichkeiten, wie ich das bewerkstelligen mag: Ich kann in deiner Sphäre nur erscheinen, wenn du mich rufst oder sie mich schickt ... Daß aber du mich nicht gerufen hast, das hätte dir auffallen müssen, du neunmalkluger Beschwörer ...

So bleib denn ungewarnt! Glaub nur weiter, man sei nicht aufmerksam geworden auf dich, Elender. Reiz die eine und einzige Herrin nur immerzu, so wie du es bisher getan! Du hast mir große Schmerzen zugefügt, Magier – sie werden sein wie ein Hauch gegen die Schmerzen, die deiner harren –, und ich wünsche mit aller Kraft, daß ich dabei sein kann, wenn deine Stunde kommt!«



27. Kapitel



Notmark, die Feste Grauzahn, 1. Rahja 1020 n. BF.

Uriels Feldzug

Für den ersten Rahja des Jahres 1020 wurde der Befehl zum Aufbruch erteilt. Morgens um die sechste Stunde, während im nahegelegenen Wald und in den kargen Sträuchern, die auf dem Gelände der Festung wuchsen, die Vögel lärnten, als ob sie befürchteten, ihnen werde in ein paar Stunden das Singen für immer verboten, versammelten sich die Heerscharen, die Graf Uriel und seine Offiziere quer durch das ganze Bornland und bis zur Stadt Festum führen wollten, im Innenhof der Burg und auf der dünnen Wiese vor den Mauern. Die im Morgenwind tanzenenden, fröhlich ihr ›Käjuck, käjuck!‹ rufenden Dohlen und die zwitschernden Sänger in den Ästen und Zweigen hatten vermutlich keinen Sinn dafür, daß sie einem Augenblick beiwohnten, der ihre Heimat für immer verändern sollte; sonst hätten sie möglicherweise nicht gar so triumphierend den kühlen klaren Morgen begrüßt.

Vielleicht aber sagten sie sich auch, daß sich für sie möglicherweise doch nicht gar soviel ändern werde. Sie schätzten es nicht, wenn die Menschen arm waren, denn dann steckten diese Hungerleider Leimruten in die Sträucher, an denen so mancher Vogelfuß unlösbar kleben blieb. Auf solche Weise kamen die Armen, denen das Erjagen aller größeren Tiere bei schärfster Strafe verboten war, an einen so erbärmlich winzigen Braten wie den einer Dotteramsel, die in einer halben Stunde kaum einigermaßen ordentlich auszunehmen und zu rupfen war, die aber ein hungriger Mensch leicht mit zwei schnellen Bissen verzehrte.

Es verstand sich überdies von selbst, daß ausgehungerte arme Menschen niemals etwas fortwarfen, das für eine ebenfalls vom Hunger geplagte Dohle oder einen anderen Vogel noch genießbar war. Nein, da die Leute von Notmark, die nicht mit dem Heer nach Süden zogen, von Uriels gnadenlosen Proviantbeschaffern schon bis aufs Hemd ausgeplündert waren, mußten die Vögel nicht befürchten, daß die Notmärker noch mehr verarmen, daß sie also in noch größeren Scharen mit Netzen und klebrigen Ruten durch die Wälder streifen könnten, denn wie es alle klugen Vögel von den Dächern pfeifen: Nach der Armut kommt der Hunger, kommt der Tod. Was aber sollte bei dem gewaltigen Zug, zu dem sich die Men-

schen und solche widerwärtigen Vogelfresser wie Orks und Goblins versammelten, am Ende anderes herauskommen als Hunger oder Tod – beides in Notmark sattem bekannt ...

Nicht nur die Vögel schienen sich wenig darum zu scheren, daß der erste Rahja 1020 ein besonderer Tag war, auch viele der Menschen, die sich vor der Feste Grauzahn versammelt hatten, sahen nicht so aus, als ob ihnen der Tag und mit ihm der Marsch, zu dem sie sich anschickten, in irgendeiner Weise Freude bereite. Den grimmigen Gesichtern war abzulesen, was die Bauern und Bäuerinnen, die Mägde und Knechte dachten. Zum zweiten Mal innerhalb weniger Monde hatte man sie von ihren Höfen gerufen, und dieses Mal sogar kurz vor der Erntezeit. Die Kinder und die Alten, die daheim zurückblieben, könnten die Feldfrüchte nicht alle einholen; dabei waren die Kornspeicher leerer denn je. Niemand glaubte den Versprechungen der Bronnjaren, zur Erntezeit werde man wieder in die Heimat zurückgekehrt sein. Ein Gerücht machte die Runde, daß der Zug etwa sechs Wochen benötigen werde, um sein Ziel, das Südbornland, zu erreichen. Sechs Wochen – und dann wäre noch keine Schlacht gewonnen, keine Stadt gestürmt.

Mit gequälten Mienen blickten die Bauern nach Süden, wo das Land lag, das sie niemals sehen wollten, wo die fremden Menschen hausten, mit denen sie

sich niemals auf Leben und Tod schlagen wollten. Die meisten der unfreiwilligen Kriegsleute hatten in der vergangenen Nacht kaum geschlafen. Ihre Gesichter wirkten müde und grau, die Mienen verzagt.

Ein Mann mit einem langen schwarzen Zopf, von dem in der letzten Zeit viel die Rede gewesen war, so daß man ihn allgemein als ›der Oberst‹ kannte, sprang in zwei federnden Sätzen auf den Bock eines Proviantwagens, dessen Zugtiere noch nicht angespannt waren. Er wandte sich der Front der Kriegsleute zu und rief mit kräftiger Stimme: »Seid mir gegrüßt, ihr Tapferen!«

Verhaltenes Gelächter antwortete ihm.

»Jawohl«, nahm Oberst Zornbrecht seine Rede wieder auf, »ihr Tapferen! Ich weiß sehr wohl, was ich sage, und es ehrt euch ein weiteres Mal, daß ihr bescheiden lacht, wenn man euch so anspricht, wie es euch zusteht ...«

Diesmal gab es kaum noch Lacher, und der Offizier fuhr nach einer militärisch knappen Verbeugung fort: »Ja, wahrhaft tapfer muß man sein, wenn man Haus und Hof zurückläßt und hinauszieht, um die Spötter zu bestrafen, die ohne Ende den sewerischen Landmann verhöhnen, sei er Bauer, Magd oder Knecht. Man wird über euch sagen, daß ihr gekommen seid, weil ihr Graf Uriel, Hochwohlgeboren, die Treue halten wollt – ein ehrenvoller Grund, und ich schätze

diejenigen hoch, die aus Treue zu ihrem Herrscher Gefahr und Tod entgegenblicken ... Aber ich bin auch voller Verständnis für diejenigen unter euch, die es nicht mehr ertragen können, von fettleibigen Festumern ›Ackerkriecher‹ oder ›Erdfresser‹ genannt zu werden.«

Allgemeines Raunen sprang auf, und der Oberst machte eine Pause, um den Zuhörern Gelegenheit zu geben, sich untereinander über das eben Gehörte auszutauschen und ihrer Empörung Luft zu machen.

»Ja, so ist der Festumer!« rief Zornbrecht dann. »Er beleidigt den wackeren Sewerier ohne Unterlaß und rechnet nicht einmal damit, daß sich dieser Schimpf bei den Landleuten längst herumgesprochen hat. Natürlich, Soldaten, wißt ihr Bescheid. Natürlich ist euch schon so manches Mal die Zornesader geschwollen, wenn es hieß, ihr seiet so faul, daß es himmelwärts bis zu den Zwölfen stinke; natürlich habt ihr es kaum ertragen, wenn der Festumer Pfeffersack in seinem Salon Scherze über die sewerischen Kinder macht, die er ohnehin nur als Ferkel oder Maden bezeichnet. Aber bis heute, bis zu diesem entscheidenden Tag, habt ihr euch in der Geduld geübt, für die ihr weithin bekannt und geschätzt seid. Doch auch die Freundlichkeit und Friedfertigkeit der sewerischen Landleute haben einmal ein Ende. Festumer! Hüte dich davor, den Sewerier zu weit zu treiben!«

Diesmal folgte auf Zornbrechts Drohung ein Chor wütender Rufe nach Vergeltung und Rache. Man konnte hören, wie die Sewerier all die angeblichen Beleidigungen voreinander wiederholten und in immer wildere Empörung gerieten. »Ja, diesmal ist Festum zu weit gegangen!« brüllte ein schmerzbäuchiger Hüne und schwenkte eine Sense durch die Luft. »Festum, das wirst du bereuen!«

Immer mehr Bewaffnete stimmten in den Ruf ein. Bald war ein dumpfer Sprechchor entstanden, der nicht sehr laut, aber um so düsterer und verbitterter den Ruf wiederholte: »Festum, das wirst du bereuen!«

»Seid ihr hungrig?« rief Stian Zornbrecht auf die Leute hinab.

»Ja!« antworteten ihm die vielen Stimmen wie aus einem Munde.

»Und wer treibt euch in den Hunger? Wer kauft das Korn, das ihr mühselig dem Land abgetrotzt habt, für ein paar Heller, um es dann in fernen Ländern für viel gutes Gold weiterzuverkaufen? Nun, wer tut so etwas?«

»Der Festumer!« schallte eine Stimme, Hunderte wiederholten den Ausruf.

»Wer wird fett bei dem Geschäft und macht sich über eure Kinder lustig, die nachts vor Hunger weinen?«

»Der Festumer!«

»Ihr solltet sehen, wie dick und rund die Leute im Süden geworden sind – durch eurer Hände Arbeit. Darum frage ich euch: Wollt ihr diese Ungerechtigkeit noch länger ertragen?«

»Nein!« brüllte es hundertfach.

»Tapfere Sewerier, wollt ihr euch endlich holen, was euch zusteht?«

»Ja!« Die Stimmen klangen wildentschlossen. Waffen und geballte Fäuste wurden drohend erhoben, aber der Offizier war offenbar mit dem Ergebnis seiner Rede noch immer nicht zufrieden. Er warf einen raschen Blick über die Schulter: Eben erhob sich die Sonne über den First der Feste Grauzahn, und die ersten Strahlen, die auf den Burgplatz fielen, trafen Oberst Zornbrecht auf seinem erhöhten Standplatz. Ein güldener Schimmer umgab plötzlich seinen Kopf und Oberkörper. In diesem Augenblick streckte er die Arme in die Luft und rief aus voller Kehle: »Herre Praios, ich danke Dir! Ich danke Dir für dieses Zeichen, daß Du uns gibst, um uns zu bedeuten, daß wir auf dem richtigen Weg sind. Ich bitte Dich, wirf Dein Licht auch auf diese Leute, die für ihre Heimat Sewerier vieles erduldet, die stumm gelitten haben!« Mit ausgestreckten Armen blieb er stehen, wartete und blickte erwartungsvoll zum Dachfirst hinauf.

Erwartungsgemäß hatte sich die Sonne bald weiter

erhoben, so daß ihre Strahlen jetzt auch die Gesichter der angetretenen Soldaten streiften und ihnen in die Augen stach. Mengbillar, der, ein wenig abseits stehend, Zornbrechts Worte gehört und die Szene beobachtet hatte, konnte ein Grinsen nicht unterdrücken. Er schaute zu Boden. Da auch einige Landleute einander zulächelten und ein allgemeines Gemurmel anzeigte, daß Zornbrecht mit seiner dramatischen Praios-Anrufung den Bogen überspannt hatte, schrie der Oberst plötzlich laut auf, fast so, als hätte ihn ein Geschoß getroffen, und riß sich das Wams über der Brust auf. »Praios wird an unserer Seite sein«, rief er zu den Soldaten hinab, »und die große Mutter Peraine ebenso!«

Praios, den Unerbittlichen, den Gott der Bronnjarren, fürchteten die Bauern, aber die gütige Peraine liebten sie, die Beschützerin der Aussaat, Mutter eines jeden wackeren Menschen, der mit seiner Hände Arbeit sein Brot verdiente. Das Murmeln wurde lauter und unwilliger. »Versündigt Euch nicht!« rief eine Stimme aus der zweiten oder dritten Reihe der Angetretenen. »Laßt die Mutter Peraine aus dem Spiel!« eine andere. »Sie hat mit Kriegsdingen nichts zu tun!« eine dritte.

Oberst Zornbrechts Stimme übertönte die Unmutsrufe der Menge. »Ja, glaubt ihr denn, Mutter Peraine sieht es gern, wenn Ihre Leute hungern, weil sie von

Städtern ausgeplündert wurden oder wenn sie von reichen Stadtmenschen verspottet werden? Wißt ihr denn nicht, daß jede Beleidigung, die euch widerfährt, auch eine Schmähung der Göttin ist?« Der Offizier betrachtete eine Weile die Gesichter einer Zuhörer, bevor er fortfuhr: »Ich hatte befürchtet, ihr könntet mir nicht glauben, daß ich hier wahrhaftig den Willen unserer guten, langmütigen Göttin kundtue. Und eben weil ich euren Unglauben fürchten mußte, habe ich den Herrn Praios in meine Anrufung mit einbezogen. Jeder von euch weiß, daß der Himmelsfürst niemals eine Lüge ungeahndet läßt. Darum kann ich euch niemals die Unwahrheit sagen, wenn ich euch jetzt feierlich schwöre: Der Götterfürst und die göttliche Peraine wünschen, daß die Festumer Pfeffersäcke bestraft werden, und Sie wünschen, daß ihr, wackere Sewerier, die Werkzeuge der Götter seid!« Er riß sein Wams noch eine Handbreit weiter auf und drehte sich so, daß ihm die Sonne auf die kräftige Brust fiel. »Herr Praios, ich rufe Dich! Herr Praios, ich bitte Dich, zerschmettere Deinen Diener, wenn er diesen Leuten die Unwahrheit gesagt hat. Zerschmettere ihn jetzt, hier auf der Stelle, vor den Augen all dieser Leute, die ihm, Deinem Diener, nicht glauben wollten!«

Es wurde totenstill auf dem Burghof. Manch eine Bäuerin, manch ein Leibeigener, aber auch viele

Söldner, die in einiger Entfernung angetreten waren, warfen verstohlene Blicke zum Himmel hinauf. Wieder andere starrten beklommen auf ihre Schuhspitzen und warteten darauf, daß die ungeheure Spannung sich legte.

Nach endlos langer Zeit war wieder die Stimme des Offiziers zu hören: »Glaubt ihr mir nun, wackere Sewerier?«

Die Soldaten nickten stumm. Sie wagten noch immer nicht, sich laut zu äußern: Der Zorn des Herren Praios konnte schrecklich sein, und erst nach und nach fühlten die Leute sich wieder ein wenig sicherer. Andächtig schauten sie zu dem kleingewachsenen Oberst hinauf und bestätigten einander, wovon sie nun unumstößlich überzeugt waren: Der Mann mußte die Wahrheit gesprochen haben, denn niemand auf der Welt würde es wagen, den strafenden Gott so offen herauszufordern, wenn er sich seiner Sache nicht sicher wäre.

Oberst Stian Zornbrecht sprang vom Kutschbock herab und schritt mit wippendem Zopf zum Palas hinüber.

Bis zum Aufbruch des Heerzuges sollte noch etwa eine Stunde vergehen. Während dieser Zeit riß das Gemurmel unter den auf dem Burghof angetretenen Soldaten nicht ab. Immer wieder trugen die Leute

einander Ausschnitte aus der Rede des Obersten vor, bis die brodelnde Erregung auch den letzten von ihnen erfaßt hatte: Die Festumer waren wirklich und wahrhaftig zu weit gegangen, und es gab so viele Dinge, für die ein sewerischer Leibeigener auf Rache sann. So würde man sich also an den Festumer Pfeffersäcken und an all den Südbornländern rächen, die mit dem geldgierigen Händlerpack unter einer Decke steckten! Wenn das widerwärtige Gesindel, das dort unten im Süden hauste, den Sewerier herausforderte – nun, dann sollte es seinen Kampf bekommen. Der Sewerier würde den Festumer das Fürchten lehren! Niemand redete in dieser Stunde noch über die Ernte, die auf den Feldern zu verrotten drohte; jedermann war geradezu trunken vor Rachegier. Jetzt fieberten die Männer und Frauen dem Aufbruch entgegen, und als endlich der Befehl zum Abrücken kam, stürmten die Landwehrleute so schnell voran, daß sie von den Offizieren gezügelt werden mußten, damit sie sich nicht innerhalb weniger Stunden völlig verausgabt hätten.

Und nun, da der Marsch unwiderruflich begonnen hatte, schienen die Vögel in den Notmärker Bäumen und Sträuchern dem besonderen Tag auf ihre Weise doch huldigen zu wollen: Als der erste Pferdehuf klappernd auf das Pflaster der Straße traf, als sich der

erste Proviantwagen mit ächzenden Rädern vorwärtsschob, da verstummte das Konzert der Vögel mit einem Schlag. Stille lag über den Gärten und Wäldern.

Statt dessen war ein fernes, sich rasch näherndes Krächzen zu hören. »Kraah, kraah, kraah!« rief es durch die klare Morgenluft, und ein gewaltiger Krähenschwarm, der gewiß aus etlichen hundert Tieren bestand, flog tief über dem Land von Nord heran. Wie eine vom Sturmwind über den Himmel getriebene Wolke stoben die Vögel durch die Luft, um sich in den großen Ilmen niederzulassen, die die Notmärker Landstraße säumten.

Das Krächzen der Krähen, ein seltsam verlorener Laut, der besser zu einem trüben Boronmorgen als in den Rahjamond gepaßt hätte, währte die ganze Zeit hindurch, die der Heerzug benötigte, um unter den Bäumen entlangzumarschieren; später flog der Schwarm dem Notmärker Heer ein Stück voraus, um es – wiederum unter durchdringendem heiseren Gekrächz – vorüberziehen zu lassen. Schließlich schloß er sich auf Dauer dem Zug an und begleitete ihn auf seinem langen Marsch in die düsteren Tage, die noch kommen sollten.

Wohl siebenhundert Leute marschierten mit Graf Uriel von Notmark – etliche davon schon zum drit-

tenmal innerhalb eines knappen halben Jahres. Vor allem die Söldner hatten schon zweimal in der Schlacht gestanden: einmal vor Bjaldorn, einmal bei *Ochs und Eiche*. Die Banner und Schwadronen der Mietlinge hatten ihre Reihen inzwischen durch neu angeworbene Reisige aus ganz Nordaventurien verstärkt. Ihre Kampfesstimmung war nicht schlechter als die der rachedurstigen Bauern und Leibeigenen, denn Graf Uriel zahlte gut und pünktlich. Außerdem hatten die beiden Kämpfe, in die die Söldner bisher in Notmarks Diensten verwickelt gewesen waren, von einigen Bannern oder Schwadronen nur einen geringen Blutzoll gefordert, andere, die es härter getroffen hatte, wie die Panzerreiter oder die Beilunker, hatte Oberst Zornbrecht auflösen und ihre Leute auf andere Schwadronen verteilen lassen, damit nicht allzu viele der Geschlagenen in einer Einheit zusammenblieben, um dort womöglich Mutlosigkeit zu verbreiten.

Das Banner der Doppelsöldner, die sich die *Festumer* nannten, wurde noch am Tag des Aufbruchs umbenannt, da die Bauern nur mit Mühe von einem Angriff auf die Zweihänderträger abzuhalten waren. Es nutzte wenig, ihnen zu erzählen, daß die Einheit mit dem neuerdings so verhaßten Raubgesindel aus dem Süden nur den Namen gemeinsam hatte und daß die Soldaten zwar aus aller Herren Länder, aber nur zu

einem kleinen Teil aus der Stadt Festum kamen. Der Aufruhr legte sich erst, als Hauptmann Dargo von Dreieichen, der Anführer des Banners, es auf Befehl Oberst Zornbrechts in die *Sewerier* umbenannte; aber die Bauern blieben weiterhin mißtrauisch.

Der Heerzug der Notmärker bot ein eindrucksvolles Bild. An der Spitze ritten die *Aranischen Säbelschwinger* und die *Roten Ulanen*, eine neu formierte Söldnertruppe, auch sie leichte Reiter wie die *Säbelschwinger*. Beide wetteiferten in der Größe ihrer Fahnen, wobei das rote Pferd auf schwarzem Grund, das die Ulanen zeigten, einprägsamer war als die gekreuzten Säbelklingen der anderen Schwadron.

Auf die Leichten Reiter folgten die schweren *Ostsewerischen Ritter* mit ihren Schlachtrössern, den Knappen, Waffenknechten und Tragtieren. Etliche Rittersleute hatten zum Aufbruch die großen Schwanenflügel auf den Rücken ihrer Brünne gesteckt – so war es Brauch in Sewerien, wenn man in eine große Schlacht zog –, aber Uriel hatte gebeten, die Flügel einstweilen abzunehmen. Befehlen mochte er diesen Verzicht nicht, denn die Flügelträger unter den sewerischen Rittern, ob sie nun im Osten oder im Westen daheim waren, ob sie es mit der Ilmensteinerin oder dem Notmärker hielten, waren allesamt sehr stolz auf den gefiederten Schmuck ihrer Panzer. Die Flügel –

im Ostsewerischen waren sie denen des Schwans nachgestaltet – waren gewöhnlich schon seit Generationen und somit seit etlichen hundert Jahren im Besitz der einzelnen Ritterfamilien; sie wurden jeweils an das älteste Kind weitergegeben und stellten einen Unterpfand für die Gefolgstreue zu dem Hüter des *echten* Flügelpaares dar. So waren die Ritter auch sehr überrascht, daß Graf Uriel seine Schwanenflügel nicht führte. Schon bei dem Gefecht mit den Ilmensteinern hatte es die Ritter verdrossen, daß die Flügel »nicht für Ostsewerien schlagen« durften; um wieviel seltsamer noch erschien es den Rittern, daß Uriel auch bei seinem großen Heerzug, bei dem so vieles auf dem Spiel stand, auf die sichtbaren Zeichen der Erhabenheit verzichten wollte.

Ein von den Rittern gewählter Sprecher trat vor Uriel, um ihm mitzuteilen, daß die Panzerreiter während des Marsches in den Süden wunschgemäß ihre wichtigste Zier verbergen würden. Sobald es aber zu einer Schlacht mit den Festumern käme, könne niemand – auch der hochgeachtete Graf nicht – sie dazu zwingen, ohne den traditionsreichen Schmuck ins Feld zu reiten. Im übrigen wüßte man gern, was Seine Hochwohlgeboren dazu gebracht habe, mit dieser würdigen Überlieferung zu brechen.

»Überlieferungen, die so ehrwürdig alt sind«, ließ Graf Uriel antworten, »daß ihr Bart sich in ihren Bei-

nen verwickelt, sollte man still zu Grabe tragen. Das gilt auch für die Schwanenflügel. Wir stehen an der Schwelle zu einer neuen Zeit. Manche liebgewordene Gewohnheit wird man aufgeben müssen, um das Neue genießen zu können. Im übrigen steht es jedem Ritter frei, sich mit allem Schmuck zu behängen, der ihm angemessen erscheint.«

Auf die schweren Reiter folgten die ersten Fußtruppen – eben jene Festumer, die nun *Sewerier* hießen und in Ermangelung einer Fahne einen mit bunten Bändern geschmückten Pferdeschädel als Feldzeichen trugen.

Hiernach schritten die vielen Landwehrleute, dann folgten wiederum Söldlinge, unter anderem die auffälligen Sappeure mit ihren Lederschürzen, ihren blinkenden Spaten und Hacken, und schließlich der Troß mit den schweren Ochsenkarren und den hochbeinigen schwarzen Kutschen, in denen Uriel und sein Stab den größten Teil der Reise zurücklegten. Auch Mengbillar reiste in einer der Kutschen, der Marschallskutsche nämlich. Sein Reittier, die vierbeinige dürre Schreckensgestalt mit dem Körper und dem Kopf eines ausgemergelten Rappen und dem Gebiß eines Wolfes, mußte von einem Knecht am Zügel geführt werden, fernab von allen anderen Pferden, die jedesmal scheuten, wenn die Mähre in ihre Nähe kam.

Auf den Troß folgten wiederum Reiter, und ganz am Ende des Zuges marschierten etwa hundert Orks und ein paar Dutzend Goblins. Diesmal führten die Orks keine Kampfoger mit sich.

Graf Uriels Truppen kamen gut voran. Die Stimmung war zuversichtlich, und die Soldaten legten an jedem Tag fast zwanzig Meilen zurück. An der Grenze zum Fürstentum Ouvenmas erwartete Kanzler Ljasew, Graf von Utzbinnen, den Zug. Er wurde begleitet von einer Schwadron schwerer Reiter, etlichen berittenen Plänklern und drei Bannern Fußsoldaten.

Die Verstärkungen wurden von den Notmärkern mit Begeisterungsrufen und Scherzworten aufgenommen; schnell hatten sie sich in den Zug eingereiht, der durch die Ouvenmaser beträchtlich an Länge gewonnen hatte.

Der von Uriels Truppen mitgeführte Proviant reichte – genau wie es Rittmeisterin Strangnitz vorausberechnet hatte – bis zu dem Städtchen Treie an der Brinne. Während des Nachtlagers in eben jenem Treie wurde ein kleines Fest veranstaltet. Man räumte Fässer und Säcke von den Troßwagen. Was sich noch fand an Brot, Käse, Wurst, Dörrobst und ähnlichen Dingen, wurde an die Leute verteilt. Dazu gab es Bier, und hier und da tauchten gar kleine Schnapskrüge auf.

Am nächsten Tag wurde gerastet. Am übernächsten Morgen brachen die Männer und Frauen mit leeren Mägen und verdrossenen Gesichtern in Richtung Süden auf. Gegen Abend erreichten sie Brinbaum, eine kleine Hafenstadt am Walsach. Tjeika von Notmark lenkte ihren braunen Wallach an der Spitze der leichten Reitertruppe vorüber und ließ ihn Front gegen das Städtchen machen. Mengbillar stieg aus der Marschallskutsche und schlenderte ebenfalls zur Spitze des Zuges.

Die Stadt bereitete dem Heerzug keinen freundlichen Empfang: Die Tore in der hölzernen Palisade waren geschlossen, die Türme, ebenfalls hölzerne Balkenkonstruktionen, mit Bogenschützen bemannt. Auf einem Turm der Torbefestigung stand eine zierliche Frau mit graublond gesträhntem Haar und gab sich als die Baronin und Rittfrau Peranka von Laikis, Schulzin zu Brinbaum, zu erkennen. Sie trug eine weiße Bluse mit gebauschten kurzen Ärmeln, ein hochgeschnürtes Mieder und eine enge Hose aus schwarzem Tuch. Ein riesiger alter Säbel, der für die schmalen Hände der Frau viel zu klobig wirkte, hing an ihrer Seite. Mit fester Stimme hieß sie die Adelsmarschallin, Seine Hochwohlgeboren, Graf Uriel von Notmark und die anderen Herrschaften willkommen – wenn auch nicht in Brinbaums Mauern, so doch vor ihrem Tor.

»Ich befehle Euch, den Leuten aufzutun«, rief die Adelsmarschallin, »im Namen der Krone und in meinem Namen!«

»Es schmerzt mich, Euch nicht gehorsam sein zu können, so wie es sich für eine Bornländer Adelsfrau geziemt!« rief die Schulzin zurück. »Aber es sind mir fast dreihundert Bürger anvertraut, die nun in ihren Häusern um ihr Leben zittern. Ich bitt Euch herzlich, Ihr wollet mich verstehen: Das kann leicht übel ausgehen, wenn Ihr Eure Leute, fast tausend sollen es wohl sein, in unsere Stadt schickt. Man weiß nie, was geschieht, auch wenn alle guten Willens sind ... Darum haben die Brinbaumer Bürger mir aufgetragen, mit Euch zu verhandeln. Eure Soldaten sind gewiß hungrig und durstig. Wir Brinbaumer werden von unseren Vorräten abgeben, was immer wir entbehren können, und alles, was wir geben, vor unser Stadttor tragen.«

Die Marschallin beugte sich hinab, um sich kurz mit ihrem Begleiter zu beraten, einem kahlschädlichen hageren Mann in einem schwarzen Umhang – wohl einem Magus, wie die Schulzin voller Unbehagen annahm –, dann richtete sie sich im Sattel wieder auf und warf einen grimmigen Blick hinauf zum Turm. »Ihr scheint mich nicht verstanden zu haben, Baroin!« rief sie. »Die Adelsmarschallin befiehlt Euch, das Tor Eurer Stadt für sie zu öffnen – da gibt es nichts zu verhandeln!«

Die schwarze Kutsche mit dem notmärkischen Grafenwappen, in der außer Uriel auch Oberst Zornbrecht zu reisen pflegte, rollte an dem Heerzug entlang und kam schließlich in der Nähe der Marschallin zum Stehen. Graf Uriel steckte den Kopf zu einem Türfenster heraus und ließ sich von dem Magier Mengbillar kurz die Lage schildern. Der Oberst rief durch das dem Stadttor abgewandte Fenster einen Boten herbei, unterwies ihn mit wenigen Worten und öffnete die Kutschentür.

Als die Schulzin antwortete, konnte sie ein leichtes Beben in der Stimme nicht unterdrücken. »Es ist der Beschluß der freien Brinbaumer Bürger, daß die Tore geschlossen bleiben. Aber ich bin befugt, Euch folgendes Angebot zu machen: Nicht die Brinbaumer selbst entscheiden, wieviel von ihren Vorräten sie Euch opfern, sondern Ihr selbst schickt Eure Proviantleute in die Stadt, wo sie freien Zugang zu jedem Keller, jedem Speicher haben sollen.«

Eine dunkle Gestalt schlüpfte durch die offene Tür in die Kutsche des Grafen und des Obersten. Sie trug einen länglichen Gegenstand, der in ein grünes Tuch eingeschlagen war.

Tjeika von Notmark sah fragend zu ihrem Vater hinüber.

Noch bevor Uriel ein Zeichen der Zustimmung oder Ablehnung geben konnte, hörte man im Innern

der Kutsche die melodische Stimme des Oberst Zornbrecht sagen: »Fünf Dukaten, wenn du sie mit einem Schuß für immer zum Schweigen bringst.«

Fast im selben Augenblick war oben auf dem Turm ein dumpfer Schlag zu hören. Die Rittfrau taumelte rückwärts. Mit der Rechten hatte sie den schweren Säbel gepackt und halbwegs aus der Scheide gerissen; die Linke umklammerte den rotgefiederten Schaft eines Pfeiles, der ihr die linke Brust durchschlagen hatte und tief in ihrem Oberkörper steckte. Rückwärts wankend stieß sie gegen die Brüstung, kippte hintenüber und war verschwunden.

Während die Notmärker Soldaten noch mit erstaunt aufgerissenen Augen und Mündern den Turm betrachteten, war Oberst Zornbrecht schon über die Speichen des großen Hinterrades auf das Dach der Kutsche geklettert. »Notmärker!« rief er in die Stille hinein. »Sewerier! Ihr habt gehört, was dieses Weib gesagt hat: daß nämlich ihr Städtchen voller Vorräte ist. Dies ist der Ort, wo ihr euren Hunger stillen könnt. Und ihr habt gesehen, wie man mit solchen Spießgesellen Festums umgehen muß ... Also, worauf wartet ihr noch? Holt euch, was euch zusteht!«

Ein Pfeil, abgeschossen von einem der Brinbaumer Bogenschützen, schlug zwischen Oberst Zornbrechts Füßen in das Kutschendach ein. Der Offizier riß ihn

heraus und brach ihn entzwei. Diese Geste schien das letzte Zeichen gewesen zu sein, auf das die Notmärker gewartet hatten. Sie stießen ein vielkehliges zorniges Gebrüll aus und stürmten aufgefächert und in breiter Front auf die Palisaden der kleinen Stadt los.

Der Strom der schreienden und waffenschwingenden Soldaten floß zu beiden Seiten am Pferd der Adelsmarschallin vorüber. »Halt, Sewerier! So wartet doch!« rief sie den ersten Anstürmenden zu, aber ihre Stimme ging in dem Wutgebrüll unter. Auch ihren nur noch gemurmelten Einwand – »Die Brinbaumer sind doch nicht unsere Feinde« – vernahm niemand mehr.

Einige Pfeile kamen von den Türmen herabgefliegen, drei oder vier fanden ihr Ziel – viel zu wenig, um die Sewerier einzuschüchtern, aber gerade so viele, um ihre Kampfeswut noch weiter anzufachen.

Die Befestigung aus drei Schritt angespitzten hohen Balken – auf der Rückseite lief ein niedriger Wehrgang an der Balkenwand entlang –, die Brinbaum umgab, war dazu gedacht, kleinere Scharen räuberischer Orks oder menschliches Raubgesindel aufzuhalten und abzuwehren. Dem Ansturm etlicher hundert wütender Bewaffneter hielt sie nicht stand. An zahlreichen Stellen schossen die Armbruster vom *Pfeilgewitter*-Banner die Verteidiger vom Wehrgang herab. Sappeure stürmten vor, warfen dicke Tau-

schlingen über die Pfahlspitzen und rissen große Teile des Zaunes um.

Durch die Breschen drängelten sich die Landwehrleute und verteilten sich lärmend auf Brinbaums menschenleeren Straßen.

Auch die Läden vor den Fenstern oder die Riegelbalken der Haus- und Stalltüren sollten den Eindringlingen wenig Widerstand bieten. Von einem Brunnen auf einem kleinen Platz holte man sich die passenden Balken, indem man das Traggestell der Eimerwinde zerschlug. Viele Notmärker liefen hier zusammen und begleiteten die Zerstörung der Holzkonstruktion mit lauten Beifallsrufen. Dann hielten die Bauern die dicken Holzstangen in den Händen; doch bevor sie sich entschlossen, das erste Haus zu erstürmen, einen kleinen Ziegelbau mit grünen Läden, gab es noch einmal einen kurzen Aufenthalt. Ein Moment der Verunsicherung, vielleicht auch der Besinnung schien sich über die Männer und Frauen zu senken; der eine oder andere mochte daran denken, daß er daheim in Notmark ein ganz ähnliches Haus besaß ... Doch da erschien ein Trupp Söldner am Schauplatz. Die Mietlinge rissen den Bauern die Balken aus den Händen, brüllten den unentschlossenen Landwehrleuten ein paar hämische Spötteleien zu und rammten das Balkenende mit aller Wucht gegen einen Fensterladen. Laut krachend zerbarst das Holz. Der Weg ins Innere

des Bürgerhauses war frei. Schnell schlüpfte eine drahtige kleine Söldnerin hinein, zwei Kameraden folgten. Aus dem Innern des Hauses waren Gepolter, zorniges Rufen und Entsetzensschreie zu hören.

Wenig später wurde die Tür von innen aufgerissen – der Weg ins Haus war frei. Söldner und Landwehrvolk drängten sich durch die enge Pforte, während anderswo in der Stadt nun ebenfalls das krachende Bersten eingeschlagener Türen und Fenster zu hören war.

Mag sein, daß es einigen Notmärker Bauern nicht leichtfiel, einen der Brinbaumer Bürger zu erschlagen, mag sein, daß es so manchem Sewerier ein letztes Mal in den Sinn kam, wie ähnlich diese Menschen ihm doch waren, mag sein, daß er sich in den zitternden Leuten wiedererkannte, die aus Kellern, Schränken und unter Betten hervorgezerrt wurden. Möglicherweise also kam es die ersten Plünderer hart an, ihren Knüppel auf die Schädel wehrloser Greise niedersausen zu lassen. Nachdem dieser Schritt jedoch getan und vielfach wiederholt worden war, gab es für die Sewerier kein Zurück mehr – und kein Pardon für die unglücklichen Brinbaumer. Etwa ein Dutzend von ihnen, meist kleine Kinder und Alte, die besonders gut versteckt worden waren, überlebten das blindwütige Morden; alle anderen wurden erschlagen, erstochen, erwürgt – so wie es sich gerade ergab. Entsetz-

liche Schreie, die auf ebenso entsetzliche Weise plötzlich gurgelnd oder stöhnend abbrachen, schallten aus einem Haus nach dem anderen, und dann war wieder das Brechen aufgesprengter Läden zu hören ...

In den Ställen trieben die Soldaten alles Viehzeug zusammen, aber statt es ordentlich zu schlachten, wie sie es von daheim her kannten, metzelten sie es nieder, vom Bluttausch erfaßt, als wären sie selbst Tiere. Wieder erfüllten qualvolle Entsetzens- und Todeschreie die Stadt, deren Straßen das rote Abendlicht erfüllte. So manches Schwein, so manches Rind wurden schon zerlegt und gehäutet, noch ehe sie völlig gestorben waren. Knöchelhoch floß das Blut durch die Ställe; die Notmärker wateten durch den roten Saft, achtlos, wie durch einen seichten Tümpel. Aus den Tieren schnitten sie sich nur die besten Stücke heraus. Fleisch war im Überfluß vorhanden – man konnte wählerisch sein. So manches Stück von einem Ferkel oder Kalb schoben sich die Männer und Frauen roh und blutig in den Mund und lachten einander zu mit bluttriefenden Mündern.

Als das Brodeln, Poltern und Brüllen in den Straßen allmählich verebbten und die Offiziere und Weibel ihre Leute sammelten, waren von der hübschen kleinen Stadt Brinbaum nur noch die Häuser geblieben. Die Menschen, denen sie Schutz und Wärme geboten hatten, gab es nicht mehr. Drei Stunden nach-

dem die ersten Palisadenpfosten niedergerissen worden waren, war der Überfall vorüber, und ehe man die Stadt für die Orks und Goblins freigab, damit die sich dort holen konnten, was die Menschen übriggelassen hatten, machten die Notmärker sich daran, die Vorräte aus den Kammern der Häuser auf die Proviantwagen zu schaffen. Manch einer der Landwehrleute blickte besorgt hinter sich oder zum dämmrigen Himmel hinauf, aber die meisten lachten und scherzten, so laut sie es vermochten. Jeder wollte zeigen, in welcher guten Stimmung er war: Das Heer der Ostseewerier, die tapfere Schar, die an Festum blutige Rache nehmen wollte, hatte den ersten Sieg errungen!

Etliche Freiwillige – hauptsächlich fortgelaufene Leibeigene aus der Umgegend – schlossen sich nach dem *Sieg von Brinbaum* den Notmärkern an. Söldner, die vernommen hatten, wie leicht bei dem Grafen von Notmark gute Batzen zu verdienen waren, kamen von Süden herauf, um sich von Rittmeisterin von Strangnitz in die Liste eintragen zu lassen. Der Heerzug wälzte sich nun, da er weiter angewachsen war, mit den schwerbeladenen Fouragewagen gemächlicher als zuvor auf der Walsachstraße nach Süden. So dauerte es auch zwei Tage statt einem Tag, bis er das Dorf Trallsky erreichte.

Die grauen Schindeldächer der Bauern- und Fi-

scherkaten sowie der mit roten Pfannen gedeckte hohe Giebel eines Tempels waren kaum in Sicht gekommen, als die vordersten Fußsoldaten der Marschkolonne losliefen. An den leichten Reitern rannten sie vorbei, immer schneller, als sie feststellten, daß die Befestigungen um Trallsky noch kümmerlicher waren als von Brinbaum.

Rittmeisterin Strangnitz, die das ungezügelte Vorstürmen der Landwehrleute verhindern wollte, indem sie ihnen ihre Schimmelstute in den Weg trieb, wurde von Oberst Zornbrecht daran gehindert. Er griff ihr mit so harter Hand in die Zügel, daß der Kopf des Pferdes herumgerissen wurde und es fast gestürzt wäre.

Wütend holte die Offizierin mit der Reitgerte aus, ließ jedoch den Arm sinken, als ihr Blick der raubtierhaft starren Kälte in Zornbrechts Augen begegnete. »Seid Ihr von Sinnen?« rief sie immerhin mit Empörung in der Stimme. »Wie kommt Ihr dazu, mich an meiner Arbeit zu hindern? Irgend jemand muß diese wildgewordene Meute doch aufhalten, da Ihr Euch aufs amüsierte Zuschauen verlegt.«

»Ja, Ihr habt recht, es erheitert mich wirklich, diese einfältigen Leute zu beobachten, aber das ist nicht der Grund, warum ich dagegen bin, sie am Plündern zu hindern. Doch das wollen wir später besprechen ...« Er schlug seinem Rappen lässig die Zügel gegen den

Hals, und das Tier wandte sich dem Dörfchen zu. Im behäbigen Schritt folgte es den brüllenden, vorwärts-hetzenden Bauern. »Nun, worauf wartet Ihr noch, Strangnitz?« rief der Oberst über die Schulter zurück. »Laßt uns den Leuten nachreiten! Ich habe so ein Gefühl, als ob es gleich Ärger geben würde.«

Das Dorf Trallsky war leer. Seine Bürger, die von dem Schicksal der Brinbaumer erfahren hatten, waren mit all ihren Vorräten und ihrer lebenden Habe geflohen – entweder mit Flößen und Booten den Fluß hinab oder am jenseitigen Ufer des Walsach in die Ausläufer der Walberge hinein.

In den Betten, Kammern und Stuben gab es nichts zu erschlagen oder zu erstechen, aus den Kellern und Speichern nichts auf die Wagen zu schleppen; in den Ställen regte sich nichts, das man niedermetzeln konnte. Ein alter Hund mit schütterem roten Fell, der offenbar so wirr im Kopf war, daß er den Auszug der Leute von Trallsky verschlafen hatte, wurde unter Gejohle und Gebrüll über den Platz vorm Haus der Peraine gehetzt und schließlich so lange mit Steinen beworfen und Knüppeln geschlagen, bis von ihm nur noch eine blutige haarige Masse übriggeblieben war.

Inzwischen hatten der Oberst und die Rittmeisterin das offenstehende Tor in der Palisade erreicht. Zornbrecht wechselte ein paar knappe Worte mit Lieutenant Beernburg von den leichten Reitern, und der

Leutenant wies seine Leute an, das Dorf einzunehmen. »Säbel frei!« erscholl sein Kommando.

Mit gezogenen Säbeln rückten die Reiter auf den Dorfstraßen vor und schoben sich allmählich zwischen die sich wie rasend gebärdenden Fußsoldaten. Ziellos rannten derweil die Männer und Frauen von der Landwehr von einem Haus zum anderen. Sie stießen wilde Verwünschungen gegen die ›feigen Verräterschweine‹ von Trallsky aus, hetzten die Treppen hinauf und hinab, starrten wutschnaubend in leere Zimmer und zerschlugen jeden Hocker und jedes andere erbärmliche Möbelstück, das die Dörfler zurückgelassen hatten. Als sich die grenzenlose Enttäuschung der verhinderten Plünderer in ersten blindwütigen Raufereien unter den Leuten Luft machte, waren die Reiter vorbereitet. Mit heftigen Sporenstößen trieben sie ihre Rosse in die Gruppen der mit Fäusten und Knüppeln um sich schlagenden Menschen. Die kräftigen, muskelharten Pferdeleiber drängten die Streitenden auseinander. Wo das noch nichts half, schlugen die Reiter mit den Breitseiten ihrer Säbelklingen auf Köpfe und Schultern hinab.

Zumeist lösten sich die Menschenknäuel unter dem Anprall der Berittenen rasch auf; kaum einer der Landwehrleute wagte, seinerseits einen der Reiter zu attackieren. Nur in einem Getümmel unmittelbar vor den Stufen des Tempels warf sich eine große musku-

löse Frau wutentbrannt einem der Säbelschwinger entgegen. Sie hieb dem Pferd die Faust aufs Maul, so daß es erschreckt mit den Vorderhufen in die Höhe stieg. Der Reiter, den das Aufbäumen völlig unvorbereitet traf, kippte hintenüber, rutschte über die Kruppe des Pferdes und schlug rücklings auf die Tempelstufen. »Schnappt ihn euch!« rief die große Frau den Umstehenden zu, die vor Überraschung über den Sturz voneinander abgelassen hatten und sich unschlüssig Beulen und Schrammen betasteten. Ein Aufheulen erhob sich unter den Leuten; schon schlugen und traten zwei oder drei nach dem Liegenden. »So ist es richtig!« schrie die Frau. »Wir machen ihnen allen den Garaus, den Festumern und dem ganzen Adels- und Söldnerpack!«

Begeisterte Rufe antworteten. Ein knochiger Mann in einem zerlöcherten blauen Kaftan schleppte einen schweren Stein herbei – offenbar um dem Reiter den Schädel zu zerschmettern!

»Recht so, recht so!« schrie die aufgeregte Frau mit überkippender Stimme.

»Sei gestraft!« brüllte Oberst Zornbrecht, trieb seinen Rappen mitten in die dichtgedrängte Menschengruppe hinein und ließ den Säbel kreisen – mit solcher Wucht, daß er mit einem einzigen Hieb der schreienden Frau den Kopf von den Schultern trennte.

Mit einem Schreckensruf stoben die Leute auseinander.

Zornbrecht beugte sich aus dem Sattel tief herab, trieb seinen Säbel in den Halsstumpf des Kopfes und streckte die Waffe mit der daraufsteckenden bluttriefenden Trophäe hoch in die Luft. »Seht her!« gellte seine Stimme über den Platz. »Dies ist das Schicksal aller Aufwiegler! Also seht euch vor!« Das allgemeine Lärmen ebte ein wenig ab, so konnte auch Zornbrecht in leiserem Tone fortfahren: »Ich verstehe euch gut, sewerische Frauen und Männer! Außer euch seid ihr – vor Zorn, daß das feige Dörflergesindel dieses Nest selbst ausgeplündert hat und euch nichts übrigließ. Das ist wahrlich eine feige und verschlagene Tat, und sie wird – wie so manches andere Verbrechen, das Festum und seine Spießgesellen begingen – blutig zu rächen sein! Diese verdiente Rache aber bringt ihr in Gefahr, wenn ihr miteinander streitet und fechtet! Also laßt ab von solchen Unsinnstaten und spart eure ganze Kraft für Festum auf! Versprecht ihr mir das?«

Ein paar vereinzelte Stimmen antworteten. Zornbrecht hielt eine Hand hinters Ohr. »Ich höre euch nicht!«

»Ja, ja!« schallte es nun hundertfach über den Tempelplatz.

Zornbrecht ließ die Hand mit dem Säbel sinken. Der Kopf fiel herab, rollte über das Pflaster, blutbesudelte

blonde Haare klebten über dem Gesicht. »Wackere Sewerier!« rief der Oberst jetzt, und seine Stimme klang wie von Rührung bewegt. »Wackere Sewerier, ich danke euch. Niemand kann euch aufhalten, bis wir unser großes Ziel erreichen. Ihr seid wie die wilde Jagd, Furcht und Schrecken eilen euch voraus, Erschütterung und Entsetzen folgen euch, den Strafenden nach ... Legt die Flamme an dieses götterverlassene Nest. Wir wollen diesen elenden Winkel, die Heimstatt der widerwärtigsten Feiglinge und Verräter, nicht mehr sehen, darum tilgen wir ihn von Sumus Leib! Fangt an!«

Bald waren in allen Straßen fackelschwingende Menschen zu sehen. Sie stürmten hinein in die Häuser, polterten die hölzernen Stiegen hinauf oder schleuderten ihre Fackeln mit geschicktem Wurf gleich auf ein hölzernes Schindeldach. Wenige Augenblicke später sprang die erste wabernde Flamme über einen First hinaus, weitere loderten auf, Flämmchen tanzten auf dem Schenkendach, rußig-schwarzer Rauch zwängte sich zwischen den roten Pfannen des Tempeldaches hindurch. Was immer in diesem Dorf den Menschen Schutz und Wärme geboten hatte, wurde in wenigen Stunden ein Raub der Flammen. So hatten die Rächer aus dem fernen Notmark ihre zweite Schlacht gewonnen.

Die dritte Schlacht war die von Elenau, einem kleinen Ort, zehn Meilen abseits der Walsachstraße, dessen Einwohner wohl gewarnt worden waren, die aber dennoch nicht damit gerechnet hatten, daß so ein großer Heerzug einen gewaltigen Umweg machen würde, um ihr Dorf zu plündern.

In Elenau wurde alles, was lebte, zum Tode befördert, viele Vorräte fielen in die Hände der berauschten Plünderer. Diesmal waren es die Orks, die ganz am Ende die Häuser und Katen in Brand steckten. Damit war auch die dritte Schlacht gewonnen. Notmarks Schergen waren so zufrieden wie es ein Soldat, sei er Söldner oder zum Dienst gepreßt, nur sein kann.

Während noch dichte Rauchwolken über Elenau standen, kam Graf Uriels Stab zu einer Besprechung auf einem Hügel bei dem Flößchen Ele zusammen. Waffenknechte hielten die Reittiere der Herrschaften, die zu Fuß auf die grasige Kuppe stiegen, um sich dort in einem losen Kreis zu versammeln.

Das Gebrüll und Gekreisch der Brandschatzer und Plünderer wehten von dem Dörfchen herüber. Oberst Zornbrecht nickte beifällig lächelnd mit dem Kopf und wandte sich der Rittmeisterin von Strangnitz zu. »Erinnert Ihr Euch noch an die kleine Meinungsverschiedenheit, die wir beide vor Trallsky hatten?« frag-

te er. »Ich hoffe, Ihr versteht mich nun besser. So will ich unsere Leute haben: eine Bande blutsaufender, schafeschändender Dirnenkinder, denen das Morden leichter von der Hand geht als das Nasebohren. Ich habe schon einmal erlebt, wie sich bei einem Feldzug das Bauernpack unserer Seite mitten im Gefecht mit dem gegnerischen verbündete. Da habe ich mir geschworen, so etwas wird mir nie mehr widerfahren. Diese Erbärmlichen« – er zeigte auf das Dorf – »müssen vergessen, daß sie Menschen sind! Wir können keine Sensenhauer gebrauchen, die während des Kampfes plötzlich ins Grübeln kommen, nur weil sie drüben, auf der anderen Seite, ihren Vetter Alrik entdeckt haben. Da steht Alrik, das Tier! soll es ihnen durch den Kopf schießen. Ich werde ihn erschlagen. So sollen sie denken, so sind sie die Soldaten, die wir brauchen und die die andere Seite niemals aufbieten kann!«

Das Gesicht der Rittmeisterin hatte sich während der Rede des Obersten vor Zorn gerötet. »Wie könnt Ihr so etwas sagen?« fragte sie, mühsam beherrscht. »So spricht kein Offizier. Wir wollen das lasterhafte Festum für seine unzähligen Frevel an den Zwölfen und den guten Sitten bestrafen. Wie können wir das tun, wenn wir unsere Leute zuvörderst in Tiere verwandeln? Bitte beantwortet mir diese Frage, Herr Oberst. Bei allem Respekt, ich bin sehr gespannt ...«

Bevor Zornbrecht etwas erwidern konnte, mischte sich Tjeika von Notmark in das Gespräch. »Ich stimme der Frau Rittmeisterin in allen Punkten zu!« sagte sie mit bebender Stimme. Es war ihr deutlich anzusehen, daß sie ihren ganzen Mut zusammengenommen hatte. Kaum hatte sie den Satz beendet, da schlug sie den Blick nieder, so als sei sie über ihre Bemerkung selbst erschrocken.

Aller Augen wandten sich der Marschallin zu. Uriel streifte nicht nur sie, sondern auch Mengbillar, der unmittelbar neben ihr stand, mit einem finsternen Blick.

»Was soll das?« fragte der Magus seine Gefährtin leise, aber mit verblüfft gehobenen Brauen. »Niemand hat dich gebeten, deine läppische Meinung beizusteuern. Man wird mich für solche Störungen verantwortlich machen – also halt gefälligst deinen dummen Mund!«

Die Adelsmarschallin trat einen halben Schritt vor. Ihre Hände glitten fahrig an den Falten ihres schwarzen Rockes auf und ab. Ihr üppiger Busen wogte unter heftigen Atemstößen. »So kann das nicht weitergehen!« stieß sie hervor, wobei ihre Stimme mit jedem Wort an Festigkeit gewann. Schließlich sprach sie so klar und eindringlich, wie sie es zuletzt vor der Adelsversammlung getan hatte. »Dieser Marsch ist eine einzige Schreckenstat! Wie sollen wir je als Kai-

ser über das Bornland herrschen, wenn wir zuvor seine Menschen erschlagen, als wären sie Ungeziefer?«

»Es gibt mehr als genug von diesen faulen Kakerlaken«, brummte Graf Uriel. »Ein paar kann man ruhig erschlagen – das fällt niemandem auf.« Er blickte in die Runde und erntete – zumal von Zornbrecht und Mengbillar – heftige Zustimmung. »Und du bist nun wirklich besser still!« wandte er sich an seine Tochter. »Was hast du Brunsttier uns von den Unterschieden zwischen Menschen und Ungeziefer zu schwatzen?«

Schallendes Gelächter, an dem sich auch die Rittmeisterin beteiligte, wenn auch in verhaltener Form, folgte auf die Worte des Grafen. Jedermann wandte sich nun wieder dem Obersten zu, da man von ihm immer noch eine Fortsetzung seiner Rede erwartete. Niemand rechnete damit, daß Tjeika noch einmal das Wort ergriffe, doch sie tat es. »Damen und Herren Offiziere! Ich beschwöre Euch, wollet nicht vergessen, daß wir für eine gute Sache ausgezogen sind. Aber nun gebärden wir uns wie die übelsten Mordknechte – wie kann das angehen?«

Niemand antwortete ihr, einigen jungen Offizieren fiel auf, daß die Marschallin nicht – wie an den Tagen zuvor – das Kostüm einer liderlichen Schankmagd trug: ein überaus eng geschnürtes Mieder, das den

schweren Busen hob, dazu eine rote Bluse mit einem so weiten Ausschnitt, daß der Stoff kaum die rosigen Höfe der Brustknospen bedeckte. Nein, zu der heutigen Besprechung hatte Tjeika ein schwarzes Reitkleid aus schwerem Stoff angelegt, gewiß zu warm für den schönen Frühsommertag, aber zweifellos ein würdevolles Kleidungsstück.

Grimmig fuhr Graf Uriel Mengbillar an. »Wollt Ihr das Weib wohl endlich zum Schweigen bringen? Wir sind hier zu einer Lagebesprechung zusammengekommen und nicht zu einer Betstunde im Tempel der Peraine. Ich verstehe nicht, warum Ihr diese albernsten Töne nicht endlich unterbindet.«

Mengbillar schwieg. Wie hätte er Graf Uriel erklären sollen, daß er seit Tagen – genaugenommen seit jenem Augenblick, als er erfahren hatte, daß Tjeika ihm keine Kinder gebären würde – darauf verzichtete, die Marschallin durch das Hervorzaubern des Abbildes jener unwiderstehlich brünstigen Belkelel-Kreatur zu beherrschen? Er hatte die Lust an der blonden Marschallin verloren und wünschte sich nur noch eines von ihr: daß sie sich so bald und so weit wie möglich aus seiner Nähe entferne.

Jetzt sah er sich in einer peinlichen Lage: Wohl hätte er gern die Dämonenkreatur beschworen, um auf diese Weise Tjeikas Willen dem eigenen zu unterwerfen, doch in seinem Innersten spürte er, daß es ihm

nicht gelänge. Nicht nur die Hilfe der allerverderbtesten Erzdämonin Belkelel, auch seine eigene Lust waren vonnöten, um das Brunstgeschöpf erscheinen zu lassen, denn es entstand ja aus seinen Begierden und Gedanken, die die Dämonin abzubilden half ...

Er warf einen Seitenblick auf die blonde Marschallin in ihrem steifen schwarzen Kleid. Sie schlug ihrerseits die Augen auf. Deutlich las Mengbillar darin, wie Tjeika gleichermaßen fürchtete und ersehnte, daß er nun die Kreatur zum Erscheinen bringe. Zugleich stellte der Magier fest, daß ihn der Anblick der ängstlich flatternden Lider, des wogenden schweren Busens unter dem schwarzen Stoff nicht mehr erregte. Dieses Weib hatte er zu seinem Geschöpf machen wollen. Seiner Lust hätte sie zu dienen gehabt, und mit der gleichen Unterwürfigkeit hätte sie seine Kinder zur Welt bringen sollen, von denen eins der Kaiser dieses Landes geworden wäre. An die Stelle all dieser Verheißungen war eine große Leere getreten.

Graf Uriel knurrte eine Bemerkung, unverständlich vor grimmem Zorn.

Mengbillar dachte fieberhaft nach. Etwas mußte geschehen, damit er vor diesem Vieh von einem Grafen nicht das Gesicht verlöre. Einen Moment lang schoß es ihm hoffnungsvoll durch den Kopf, daß er Belkelels Macht möglicherweise gar nicht benötigte, daß er die Marschallin ebensogut durch einen einfa-

chen Beherrschungszauber gefügig machen könnte, doch er verwarf diese Lösung sofort wieder: Er hatte für einen winzigen Augenblick in sich hineingehorcht und zu seinem Erschrecken festgestellt, daß Tjeika auf dem üblichen Weg nicht beizukommen war. Sie war eine starke Person. Beherrscht wurde sie nur von ihrer Triebhaftigkeit, die Mengbillar sich nun nicht mehr zunutze machen konnte ...

»Was ist mit Euch, Kahlschädel?« schrie der Graf. Er hatte offensichtlich Mengbillars langes Schweigen als Aufsässigkeit gedeutet und war nun außer sich vor Zorn: Sowohl seine Tochter als auch sein Berater wandten sich vor aller Augen gegen ihn.

Tjeika trat noch einen Schritt weiter in den Kreis der Versammelten hinein. »Bronnjaren!« rief sie laut. »Offiziere! Mit dem überlieferten Recht meines Marschallsamtes fordere ich Euch auf, hier und jetzt einen Eid zu leisten, daß Ihr dem sinnlosen Morden ein Ende machen werdet!«

Hier und da nickte einer der Bronnjaren mit dem Kopf, andere murmelten ihre Zustimmung. Uriel schaute grimmig in die Runde. Wenn Tjeika noch länger Gelegenheit hätte, den Bronnjaren solche Flausen in den Kopf zu setzen ... Er wollte Festum in einem Krieg besiegen und nicht in einem Wettstreit um die Ehrenhaftigkeit. Über die Schulter hinweg raunte er der Burgweibelin Guplew, die, wie gewöhnlich,

schräg hinter ihm stand, ein Kommando zu. Augenblicke später hastete Rabescha in Begleitung einer Handvoll Gardisten durch den Kreis der Versammelten. Die unbewaffnete Marschallin war schnell überwältigt. Je zwei Soldaten hielten ihre Arme gepackt und zwangen sie auf die Knie.

»Schafft sie mir aus den Augen!« schnaufte der Graf. »Schließt sie irgendwo fest, wo sie uns nicht stören kann! Ich werde mich später um dich kümmern, mein Töchterchen!« rief er hinter den Soldaten her, die Tjeika halb zerrend, halb schleifend zu einem Weidengebüsch hinüberschleppten. »Diesen Tag wirst du so bald nicht vergessen – das verspreche ich dir!« Dann wandte er sich den Bronnjarern zu. »Nun, Kinderchen, dieser kleine Zwischenfall wird rasch vergessen sein, nicht wahr?«

Noch bevor sich die Angesprochenen zu dieser Frage äußern konnten, ergriff Oberst Zornbrecht das Wort. »Verzeiht, wenn ich widerspreche, Euer Hochwohlgeboren, aber dieser Zwischenfall sollte so bald nicht vergessen sein. Die Marschallin mag verwirrt gewesen sein, wie sie es meistens ist, seit ich ihr begegnet bin, aber sie hat doch diese aufrechten Bronnjarern, diese wackeren Offiziere Verbrecher und Mörder genannt. Jeder hier weiß, wie sehr ich die Adelsmarschallin geachtet habe, weil ich in ihr eine wichtige Verbündete sah, aber ich kann es nur schwer ertra-

gen, Bronnjaren, Kameraden, Euch beleidigt zu sehen. Darum fordere ich den Grafen auf: Euer Hochwohlgeboren, dieses Weib hat eine schwere Strafe verdient! Ich hoffe sehr, daß Euch die Familienbande nicht daran hindern, auch in diesem Fall Gerechtigkeit walten zu lassen!«

Wieder erhob sich unter den Bronnjaren ein Gemurmel, und heimliche Blicke wurden getauscht. Gerade diejenigen unter ihnen, die eben noch Tjeika zustimmen wollten, mußten sich nun gegen den Vorwurf verwahren, sie ließen sich von der Marschallin die Ehre abschneiden und als Verbrecher beschimpfen. Nach einer halb geraunten, halb getuschelten kurzen Beratung forderte die Baronin Warja von Elenau im Namen aller Versammelten, daß Graf Uriel mit seiner Tochter keine Milde walten lasse. »Ich weiß, was es bedeutet, hart gegen das eigene Blut zu sein!« fügte sie hinzu. »Hier in dem brennenden Elenau, dessen Name ich trage, habe ich meine Base mit samt ihrer gesamten Familie verloren. Die Herrschaft von Elenau gibt es nicht mehr, und dennoch habe ich keinen Wimpernschlag lang daran gedacht, um Gnade für diesen Ort zu bitten.«

»Weil das ganze Land nun euch zufällt!« rief ein betrunkenener Bronnjar in die Menge, »dir und deinem feinen Brüderchen Joschin!«

Die Baronin, eine stattliche Erscheinung, breit-

schultrig und von kräftigem Körperbau, rang sichtlich nach Worten. Als sie dem Trunkenbold endlich eine Entgegnung zurief – vermutlich eine Duellforderung –, ging diese im hämischen Gelächter der übrigen Bronnjaren unter.

Mit hochrotem Kopf wandte Warja von Elenau sich ab und stapfte in Richtung auf das Flößchen Ele davon.

Graf Uriel nutzte die allgemeine Heiterkeit, um die Versammlung aufzulösen. Nur er selbst, Oberst Zornbrecht und Mengbillar blieben zurück und steckten die Köpfe zu einer geheimen Besprechung über Tjeikas Schicksal zusammen. Die Weibelin Rabescha kehrte aus dem Weidengehölz zurück und meldete, daß sie die Marschallin einstweilen geknebelt und an einen Stamm gefesselt habe. »Mit den Füßen steht sie allerdings im Wasser«, fügte sie mit einem hämischen Grinsen hinzu. »Wollen hoffen, daß sich nicht gar so viele Egel an den zarten Zehlein festsetzen ...«

»Halt's Maul, du freche Schlampe!« herrschte Graf Uriel sie an. »Stell dich lieber mit ein paar Leuten in einiger Entfernung auf und achte darauf, daß wir während der nächsten halben Stunde nicht gestört werden.«

»Ich bitte, die harschen Worte, die ich vor der Versammlung in bezug auf die Marschallin gebrauchte, nicht falsch zu verstehen«, eröffnete der Oberst das Gespräch, nachdem die Burgweibelin sich befehls-

gemäß zurückgezogen hatte. »Selbstverständlich bin ich nach wie vor der Meinung, daß Eure Tochter, Eurer Hochwohlgeborenen, eine wichtige Verbündete für uns ist. Also scheidet ...«

»Was wollt Ihr sagen, Zornbrecht?« polterte Graf Uriel dazwischen. »Nur heraus damit! ... scheidet eine *Hinrichtung* aus, nicht wahr? Das wolltet Ihr sagen! Ich frage Euch, seid Ihr von Sinnen? Wie könnt Ihr überhaupt nur einen Lidschlag lang daran denken, ich würde der Disziplin in der Truppe zuliebe echtes Notmärker Blut vergießen? Nachdem mein unnützer Sohn Alderich irgendwo in der Fremde verschollen ist, gibt es nur noch Tjeika, um das Geschlecht der Notmarks zu erhalten. Wie Ihr wohl wißt, wird Tjeika die Mutter einer langen Reihe von Kaisern der Lande zwischen Born und Walsach sein!«

»So beruhigt Euch doch«, erwiderte Zornbrecht mit sanfter Stimme. »Ich sagte doch selbst, daß das Leben Eurer Tochter unbedingt zu bewahren ist – schon aus strategischen Gründen. Aber wir können es uns nicht leisten, daß sie noch einmal die Leute aufwiegelt. Ich empfehle also ...«

Graf Uriel wandte sich zornig Mengbillar zu. »Wie konnte es überhaupt zu diesem Zwischenfall kommen, mein hochverehrter Ratgeber und Hofmagier? Wieso pariert diese Göre Euch nicht mehr? Nun erzählt mir endlich, was da vorgefallen ist.«

»Fremde ... fremde Mächte«, murmelte Mengbillar, um Zeit zu gewinnen. »Fremdartige Wesenheiten haben sich zwischen mich und Eure Tochter geschoben, Euer Hochwohlgeboren.«

»Was soll das heißen?«

»Tjeika ... Also, die Marschallin ...«

»Ich denke, sie liebt Euch abgöttisch, ist Euch hörig – das behauptet Ihr doch – und wird Euch einen kaiserlichen Nachkommen schenken.«

Mengbillar zuckte zusammen wie unter einem plötzlichen Hieb und ballte unwillkürlich die Fäuste. »Ich muß Euch unter vier Augen sprechen, Euer Hochwohlgeboren – auf der Stelle!«

»Nun, nun, eine gewisse Weile wird es schon noch haben. Auch kann ich den Oberst nicht einfach fortschicken.« Er lachte grimmig. »Schließlich ist er mir zugeteilt, auf daß er immer an meiner Seite bleibe.«

Oberst Zornbrecht verbeugte sich knapp. »Ich werde mich umgehend entfernen, Euer Hochwohlgeboren. Aber teilt mir noch eine Entscheidung mit, Eure Tochter betreffend: Was soll mit ihr geschehen?«

Uriel warf Mengbillar einen ratlosen Blick zu. Der betrachtete eingehend seine Stiefelspitzen.

»Nun, dann schlage ich vor«, nahm Zornbrecht das Wort wieder auf, »daß die Marschallin von heute an gefesselt und geknebelt in einer der Kutschen reist. Nur nachts wird sie das Gefährt verlassen und mit

keinem anderen Menschen als mit uns dreien sprechen. Wir wollen hoffen, daß sie, wenn wir Neersand erreicht haben, wieder so weit zu Sinnen gekommen ist, daß man ihr den Befehl über die dort stehenden Marschallstruppen anvertrauen kann.«

»Meinetwegen«, knurrte Uriel. »So soll's geschehen.«

Der Oberst grüßte, wandte sich ab und schritt zum Flußufer hinunter, wo die Offiziere einige Mühe hatten, die vom brennenden Elenau zurückströmenden Plünderer im Zaum zu halten.

»Nun, Mengbillar« – Graf Uriel starrte den Magier grimmig an –, »jetzt sind wir unter uns. Also schwatzt los!«

Der Kahlschädelige räusperte sich. »Eure Tochter ...«, hub er an, wurde aber sofort wieder unterbrochen.

»Über ihre Strafe habe ich bereits verfügt! Versucht nur nicht, mich umzustimmen!«

»Nein, nein ... Mein Anliegen ist ein völlig anderes ... Es fällt mir nicht leicht, darüber zu sprechen ... Eure Tochter wird niemals die Mutter eines Kaisergeschlechts sein. Sie kann keine Kinder bekommen ...!«

Bevor er noch das letzte Wort zu Ende gesprochen hatte, fuhr Uriels Streitkolben bereits aus der Trag-schlaufe. Mengbillar sprang in zwei großen Sätzen zurück, strauchelte und wäre fast rücklings den Hü-

gel hinuntergestürzt. »Es ist die Wahrheit!« rief er und wich noch weiter zurück. »Ich schwöre es, Euer Hochwohlgeboren!«

Graf Uriel schien sich wieder gefaßt zu haben. Er stellte den stachelbewehrten Kopf seiner Waffe ins Gras und stützte sich auf den Stiel. »Mag sein, daß das Töchterchen keine Kinder bekommt – das sehe ich auch. Aber wenn sich Tsas Segen irgendwo nicht einstellen will, können immer zwei Menschen der Grund sein. Die Notmarks sind ein altes Geschlecht, mein Lieber, ein sehr altes Geschlecht, wie Ihr wohl wißt. Noch nie in der Geschichte bleibt eine Gräfin oder ein Graf von Notmark ohne einen Nachkommen. Wie alt ist hingegen Eure Familie? Und überhaupt ... Wenn ich Euch so anschau, Ihr Klappergestalt!« Der Graf lachte dröhnend über seinen Schimpf.

Mengbillar wagte sich wieder einen Schritt näher heran. Er räusperte sich mehrfach, dann sagte er: »Der Fehler liegt nicht bei mir – das kann ich beschwören! Auch gebe ich zu bedenken, daß in all den Jahren, in denen Tjeika mit ihrem Gatten Stane zusammen war, sich ebenfalls keine Kinder eingestellt haben.«

»Pah!« Graf Uriel spuckte ins Gras. »Ter Siveling – gegen den seid ja selbst Ihr ein rechter Kraftprotz. Nein, ich weiß, was ich weiß: Die Notmärker stehen von alters her hoch in Tsas Gunst ...« Seit Mengbillar den Namen ter Siveling ins Gespräch gebracht hatte,

sprach Graf Uriel zwar so energisch wie zuvor, doch auf seiner breiten Stirn hatten sich nachdenkliche Falten gebildet. »Ihr könnt Eure Behauptung niemals beweisen! Eher glaube ich, daß zwei dahergelaufene Männer mit ihren krummen Hähnchen nichts zuwege bringen, als daß ich mir vorstellen könnte, eine Notmark würde auf diesem Feld versagen!«

»Ich schwöre bei allem, was mir heilig ist.«

Graf Uriel lachte schallend.

»Die Hexe Tschinjuscha!« sagte Mengbillar hastig. »Sie kann mir in den Kopf schauen – das werde ich ihr erlauben – und Euch berichten, ob ich die Wahrheit sage. Ihr wißt, daß Hexen so etwas vermögen.«

Der Graf schob die Hand unter seine runde Kappe und kratzte sich ausgiebig den Schädel. »Natürlich weiß ich, was Hexen können ... Wie aber kann ich sichergehen, daß Tschinjuscha mir ihrerseits die Wahrheit sagt über das, was sie in Eurem Kopf gelesen hat ...? Anschließend soll ich dann wohl wieder Euch fragen, nicht wahr? Fein ausgedacht, fein, fein ...«

Nun war es an Mengbillar, eine nachdenkliche Pause einzulegen. »Ihr könntet Tschinjuscha foltern lassen«, schlug er schließlich vor.

Uriel schüttelte den Kopf. »Ihr seid mir wirklich ein feiner Bursche! Foltern lassen ... Und wenn sie mir einen Hexenschuß ins Kreuz jagt? Nein, mit Tschinjuscha und ihrem fetten Eulentier lege ich mich nicht

an. Aber wartet, eine Lösung fiele mir ein: Wir geben Tjeika einen neuen Stößer, und für Euch finden wir ein Weib; dann brauchen wir nur noch zwei Monde abzuwarten und wissen, an wem es gelegen hat.«

»Meinetwegen«, erwiderte Mengbillar knapp und stürzte damit den Grafen wiederum in tiefes Nachdenken.

»Ihr scheint Euch Eurer Sache sehr sicher zu sein«, stellte Uriel schließlich fest, während er Mengbillar mit einem langen prüfenden Blick musterte. »Bedenket, wenn Tjeika von irgend jemand anderem ein Kind bekommt, könnt Ihr Eure Kaiservater-Spinnereien für immer vergessen! Und nicht nur das: Ich werde Euch, der Ihr dann als Verleumder überführt seid, höchstpersönlich den Schädel einschlagen!« Seine breite Hand tätschelte den Stiel des Streitkolbens.

»Ich weiß«, antwortete Mengbillar, wiederum mit einer Selbstsicherheit, die Uriel unangenehm berührte. »Wollen wir es also so halten, wie Ihr vorgeschlagen, Euer Hochwohlgeboren«, fuhr der Magier fort. »Ich werde mir also unter unseren Soldatinnen ein geeignetes Weib suchen, und Ihr bestimmt, wer sich mit Eurer Tochter zusammentun soll.«

Die rissigen Lippen des Grafen verzogen sich zu einem breiten Grinsen. »O nein, Mengbillar, daraus wird nichts. Ich weiß, was Ihr vorhabt: Ihr sucht Euch ein flottes Offiziershürchen, laßt ein halbes Banner darü-

bersteigen und präsentiert mir schließlich irgendeinen frisch geworfenen Bankert als Euren Sproß! Nein, nein, ich werde Eure Dame bestimmen, und ich werde den Kerl, der es Tjeika besorgt, ebenfalls selbst aussuchen, weil ich auch da sichergehen muß, daß *seine* Lenden nicht von Dürre geschlagen sind.«

»Ihr habt schon jemanden für mich ausgesucht?« fragte Mengbillar mißtrauisch.

»Aber gewiß. Die Weibelin Rabescha Gumplew soll Eure Liebste sein!«

»O nein!« Mengbillar hob erschreckt die Hand an den Mund. »Doch nicht dieser Tralloper von einer Frau! Wie könnt Ihr ...?«

»Hütet Eure Zunge, mein Lieber. Die Gumplew ist von meinem Blut, wenn auch nur ein Kegel ...«

»Die Weibelin ist ...«, stammelte der Magier. »Aber wie könnt Ihr ...?«

»Ach, Papperlapapp! Ich kann noch viel mehr. So mancher Balg in Notmark sieht Hochwohlgeboren ähnlich. Das kann ich Euch versichern.«

»Das meine ich nicht, ich wollte ...«

Wieder unterbrach Uriel den Magier. »Warum ich sie auf die Burg genommen habe, wollt Ihr wissen. Warum ich gerade sie aus dem Schmutz geholt habe ... Ich will es Euch sagen: weil mir ihre Mutter sehr gefallen hat ... Ich habe es nie bereut, Rabescha zu mir genommen zu haben. Sie ist mir sehr ergeben und

gehört zu den wenigen Menschen, auf die ich mich jederzeit verlassen kann ... Sie ist Euch nicht schön genug, nicht wahr, Herr Magus?«

»Nein ... äh ... ich ...«

»Nun fangt nicht an zu blubbern wie ein Roß. Bedenket lieber die angenehme Seite des Arrangements: Wenn es Euch nämlich gelingt, Rabescha ein Kind zu machen, so könnt Ihr immer noch den Kaiservater spielen, denn dann werde ich die Kleine als echte Tochter annehmen – immer vorausgesetzt, Tjeika wird tatsächlich nicht schwanger, was ich mir aber weder vorstellen kann noch vorstellen will.« Er sah Mengbillar abwartend an. »Also, Zauberer, ist es abgemacht?«

Mengbillar warf einen langen Blick zum Fuß des Hügels, wo die Weibelin Gumplew stand, seufzte schwer und hob die Schultern. »Habe ich eine Wahl?«

Graf Uriel schüttelte stumm den Kopf.

»Dann gestattet mir noch eine Frage: Wen habt Ihr für Tjeika ausgewählt?«

»Nun, wen wohl? Einen Kerl, auf dessen Klötze Verlaß ist, erwiesenermaßen: mich natürlich, mein Lieber, den Grafen von Notmark.«

Uriel legte den Kopf in den Nacken und lachte schallend.



28. Kapitel



*Am Perlenmeer, zwischen Neersand und Festum, im Rahja
1020 n. BF.*

Die Zwillinge

Die Lider zu schmalen Schlitten zusammengekniffen, starrte Gilia auf das endlose Perlenmeer hinaus. Als stechende Blitze warfen die kabbeligen Wellen das gleißende Licht der südwärts stehenden Mittagssonne zurück. Ein in kraftlosen Böen vom Meer heranstreichender mäßiger Wind dämpfte kaum die Mittagshitze, die schwer über dem Land lastete. Auf den Wiesen zwischen den Dünen und der Küstenstraße lag frisch gemähtes Heu; sein betäubender Geruch hing dick in der Luft, die von Wölkchen im Sonnenschein blitzender Tierchen erfüllt war. Ihr Summen mischte sich in das matte Plätschern, mit dem fern hinter den mit Strandhaferbüscheln bestandenen Sandhügeln die Wellen auf den flachen Sand liefen.

Weit draußen auf dem Meer fuhr ein Zweimaster in Richtung Neersand. Die Matrosen hatten jeden verfügbaren Tuchfetzen an den Masten aufgezo-

aber das Schiff kam in der landeinwärts wehenden schwachen Brise dennoch kaum vom Fleck.

Ansonsten lag die endlose glitzernde Fläche des Perlenmeeres völlig verlassen in der Mittagssonne. Ein ungewohnter Anblick, dachte Gilia. Noch als sie vor knapp zwei Wochen die Strecke in die andere Richtung geritten war, hatte es auf dem Meer nur so von Schiffen gewimmelt. So gehöre es sich auch, hatte ihr damals eine Reisebekanntschaft erzählt. Zwischen Neersand und Festum gab es immer eine Menge Dinge hin- und herzufahren; schließlich mußten alle Waren, die den Walsach hinauf- oder hinuntergeschafft wurden, irgendwann den Neersander Hafen passieren. Jetzt aber ging allenthalben die Kunde von dem notmärkischen Heer, das auf Neersand marschierte. Wer immer etwas Wertvolles aus Neersand herauszubringen hatte, hatte dies in den letzten Tagen getan. Kaum jemand steuerte noch den zweitgrößten bornländischen Hafen an. Womöglich stand der Notmärker schon am Kai, wenn man anlegte, und streckte gleich die gierige Pranke nach dem Schiffchen und seiner Fracht aus ...

Der Schweiß lief Gilia in die Augen, und sie wischte ihn mit dem Handrücken weg, weil er ihre Sicht behinderte. Die Hitze machte ihr nichts aus. Sie hatte alle wärmenden Kleider in der Sattelrolle verstaut, trug außer einem schwarzen Barett mit einer metal-

lich schillernden Hahnenfeder und den hohen schwarzen Reitstiefeln nur einen kurzen Rock aus grünem Rauhleder und ein ebensolches ärmelloses Schnürwams. Sie genoß die Sonnenwärme auf den nackten Schenkeln und Armen, rekelte sich und drehte sich im Sattel nach hinten, um zurück nach Osten zu schauen, wo irgendwo in gut hundert Meilen Entfernung die Stadt Neersand liegen mußte. Nach allem, was man aus dem Norden von Graf Uriels Heerzug hörte, war die Hafenstadt dem Untergang geweiht. Die Reiterin schüttelte den Kopf. Es hatte wahrhaftig keinen Sinn, in den Hafen zurückzukehren, man konnte ihn nur noch seinem unausweichlichen Schicksal überlassen. Und außerdem war es allein die Sache der Neersander, sich gegen den Feind zu schützen. »Die Zeiten, da der eine dem anderen beistand in der Welt, sind seit langem vorüber ...«, murmelte die Amazone, wobei sie grimmig mit dem Kopfe nickte.

Etwa zwei Meilen nach Osten sah sie, wenn sie dem hellen Band der Küstenstraße mit den Augen folgte, das Dorf Garbeldüne liegen, eine recht stattliche Ansammlung von langgestreckten Reetdachhäusern, zwischen denen die hohen grünen Kuppeln mächtiger alter Laubbäume, zumeist Roßkastanien, aufragten. Der Anblick erinnerte Gilia unwillkürlich an Geestwindskoje, und ihre Gedanken wanderten zu

den freundlichen, fürsorglichen Menschen, denen sie dort begegnet war und in deren Gesellschaft sie dennoch nicht hatte verweilen können, weil Gerion, Sellissa und Algunde anders waren als sie und weil sie nicht wußten, wie schwer eine Schuld wiegen kann. Die langen Gespräche fielen ihr ein, über Ehre, Mut und Gut und Böse, und sie runzelte zornig die Brauen, als ihr in den Sinn kam, wie unehrlich und simpel zugleich sie ihre Worte gesetzt hatte: Ganz gewiß spielte es eine Rolle, für welche Seite eine ehrenhafte Kriegerin oder Amazone focht, und auch eine Söldnerin, die in Rondras Gnade herangereift war, konnte keineswegs mit ihrer Klinge einfach nur dem Gold folgen ... Nein, nur eine Amazone, eine Königinnentochter, die ihr Volk und ihre Mutter in der Stunde der größten Not alleingelassen hatte, um einem flüchtigen Glück nachzujagen – allein eine solch gewissenlose Schurkengestalt konnte es sich leisten, mit jedem zu ziehen, der sie für ihre Dienste bezahlte.

Mit wem hätte sie auch sonst ziehen sollen? Die Gläubigen der Rondra, die Kämpfer mit Herz und Mut, würden sie nicht mehr in ihrer Nähe dulden, sobald sie vernommen hätten, welch seelenloses Ungeheuer an ihrer Seite ritt.

Sie spie auf den Boden und griff in die Zügel, um ihren Braunen wieder nach Westen zu lenken, als sie auf der Küstenstraße, fast noch im Schatten der Gar-

beldüner Kastanienbäume, ein kleines Gefährt, eine einspännige, einachsige Kutsche entdeckte, die sich gemächlich von dem Ort entfernte.

Gilia drehte ihr Pferd so, daß es Front nach Osten machte, und prüfte mit raschem Griff, ob ihr langer Reitersäbel so leicht wie gewohnt aus der Scheide glitt. Seit ein paar Tagen schon hatte sie das Gefühl, verfolgt zu werden. Sie hätte nicht beschreiben können, welche unmerklichen Anzeichen sie da auffas und deutete, aber sie war sich recht sicher, daß jemand ihre Spur aufgenommen hatte – jemand, der gut im Verfolgen und ihr nicht wohlgesonnen war, denn dann hätte er sich ja jederzeit zu erkennen geben können.

Gilia glaubte nicht, daß der Lenker des schwarzen Einspanners, der sein Gefährt so offen über die Straße lenkte, dieser Verfolger war, aber es bestand die Möglichkeit, daß er etwas Nützliches beobachtet hatte. Sie beschloß, die Ankunft der Kutsche abzuwarten, setzte sich im Sattel bequem zurecht und gestattete es dem Braunen, neben der Straße ein wenig Gras zu rupfen.

Etwa zehn Minuten mochten noch verstreichen, bis das Gefährt Gilia erreicht hätte; so hatte die Reiterin Gelegenheit, über ihre seltsam Reise von Geestwindskoje nach Festum und von dort weiter nach Neersand nachzusinnen. Einen langen Ritt hatte sie hinter sich gebracht, ausgestattet mit ein paar Dukaten, die ihr der freundliche Gerion geborgt, und dem

breitkruppigen Braunen, den Algunde von Geestwindskoje ihr geliehen hatte. Ihr erklärtes Ziel war es gewesen, sich dem ersten Söldnerwerber anzuschließen, dem sie über den Weg lief und der ein paar Dukaten im Beutel hatte. Doch der Vorsatz war nicht so leicht ausgeführt, wie er gefaßt worden war. Die erste Werberin, die guten Sold versprach – sie war für die Notmärker unterwegs –, hatte ausgesehen wie eine dreckige Speckunke und gestunken wie ein Sumpfloch. Wer mochte schon in einer Truppe mittun, in der womögliche alle Kämpfer so aussahen und rochen wie ihre Werberin? Ein anderer Anwerber für Graf Uriel hatte ganz und gar einem Wiesel geglichen und vermutlich vergoldete Eisenscheibchen als Batzen verteilt. Die Festumer ihrerseits benötigten keine zusätzlichen Söldner, wie sie sagten, denn ein Streit der sewerischen Bronnjaren kümmere sie nicht. Selbst wenn der Notmärker, wie es neuerdings hieß, nach Süden zöge, so griff er doch niemals die Hauptstadt Festum an, denn sie war ja der Amtssitz seiner Tochter, der gewählten Adelsmarschallin.

Schließlich war Gilia nach Neersand geritten. Vielleicht wäre es sinnvoller gewesen, in die andere Richtung nach Vallusa und weiter nach Tobrien zu ziehen, von wo über mancherlei Kämpfe berichtet wurde, aber dann wäre sie gewiß den Leuten in Geestwindskoje begegnet ...

In Neersand hatten sich die Dinge ähnlich dargestellt wie in Festum. Es gab einige Söldnerwerber in der Stadt, die Kämpfer für Notmark suchten, aber die erschienen Gilia allesamt zu abstoßend, und die Neersander selbst glaubten, auf Soldaten verzichten zu können. Schließlich stünden in der Stadt etliche Truppen der Marschallin, und die würde ja wohl nicht gegen ihre eigenen Leute ins Feld ziehen.

Außerdem gab es noch eine kräftig gebaute blonde Frau, die Kämpfer für den ›Sturm auf Ysilia‹ suchte und bei weitem den besten Sold zu bieten hatte. Ein ›Mitglied der siegreichen Maraskaner Truppen‹ konnte man werden, die bereits ›Mendena, Warunk und Kurkum, den Unterschlupf der Amazonen‹, in Schutt und Asche gelegt hatten. Ach, ging es Gilia durch den Sinn – ganz kaltherzig und gelassen, wie sie meinte –, hier ist nun eigentlich alles beisammen, was ich mir wünsche: Die Werberin macht einen ehrlichen Eindruck, sie kann genügend blinkende Dukaten vorweisen, und sie gehört zu einer Truppe, die bereits einen gewissen Ruhm erworben hat. Kühl, scheinbar von keinem Gefühl bewegt, trat Gilia vor, um sich nach den näheren Einzelheiten zu erkundigen, doch zu ihrer Überraschung hörte sie sich statt dessen sagen: »Kurkum war die Wohnstatt und Burg der Amazonen, nicht ihr ›Unterschlupf‹, du Schlampe. Einen Unterschlupf suchen Maden und Asseln – und solche wie du!«

Die Frau sprang hinter ihrem Tisch vor – welche Wahl blieb ihr auch sonst? – und riß das Kurzschwert aus der Scheide. Sie hatte den Waffenarm noch nicht wieder gebeugt, da fuhr ihr schon Giliass Säbel durch den Brustkorb. Mit einem mächtigen beidhändigen Ruck befreite die Amazone ihre Waffe aus dem Rippenkasten der nach hinten taumelnden Werberin. Sie wischte mit einem der Pergamentblätter, die auf dem Tische lagen, ihre Klinge sauber, schob sie in die Scheide zurück, wandte sich ab und schlenderte in Richtung Hafen davon. Niemand von den Umstehenden wagte es, auch nur ein Wort an die Kämpferin mit dem bleichen, blutleeren Gesicht zu richten.

Ja, da hätte ich zugreifen und unterschreiben müssen! Gilia lächelte grimmig. Wenn ich meinen eigenen Worten hätte treubleiben wollen. Nichts sprach dagegen, den Söldnerbrief dieser Frau aus Tobrien zu unterzeichnen. Statt dessen ist sie nun tot, erstochen, weil sie eine Person beleidigt hat, die man gar nicht mehr beleidigen kann ...

Inzwischen war die kleine Kutsche so nahe herangekommen, daß Gilia erkennen konnte, daß das seit einer Weile lauthals wiehernde schwarze Zugpferd nicht von einem Mann, sondern von einer mittelgroßen, recht kräftigen, schwarzhaarigen Frau gesteuert wurde. Wie eine Löwenmähne hing ihr die buschige Lockenpracht bis auf die nackten Schultern. Der

Oberkörper der Fremden steckte in einer knappen, den Körperformen nachgebildeten Brünne, wie sie auch die Amazonen bevorzugten, aber die Frau trug dazu nicht den üblichen kurzen Rock aus Lederstreifen, sondern einen hellen, fußlangen, zwiefach bis zur Hüfte geschlitzten Schurz, unter dem messingfarbene Beinschienen hervorschauten. Auf den freien Sitz zu ihrer Linken hatte sie einen weißen Umhang geworfen, der mit einem leuchtendroten Löwinnenkopf bestickt war und seine Trägerin als hohe Geweihte der Göttin Rondra auswies.

Gilia kannte die Frau: Die Kutschenlenkerin war Ayla Ylarsil von Donnerbach, die Vorsteherin des Tempels in der Amazonenburg Kurkum ... Nur daß es dort keinen Tempel mehr gibt, schoß es Gilia durch den Kopf, und keine Burg! Sie lächelte bitter, während sie darauf wartete, daß die Geweihte ihr Gefährt zum Stehen brachte. Dann neigte sie das Haupt zum Gruß. »Euer Gnaden ...?« sagte sie kühl. »Ihr habt mich gesucht?«

Die Geweihte in der Kutsche mochte etwa dreißig Jahre zählen; zahlreiche Narben wiesen sie als harte, erfahrene Kämpferin aus. Sie hatte ein frohes Lächeln im Gesicht getragen, seit sie erkannt hatte, um wen es sich bei der Reiterin am Straßenrand handelte: um Gilia, die Kurkumer Prinzessin, die zu finden der königliche Auftrag der Priesterin war. Nun aber wurde ih-

re Miene schlagartig ernst. Kaum verhohlener Zorn blitzte in den schwarzen Augen. »Ja, ich habe Euch gesucht, sehr lange schon. Sagt an, wie kommt es, daß Ihr mir das freundliche Du verweigert? Wir haben uns seit mehr als einem Jahr nicht gesehen. Ich hatte also wohl kaum Gelegenheit, Euren Unmut zu erregen« – sie zögerte kurz –, »meine Königin ...«

Gilias Kehle entschlüpfte ein Laut, der ebenso von Wut wie von Schmerz künden konnte. Ihre Rechte fuhr zum Säbelgriff. »Nennt mich nie wieder so«, zischte sie, »wenn Euch Euer Leben lieb ist!«

Auch Aylas Hand wanderte zu dem mächtigen Anderthalbhänder, der, halb von dem weißen Umhang verdeckt, in einer roten Scheide neben ihr am Sitz lehnte. Doch dann zog sie die Hand langsam wieder zurück. »Mein Leben ist mir nicht mehr lieb«, sagte sie mit nüchterner Stimme. »Und selbst wenn es anders wäre – Eurer Herausforderung würde ich mich sofort stellen. Wenn Ihr noch die Kämpferin seid, als die ich Euch kenne, käme mir ein solches Treffen wohl gelegen ... Allein, ich sollte so nicht sprechen: Meine Rede verhöhnt die Göttin, und ich bin nicht durch die halbe Welt gereist, um mit Euch meinen letzten Kampf auszutragen, sondern um Eurer Mutter den Wunsch zu erfüllen, Euch zu finden und Euch dieses hier zu überreichen.« Sie griff nach einem mit roten Bändern verschnürten etwa einen

Schritt langen Lederbündel, das zu ihren Füßen lag, erhob sich von ihrem Sitz – ein wenig umständlich, da sich ihr linkes Bein offensichtlich nicht beugen ließ – und hielt Gilia die Rolle entgegen.

Die blonde Frau machte keine Anstalten, die Gabe entgegenzunehmen. »Es ist Valaring, das Löwenschwert, nicht wahr?« fragte sie, die Brauen düster zusammengezogen.

Ayla nickte.

»Ich kann es nicht nehmen. Ich bin nicht mehr eine der Euren. Aus demselben Grund kann ich auch nie wieder Du zu einer von Euch sagen, Ayla ...« Ihre Stimme wurde plötzlich rau, und sie brach ab.

Die Geweihte hielt weiterhin die Arme mit dem Bündel ausgestreckt. »Es ist nicht an mir, über Euch zu richten, und ganz gewiß habe ich nicht zu entscheiden, ob Ihr weiterhin zu den Amazonen gehört oder nicht. Ich habe von Eurer Mutter, die ich fast mehr geliebt habe als die stolze Göttin selbst, den Auftrag erhalten, Euch zu finden und Euch den Wunsch der Königin zu überbringen, daß fortan Ihr die Königin der Amazonen sein sollt. Als Zeichen Eurer Würde habe ich Euch dieses Schwert zu übergeben. Auch wenn es das Volk der Kurkumer Amazonen nicht mehr gibt, und auch wenn die Burg in Trümmern liegt ... Ich werde Euch Valaring übergeben, und Ihr werdet es mir aus den Händen nehmen, oder ich werde Euch mit der Waffe dazu

zwingen. Wenn Ihr mich in diesem Kampf erschlagt, werdet Ihr am Ende Valaring aufnehmen müssen, weil Ihr wohl kaum mich und meine Habe wie Unrat auf der Straße liegenlassen könnt ...« Aylas Wangen flammten rot, ihre Stimme bebte vor Erregung. »Nun, da ich dir ... da ich Euch begegnet bin und mit Euch gesprochen habe, würde ich mir vielleicht auch eine andere Trägerin für dieses Schwert wünschen, das kann ich Euch versichern ... Aber ich führe den Willen Eurer Mutter aus, und daran werdet Ihr mich nicht hindern. Nehmt jetzt das Schwert, oder zieht Eure Waffe! Ihr habt die Wahl. Weitere Möglichkeiten gibt es nicht!« Noch immer waren Aylas Arme mit der umhüllten Waffe ausgestreckt, starr, als wären sie aus Stein gemeißelt.

»Ich kann Valaring nicht annehmen«, wiederholte Gilia, »und ich kann nicht die Waffe gegen Euch erheben. Also müßt Ihr wohl die dritte Möglichkeit wählen, denn es gibt sie durchaus: Erschlagt mich und gürtet das Löwenschwert selbst.«

Plötzlich schimmerte Feuchtigkeit in den schwarzen Augen der Geweihten auf. »Nimm es!« sagte sie leise. »Gilia, ich bitte dich! Ich täte es auf den Knien, wenn sich mein Bein noch biegen ließe ... Die Kurkumer Amazonen sind nicht mehr, deine Mutter starb im Kampf für eine Burg, von der nur noch rußgeschwärzte Trümmer stehen, aber sie hat sich ge-

wünscht, daß du die Königin sein sollst, und wenn du die Waffe nicht annimmst, war ihr Leben so sinnlos wie ihr Tod ...«

»Ayla, Freundin!« Giliass Stimme klang schwer und rauchig. »Wessen soll ich Königin sein, wenn es doch unsere Heimstatt nicht mehr gibt?«

»Herrscherin sollst du sein der wenigen tapferen Kriegerfrauen, die Kurkum überlebt haben, aber auch der Amazonenstämme in den beiden Burgen, die uns noch geblieben sind: der Keshal Rondra und Burg Yeshinna, denn wie du wohl weißt, ist die Kurkumer Königin seit alters her die höchste der Amazonenköniginnen.«

Gilia blickte stumm auf das lichtgleißende Wasser hinaus. Schließlich stieß sie einen tiefen Seufzer aus.

»Nimm Valaring aus meinen Händen, oder – ich schwöre bei der stolzen Göttin! – du brichst mir das Herz.«

Ein so tiefer Ernst lag in diesen Worten gelegen, daß Gilia ein Schauer über den schweißverklebten Rücken lief. Die Geweihte sprach die Wahrheit; sie meinte jedes Wort so, wie sie es sagte.

Nachdem sie die Frau in der Kutsche eine Weile in die ernsten Augen geblickt hatte, die von einer trauernden, unglücklichen Seele kündeten, streckte die Prinzessin der Amazonen die Rechte aus und nahm Ayla Ylarsil von Donnerbach das lederne Bündel aus

den Händen. Sie legte die Rolle quer über die Knie, löste die Bänder und schlug das Leder auseinander. Fast wäre ein goldblinkender Teil, der lose in dem Päckchen gelegen hatte, zu Boden gefallen: Das Löwenschwert war in zwei Teile zerbrochen. Die lederne Hülle enthielt die lange schmale Klinge aus blauschimmerndem Stahl und den Griff mit der vergoldeten Löwin als Heft und Handschutz, aus dem etwa ein Spann noch verbliebener Klinge herausragte. Gilia strich mit dem Zeigefinger über die Tierfigur, folgte dem kraftvollen Körper, der sich geduckt, aber mit angezogenen Hinterbeinen sprungbereit an den Griff klammerte, so daß man die Hand zwischen den mit rotem Lederband umwickelten Griff und den Bauch der Löwin schieben konnte. Der in anmutigem Bogen geschwungene Schwanz kreuzte den Griff, stand dem Löwenkörper gegenüber und bildete so das Heft der schlanken uralten Waffe, die mit ihrem kunstvollen Korb einerseits und der geraden Klinge andererseits zugleich an ein Schwert und einen Säbel erinnerte.

Gilia hob den Griff vor die Augen und musterte ihn so aufmerksam, als ob sie die Figur der Löwin noch nie zuvor gesehen hätte. »Es ist zerbrochen«, sagte sie tonlos. »Valaring ist zerbrochen.«

»Das Löwenschwert zerbricht jedesmal, wenn eine Königin der Amazonen stirbt«, erklärte Ayla mit erstauntem Blick. »Hast du das nicht gewußt?«

Gilia schüttelte den Kopf.

»Valaring zerbricht und wird von der Waffenmeisterin über der Kurkumer Esse wieder zusammengeschiedet. Dann kann es der neuen Königin übergeben werden.« Ayla senkte traurig die Lider. »So war es jedenfalls in den alten Tagen. Heute, da es keine Schmiede in Kurkum mehr gibt, kann Valaring wohl niemand mehr zusammenfügen. Dennoch sollst du es bei dir tragen; es ist ein gutes Zeichen für unser erloshenes Volk und für die Zeiten, in die wir geraten sind. Das zerbrochene Schwert und das zerbrochene Rad – das sind unsere Zeichen. Die Dämonenkrone mit ihrem Gestank nach Abschaum und verbranntem Blut – das ist sein Zeichen!« Sie drohte mit der Faust in Richtung Südwesten, ließ die Hand aber kraftlos wieder sinken und fiel so schwer auf den Sitz der Kutsche, daß ihr Rappe erschreckt ein paar Schritte nach vorne tat. »Ich werde nun zurück nach Neersand fahren«, verkündete sie, nachdem sie in die Zügel gegriffen und das Pferd zum Stehen gebracht hatte.

»Ich kann dich begleiten«, schlug Gilia vor. »Zwar war ich gerade in die andere Richtung unterwegs, aber ich bin in Festum ebensowenig zu Hause wie in Neersand ...«

»Keine von uns wird je wieder irgendwo zu Hause sein«, murmelte Ayla düster. »Aber dennoch, geh du

deiner Wege. Es wird seinen Sinn haben, daß du auf dem Weg nach Festum bist ... Und ich will nun möglichst schnell nach Neersand zurückkehren, solange der Notmäcker noch nicht dort eingerückt ist ... Ach, Gilia, was wissen denn wir? Ich bin dieser Tage ohnehin eine schlechte Gesellschafterin und reise am liebsten allein ... Von Neersand werde ich so bald wie möglich ein Schiff nach Perricum nehmen, vielleicht sehen wir uns dort einmal ... Und noch etwas: Eigentlich hätte ich dir auch den Raben übergeben sollen ...«

»Mutters Pferd ...?«

Ayla nickte. »Ja, auch Yppolitas Hengst steht dir zu, aber er hat sich von mir nicht reiten lassen ... Ich kann wohl reiten, schlecht und recht, trotz des steifen Beins, aber der Rabe hat mich nicht auf seinem Rücken geduldet. Eine Weile hat er mich durch Tobrien begleitet, aber irgendwo in den Misa-Auen ist er verschwunden. Vielleicht hat er mich, eine Krüppelin, seiner Gesellschaft nicht mehr für würdig befunden. Du weißt, er ist sehr stolz ... Warum soll er einer steifbeinigen Priesterin ohne Gläubige dabei helfen, ihre Aufgabe zu erfüllen ...«

»So mußt du nicht reden«, warf Gilia ein, aber Ayla streifte sie nur mit einem traurigen Blick, zuckte die Achseln und fuhr fort: »Vielleicht sucht er dich auch aus eigenen Stücken. Du weißt, er ist ein seltsames Tier. Manchmal frage ich mich, ob man ihn überhaupt Tier

nennen darf ... Nun, mag sein, du begegnest ihm irgendwo ... Ich werde nun zurückfahren, ich möchte noch möglichst viele helle Stunden nützen ...«

»Bist du dir sicher, daß du keine Begleitung wünschst?«

»Ja, ganz sicher.« Ayla nickte heftig. »So leb denn wohl, und Rondra befohlen« – sie blickte Gilia eine Weile stumm in die Augen –, »meine Königin!«

Gilia verzog die Lippen zu einem traurigen Lächeln. »Leb wohl!« sagte sie und lenkte ihren Braunen gemächlichen Schritts in Richtung Festum, während Ayla lauthals »Hoh!« rief und ihr Kutschpferd zu einem engen Bogen auf der Straße zwang, bevor sie es in einen zügigen Trab fallen ließ.

Als Gilia sich nach einer Weile noch einmal umwandte, waren Kutsche und Lenkerin zu einem rasch davoneilenden Spielzeug vor dem Hintergrund des fernen Dörfchens zusammengeschrumpft. Der Amazone fiel plötzlich ein, daß sie eigentlich nach irgendwelchen Verfolgern hatte fragen wollen. Vielleicht war Ayla ja tatsächlich etwas aufgefallen, und andererseits war die Geweihte ganz gewiß nicht die Person gewesen, deren spähende Blicke Gilia bisweilen gespürt zu haben glaubte ... Nun denn, jetzt war es zu spät, und es gab immerhin die vage Möglichkeit, daß sie sich die merkwürdigen Verfolger nur einbildete.

Die Straße längs des Perlenmeerstrandes schwang sich in einem weiten Bogen ins Landesinnere. Gilia ließ die glitzernden Wellen hinter sich und ritt – inzwischen war der späte Nachmittag angebrochen – in den kleinen Ort Garbeln ein. Das zweite Haus, an dem sie vorbeikam, wies sich durch ein solides eisernes Ladenschild, das einen Hammer und ein Hufeisen zeigte, als Schmiede aus. Wie zur Bestätigung von Gilies Beobachtung drangen plötzlich Hammerschläge durch ein offenes Tor ins Freie: das helle *Ping-ping-ping* des Schmiedehammers und das machtvoll dröhnende *Denngg* eines schweren Vorschlaghammers.

Gilia brachte ihren Braunen zum Stehen und lauschte den Schlägen. Ihr Blick senkte sich auf das Bündel, das sie quer über den Oberschenkeln trug. Aylas Worte kamen ihr in den Sinn: ›Heute, da es keine Schmiede in Kurkum mehr gibt, kann Valaring wohl niemand mehr zusammenfügen ...‹ Um die schmale Klinge wieder zu einem Ganzen zu machen, bedurfte es der Magie, einer arkanen Kunst, die hier in der Dorfschmiede des Örtchens Garbeln wohl kaum zu erwarten war. Dennoch – es wäre schön gewesen, wenn die Waffe wenigstens wieder aus einem Stück bestanden hätte. Wann immer Gilia auf ihrem kurzen Ritt gespürt hatte, daß der Schwertgriff lose in dem Lederbündel lag und hin und wieder mit einem leisen Klappern gegen den Stahl der Klinge

stieß, hatte es ihr einen Stich versetzt. Nein, diese Trümmer mochte sie nicht länger tragen. Also nahm sie die Hammerschläge als eine Einladung, stieg vom Pferd, schlang die Zügel um eine Querstange vor der Hausfassade und trat ein. Sie wußte nicht nur, daß ihr Vorhaben wenig Sinn hatte, sie fürchtete gar, daß die Handwerker möglicherweise über ihren Wunsch grinsen würden, aber ihr war zumute, als hätte ihr soeben, als sie das Klingen von Eisen auf Eisen vernahm, jemand einen sanften Stoß versetzt, um sie auf jene Schmiede aufmerksam zu machen. Da der Stoß – falls es ihn überhaupt gegeben hatte – nichts Gebieterisches an sich hatte, sondern eher einen freundlichen Vorschlag zu unterstützen schien, folgte Gilia ihm und betrat das Gebäude, das von den auf der Glut einer Esse tanzenden Flämmchen nur schwach erhellt wurde.

Draußen auf der Straße hatte die Nachmittagssonne noch immer kräftig gebrannt, so daß die Reiterin ständig mit einer staubverklebten Schweißschicht bedeckt gewesen war; hier im Innern der Schmiede war es so heiß, daß es der Eintretenden den Atem verschlug.

Am Amboß bei der Esse, deren Glut die Gesichter der beiden halbnackten Menschen in rotes Licht tauchte, standen ein Hüne von einem Mann, breitschultrig, muskelbepackt, schmerbäuchig und offen-

bar nur mit einem Schurz und einer Lederschürze bekleidet, und ein junges, etwas molliges und nicht sonderlich großgewachsenes Mädchen. Beide hatten von Sommersprossen übersäte Gesichter, waren dunkelblond und lockig und sahen einander überhaupt so ähnlich, daß man vermuten durfte, daß es sich bei ihnen um Vater und Tochter handelte. Sie hatten Giliass Eintreten nicht bemerkt und schauten darum nicht von ihrer Arbeit auf, die sie sich sehr eigentümlich eingeteilt hatten: Nicht die Tochter mit dem Schmiedehammer hielt – wie es üblich gewesen wäre – die Zange mit dem Werkstück, den dunkel glühenden Rohling eines Hufeisens, sondern sie führte den kleinen Hammer mit beiden Händen, wobei sie hoch über den Lockenkopf ausholend kräftigen Schwung nahm, während der bärenhafte Vater den klobigen, schweren Vorschlaghammer einhändig schwang und zugleich mit der linken Hand die Zange umklammerte, die das Hufeisen auf dem Amboß hielt.

Wie der Mann trug auch das Mädchen – es mochte etwa achtzehn Jahre zählen – nichts weiter am Leib als ein Lendentuch und eine fleckige Lederschürze, deren Oberteil kaum die festen und recht großen Brüste bedeckte.

Gilia nahm ein fertiges Hufeisen von der Wand und klopfte damit auf einen Werk Tisch, als das Schmiedepaar für einen kurzen Moment innehielt. Da

schaute sie auf und wechselten ein paar knappe Worte. Das Mädchen legte das Eisen in die Glut zurück, der Mann lehnte den mächtigen Hammer sorgfältig gegen den Amboß und ging auf Gilia zu, während er sich mit beiden Händen über die Schürze wischte. »Seid mir willkommen, holde Fremde!« dröhnte sein kräftiger Baß mit der Lautstärke eines Menschen, der es gewohnt ist, mit seiner Rede allerlei lästigen Arbeitslärm zu übertönen. »Was führt Euch zu mir?«

Gilia schnürte das Bündel mit dem Schwert auf und bedeutete dem Mann, er möge ihr in die Helligkeit der Eingangstür folgen, wo sie ihm die zerbrochene Waffe entgegenhielt.

Der Schmied nahm ihr den Griff aus der Hand und betrachtete den löwengeschmückten Korb mit gerunzelter Stirn. Dann griff er auch nach der Klinge und hielt die Bruchstücke gegeneinander. »Schau nur her, Bedia!« rief er seiner Tochter zu. »Eine wunderschöne Arbeit!«

Während das Mädchen gelaufen kam, wandte er sich an Gilia. »Wirklich ein sehr schönes Stück!« wiederholte er noch einmal. »Das Eure, werthe Dame?«

»Sag Gilia zu mir – ich bin keine Dame –, und nenn mir deinen Namen, wenn du magst ...«

»Lanjew, zu Diensten«, sagte der Mann.

»Lanjew also, aha. In der Tat gehört die Waffe mir

– und ich wollte dich fragen, ob du sie zusammenset...«

»Das habe ich befürchtet«, fiel ihr Lanjew kopfschüttelnd ins Wort. »Das ist einer der schönsten Säbel, die ich je gesehen habe, aber er ist leider nicht mehr zu reparieren ... Wie sollte das wohl auch angehen, werte Gilia?«

Die Amazone sah mit zornig blitzenden Augen zu dem Mann auf. »Um mir das zu sagen, hättest du mich nicht zu unterbrechen brauchen, mein Lieber. Ich weiß selbst, daß man eine solche Klinge nicht einfach zusammenfügen kann, wie man einen alten Stuhl mit Knochenleim klebt ...«

»Hm, hm«, stimmte der Schmied brummend zu. »Ebendas wollte ich dir sagen.«

»Nun hast du mich schon wieder unterbrochen! Bei allen Zwölfen, willst du wohl zuhören? Ich frage dich, ob du irgendeine Notlösung weißt, wie man die Teile so wieder miteinander verbinden kann, daß sie wenigstens wieder zu einem Ganzen werden. Mir ist auch klar, daß man mit diesem Säbel nie wieder zuschlagen kann.«

»Warum läßt du mich nicht einfach eine neue Klinge einsetzen?« fragte der Schmied. »Ich gebe zu, einen solchen Stahl wie diesen habe ich nicht zu bieten, aber die kleine Bedia ist recht geschickt, wenn's ums Schmieden von zierlichen Dingen wie Dolchen und

Säbelklingen geht. Natürlich würde das Töchterchen eine Weile brauchen, aber hinterher wärest du gewiß zufrieden ...«

»Gerade das glaube ich nicht«, erwiderte Gilia. »Nicht, wenn ihr eine neue Klinge verwendet ... Ich will gern annehmen, daß deine Tochter eine fähige Schmiedin ist und eine ordentliche Arbeit abliefern wird, aber dieses Schwert ist sehr alt, jedes seiner beiden Teile ist sehr alt, ich möchte keines durch ein neues ersetzt haben.«

»Dann können wir dir nicht helfen«, brummelte Lanjew, während er die Bruchstücke noch einmal gegeneinanderdrückte. »Dieser Säbel ist unbrauchbar – ein für allemal!«

Gilia zuckte die Achseln. »Ja, so ist es wohl. Entschuldige, daß ich dir die Zeit gestohlen habe. Ich hätte wissen müssen, daß ich etwas Sinnloses vorschlage.«

»Notdürftig bekämen wir das Eisen wohl zusammen«, sagte die mollige Bedia, die ihrem Vater inzwischen Valarings Griff aus der Hand genommen hatte. »Ein kleines Stück der Klinge ist ja noch am Heft verblieben, und man könnte eine Manschette aus dünnem Eisen um beide Teile der Klinge legen. Das sähe wohl nicht sehr gut aus, aber wenigstens bestünde die Waffe aus einem Stück, und man könnte sie in der Hand halten, ohne daß sie sofort auseinander-

derfiele. Das heißt – dann wären die beiden alten Teile wieder zusammen, aber es wäre ein wenig neues Eisen hinzugekommen, wenn dich das nicht stört.«

»Nein, ich denke, das wäre nicht schlimm, solange von dem alten nichts verlorengeht ...«

Etwa eine Stunde werde sie auf die Reparatur der Waffe warten müssen, hatten die Schmiede Gilia erklärt und ihr empfohlen, im Gasthof *Zum grünen Goblin*, einer der wenigen Schenken am Ort, das gute Bier zu kosten, das die Wirtsleute dort brauten. Was sie zur Zeit ausschenkten, sei besonders gelungen, hatte Lanjew mit einem Augenzwinkern versichert.

In der Tat schmeckte der Bräu im *Goblin* ganz vorzüglich, und Gilia verbrachte eine vergnügliche halbe Stunde damit, den Wirt, ein schrumpeliges krummes Männlein, und die anderen Gäste zu beobachten und zu versuchen, aus der in bornischer Mundart geführten lockeren Unterhaltung so viele Wörter herauszuhören, daß sie den Sinn eines Satzes verstand – es wollte ihr kaum gelingen.

Die Zecher in der Schankstube, die allerlei Späße und Spott miteinander trieben, schienen allesamt aus der näheren Umgebung zu stammen und einander zu kennen. Nun aber betrat ein einzelner Söldner in speckiger Lederrüstung den Raum, warf einen kurzen Blick in die Runde und ließ sich an einem kleinen

Tisch in Gilias Nähe nieder. Die Amazone befand, daß der rothaarige und rotbärtige Mann sie für einen winzigen Augenblick zu lange gemustert hatte – zumal sein Blick fast nur ihrem Wehrgehänge mit dem schweren Säbel gegolten hatte, das sie abgeschnallt und an den Tisch gelehnt hatte. Das seltsame Gefühl, das Gilia in den letzten Tagen häufig heimgesucht hatte, stellte sich wieder ein: Ob dieser Mann der heimliche Verfolger war ...? Einen Moment lang überlegte sie, ob sie hinübergehen und den Fremden zur Rede stellen sollte, aber dann entschied sie sich dagegen. Sie fühlte sich erschöpft von dem langen Ritt durch die Sommerhitze, und ihr war nicht nach Streit zumute. Einen Streit aber würde es gewißlich geben, wenn sie den Söldner nach Dingen fragte, die sie eigentlich nichts angingen.

Sie wandte sich wieder ihrem Bier zu – das in der Tat kühl und äußerst würzig war –, als ein merkwürdiges Paar, offenkundig Zwillinge, den *Grünen Goblin* betrat. Beide hatten lange schwarze Haare, die mit roten Stirnbändern zusammengebunden waren. Ihre Rüstungen aus mehrlagigem, gehärtetem und schwarz gefärbtem Leder sowie die Schwerter mit den langen schmalen Klingen, die an ihrer Seite hingen, wiesen sie als Menschen aus, die das Kämpfen zu ihrem Beruf gemacht hatten. Aber um das zu erkennen, hätte Gilia der äußeren Zeichen nicht be-

durft. Die beiden – sie mochten etwa dreißig Jahre zählen – bewegten sich mit der Angespanntheit jager Katzen. Dürr und sehnig waren sie, von äußerst bleicher Hautfarbe, ihre Gesichter wirkten so ernst, daß alles Gelächter in der Schenke mit einem Schlag verstummte. Etwa fünf Schritt von Gilia entfernt ließen sich die Zwillinge an einem Tisch in der Nähe der Hintertür nieder und gaben beim Wirt ihre Bestellung auf. Die Blicke ihrer dunklen Augen huschten unentwegt durch den Raum, doch schien ihre Aufmerksamkeit kein besonderes Ziel zu haben.

Auch wenn sie die Amazone eher weniger häufig als die anderen Gäste betrachteten, so war Gilia doch längst klar, daß die schwarzhaarigen Kämpfer jene Verfolger waren, deren Nähe sie in den letzten Tagen immer wieder einmal gespürt hatte. Dasselbe Gefühl hatte sich auch jetzt eingestellt, diesmal kam es einer eindeutigen Warnung gleich. Gleichfalls ohne ihre Augen ungebührlich lange auf den beiden verweilen zu lassen, musterte sie die Ausrüstung und Bewaffnung der beiden Schwarzhaarigen. Die Lederrüstungen mit den dornbewehrten Schulterklappen schienen aus Maraskan zu stammen. Auch die Schwerter mit den langen schmalen Klingen mochten von einem Maraskaner Schmied gefertigt worden sein; sie ähnelten den berühmten Tuzakmessern, waren jedoch zweischneidig, nicht gar so lang wie jene Zweihand-

waffe und besaßen symmetrische Parierstangen, geformt aus zwei sich umeinanderwindenden Schlangen. Alle sichtbaren aus der Scheide herausragenden Teile waren von mattem Schwarz, auch die Lederwicklung der Griffe.

Verstohlen lockerte Gilia ihren Säbel in der Scheide und machte sich bereit, aber dann geschah etwas Unerwartetes. Aus den Augenwinkeln nahm sie wahr, wie der rothaarige Söldner mit den Zwillingen einen kurzen Blick tauschte, ein kaum wahrnehmbares Nicken der Frau war ihm offenbar ein Zeichen, denn plötzlich stand er auf und stapfte mit schweren Schritten zu Gilia herüber. »Hoch mit dir, du Schlampe!« polterte er unvermittelt los. »Du hast mich ausgelacht, und darum werde ich dich jetzt in Stücke hauen!« Mit diesen Worten riß er ein klobiges Breitschwert aus einer Rückenscheide und ließ es in wildem Schwung durch die Luft sausen.

Gilia warf sich seitlich vom Stuhl und rollte über den Boden. Sie achtete kaum auf den Söldner, der ihr mit einem Wutgebrüll nachsetzte, sondern ließ die schwarzhaarigen Zwillinge nicht aus den Augen. Die beiden waren aufgesprungen, aber nicht näher gekommen.

Die Amazone schlüpfte unter einem Tisch hindurch und sprang auf, während die breite Klinge ihres Gegners krachend auf die Tischplatte niederging

und sie in zwei Hälften spaltete. Nun hatte auch Gilia ihren Säbel gezogen.

Der Mann stürmte auf sie zu, holte weit aus, anscheinend zum entscheidenden letzten Schlag. Gilia wich nicht zurück, sondern sprang nach vorn, in den Mann hinein, rammte ihm mit voller Wucht die Schulter gegen den Brustkasten. Ein Knacken war zu hören, ein lautes Schnaufen, und die Luft entwich aus den Lungen. Das Schwert entfuhr der Faust des Söldners und flog durch die Luft. Mit einem wuchtigen Tritt fegte Gilia ihm die Beine unter dem Körper weg. Der Mann war kaum auf den Dielen aufgeprallt, da hatte ihm die Amazone schon den rechten Fuß auf den Brustkorb mit der zerbrochenen Rippe gestellt, und die Spitze ihres Säbels schwebte über seinem Kehlkopf. Das Ganze hatte kaum mehr als zwei Lidschläge gedauert. Aus schreckgeweiteten Augen starrte der Bärtige zu ihr auf. Leise Jammer- und Schmerzenslaute entschlüpften seinen rauen Lippen. »Erbarmen, edle Dame ...! Ihr zertretet mir die Brust ...«

Gilia beachtete ihn kaum mehr. Ihre Augen suchten die Zwillinge – geduckt erwartete sie den Angriff, aber die beiden standen bei der offenen Hintertür des *Goblins* und musterten die Amazone mit aufmerksamen Blicken, so wie ein Jäger seine Beute betrachtet. Dann lächelten sie, nickten Gilia zu und schlüpfen hinaus.

Sie nahm ihren Fuß vom Körper des Gestürzten.

Der versuchte sich zu erheben, sank aber mit einem Schmerzenslaut wieder zurück. »Ihr habt mir alle Knochen im Leib gebrochen!« stöhnte er vorwurfsvoll.

»Ach, jammre nicht, du Memme!« Gilia stampfte ungeduldig mit dem Fuß auf. »Wenn du zu dumm bist, dein Schwert zu gebrauchen, dann fang besser keinen Streit an! Und noch dazu einen völlig sinnlosen ...« Sie stutzte. »Hm, völlig sinnlos wohl nicht ... Wieviel haben die beiden dir dafür gegeben, daß du mich angreifst? Los, rede!«

Ein Blick in Gilias blitzende Augen überzeugte den Söldner davon, daß es wohl besser sei, die Wahrheit zu sagen. »Drei Taler«, antwortete er. »Und sie haben gesagt, mit Euch hätte ich leichtes Spiel ...«

»Wofür sollte es die drei Taler geben?«

»Nun, wofür wohl? Daß ich Euch totschiere, natürlich ... Äh ... ich meine ... äh ... dazu wollten sie mich zwingen. Drei Taler im voraus und sieben nach dem Kampf.«

Gilia hob ihren umgestürzten Stuhl von Boden auf und ließ sich darauf nieder. Mit der Fußspitze versetzte sie dem immer noch leise wehklagenden Söldner einen leichten Stoß gegen das Bein. »Nun kriech mir endlich aus den Augen, du Wicht! Und preise die Zwölfe, daß ich heute in friedfertiger Stimmung bin!«

Tatsächlich wälzte sich der Bärtige mühselig auf den Bauch und kroch langsam davon. Der knittrige kleine Wirt trat an Gilias Tisch und stellte ein frisches, schäumendes Bier vor sie hin. »Ein Dank des Hauses«, erklärte er, »dafür, daß Ihr kein Blut vergossen habt. Ich hasse es, diese klebrigen Flecken aufwischen zu müssen. Es war recht nobel von Euch getan, daß Ihr dem feigen Buben das Leben gelassen habt.«

Gilia dankte dem Mann für seine freundlichen Worte, trank das Bier in einem Zug aus und schlenderte wieder zur Schmiede hinüber, wo Bedia nicht ohne Stolz ihre Schmiedearbeit vorzeigte. »Hier, seht nur! Man sieht es kaum«, sagte sie, während sie das Schwert, das sie waagerecht in beiden Händen hielt, vor Gilias Augen hob.

»Was soll ich denn nun tun, sehen oder nicht sehen?« fragte die Amazone schmunzelnd, worauf das Schmiedemädchen errötete, aber weiter die Waffe in die Höhe hielt. Gilia musterte das Schwert und fuhr mit dem Finger über die Ummantelung aus dünnem Eisenblech, die die Schmiede um die Klinge getrieben hatten. Die Verdickung, die unmittelbar unter dem Korb angesetzt war etwa anderthalb Spannen lang und in der Tat auf Anhieb kaum zu sehen.

Die Amazone nahm Bedia das Schwert aus der Hand und ergriff es an beiden Enden, um es zu biegen und seine Elastizität zu prüfen, aber die kleine

Schmiedin hielt ihr erschreckt die Hände fest. »Das kannst du nicht tun!« rief sie. »Biegen kannst du die Klinge nun nicht mehr – und auch nicht mehr damit kämpfen. Aber sie sieht wunderschön aus, finde ich.«

»Doch, doch, das Töchterchen hat gute Arbeit geleistet«, brummte der Schmied, der aus dem Dunkel der Werkstatt herbeigeschlendert kam. »Ich finde allerdings immer noch, eine so schöne Waffe hätte es verdient, eine neue Klinge spendiert zu bekommen. Und bedenke, so sehr viel teurer wäre ein neues Blatt auch nicht gekommen. Ich glaube, da hast du am falschen Platz gespart ...«

»Vielleicht überlege ich es mir ja eines Tages anders«, antwortete Gilia, die keine Lust verspürte, sich mit dem Mann auf einen längeren Disput einzulassen, »und dann komme ich wieder hierher und nehme eure Dienste noch einmal in Anspruch, aber nun muß ich erst einmal weiterreisen. Dringende Geschäfte, die ich nicht aufschieben kann ... Du verstehst ...?« Sie wickelte das Schwert wieder in die lederne Hülle und stellte dabei fest, daß die Waffe nicht mehr in ihrer ganzen Länge hineinpaßte: Ein kleines Stück des löwengeschmückten Handschutzes schaute aus dem Bündel hervor. Nachdem sie die Lederrolle seitlich am Sattel festgeschnallt hatte, zahlte sie Bedia den geforderten Lohn, einen Taler und vier Heller, dankte noch einmal für die ordentliche Arbeit und schwang

sich in den Sattel. Sie tätschelte dem Wallach, nach dessen Namen zu fragen sie auf Geestwindskoje versäumt hatte und den sie deshalb einfach ›Brauner‹ nannte, den Nacken und lenkte ihn hinaus auf die Küstenstraße, um bis zum Einbruch der Dunkelheit noch ein paar Meilen in Richtung Festum zurückzulegen.

Die Sonne sank, die Nacht brach an, aber eine echte, tiefe Dunkelheit wollte sich nicht einstellen. Das Madamal stand voll und rund am Himmel und goß sein silbernes Licht geradezu verschwenderisch über die Straße, die Äcker und die Dünen aus. Hin und wieder, wenn sich in den Dünen eine Lücke auftat, sah Gilia zu ihrer Linken die mit zahllosen tanzenden Silberpunkten übersäte schwarze Fläche des Perlenmeeres. Sie beschloß – zumal der wackere Braune keine Anzeichen von Erschöpfung zeigte –, noch eine Weile weiterzureiten. Die milde, klare Nacht war so schön, wie eine Sommernacht nur sein kann, und zum ersten Mal in ihrem Leben verstand die Amazone, ein Kind der Sonne und des hellen Tags, daß auch die Nacht eine göttliche Zeit war und Phex, der Herr der Nacht, ein mächtiger Gott.

Der Braune tänzelte ein paar Schritte: Ein eilig über die Straße huschender Hamster hatte ihn erschreckt. Von irgendwoher aus den Dünen klangen klatschen-

des Flügelschlagen und ein langgezogener schriller Todesschrei herüber. Phex, der Verberger ... Er breitet seinen schützenden Mantel gleichermaßen über den seine Ernte einbringenden fleißigen Hamster wie über den Nachtwind, den lautlosen, kaltherzigen Jäger.

Als Gilia an den nächtlichen Räuber dachte, huschte ihr ein kühler Hauch über den Nacken, so daß sich dort die feinen Härchen aufstellten. Ein rascher Blick über die Schulter zeigte ihr, was sie ohnehin gewußt hatte: Auf dem weitgeschwungenen silberhellen Band der Straße waren zwei dunkle Gestalten zu sehen – zwei Reiter. Sie mochten gut achthundert Schritt zurückliegen, waren aber fast so deutlich zu erkennen wie bei Tageslicht. Gilia mußte die Augen nicht anstrengen, um sich zu vergewissern, daß es sich bei den beiden um das Zwillingspaar aus der Garbelner Schenke handelte. Eine zornige Falte trat auf ihre Stirn, als sie sich daran erinnerte, daß sie den beiden eine unfreiwillige Vorführung ihrer Kampffertigkeit gegeben hatte. Sie hätte den pöbelnden gedungenen Söldner auch zur Vernunft bringen können, ohne etwas von ihren Fähigkeiten preiszugeben.

Als sie wenig später noch einmal hinter sich schaute, waren die beiden ein kleines Stück näher gekommen. Zwar gingen auch ihre Pferde im Schritt – so wie Gilias Brauner –, aber die Gangart war dennoch

ein wenig schärfer. Die Amazone zweifelte nicht daran, daß die Pferde ihrer Verfolger auch im Galopp um ein wenig schneller vorankämen als ihr Reittier. Sie dachte keineswegs an Flucht, sondern nahm ihre Beobachtung nur als Zeichen dafür, daß die beiden ihrer Sache ganz sicher waren. Es machte ihnen nichts aus, daß die Jagd noch eine Weile dauern konnte; sie unternahmen nichts, um sie zu verkürzen.

Schade, daß ich nie erfahren werde, wer das Paar auf mich angesetzt hat und warum, dachte Gilia und verzog den Mund zu einem bitteren Lächeln. Solche Mietlinge sind gewiß sehr teuer, und ich hätte allzugern gewußt, warum irgend jemand gutes Gold dafür bezahlt, daß eine fortgelaufene Amazonenprinzessin vor der Zeit zu Boron geschickt werden soll. Aber ich werde es wohl nicht erfahren. Wenn sie mich erschlagen, werden sie nicht mehr mit mir schwatzen wollen, und wenn ich sie besiege, werden sie nicht mehr am Leben sein ... Gilia hatte die Schwarzhaarigen nur für einen kurzen Moment betrachten können, aber sie war sich sicher, daß die beiden niemals einen Kampf verloren gaben – eher würden sie sterben.

Die Amazone schloß die Augen zu schmalen Schlitzen, so daß sie das mondbeschienene Dünenland kaum noch wahrnahm, und stellte Körper und Geist auf den bevorstehenden Kampf ein. Mit raschen Griffen überprüfte sie den korrekten Sitz der Leder-

rüstung, die sie vorsorglich bereits bei Anbruch der Dunkelheit angelegt hatte, und zog hier und da einen Befestigungsriemen etwas enger. Nacheinander spannte sie fast alle Muskeln ihres Körpers an und lockerte sie wieder. Sie drückte Knie und Ellenbogen durch, dehnte und streckte die Glieder, wobei sie darauf achtete, daß alle diese Vorbereitungen aus der Ferne nicht wahrnehmbar waren; außerdem durfte das Pferd keine der ihm ungewohnten Bewegungen als Reithilfen deuten und womöglich plötzlich zu traben oder gar zu galoppieren beginnen. Der Braune bereitete ihr ohnehin einige Sorgen. Er war ein recht fügsames Pferd, aber beileibe kein geschultes Streitroß und würde im Kampf – eine gegen zwei – seine Reiterin eher behindern und in gefährliche Lagen bringen, als daß er ihr von Nutzen wäre. Gilia beschloß, vom Pferd zu springen, sobald der Gegner heran war. Zu Fuß hätte sie gegen die beiden Gegner einen günstigeren Stand.

Die Amazone verspürte keine Furcht. Die Zwillinge waren gewiß gefährliche Widersacher, aber sie hatte nichts zu verlieren. Eigentlich hatte sie sich ein solches Ereignis herbeigewünscht, seit sie Geestwindskoje und die freundlichen Menschen verlassen hatte, zu denen sie nicht gehören konnte: einen guten, harten Kampf, eine letzte Gelegenheit, sich vor Rondras Augen zu bewähren. Mit einem Schulterzucken

gestand sie sich jedoch ein, daß es sie doch überraschte, wie schnell die herbeigewünschte Stunde gekommen war ...

Im Geiste ging sie die wenigen ernsthaften Kämpfe noch einmal durch, die sie seit dem Verlassen der Heimat ausgefochten hatte. Vier oder fünf waren es gewesen. Nur einen hatte sie verloren, den gegen eine Meute von Orks irgendwo in den Misa-Auen; die anderen hatte sie gewonnen, und immer hatte auf der anderen Seite Boron Ernte halten können. Einige dieser Toten hätten ihr Leben womöglich behalten sollen, und es war gewiß unangemessen gewesen, sie zu erschlagen, aber Gilia fühlte keine Schuld. Bei den Fechtstunden in Kurkum hatte sie immer als die beste gegolten – nicht nur als die Beste unter den Amazonen ihrer Generation, sondern als eine der besten Kämpferinnen, die je in Kurkums Mauern gelebt hatten. Am Ende ihrer Ausbildungszeit hatte sie jeden ihrer Übungskämpfe mit einer Schnelligkeit beendet, die den Gefährtinnen unheimlich war. Manch eine der mutigen, unerschütterlichen Kriegerinnen hatte einen Schreckensschrei ausgestoßen, wenn Gilies hölzerne Waffe durch ihre Deckung gedrungen war – an tödlicher Stelle. Allzu rasch, zu hart und zu eiskalt geführt war der entscheidende Hieb oder Stich gekommen ...

Irgendwann hatte dann die Kurkumer Schwertmei-

sterin der Prinzessin erklärt, daß sie ihr nichts mehr beibringen könne. »Wenn ich dich kämpfen sehe, Amazone«, hatte sie erklärt, »dann ist mir, als spürte ich im Nacken den kühlen Wind von Golgaris Schwingen ... Was du noch lernen mußt, kann ich dir nicht vermitteln: Gnädigsein ist keine amazonische Tugend.«

Bei ihren ersten Kämpfen hatte Gilia zum Gnädigsein keine Zeit gehabt. Ebenso blitzschnell und kalt wie auf dem heimatlichen Fechtplatz hatte ihre Klinge zugestoßen, schneller, als eine innere Stimme hätte sprechen und um Gnade für den Gegner bitten können. Es erschreckte sie immer wieder aufs neue, daß in dem Augenblick, wenn auf Kurkum nach einem Stich der Ruf ›Ende!‹ erschollen war, nun fast ebensorasch ein Menschenleben erlosch; aber sie kannte keine andere Art zu kämpfen und würde auch wohl keine andere Art mehr erlernen.

Es verging fast eine Stunde, bis Gilia das Hufgeklapper der Verfolgerpferde hinter sich vernahm. Sie hatte beschlossen, sich nicht mehr umzusehen, bis die beiden unmittelbar hinter ihr wären. Dann würden sie schon zu erkennen geben, daß der Tanz beginnen könne ...

Plötzlich trat ihr Brauner in ein Loch im Straßenpflaster und knickte mit dem Vorderbein ein. Im sel-

ben Augenblick huschte ein Pfeil über ihre rechte Schulter, streifte ihr Haar. Es hatte begonnen, doch anders als erwartet. Noch ehe das Pferd wieder Tritt gefaßt hatte, war Gilia seitwärts aus dem Sattel geglitten. Sie rollte durch das taufeuchte Gras, sprang auf, riß den Säbel heraus, duckte sich. Der Reiter schickte gerade einen zweiten Pfeil aus seinem Bogen, doch sie konnte mit knapper Not ausweichen. Ihre Lippen bebten vor Zorn. Was waren das für Menschen, die zu zweit gegen einen Gegner antraten und ihn überdies von hinten aus dem Sattel schießen wollten? Sie flog zur Seite, rollte herum, entwischte knapp einem neuen Geschoß. Rondra, steh mir bei! hallte ein stummer Ruf durch Gilies Seele. Gib, Göttin, daß dies nicht mein letzter Kampf ist! Gegen diese beiden will ich nicht unterliegen! Gewähre mir einen ehrenvollen Tod!

Mit zwei weiten Sätzen sprang sie auf den Mann zu, bevor dieser den nächsten Pfeil einlegen konnte. Als der Schwarzhaarige erkannte, daß die Zeit für einen weiteren Schuß nicht reichen würde, warf er den Bogen zur Seite, schlug dem Pferd die Fersen in die Flanken und riß es am Zügel herum, um die Amazone niederzureiten. Sie sprang zur Seite, schlug mit dem Säbel nach dem Pferd und traf es irgendwo am Kopf, über dem Nasenrücken. Mit einem schrillen Schreckensschrei stürmte das Roß davon und war

weder durch die heftig nach hinten gerissenen Zügel noch durch das zornige Gebrüll des Mannes zu bremsen.

Gilia wandte sich der Frau zu. Die hatte ihr Schwert gezückt und das Pferd ein wenig zur Seite gewendet, damit sie freie Bahn für ihre Klinge hatte, ging aber nicht zum Angriff über. Offenbar wartete sie darauf, daß ihr Bruder sein Pferd bändigte und zurückkehrte.

»Was ist mit dir?« fragte Gilia. »Komm herbei, feige Hündin! Oder könnt ihr gar nichts anderes zuwege bringen, als eure Gegner in den Rücken zu schießen?« Beim letzten Wort sprang die Amazone vor und stieß mit der Säbelklinge zu, doch mit einer gedankenschnellen, ruckhaften Bewegung parierte die Frau den Stoß. Ein helles Klirren war zu hören, als Stahl auf Stahl prallte, und für einen winzigen Augenblick schien es Gilia so, als habe sie ein schwarzes Wölkchen aus der Klinge der Fremden aufsteigen sehen.

Roß und Reiter polterten heran. Gilia hörte sie kommen und wich ein paar Schritte zur Seite. Offenbar hatte der Reiter sein Tier noch immer nicht in die Gewalt, denn der Rappen schnaufte, bockte und bäumte sich gegen die Zügel. Die Amazone sprang vor, stieß zu, trieb ihre Klinge tief in den Schenkel des Reiters. Ein Schrei, eher vor Wut denn vor Schmerz, war zu hören. Gilia tänzelte zur Seite, umrundete die

Pferde, achtete darauf, daß das des Mannes dem anderen im Wege war. Zwischendrin stürzte sie vor, hieb nach der Frau, wurde pariert. Wieder dieses ohrenbetäubende Klirren!

Die Zwillinge verständigten sich mit raschen Blicken. Eines war offenkundig: Ihre Gegnerin war zu erfahren im Gefecht Fußkämpfer gegen Reiter, der Kampf vom Pferderücken war zwecklos gegen sie ... Während die Frau ihren Bruder mit dem quergestellten Pferd abschirmte, stieg dieser aus dem Sattel und umrundete die Reittiere, um nun das Absitzen seiner Schwester zu decken. Sie vollführten ihre Bewegungen ohne Hast. Schulter an Schulter standen sie schließlich etwa vier Schritt von Gilia entfernt. Das Mondlicht zeichnete harte Schatten in ihre bleichen Gesichter. Schattenhaft dunkel waren auch die Schwertklingen, während Gilies Säbel silbern schimmerte.

Ein erfahrenes Paar, dachte die Amazone, ohne Ehre zwar, aber kampfbesessen und mordlustig. Die fehlgegangenen Pfeile hatten beide ihrer rechten Seite gegolten, nicht der linken, dort, wo das Herz schlug. Sie hatten sie also nicht töten, sondern nur verwunden wollen, damit sie im Kampf behindert wäre ... Dies wird wahrhaftig kein leichter Tanz ... Kommt nur heran, ihr Schönen der Nacht – alles habe ich euch noch nicht gezeigt ...

Niemand bewegte sich.

Doch in der Siebten der Sphären, dort, wo die Dämonen hausen, hob Karmoth, der stierköpfige Blutsäuer, das hörnerbewehrte Haupt und sah hinüber auf das nächtliche Geschehen. Er nickte wohlwollend: Die Zwillinge waren ihm anvertraut – sie würden ihre Sache gut machen. Ein langer, grausamer Kampf stand den Menschen und dem aus der Ferne sachte lenkend beobachtenden Kriegsdämon bevor.

Die Pferde hatten ganz in der Nähe zu grasen begonnen, Gilias Brauner zur einen, die beiden Rappen zur anderen Seite der Straße – ein Bild der Friedfertigkeit, beschienen vom schweigenden Rund des Madamals. Nur das Rupfen und Malmen ihrer Mäuler waren zu hören.

»Wer seid ihr?« fragte Gilia schließlich.

Die beiden tauschten einen raschen Blick. »Wozu die Frage?« entgegnete die Frau. »Dein Leben ist ohnehin zu Ende; es währt nicht länger dadurch, daß wir dir unsere Namen nennen.«

»So will es der Brauch«, antwortete die Amazone. »Und außerdem möchte ich wissen, welche Namen auf eurem Grabstein stehen sollen.«

Die Zwillinge entblößten die Zähne zu einem knappen Lächeln. »Schön gesprochen, Amazone«,

sagte der Mann. »Schwatz nur weiter, du unterhältst uns vortrefflich.«

»Wer schickt euch gegen mich?«

Die Frau ergriff wiederum das Wort. »Auch eine Antwort auf diese Frage würde dein Leben um keinen Lidschlag verlängern. Aber wenn es dir schmeichelt, will ich dir immerhin versichern, daß du einen sehr machtvollen Feind hast. Es scheint ihm viel daran zu liegen, daß du diese Welt verläßt, denn sonst hätte er nicht uns geschickt, damit wir dir den Weg weisen. Seltsam, denn so bedeutend siehst du wahrhaftig nicht aus – eher wie eine gewöhnliche Schlampe, ein wenig auch wie eine ehemalige Amazonenprinzessin, die ihre Leute und ihre verblödete alte Mutter schmählich im Stich ließ.« Sie faßte ihre Waffe fester und tat einen kleinen Schritt zur Seite. Ihr Bruder verhielt sich ebenso – offenbar rechneten sie mit einem schnellen, unbeherrschten Angriff ihrer Gegnerin.

Doch Gilia sah zwischen den beiden hindurch auf das weite Dünenland, blicklos, wie in Gedanken versunken ...

Die Frau betrachtete sie verwundert. »Was ist los mit dir? Hast du meine Worte nicht vernommen?«

»O doch, jedes einzelne, und ich werde dich töten für deine Rede, aber den Zeitpunkt wähle ich selbst – unabhängig davon, wie unflätig und herausfordernd

du dich gebärdest. Ich denke, nun haben wir genug geschwatz; wir sollten beginnen!«

Die Zwillinge nickten einander zu, dann trennten sie sich mit raschen Schritten voneinander, so daß sie Gilia genau zwischen sich hatten. Anschließend rückten sie wieder vor – langsam, jeden Schritt sorgfältig setzend.

Die Amazone warf sich nach links, hieb nach dem Mann, wurde mit klirrender Klinge pariert, schlüpfte an ihm vorbei – und hatte die Zwillinge wieder auf einer Seite. Sie flog herum, stieß sofort wieder vor, wurde wiederum abgewehrt.

Diesmal setzten die schwarzhaarigen Kämpfer nach. Mit schnellen Schlägen trieben sie die Amazone vor sich her, die sich springend, ausweichend, fintend und parierend ihrer Haut erwehrte, aber kaum noch eine Gelegenheit fand, ihre Gegner zu attackieren. Wann immer Giliass Säbel auf eine der schwarzen Klingen prallte, schallte ein Klirren wie ein schriller Schrei durch die Mondnacht. Dieses Schrillen und die heftigen Atemzüge der Kämpfenden verwoben sich mit dem Scharren der Füße und dem Rascheln und Ächzen von Stoff und Leder zu einem verbissenen Klanggemisch, das von keinem Schmerzenslaut unterbrochen wurde. Dabei hätte jeder der Kämpfer wohl Grund zum Stöhnen gehabt, denn jeder hatte schon bald einige Schnitte und Stiche davongetragen.

Wohl eine halbe Stunde tobte das Gefecht der schweigsamen Kämpfer, bis die Übermacht der Zwillinge mit jedem neuen Schlagtausch deutlicher wurde. Das Mienenspiel der Amazone war ebenso unbewegt wie in den ersten Augenblicken nach Kampfbeginn, aber die Geschwister wechselten nun immer wieder zuversichtliche Blicke. Auch waren sie – wie die Amazone sehr wohl bemerkte – dazu übergegangen, nicht jede Blöße ihrer Gegnerin sofort zu einem Vorstoß zu nutzen. Sie hatten den Kampf schon jetzt gewonnen. Sie mußten kein Risiko mehr eingehen und nichts überstürzen.

Eine Klinge huschte durch die Luft, lautlos, schnell wie eine Nachtschwalbe. Gilia riß den Kopf zurück, aber der scharfe Stahl streifte sie dennoch: Blut quoll aus einer tiefen Schramme auf ihrer Stirn, lief ihr in die Augen und nahm ihr die Sicht. Sie sprang blindlings zwei-, dreimal nach hinten, hörte dabei das Sausen von Metall, als die feindlichen Klingen sie um Haaresbreite verfehlten. Hastig wischte sie sich mit der Linken durch das Gesicht, sah ihre Gegner von rechts und von links herannahen, lächelnd im Gefühl des sicheren Sieges. Gilia wich weiter zurück, bis sie mit dem Rücken gegen ein Hindernis stieß: der Braune!

Gedankenschnell schlüpfte sie zwischen seinen

Beinen hindurch, aber fast ebensoschnell war der Schwarzhaarige herbeigesprungen. Mit beiden Fäusten umklammerte er den Schwertgriff, riß seine Waffe hoch und ließ sie mit aller Macht auf die Amazone niedersausen. Gleichzeitig stieß die Frau zwischen den Pferdebeinen hindurch. Im selben Augenblick, da die Klinge der Söldnerin die Lederrüstung durchdrang und sich in Gilias Seite bohrte, zersplitterte ihr Säbel, den sie gedankenschnell hochgerissen hatte, um den Hieb des Mannes abzufangen. Die niedersausende Waffe zerschlug den Schulterschutz und grub sich tief in Gilias linke Schulter. Die Amazone wurde von dem wuchtigen Hieb zu Boden geschleudert, rollte herum, kam hoch auf Hände und Knie, kroch wiederum unter dem Pferd hindurch. Sie hörte, wie der Mann mit einem Fußtritt ihre zerbrochene Waffe zur Seite stieß. »Sie hat ihren Säbel verloren«, sagte er zu seiner Schwester. »Du kannst sie haben ... Stich sie nieder! Sie war eine unterhaltsame Gegnerin ...«

Die Frau ging um den Braunen herum und stellte sich breitbeinig vor der kauernenden Gilia auf. »Hoch mit dir!« zischte sie. »Ich will dir in die Augen sehen, wenn ich dich zu Boron schicke. Hoch und die Arme hinter den Kopf!«

Die Amazone erhob sich schwankend; schweratmend zog sie sich am Sattel des Braunen aufwärts, nahm die schmerzenden Arme hoch. Rote Schleier

zogen durch ihr Blickfeld und verhüllten das Madam, das nächtliche Dünenland und die bleiche schmalschultrige Frau, die soeben ihre Klinge hob. Durch den auffallenden Nebel der Benommenheit suchten Gilias Augen und Geist nach einem Ausweg, nach einer Möglichkeit, einer kleinen, einer winzigen Hoffnung ...

Doch die bleiche Söldnerin wartete ab, ohne sich eine Blöße zu geben. Nichts konnte sie am Zustoßen hindern, wann immer sie den Zeitpunkt für gekommen hielt.

Die Amazone berührte mit dem Rücken den warmen Leib des immer noch fest an derselben Stelle stehenden und gemächlich grasenden Pferdes. Sie streifte einen länglichen Gegenstand: das Bündel, das an den Sattel des Braunen geschnallt war. Valaring! schoß es ihr plötzlich durch den Kopf. Das Löwenschwert!

Ohne einen Herzschlag lang über ihr Tun nachzudenken, griff sie mit der Rechten hinter sich, fand den Griff, umklammerte ihn und riß das lange Schwert aus seiner Lederhülle. Die Schwarzhaarige benötigte einen Wimpernschlag, um zu begreifen, was da vor ihren Augen geschah – dann stieß sie zu. Doch eine silberhelle Klinge schlug ihr dunkles Schwert mühelos zur Seite, schoß vor, zischte durch das schwarze Leder der Rüstung wie durch sprödes Pergament.

Als der Stahl wieder zurückgerissen wurde, war er rot benetzt. Gilia betastete ungläubig die Klinge, die, obschon vom Blut geädert, so silbrig glitzerte, als wäre sie ein Splitter des starr am Himmel stehenden Mondes. Das stählerne Blatt bestand wieder ganz und gar aus einem Stück, von der stützenden Manschette, die die freundliche Schmiedin angebracht hatte, war nichts mehr zu sehen, keine Spur. Der Bruch der Klinge war verheilt, als wäre sie ein lebendes Wesen.

Mit einem mürrischen, vorwurfsvollen Laut sank die Söldnerin vor Gilia auf die Knie. Sie streckte die Hand nach ihrer Gegnerin aus, griff in die Luft und betrachtete ungläubig die eigene schmale Faust, bis sie lautlos vornüberkippte.

Der letzte Angriff der Söldnerin und ihr jäher Tod hatten kaum länger als zwei Lidschläge gedauert. Der Mann, dem die Sicht auf die Geschehnisse durch das Pferd versperrt war, rief einen Namen, den die Amazone nicht verstand.

Gilia schritt um den Braunen herum. Ihr Blick suchte den Schwarzhaarigen, aber aus den Augenecken bemerkte sie, daß die Klinge Valarings zu leuchten begonnen hatte, nicht als Widerspiel des Mondlichts, sondern in einem eigentümlichen weißlichen Schein, den der Stahl selbst zu verströmen schien. Auch der Mann blickte auf das Schwertblatt hinab, während er unwillkürlich ein paar Schritte zu-

rückwich. Doch dann straffte er sich und hob sein Schwert. »Du führst plötzlich eine seltsame Waffe«, stellte er fest, bemüht, seiner Stimme einen beiläufigen Klang zu geben, was ihm aber nicht vollständig gelang.

Gilia deutete ihm mit der Schwertspitze auf die Brust. »Ihr Name ist Valaring«, sagte sie. »Sie zerbrach und wurde wieder zusammengefügt. Es ist ein sehr altes Schwert und hat sich in manchem Kampf bewährt, aber gegen nichts ist es so hart wie gegen Dämonengeschmeiß und Dämonenpaktierer!«

Sie stieß vor, der Mann riß seine Klinge hoch – im allerletzten Augenblick. Wieder schrillte, als die Waffen aufeinanderprallten, der stählerne Schrei der düsteren Waffe, aber diesmal gellte er fast wie ein Schmerzenslaut. Der Schwarzhaarige wich zurück. Gilia rückte nach. Sie spürte, wie ihr aus einem tiefen Stich in der Hüfte unablässig warmes Blut über den Körper rieselte. Die Arme schmerzten sie so sehr, daß sie sie kaum bewegen konnte, das rechte Bein zitterte, aber die roten Schwaden vor den Augen waren verschwunden. Auch schien von dem immer heller leuchtenden Schwert eine seltsame Kraft auszugehen, die durch die Schwert-hand in den geschundenen Körper strömte, so als hätte sie ihre Hand in die eines Freundes gelegt, der ihr nun mit sanftem Druck Mut machen wollte.

Der schwarzhaarige Söldner bemerkte, wie der

Blick seiner Gegnerin in weite Fernen zu schweifen schien, und sprang vor, dem Schwung seines Schwer-tes folgend. Gilia parierte den Stich mit leichter Hand, fast unaufmerksam. Sie wollte sich nicht auf den Kampf konzentrieren – sie wollte dem Gefühl nach-spüren, das ihre Schwerthand durchpuls-ete. Die Be-rührung durch eine kräftige schlanke Hand, die Gili-as Rechte mit sanftem Druck schüttelte, wurde immer deutlicher fühlbar. Plötzlich schrie die Amazone auf. Sie kannte diese Hand. Es war die Rechte ihrer Mut-ter Yppolita. Tränen schossen Gilia in die Augen, ihr Gegner und das mondbeschienene Dünenland ver-schwammen zu einem schattig-silbernen Gebilde, in dem sich irgend etwas hastig bewegte ...

Valaring fuhr hoch: ein klirrender Schrei. Das Lö-wenschwert sauste hinab: ein weiterer Schrei. Gilias Gegner hatte ihre Schwäche wohl bemerkt. Er sprang vor und zur Seite, setzte seine Hiebe und Stiche ha-geldicht, doch Valaring war wie eine stählerne Wand. Wo auch immer die düstere Söldnerklinge aus der Nacht hervorstieß, das Löwenschwert sprang ihr ent-gegen und schlug sie zurück, aber es griff nicht selbst an. Derweil starrte die Amazone in die Nacht und nahm von ihrer Mutter letzten Abschied. ›Für die Königin, für Rondra!‹ sollte ihr lauter Ruf erschallen, doch die heißen Tränen erstickten den Schrei. Für ei-nen unfäßlichen kurzen Moment entfernte sie sich

weit von der Welt, die sie kannte, und sah sich umgeben von einer Schar aufrechter, stolzer Frauengestalten: all die Kurkumer Königinnen, die einst Valaring an ihrer Seite getragen hatten, hoben die Schwerthände zu einem knappen Gruß. Dann verging die Vision, als hätte sie ein Wind verweht. Rührung und Trauer erfaßten Gilia mit hartem Griff. Ihre Hand fuhr hinauf zum Hals und zerrte die Verschnürung des ledernen Wamses auseinander, um der zugedehnten Kehle Luft zu verschaffen. Ganz allmählich kam ihr bebender Brustkorb zur Ruhe, und es klärte sich ihr Blick: Die schwarze Gestalt ihres Gegners schälte sich aus der Nacht.

Gilias Faust spannte sich fester um den Schwertgriff, als sie den Kampf wieder aufnahm und Valaring unter ihre Herrschaft nahm. Ein gefährliches leises Fauchen war in diesem Augenblick zu hören, und es sprangen weiße Flammen aus der Klinge, so wie ein Holzscheit plötzlich entflammt, der für eine Weile schmauchend auf einem Feuer gelegen hat.

Die Amazone schlug zu. Der Hieb hätte das Schädeldach des Söldners gespalten, wäre die dunkle Klinge nicht mit knapper Not dazwischengefahren. Das stählerne Kreischen schallte lauter denn je. Es ebbte ab und schwoll wieder an, heulte in die Nacht hinaus, als sich Klinge gegen Klinge preßte. Gilia hatte ihr Schwert mit beiden Händen erfaßt und drückte

es nieder, während ihr Gegner mit seiner Waffe gegenhielt, wobei sich das Kreuz der zitternden Klingen Zoll um Zoll seinem Schädel näherte.

Wo sich die Stahlblätter berührten, stiegen aus dem Söldnerschwert dunkle Wölkchen auf, erst nur als kaum sichtbare feine Fädchen, dann aber als armdicke rußigschwarze Rauchfahne. Derweil huschten weiße Flämmchen wie Elmsfeuer über Valarings lange schmale Zunge und sammelten sich kaum hörbar zischelnd am Schnittpunkt der Schwerter.

Unter der Last des von Gilia niedergedrückten Löwenschwertes knickten allmählich und ruckweise die Knie des Söldners ein, bis sie schließlich den Boden berührten; aber noch immer hielt er – wenn auch mit zitternden Armen – dem tödlichen Druck stand.

Die schwarze Waffe schrie jetzt ohne Unterlaß wie eine gequälte Kreatur. Die Pferde hoben erschreckt die Köpfe, schnaubten aufgeregt und sprengten in wilden Sätzen davon, als der Schrei überkippte und die Klinge mit einem lauten Knall zersprang. Valarings tödlich scharfe Schneide fiel hinab auf den plötzlich schutzlosen Schädel und sank mit einem Geräusch, wie wenn glühende Kohle ins Wasser fällt, in den Kopf des Mannes ein, spaltete ihn tief ...

Die Königin der Amazonen trat einen Schritt zurück. »Ihr hättet mir eure Namen sagen sollen«, murmelte

sie, während ihr Blick von dem Leichnam des Mannes zu seiner erschlagenen Schwester schweifte. »Wie soll ich euch nun begraben?«

Plötzlich waren die roten Nebel wieder da, dichter als zuvor. In Gilias Ohren rauschte eine ferne Meeresbrandung, die stetig lauter wurde und alle anderen Geräusch und alles Denken zu vertreiben drohte. Noch einmal gewahrte sie die von der Hüfte über die Schenkel rieselnde warme Flüssigkeit. Von dem tosenden Rauschen und den rotschwarz gesprenkelten Nebeln verfolgt, riß sich Gilia einen Streifen vom Wams und legte ihn zu einem kleinen Ballen zusammen, den sie mit der Linken auf die Wunde preßte. Mit der Rechten schob sie den Schwertgürtel über den Stoffballen und zurrte den Ledergurt anschließend so fest wie möglich zusammen. Dann hob sie den Kopf, um nach ihrem Pferd Ausschau zu halten, aber sie sah nichts mehr. Der Herzschlag hallte in ihrem Kopf wie in einer leeren Halle. Sie merkte nicht, daß sie nach hinten kippte, und den Aufprall im weichen Dünengras spürte sie schon nicht mehr.

In der siebten Sphäre wandte sich ein sechsfach gehörntes Stierhaupt von dem Geschehen auf der bornländischen Küstenstraße ab. Wir wissen nicht, ob ein Dämon Enttäuschung verspürt, wenn er Kreaturen verliert, die ihn verehren. Wir wissen nicht einmal, ob

ein Wesen wie Karmoth Wut oder Rachsucht kennt, aber wir sind uns recht sicher, daß der Dämon sich in dieser Nacht den Namen Gilia von Kurkum einprägte, denn er war sich gewiß, daß er sie noch einmal und aus größerer Nähe in Augenschein nehmen würde.



29. Kapitel



*Am Perlenmeer, zwischen Neersand und Festum, im Rahja
1020 n. BF.*

Die Geschichte der Flügel

Zuerst vernahm Gilia ein hohles Scheppern, dann einen unterdrückten Fluch. »Vermaledeiter Helm!« schimpfte eine kratzige Frauenstimme. Tageshelligkeit drang durch die geschlossenen Lider der Amazone, und sie spürte die mild wärmenden Sonnenstrahlen der späten Morgensonne auf dem Gesicht. Sie mußte eine ganze Weile ohnmächtig am Straßenrand gelegen haben. Einer inneren Stimme folgend, beschloß sie, sich weiterhin bewußtlos zu stellen und still zu lauschen: Welcherart waren diese Leute, die sich um sie versammelt hatten, schwatzten und die gewohnten Geräusche eines Aufbruchs verursachten?

»Warum trägst du auch zu jeder Tages- und Nachtzeit diesen albernsten Topf auf dem Haupt?« fragte kichernd eine Männerstimme. »Solltest lieber endlich den Kinnriemen reparieren, sonst wird dir das Ding auch weiterhin ständig aufs Pflaster kullern!«

»Ein guter Helm hält auch ohne Kinngurt!« erwiderte die Frau patzig.

»Ein *guter* schon, Tilda«, stimmte der Mann zu und lachte; eine zweite Frauenstimme fiel ein. Auch die Tilda genannte Frau, diejenige, die den Helm verloren hatte, konnte ein Kichern nicht unterdrücken.

Ein Schatten fiel über Gilias Gesicht, als sich der Mann über sie beugte und sie sanft an der Schulter berührte. »Allmählich könnte sie aufwachen«, sagte er zu seinen Gefährten. »Ich weiß nicht recht, was wir mit ihr anfangen sollen. Wir haben ihre Wunden so gut wie möglich versorgt, aber wir ...«

»Ja nun, wir haben sie gefunden«, unterbrach ihn die Frau mit der rauhen Stimme, »und jetzt haben wir sie am Hals. So ist das einmal ... Verrückt ... Stellt euch vor, wir wären ein paar Stunden später gekommen, und sie wäre schon tot gewesen wie die beiden anderen ... Wir hätten die Leute begraben und uns alle drei Pferde nehmen können und den Säbel noch dazu ...«

»Eine wunderschöne Waffe«, sagte die andere Frau. »Wie leicht sie in der Hand liegt!« Ein leises Sausen zeigte Gilia an, daß die Frau mit Valaring ein paar Streiche durch die Luft führte. »Eine solche Klinge besitzen nur wenige. Vielleicht haben wir eine berühmte Kämpferin gefunden ... Ich würde es jedenfalls nicht wagen, den Säbel an mich zu nehmen; man weiß nie, wen man sich zum Feind macht ...«

»Ach, niemand will ihr etwas stehlen«, erklärte Tilda. »Ich jedenfalls beklau keine Bewußtlosen – das ist nicht phexgefällig ...«

Der Mann kicherte wieder. »Nein, wenn du jemandem etwas wegnehmen willst, machst du ihn erst einmal nieder und achtest darauf, daß er den Weg zu Boron findet. Erst dann geht es ans Einsacken ...«

»So ist es Söldnerart, Dicker. Dem Sieger gehört die Beute ... Oder hältst du es im Felde anders ...?«

Gilia hörte näher kommende Schritte: Mindestens zwei weitere Personen gesellten sich zu den anderen. »Die Blonde ist ja immer noch nicht bei sich«, stellte eine Frau unter den Neuankömmlingen fest. »Ich möchte aber nun nicht länger warten. Bis Festum haben wir noch eine gehörige Strecke zurückzulegen.«

»Wir können sie unmöglich mitschleppen, Efferdane«, entgegnete der Mann, der sich soeben über Gilia gebeugt hatte, »und wir können sie nicht hier zurücklassen ...«

»Wir sollten sie auf eines der Pferde hieven und im Sattel festbinden«, schlug Tilda vor. »Aber nun wollen wir erst einmal unseren ganzen Plunder zusammensuchen. Um die schöne Unbekannte können wir uns später noch kümmern.« Füße scharrten und entfernten sich.

Gilia bemühte sich, ihre Benommenheit abzustreifen. Das fiel ihr um so schwerer, als sie sich weiterhin

nicht bewegen, den Kopf schütteln oder über die Augen wischen wollte. Dabei erschien ihr ein Erwachen aus ihrem merkwürdigen Zustand dringend notwendig. Ihr war so seltsam zumute, daß sie kaum einen klaren Gedanken fassen konnte. Bilder von dem nächtlichen Kampf erschienen ungefragt, um sie zu bedrängen. Immer wieder tanzte die Klinge des Löwenschwertes vor ihren Augen. Sie konnte die Bilder nicht vertreiben, Kopf und Körper verhielten sich offenbar nicht mehr so, wie sie es gewohnt war, aber dieser Umstand, der sie eigentlich zutiefst hätte erschrecken sollen, machte ihr nicht angst. Statt dessen verspürte sie eine Gelassenheit, die ihr ebenfalls unvertraut war. Sie war sich selbst fremd geworden, aber sie hatte ein seltsames Zutrauen zu der Person, in die sie sich verwandelt hatte. Sie fand in ihr die gleiche Ruhe und Besonnenheit, die sie an ihrer Mutter bewundert hatte, die für sie selbst aber immer unerreichbar gewesen war.

Wieder blitzte Valaring vor Gilias innerem Auge auf, das Schwert der Königinnen, das letztlich selbst entschied, welcher Königin es dienen wollte, wie Gilia einmal gehört hatte, und vor dem darum die Amazonenprinzessinnen der vergangenen Zeiten große Furcht hatten. Was würde geschehen, wenn es sich einmal nicht der Erbfolge anschloß ...

Soeben kam die Söldnerin Tilda auf ihren kürzlich

geäußerten Vorschlag zurück: »So, und nun wollen wir einmal sehen, ob wir die Blonde auf einen der Gäule setzen können.«

Als Gilia die Frau und ihre Gefährten dichter herantreten hörte, öffnete sie die Augen. Fünf recht heruntergekommene Gestalten sahen ihr stumm dabei zu, wie sie sich vorsichtig und vor Schmerzen seufzend zum Sitzen aufrichtete. Die Amazone warf einen Blick in die Runde, um die Kriegersleute genauer zu mustern. Daß es sich bei ihnen um umherziehende Söldner handelte, war auf Anhieb zu erkennen: Sie alle hatten die wettergegerbten dunklen Gesichter von Leuten, die den größten Teil des Tages im Freien verbringen. Die seit langem ungewaschenen Haare hingen ihnen strähnig auf die Schultern herab. Alle waren in abgewetzte lederne Rüstungen gekleidet, und alle trugen ausgetretene weite Stulpenstiefel.

Obwohl die Sonne schon recht kräftig vom Himmel herniederschien, war eine Söldnerin, eine besonders großgewachsene aschblonde Frau, mit einem aus Messing gegossenen schweren Brustpanzer angetan, einem uralten Stück, in dessen Verzierungen sich schon Grünspan angesiedelt hatte. Während die Kriegersfrau ihr von Blatternarben verunstaltetes kantiges Gesicht über Gilia beugte, hielt sie mit der Rechten einen breitrandigen flachen Helm, einen sogenannten Eisenhut, auf dem Kopf fest. Ihre Linke lag

auf dem blinkenden Korb eines Stoßdegens, der in einer Scheide aus rotem Elchleder steckte. Schweiß fiel ihr in dicken Tropfen von der Stirn.

Außer der Hünin bemerkte Gilia zwei stämmige schwarzhaarige Frauen, offenbar Schwestern, und zwei Männer in der Runde: der eine ein wohlbeleibter rotblonder Mittdreißiger in einem langen ledernen Steppenwams mit einem Breitschwert in einer Rückenscheide, der andere eine eher hagere Erscheinung, braunhaarig, etwa acht Spannen hoch und mit einem Gesichtsausdruck, der nicht eben auf übermäßig ausgeprägte Klugheit schließen ließ.

Die Amazone betastete die Verbände, die – fest und sachkundig angelegt – ihre Oberarme und den Körper bedeckten. Auch die Wunde an der Hüfte war sorgfältig gereinigt und neu versorgt worden. Abseits im Gras lagen die Teile ihrer Lederrüstung. Die Söldner hatten sie ihr ausgezogen und achtlos fortgeworfen. Das mehrfach verstärkte sandgelbe Leder wies etliche Risse, Schnitte und Blutflecken auf. Zur Zeit trug Gilia nichts weiter als ein Lendentuch und ein kurzes weites Hemdchen, Stücke, die man offenbar aus ihrem Gepäck herausgesucht hatte.

Sie streckte dem dicken Mann die Rechte entgegen, um sich von ihm aufhelfen zu lassen. Als sie stand und mit zusammengebißenen Zähnen den plötzlich aufwallenden Schmerz unterdrückt hatte, deutete sie

eine knappe Verbeugung an und sagte: »Mir scheint, Ihr habt mir aus einer üblen Lage geholfen. So nehmt also meinen Dank entgegen.« Während sie ein zweites Mal grüßend den Kopf neigte, ergänzte sie: »Mein Name ist Gilia von Kurkum.«

Die drei Frauen stellten sich mit Tilda Beilstein, Hesindiane und Efferdane von Horlinhag vor. Der dicke Mann mit dem Breitschwert nannte sich Fregoris Tannschin. Der andere zog sein staubbedecktes schwarzes Barett vom Kopf und sagte: »Ich heiße Birjew von Miljeskoje, Baron von Miljeskoje, aber Ihr könnt Birjoscha zu mir sagen – das tun die anderen auch.«

Die blatternarbige Tilda hob abwehrend die Hand. »Dankt uns nicht, Gilia von Kurkum. Für Selbstverständlichkeiten gibt es nichts zu danken. Ihr saht übel zugerichtet aus, und wir haben uns ein wenig um Euch gekümmert. Wäret Ihr an unserer Stelle gewesen, hättet Ihr es nicht anders gehalten ... Ihr hattet einen Streit mit diesen Zwillingen, nicht wahr?« Die Söldnerin wies mit dem Kopf zur Seite, wo ein paar Schritt entfernt die gefallenen Schwertkämpfer im Dünengras lagen, Seite an Seite und dicht beisammen; offenbar waren sie von den Söldnern dort niedergelegt worden. Die Amazone warf einen langen Blick auf die Toten, blieb aber stumm.

»Wollt Ihr uns berichten, wieso Ihr mit denen an-

einander geraten seid?« fragte Efferdane von Horlinhag, die im Unterschied zu ihrer Schwester ihr langes schwarzes Haar zu einem fast armdicken Zopf geflochten trug. »Natürlich wollen wir nicht in Euch dringen, wenn ...«

»Ihr entschuldigt ...?« Statt zu antworten, griff Gilia nach Valaring, das Hesindiane noch immer in der Rechten trug, und entwand es mit einem Ruck ihrer Hand. »Das ist mein Schwert! Ich hüte es und kann es niemandem anvertrauen. Bitte verzeiht!«

Tildas breitflächiges Gesicht verzerrte sich zu einem Lächeln, wodurch es ein wenig von seiner beunruhigenden Härte verlor. »Wir verstehen Euch schon«, versicherte sie. »Wenn ich eine solche Waffe besäße, ich würde es auch nicht mögen, sie in fremder Hand zu sehen. Es ist ein ganz besonderes Stück, nicht wahr?«

»Ja.«

Angesichts dieser äußerst knappen Antwort verflog Tildas freundliche Miene, und sie runzelte verärgert die Stirn. »Ihr erscheint mir, mit Verlaub, ein wenig wortkarg«, stellte sie fest. Eine unüberhörbare Gereiztheit schwang in der Stimme der Hünin mit. Gilia nahm den rauen Klang als Herausforderung und straffte sich unwillkürlich. Schneller, als eine Viper nach ihrer Beute stößt, hatte die Amazone die Bedingungen für einen Kampf abgeschätzt: Sie trug das

Schwert bereits in der Faust, während die anderen ... Die große Frau und den dicken Mann würde sie niederstechen können, bevor die ihre Waffen überhaupt gezogen hätten, und die anderen drei ... Sie atmete tief und gleichmäßig, ihr Blick war starr geworden, ihre Miene hatte sich versteinert.

Im fernen, fernen Alveran stieß sich soeben Golgari, der niemals Satte, von seinem ewigen Ansitz ab und breitete die mächtigen Schwingen aus, denn er wußte, was die Amazonenkönigin wußte: Für die fünf Söldner gab es keine Hoffnung. Gilia sah sie bereits im Gras liegen, glaubte den Geruch warmen Blutes, das von den Körpern aufstieg, auf der Zunge zu schmecken. Sie kniff die Lider zu schmalen Schlitzern zusammen. Der Duft wurde stärker, das Bild klarer, beide erschreckten die Amazone, sie waren ihr widerlich. Sie schüttelte den Kopf. Wie hatte sie vergessen können, was sich seit gestern in ihrem Leben geändert hatte? Erst erwachte sie aus der Benommenheit, die sie die ganze Zeit über wie ein feiner Schleier umfassen hatte, und dann kam es ihr gänzlich zu Bewußtsein, was mit ihr geschehen war. Wer sie war seit ihrer Begegnung mit Ayla, der Kurkumer Rongdrageweihten. Sie hatte das Schwert Valaring zu hüten, aber sie hatte die Klinge auch in besonderen Ehren zu halten. Sie hatte sie so führen, wie Yppolita und die anderen Ahnfrauen sie geführt hätten. Auch

war es fraglich, ob das Schwert, die Waffe der Königinnen, überhaupt dazu bereit wäre, der Unbeherrschtheit einer beleidigten Streunerin zu dienen.

Gilia schaute in die Runde und begegnete den erstaunten Blicken der fünf Söldner. Da erst wurde ihr bewußt, daß seit geraumer Weile kein Wort mehr in der Runde gefallen war und daß man offenbar darauf wartete, wie sie sich äußern würde. Sie hob die Schultern. »Es stimmt«, sagte sie schließlich. »Bisweilen bin ich ein wenig einsilbig.« Sie wandte sich an Tilda. »Dabei habt Ihr eine Antwort auf Eure Frage gewiß verdient: Dies ist eine besondere Waffe. Sie heißt Valaring und ist das Löwenschwert der Amazonen.«

Tilda nickte andächtig. »Wenn Ihr ein solches Schwert führt, dann seid Ihr eine Amazone ...«

Es gelang Gilia nicht, ein feines Beben in der Stimme zu unterdrücken, als sie die Antwort gab: »Ich bin ihre Königin.« Sie spürte, daß sich ihre Wangen leicht gerötet hatten, senkte aber nicht den Blick, sondern sah der großen Söldnerin geradewegs in die Augen, bis diese zur Seite schaute.

Wieder trat Stille ein. Die Söldner schauten über das Land oder starrten auf ihre Füße.

»Bei allen Zwölfen!« seufzte schließlich der Mann namens Fregoris. »Nie hätte ich gedacht, daß ich einmal einer leibhaftigen Königin begegnen würde. Wie sollen wir Euch denn nur anreden, Euer Majestät ...?«

Es mutete Gilia seltsam an, daß sie diesen Leuten, die ihr in Gewandung und Rüstung recht ähnlich waren, nicht das Du anbieten konnte, so wie sie es gestern morgen noch getan hätte. Nein, diese einfache Möglichkeit, freundliche Nähe zu schaffen, gab es für sie nicht mehr – nie mehr. Seit Valaring wieder heil war, hatte sich fürwahr einiges geändert ...

Bestürzt stellte die Amazonenkönigin fest, daß sie nicht genau wußte, wie der Titel lautete, den sie beanspruchen konnte. Zu Yppolita hatten die anderen Amazonen ›Königin‹ gesagt, aber das war eine Anrede, die nur Amazonen verwenden durften. Endlich fiel es Gilia ein, wie eine Gesandte aus Gareth die Mutter angesprochen hatte. ›Euer königliche Majestät‹, hatte sie gesagt. Nein, so wollte sie nicht genannt werden, nicht von diesen schlichten Leuten, die ihr vermutlich das Leben gerettet hatten. »Sagt Hoheit zu mir«, schlug sie schließlich vor und nannte damit einen Titel, dessen Klang ihr schon immer gefallen hatte.

Zur Mittagsstunde war die kleine Schar der Stadt Festum, ihrem gemeinschaftlichen Ziel, noch nicht viel näher gekommen. Eine Weile noch hatte man auf der Küstenstraße gestanden und miteinander geredet. Dann waren die Toten zu bestatten und – wie die Söldner vorgeschlagen hatten – die Beute zu verteilen gewesen. Gilia hatte dem alsbald unter den Kriegsleuten

ausbrechenden Wortgefecht um das Geld, die Waffen und die Pferde der erschlagenen Zwillinge eine Zeitlang stumm zugehört, dann aber mit wenigen recht scharfen Worten den Streit geschlichtet. Sie hatte kurzerhand die gesamte Beute für sich beansprucht und nur knapp erklärt, sie benötige diese Dinge dringend, wolle sie keineswegs zum eigenen Vorteil verwenden und auch nicht dulden, daß sich ein anderer daran bereichere. Die Pferde der Toten hatte sie jedoch als Reittiere zur Verfügung gestellt. Nun teilten sich je zwei der Söldner einen der Rappen, so daß sie beim Reiten miteinander abwechseln mußten. Der Baron von Miljeskoje hatte sich aus dem Streit weitgehend herausgehalten und mit einem Achselzucken auf einen Anteil der Beute verzichtet. »Ihr habt schon recht, Hoheit«, hatte er leutselig lächelnd verkündet, »als Mensch von Stand soll man nicht habgierig sein. Wir Miljeskojes waren immer für unsere Freigebigkeit bekannt ...«

»Freigebigkeit ...?« hatte Fregoris Tannschin glucksend gelacht. »Um freigebig zu sein, muß man erst einmal etwas besitzen, das man weggeben könnte, liebes Barönchen – und gar soviel wirft die Korbflechtereier deiner Frau Mutter nun auch nicht ab ...«

Plötzlich hatte Birjew von Miljeskoje sein Schwert in der Faust gehalten. »Ich ... ich ... ich werde ...«, hatte er mit hochrotem Kopf vor jäh aufflackerndem Zorn gestammelt.

Doch ehe er auf Tannschin eindringen konnte, hatte Gilia ihren Braunen zwischen die Streithähne gelenkt. »So beruhigt Euch doch, Baron«, hatte sie gemahnt. »Leute von Stand sollten über einen albernem Scherz nicht sogleich in Wut geraten.«

Da hatte Birjew unwillig brummend sein Schwert in die Scheide zurückgesteckt.

Erst nachdem Gilia im Anschluß an den Vorfall eine geraume Weile der Gruppe vorangeritten war, war ihr aufgefallen, wie schnell und widerspruchslos sich die rauhen Söldlinge bei der Streitschlichtung, aber auch zuvor, als sie ihnen jeglichen Anteil an der Beute vorenthielt, ihren Anweisungen gefügt hatten. Mit einem versonnenen Lächeln schrieb sie diesen Umstand Valaring zu, der Klinge, in der sich im Verlauf der Jahrhunderte gewiß eine große Macht angesammelt hatte. Sie zog ohne Hast das Amazonenschwert und hielt die Klinge in das Sonnenlicht, drehte sie ruckweise. Gleißende Strahlen trafen den Stahl, wurden zurückgeworfen und flackerten über die Gesichter der seitlich reitenden Söldner. Die Waffe wog schwer in ihrer Hand. Die Amazonenkönigin hatte Zuversicht aus dem Anblick des Schwertes gewinnen wollen, aber sie spürte nur sein Gewicht. Bedächtig schob sie es in die Scheide zurück.

Sie schaute zur Seite und begegnete dem Blick der

Söldnerin Tilda. Die blauen Augen der großen Frau waren weit geöffnet, ernst, fast andächtig. »Auch ich bin noch nie mit einer Königin geritten«, murmelte die Kriegerin.

Als die Mittagsstunde eben vorübergezogen war, schlug Gilia, um für eine Weile den stechenden Sonnenstrahlen zu entgehen, eine Rast in einem Kiefern-wäldchen vor, das zwischen Straße und Strand gelegen war. Die Söldner folgten ihr gern und ließen sich auf den von spärlichen Grashalmen durchsetzten Sandboden zwischen den roten Kiefernstämmen fallen. Es trat Stille ein, und man hörte die Brandung rauschen.

»In Festum soll es Leute geben«, sagte Fregoris, »die gehen an solchen Tagen einfach ins Meer hinein, um dort zu schwimmen. Ich würde das kaum glauben, aber ich habe sogar in Neersand schon ein paar verrückte Pfeffersackskinder dabei beobachtet, wie sie es taten. Entweder sind sie außerordentlich mutig, oder sie haben keinen Verstand ... Ich sage immer, wenn Efferd gewollt hätte, daß wir Menschen schwimmen, dann ließe er uns die Schuppen nicht nur auf dem Kopf wachsen ...«

»Und wir hätten Häutchen zwischen den Fingern als wie eine Unke«, ergänzte eine der Horlinhag-Schwestern.

Gilia konnte ein Lachen nicht unterdrücken. »Ich kann schwimmen«, verkündete sie. »Es ist gar nicht schwer und keineswegs Dämonenwerk!«

»Sicher könnt Ihr schwimmen, Hoheit«, sagte Tilda, »Ihr seid schließlich eine Königin ...«

»Ach was, alle Amazonen können schwimmen. Wir haben es im Kurkumer Burggraben gelernt. Ich jedenfalls ...« Sie brach ab, weil ihr plötzlich eingefallen war, daß sie eigentlich auch das Wörtchen ›Ich‹ nicht mehr gebrauchen durfte. ›Wir‹ sollte es richtigerweise heißen. Gilia beschloß jedoch rasch, der Einfachheit halber einstweilen beim ›Ich‹ zu bleiben. ›Wir‹ konnte sie immer noch sagen, wenn es galt, irgendeinen Würdenträger – vielleicht einen dieser aufgeblasenen Bronnjaren – zu beeindrucken.

»Was ich schon seit einiger Zeit fragen möchte«, sagte sie nach einer Weile. »Wieso seid Ihr nicht in Neersand geblieben? Das scheint mir doch zur Zeit der rechte Fleck zu sein für jemanden, der seine Klinge vermieten will. Oder habt Ihr klug entschieden, daß die Aussichten für Euch und für die Stadt gar zu schlecht stehen?«

Noch während die Amazonenkönigin sprach, tauschten die fünf empörte Blicke, und Tilda Beilstein hob zornig die Stimme. »Hoheit, so dürft selbst Ihr nicht zu mir sprechen«, sagte sie, während sie sich mühsam zu einer ruhigen Sprechweise zwang. »Ich

weiß sehr wohl, was Ihr mit ›klug entschieden‹ andeuten wollt ...«

»Schon gut, schon gut.« Gilia legte der Hünin beschwichtigend die Hand auf den Arm. »Ich wollte Euch wahrhaftig nicht beleidigen. Soviel ich weiß, denken Söldner vor allem an ihren Sold, und außerdem hängen sie sehr am Leben ...«

»Es gibt eben solche und solche, Hoheit«, warf Hesindiane ein. »Viel dummes Zeug wird geredet über unseren Stand, über unsere Ehrenhaftigkeit, aber seid versichert, wir kämpfen auch für schlechte Aussichten und manchmal gar für sichere Verlierer. Wäre dem nicht so, es käme wohl niemals ein Söldner zu Tode.«

»In Neersand liegen die Dinge ganz anders als man denkt«, ergänzte Efferdane, die andere Horlinhag-Schwester. »Es hieß, der Notmärker komme von Norden heran, um Neersand anzugreifen, und gleichzeitig würden die Truppen der Adelsmarschallin die Stadtmauern von innen berennen und die Stadt innerhalb weniger Stunden einnehmen, doch dem ist gar nicht so. Denkt Euch, Hoheit, sie haben sich zerstritten, der Notmärker und seine Tochter ...«

»Davon habe ich in der Tat nichts gehört«, sagte Gilia. »Erzählt mir mehr davon!«

Hesindiane wies auf Birjew. »Na los, Barönchen!« forderte sie ihn auf. »Berichte du! Du hattest schließlich deine Nase mittendrin stecken ...«

Birjew von Miljeskoje setzte eine gewichtige Miene auf. »Das kann man wohl sagen! Eigentlich habe ich der Marschallin sogar zur Flucht verholfen! Was sagt Ihr nun, Hoheit?«

Gilia nickte anerkennend. »Da seht Ihr mich in der Tat überrascht, lieber Baron. Aber wollt Ihr nicht der Reihe nach erzählen, was sich bei den Notmärkern zugetragen hat?«

»Aber gern, Hoheit.« Er warf einen strengen Blick in die Runde. »Es wäre mir sehr angenehm, wenn man mich nicht dauernd unterbräche«, ermahnte er seine vier Gefährten, denen allesamt ein Grinsen im Gesicht stand.

»Das werden sie gewiß nicht tun«, versicherte Gilia.

»Ha, da kennt Ihr sie schlecht«, widersprach der Baron. »Wir haben uns in Neersand kennengelernt und beschlossen, uns zusammenzutun, aber seitdem hänseln sie mich ...«

»Ach was«, warf Tilda ein. »Das Barönchen ist einfach zu empfindlich ...«

Ehe Birjew auffahren konnte, hob Gilia die Hand. »Jetzt haltet Frieden! Ich will hören, was der Baron zu berichten hat. Mir scheint, er hat recht wichtige Dinge beobachtet. Also bitte ...«

Birjew nickte heftig. »Das will ich meinen, Hoheit – und ob ich wichtige Dinge beobachtet habe! Wißt Ihr,

alles hat damit angefangen, daß der Graf, bei dem ich in Dienst getreten war, die eigene Tochter gefangen-setzen ließ. Was sagt Ihr nun?« Er wartete jedoch nicht ab, bis irgend jemand irgend etwas zu dem Vorfall gesagt hatte, sondern fuhr sogleich fort: »Und zwar hat der Graf der Gumpew befohlen.«

»Wer ist das?« fragte Gilia dazwischen.

»Nun, die Gumpew eben, Rabescha Gumpew, die Burgweibelin, manche behaupten, sie sei ein Grafenkegel. Diese Gumpew also bekam den Befehl, die Marschallin zu fesseln und zu knebeln und an einen Baum zu binden ...«

Die Amazonenkönigin unterbrach ihn erneut. »Warum wurde so etwas angeordnet?« fragte sie.

»Das weiß er nicht«, antwortete Tilda an Birjews Statt. »Es scheint einen Streit zwischen dem herzigen Vater und seinem feinen Töchterlein gegeben zu haben ...«

»Da, immer reden sie mir dazwischen!« klagte der Baron. »Dabei ist es nicht einmal ihre Geschichte ... Ist doch gleich, warum die Marschallin an den Baum gebunden wurde, jedenfalls widerfuhr es ihr so. Und weil das Ganze unmittelbar an der Ele geschah und weil die Ele über die Ufer getreten war, stand die Gräfin von Notmark bis fast zu den Knien im Wasser! Und bedenket, wen die Weibelin Gumpew zur Bewachung der Marschallin eingeteilt hat. Das erratet

Ihr nie!« Er machte den anderen Söldnern ein Zeichen, daß sie schweigen sollten, und sah Gilia herausfordernd an.

»Barönchen, nun laß die Albernheiten!« mahnte Tilda in strengem Ton. »Wie soll Ihre Hoheit denn wissen, daß ausgerechnet dieser Dommkin, dein Kumpan ...«

Der Baron stieß zischend die Luft durch die Zähne und fuchtelte mit den Händen, dann seufzte er enttäuscht. »Nun hast du es verraten!«

Tilda seufzte ebenfalls und schlug die Augen zum Himmel empor. »Oh, heilige Einfalt!« murmelte sie.

»Dommkin ist tatsächlich ein guter Freund von mir«, nahm Birjew, der Tildas Stoßseufzer offenbar nicht vernommen hatte, seine Geschichte wieder auf. »Und wie ich ihn da so stehen sehe, da sage ich zu ihm: ›Was machst'n da, Alter?‹ – ›Dumme Frage‹, sagt er zurück. ›Wache stehen natürlich!‹ Und er zeigt mit dem Daumen auf die Marschallin, die ich, weil sie hinter dem Baum stand, noch gar nicht entdeckt hatte. Dommkin und ich, wir standen übrigens nicht im Wasser, sondern auf einem kleinen Hügel. Nun, jedenfalls habe ich gedacht, mich zwickt ein Tatzelwurm, als ich erkenne, wen Dommkin da am Baum stehen hat. Ich bin aus den Stiefeln gestiegen und ein bißchen näher herangepatscht, weil ich mir die Frau genau ansehen wollte – und, kein Zweifel: Es war tat-

sächlich die Marschallin! Sie hat mich angesehen, als wollte sie mich ermorden – dabei hatte ich ihr doch nun wahrhaftig nichts zuleide getan. Zum Glück konnte sie nur finster blicken und mich nicht etwa verfluchen, weil man ihr ja den Mund zugebunden hatte ... Ich bin dann zurück zu Dommkin, um mit ihm über die Sache zu schwatzen, aber Dommkin war ziemlich übler Laune. Er ist nämlich immer ein heimlicher Verehrer der Marschallin gewesen und hat damals sehr gelitten, als sie diesen Kaufmannssohn aus Festum geheiratet hat. Ihr müßt wissen, Dommkin schimpft sich selbst gern Freiherr, obwohl es gar nicht so sicher ist, ob er tatsächlich einer ...«

»Bitte, lieber Baron«, forderte ihn Gilia auf, »wollt Ihr nicht bei der Geschichte bleiben?«

Birjew war nicht aus der Ruhe zu bringen. »Aber ich bin doch mittendrin in der Geschichte«, versicherte er unverdrossen. »Wenn Dommkin tatsächlich ein echter Freiherr ist, der Krämerssohn aus Festum aber nicht, so hätte die Marschallin geradesogut meinen Freund heiraten können. Wenn es aber stimmt, daß schon Dommkins Vater gar kein echter Freiherr mehr war ...«

»Bitte!« Gilia seufzte schwer.

»Also gut. Wie gesagt, Dommkin hatte schlechte Laune, weil man sein Täubchen gefangengesetzt hatte und ausgerechnet er es bewachen sollte. Wir haben

dann, um uns die Zeit zu vertreiben, ein wenig gezecht und gewürfelt, aber Dommkin hat überhaupt nicht aufgepaßt. Immer wieder hat er zu der Marschallin hingeshielt, und schließlich hat er sich auch die Stiefel ausgezogen und ist zu ihr hingewatet. Ich bin mitgegangen, weil ich nämlich zu gern wissen wollte, was Dommkin mit der feinen Dame zu schwatzen hatte.

Als wir bei ihr ankamen, hat die Marschallin wirklich verzweifelt aus der Wäsche geschaut. Sie hat schwer geschnauft, und ihr Busen hob und senkte sich wie wild. Man mußte sich tatsächlich Sorgen um die Dame machen – ob sie noch genug Luft kriegt, meine ich. Darum hat Dommkin dann auch alsbald zu ihr gesagt: ›Ihr atmet so schwer, Euer Hochwohlgeboren. Wenn Ihr mir versprecht, daß Ihr mich nicht verratet, dann will ich Euch wohl den Knebel für eine Weile abnehmen. Es kann uns hier ja keiner sehen.‹ Er knotet ihr also das Tuch auf, das um ihren Kopf gebunden ist, und nimmt ihr das Stoffbällchen aus dem Mund, da sagt sie: ›Danke, mein teuerster Dommkin, das werde ich Euch nie vergessen.‹

Ich gucke zur Seite, und mein Freund Dommkin steht da wie vom Donner gerührt. ›Ihr habt Euch meinen Namen gemerkt, Euer Hochwohlgeboren,‹ murmelt er und ist wahrhaftig fassungslos. Da habe ich schon geahnt, daß wir bald in Schwierigkeiten

stecken würden, und, bei allen Zwölfen, ich habe mich nicht getäuscht. Kaum hat die Marschallin den Knebel nicht mehr im Mund, da redet sie auch schon auf den guten Dommkin ein, daß der bald nicht mehr weiß, wo ihm der Kopf steht – und ich auch nicht, muß ich zugeben. Sie erzählt, daß sie überhaupt nichts verbochen hat und völlig zu Unrecht hier am Baum steht. Dann hat sie genau beschrieben, wie schrecklich es ist, in einem Kerker zu leben, denn das sei von nun an ihr Schicksal; dabei könnte sie nicht einmal sicher sein, daß der alte Notmärker sie überhaupt am Leben ließe. Gewiß würde er sie foltern, und außerdem hat er angeblich noch etwas mit ihr vorgehabt, das ich hier gar nicht wiedergeben möchte.« Er machte eine kleine Pause, um seinen Zuhörern Gelegenheit zu geben, ihn zu bedrängen und ihm das Geheimnis zu entreißen. Aber niemand tat ihm den Gefallen, und so fuhr er mit enttäuschter Miene fort: »Nun, ich will es nun kurz machen. Ihr könnt Euch gewiß schon denken, Eure Hoheit, was dann geschehen ist: Dommkin hat die Marschallin losgebunden und ist einfach mit ihr irgendwo im Schilf der Ele verschwunden! Ich habe ihnen noch eine Weile nachgesehen und konnte es gar nicht fassen. Erst nach einiger Zeit ist mir klargeworden, daß nun *ich* schwer in der Patsche steckte. Weil ich nämlich das Ganze nicht verhindert hatte ... Aber es ging einfach alles

viel zu schnell; ich konnte mich gar nicht entscheiden. Auch wollte ich Dommkin nicht ans Messer liefern. Tja, und als mir klargeworden ist, daß die Sache für mich sehr, sehr übel ausgehen könnte und weil mir gar nicht einfallen wollte, was ich sonst tun könnte, bin ich erst einmal davongelaufen und habe mich in einer Fischerhütte versteckt. Da habe ich ein altes Boot gefunden, und als es draußen richtig dunkel geworden war, habe ich das Boot in die Ele hinausgeschoben, und so bin ich bis zum Walsach gekommen. Dort hat mich ein Schiffer, der vor Graf Uriel auf der Flucht war, auf sein Schiff kommen lassen und mich bis nach Neersand mitgenommen.«

»Das ist wahrhaftig eine bemerkenswerte Geschichte«, stellte Gilia kopfnickend fest. »Da habt Ihr aber großes Glück gehabt, daß Ihr nicht erwischt worden seid ... Aber Ihr habt Euch gewiß einen mächtigen und grausamen Feind gemacht. Hoffentlich ist Eure Familie nun nicht in Gefahr ... Wo steht eigentlich Euer Anwesen, wenn ich fragen darf?«

Der Baron errötete. »Je nun«, hub er schließlich an, »einen regelrechten Stammsitz, also ein Anwesen, wie Ihr es zu nennen beliebt, Hoheit, besitzt meine Familie eigentlich nicht ...«

»Abgesehen von der Brücke über den Pillebach natürlich«, warf Tilda lachend ein, was ihr einen bösen Seitenblick von Birjew eintrug. Gilia streckte den Arm

aus, um den zornig auffahrenden Baron bei der Schulter zu fassen und auf seinen Platz zurückzudrücken. Birjew schnaufte unwillig, nahm aber schließlich seine Rede wieder auf. »Obzwar ich im Notmärkischen einige Verwandte habe ... Aber ich kann mir kaum vorstellen, daß Graf Uriel von diesen Leuten weiß ... Und wenn, wird er doch gewiß nicht auf den Gedanken verfallen, meine alte Tante Gunda zu foltern, nur weil er sich mit Recht über mich geärgert hat.«

»Mit Recht?« Hesindiane von Horlinhag schüttelte mißbilligend den Kopf.

»O ja, mit Recht!« beharrte Birjew. »Noch nie in meinem Leben bin ich jemandem von der Fahne gegangen. So etwas tut man einfach nicht ...«

»Ach, welch dummes Gefasel!« fuhr Tildas rauhe Stimme voller Empörung dazwischen. »Die alte Warzensau ist ein widerwärtiges Tier und ein gnadenloser Blutsäufer, und jeder, der unter seiner Fahne marschiert, ist gleichfalls ein ekler Blutsäufer! Du hast genau das Richtige getan.«

Der Baron betrachtete die Sprecherin mit zweifelnder Miene. Er schien ihren Worten wenig Glauben zu schenken, wußte aber nichts Rechtes einzuwenden, und so verfiel er in nachdenkliches Schweigen.

»Was ist mit dir, Birjew?« fragte Fregoris Tannschin unvermittelt. »Wieso erzählst du nicht weiter?«

»Wie das?« Gilia hob überrascht die Brauen. »Die Geschichte ist noch nicht zu Ende?«

»Nein, nein«, antwortete Fregoris und wandte sich Birjew zu. »Erzähl, wie du der Marschallin erneut begegnet bist. Das will Ihre Hoheit gewiß erfahren.«

»In der Tat.« Die Amazonenkönigin hob erstaunt die Brauen.

»Es stimmt schon«, sagte Birjew, »ich habe die Marschallin tatsächlich wieder getroffen – und zwar in Neersand, aber sie hat mich nicht wiedererkannt. Sie kam mit einer Handvoll ihrer Gardisten die Straße entlang, und ich habe sie angesprochen und nach Dommkin gefragt. Ich wollte nämlich wissen, wo der alte Bursche wohl abgeblieben ist, denn ich konnte ihn nirgends entdecken. Aber die Marschallin hat nur gesagt, daß sie mich nicht kennt und auch keinen Dommkin und daß sie mir keinen Kreuzer geben wird und daß ich mich schleunigst packen soll, sonst werde sie mich von ihren Gardisten verbläuen lassen. Nun, da habe ich mich verzogen. Was sollte ich auch sonst tun? Von Dommkin habe ich nie wieder etwas gehört ...«

»Das Marschallstäubchen wird ihn heimlich abgestochen haben, deinen Dommkin«, warf Fregoris ein, »damit sie ihm zu nichts verpflichtet ist. Das ist ohnehin die Art, wie die Notmärker ihren Dank abstaten, ganz gleich, ob Vater oder Tochter.« Er spie auf

den Boden, knapp an seiner Stiefelspitze vorüber, und wandte sich an Gilia: »Und nun kennt Ihr auch schon fast den Grund, Hoheit, warum wir aus Neersand verschwunden sind: Ich mag für das verschlagene Notmärkertöchterlein nicht kämpfen, aber das ist es nicht allein. Bedenket, wie sich nun die Lage in Neersand darstellt. Jetzt, da Tjeika von Notmark in der Stadt ist und das Kommando über ihre Marschallstruppen übernommen hat, wird Neersand einer langen Belagerung durch Graf Uriel standhalten können. So etwas ist aber nicht unsere Sache. Wir mögen es nicht, endlos Wache zu schieben oder oben auf der Mauer zu stehen, um Pech zu kochen, während uns Pfeile und stinkende Dämonen um die Ohren fliegen. Es gefällt mir auch nicht, die heiße Brühe auf irgendwelche Leute zu kleckern; das ist kein Kampf, wie er sein sollte, das ist nicht rondragefällig. Also ziehen wir nach Festum, schließen uns dem Entsatzheer an, nehmen guten Lohn in Empfang und segeln nach Neersand zurück, um der alten Warzensau gehörig auf die Finger zu klopfen. Das wird ein offener Kampf, und das bringt auch noch gehörig etwas ein. Nun, Hoheit, ist das nicht ein feiner Plan?«

»Woher wißt Ihr, daß in Festum ein Entsatzheer aufgestellt werden wird?« fragte Gilia zurück.

Fregoris und die anderen schauten sie verdutzt an. »Was sollen sie denn sonst tun, die Festumer?« fragte

Tilda. »Sie können doch Neersand nicht einfach in die Hände des alten Blutsäufers fallen lassen.«

»Wieso nicht? Nach allem, was ich weiß, kriegt so ein Festumer Pfeffersack nur dann den Arsch hoch, wenn es der höchst eigene ist, der in Flammen steht. Anderer Leute Ärsche kümmern ihn nicht.«

Die fünf Söldner stimmten Gilias überraschend derben Worten grimmig lächelnd zu. Dann verfielen sie in ein nachdenkliches Schweigen, hoben nach und nach die Köpfe und tauschten ratlose Blicke. »Ihre Hoheit hat schon recht mit ihren Worten«, murmelte schließlich Fregoris. »Obwohl sie gerade so wie du aus der Fremde kommt, Tilda, kennt sie die Bornländer besser als du ...«

»Die Festumer sind gar keine echten Bornländer«, warf der Baron von Miljeskoje ein, und es war ihm anzusehen, daß er gern eine Schmäherei gehalten hätte, aber Fregoris winkte ab. »Das mag schon sein, aber wir haben wirklich andere Sorgen. Wenn es tatsächlich kein Festumer Aufgebot geben wird, was sollen wir dann tun? Mein Beutel ist so leer, wie meine Kehle trocken ist. Womöglich hätten wir doch in Neersand bleiben sollen. Dort hätten wir wenigstens ein paar Taler verdienen können!«

In der sich nun von neuem ausbreitenden Stille nestelte Gilia ihren Dukatenbeutel vom Gürtel und legte vor jedem der Söldner einen Silbertaler auf den Bo-

den. »Warum stellt Ihr Euch nicht unter meine Fahne?« fragte sie. »Die goldenen Blüten auf blauem Grund sind allezeit gute Farben gewesen, und ich werde ein Heer versammeln, das unter diesen Farben zu marschieren bereit ist.«

Geradeso wie seine Gefährten starrte auch der Baron Birjew von Miljeskoje die Amazonenkönigin aus großen Augen an. »Bitte, Hoheit, versteht mich nicht falsch«, hub er schließlich an, »aber ... Also ich kann verstehen, wieso Ihr Tilda, Efferdane und Hesindiane ... Ähem, ich meine, der gute Fregoris und ich ... Wir ...«

»Wir taugen nicht zu rechten Amazonen«, fiel ihm Fregoris ins Wort. »Das will Euch unser Freund Birjew sagen.«

Ein Lächeln huschte über Gilias Züge, doch ihre Miene wurde rasch wieder ernst. »Ich habe nicht vor, ein Amazonenheer aufzustellen. Jede Frau und jeden Mann, denen ich begegne, werde ich bitten, mir beizustehen in einem Kampf, in dem es ums Ganze gehen wird. Wir werden nach Tobrien ziehen, um dem Seelenfresser entgegenzutreten, der dort wütet. Viel zu lange schon haben zu viele Leute dem Treiben tatenlos zugesehen. Ihr auch! Ihr wißt sehr wohl, daß Uriel ein Vasall des Dämonenmeisters Borbarad ist, aber Ihr gebt Euch ungerührt und unerschüttert und redet davon, wie Ihr Euch in Festum werben laßt, um

Euer Glück zu machen. Ist Euch denn nicht bewußt, wie mächtig ein Meister sein muß, der einen Mann wie Graf Uriel zu seinem Diener machen kann?« Sie senkte den Blick. »Glaubt mir, ich weiß, wovon ich rede. Ich habe selbst allzulange nicht erkannt, daß eine Zeit begonnen hat, da jeder eine Entscheidung treffen muß. Die dämonenschwarze Pest, die in Tobrien wütet, die Bjaldorn zerstört und das halbe Sewerien befallen hat, läßt keine Lauheit mehr zu. Jeder von uns wird sich zur Wehr setzen müssen oder bereit sein, sich zu unterwerfen. Herumstehen und zuschauen wird man nur noch für eine knappe Weile können, dann werden die Dinge zu nahe herangerückt sein. Sie werden überall zu nahe sein, das sage ich Euch! Es wird keinen Ort mehr geben, zu dem man Zuflucht nehmen könnte.« Sie hieb sich mit der geballten Faust aufs Knie. »Es gab in den Beilunker Bergen eine stolze Burg: Kurkum, meine Heimat. Die Burg liegt nun in Schutt und Asche, aber ich denke, sie könnte noch stehen, wenn jede Amazone auf ihrem Platz gewesen wäre, als Kurkums Stunde schlug. Darum bitte ich Euch: Schließt Euch mir an. Laßt uns Verbündete finden und gemeinsam nach Tobrien marschieren, dorthin, wo das Ungeheuer am schrecklichsten wütet ... Die Festumer Krämer werden sich gegen Uriel selbst zu helfen wissen.«

Eine Zeitlang war wiederum nur das Rauschen der Brandung zu hören.

»Mir ist gleich, was die anderen sagen«, verkündete schließlich Birjew mit unsicherem Lächeln. »Ich, der Baron Birjew von Miljeskoje, schlage bei Euch ein!« Er hielt Gilia die geöffnete Rechte entgegen.

»Pah!« machte Tilda, während sie Birjews Hand zur Seite stieß, selbst die Rechte der Amazonenkönigin ergriff und herzhafte schüttelte. »Ich lasse doch nicht zu, daß mir das Baröchen zuvorkommt, wenn ich an Eurer Seite gegen den Dämonenmeister ziehen kann!«

Als Gilia und ihre Schar am nächsten Abend in Sichtweite des Dörfchens Soprieten und noch etwa zehn Meilen von Festum entfernt das Nachtlager aufschlugen, war die Zahl der Kämpfer bereits auf sechzehn angestiegen. Es war in diesen Tagen viel Kriegsvolk auf der Uferstraße unterwegs. Nicht jeder Söldner, der den Weg der Amazonenkönigin kreuzte, wurde von ihr angesprochen, aber fast jeder, den sie zum Mitkommen aufforderte, überlegte nicht lange und reihte sich in den kleinen Zug ein. Wer Gilia dem Augenschein nach gefiel, den fragte sie, wie sehr er wohl am Leben hänge und ob er ein Leben in Angst überhaupt ein Leben nenne. Es zeigte sich, daß etliche der umherstreifenden Mietlinge mehr über die finsternen Zeiten wußten, als sie sich eingestehen wollten, und geradezu dankbar dafür waren, wenn man sie

zum Kampf rief und so daran hinderte, weiter davonzulaufen vor einem Feind, der so schrecklich war, daß niemand ihn beschreiben und damit etwas von seinem Schrecken nehmen konnte. Doch ganz gleich, wie grauenerregend der Dämonenmeister und seine Schergen sein mochten, die Amazonenkönigin brachte so manche angstgeprägte Widerrede mit knappen Worten zum Verstummen, mit dem schlichten Hinweis nämlich, daß man – wenn man sich für die Flucht entscheide – ein Ziel haben müsse, zu dem man fliehen könne. Wenn aber die Bedrohung überall aus dem Boden wachse, dann sei Flucht kein geeignetes Mittel. Vor Borbarad könne man ebensowenig flüchten, wie man vor sich selbst davonlaufen könne.

Die Stimmung der sechzehn Kämpfer, die es sich in den Trümmern einer alten Feldscheune gemütlich gemacht hatten, war keineswegs bedrückt. Man hatte aus allerlei Trümmerholz ein helles, hohes Feuer aufgeschichtet, und darum versammelte sich die Schar, tauschte Geschichten, Zoten und Lieder aus und ließ Bierkrüge kreisen. Das Getränk stammte aus einem Faß, das Tilda und Fregoris aus Soprieten herbeigeschafft hatten. Um in einem der Soprietener Gasthäuser absteigen zu können, reichte das Geld der meisten Mietlinge nicht aus, zumal Gilia seit einiger Zeit den Werbetaler nur noch versprechen, nicht aber tatsächlich auszahlen konnte.

Die Nacht war mild, es wehte ein leichter Wind, das brennende Holz knackte und zischte, die Flammen loderten fast mannshoch auf, und rotglühende Funken lösten sich von den Feuerzungen, um hinauf in das nächtliche Sterngefunkel zu steigen. Aus dem Dunkel, von der Straße her, wehte der dumpfe Hufschlag eines schweren Pferdes heran. Das Tier ging in zügigem Trab, was ungewöhnlich war bei Dunkelheit und nicht ungefährlich. Je näher es kam, desto langsamer wurden seine Schritte, und nachdem es in den Feuerschein getreten war, kam es gänzlich zum Stehen.

Das flackernde rote Licht fiel auf eine eindrucksvolle und sehr ungewöhnliche Erscheinung. In dem hohen Sattel eines stämmigen grauen Pferdes saß in voller Rüstung, einen Kappenhelm mit gülden blinkendem Kamm auf dem Haupte, ein alter Mann. Langes weißes Haar quoll unter seinem Helm hervor, und ein lockiger weißer Bart hing ihm fast bis zum Schwertgürtel hinab. Eine schwere Lanze, an der eine lange schmale Fahne flatterte, hatte der Mann in einen Halteschuh am Steigbügel gesteckt, so daß der Schaft senkrecht stand. Über einer Schulter und so drapiert, daß es fast die ganze rechte Körperhälfte verdeckte, trug er das kleingepunktete Fell eines jungen Pardels.

Der auffälligste Teil seiner Kleidung aber – oder

sollte man sagen: seiner Gestalt? – war ein Paar riesiger weißer Flügel, die, auf dem Rücken des Brustpanzers befestigt, hoch über den Helm des Reiters hinausragten und deren strahlendweißes Gefieder im Feuerschein rosig glänzte. Die gewaltigen Schwingen waren denen des Schwans nachempfunden, und der Reiter schien sich ihres Eindrucks wohl bewußt zu sein, denn er kehrte der Gruppe am Feuer für eine geraume Weile das Profil zu, ehe er das Gesicht dem Feuer zuwandte, mit der Rechten die Augen vor dem grellen Schein beschirmte und schließlich das Wort ergriff: »Ich suche eine gewisse Gilia von Kurkum – ist sie unter Euch?«

Die Amazonenkönigin erhob sich. »Hier bin ich«, sagte sie. »Wer fragt nach mir?«

»Ich bin Graf Vigo von Arauken«, erwiderte der Alte, dessen stachelige Brauen ebenso weiß waren wie seine Bart- und Kopfhaare, »und ich bin gekommen, mich in Euren Dienst zu stellen, denn auf meinem Weg die Uferstraße entlang habe ich erfahren, daß Ihr Mitstreiter sucht. Ich hoffe, ich bin trotz meiner Jahre willkommen, die ich nicht verleugnen kann.«

»Aber gewiß seid Ihr willkommen«, entgegnete Gilia, gab Tilda einen Wink und trat gemeinsam mit ihr an den mächtigen Grauen heran, um dem Grafen aus dem Sattel zu helfen.

»Ich danke Euch«, sagte der Graf, als er festen Boden unter den Füßen hatte. »Wenn Ihr mir nun noch die Freundlichkeit erweisen könntet, mir aus dem Panzer herauszuhelfen ...«

Die beiden Frauen öffneten die Verschlüsse der eisernen Brünne, klappten sie auf und stellten sie so ab, daß die hohen Flügel gegen einen Balken der Feldscheune lehnten und der Panzer nicht umfallen konnte. Tilia strich mit den Fingern über die weißen Federn. »So etwas habe ich noch nie gesehen«, staunte sie. »Behindern Euch diese Gebilde nicht schrecklich beim Reiten, Euer Hochwohlgeboren?«

Der Graf, der inzwischen auch den Helm abgenommen hatte, so daß der Nachtwind in seinen flachsartigen langen Haaren spielte, schüttelte bedächtig den Kopf. »Nicht so sehr, wie du vielleicht glaubst, Töchterchen. Die Flügel sind wohl schwer und sperrig, wenn du das meinst, aber auf eine gewisse Weise tragen sie mich auch, doch das wirst du nicht verstehen.« Er wandte sich ab, kam aber noch einmal zurück, um der Satteltasche des Grauen einen Tonkrug zu entnehmen. Dann wies er Tilda mit befehlsgewohnter Stimme an, sein Reittier zu versorgen, ging, ohne die Antwort der verdutzten Hünin abzuwarten, zum Feuer hinüber und ließ sich unter dem Geschepper seiner Arm- und Beinschienen im Kreise der Söldner nieder. Er wartete ab, bis sich die

Amazonenkönigin zu seiner Linken auf einen Balken gesetzt hatte, und hielt ihr das Krüglein hin. »Hier, Gilia von Kurkum, nehmt einen Schluck. Ich nenne das Elixier Araukener Waldsaft. Wir brennen es selbst aus allerlei Beeren und Kräutern, und es schmeckt so, wie der Wald duftet, wenn der Herbst anbricht.«

Gilia nahm einen tiefen Zug. Der Schnaps schmeckte so stark und würzig, wie er roch, und er wärmte Rachen und Kehle, ohne sie zu verbrennen. »Ein außerordentlicher Trank, Graf«, lobte sie, während sie den Krug seitlich weiterreichte.

Graf Vigo von Araukens Kopf ruckte herum, um sie prüfend anzusehen. Sein Blick hatte die Starrheit eines Vogels. »Seid Ihr wirklich die Königin der Amazonen?« fragte er, wobei er sich keine Mühe gab, ein offenkundiges Mißtrauen zu verbergen.

Gilia lächelte. »Ja, die bin ich.«

Arauken nickte mehrfach hintereinander, ohne die Augen von Gilia zu nehmen, dann stemmte er sich mühsam wieder hoch, um sich vor ihr zu verbeugen. »Ja, die seid Ihr wahrhaftig, Euer Majestät! Wenn ich Euch so betrachte, dann bin ich mir gewiß, daß Ihr tatsächlich die Wahrheit sagt ... Ich mochte nämlich nicht glauben, was mir der eine oder andere umher-schweifende Söldner unterwegs erzählte: daß er nämlich der leibhaftigen Amazonenkönigin begegnet sei. Auch hatte ich vom Ende Kurkums erfahren, von

Yppolitas Tod und daß ihre Tochter schon vor Jahren verschwunden sei ... Aber nun habe ich Euch gesehen, und nun weiß ich, daß die Amazonen tatsächlich eine neue Königin haben. Diese Gewißheit tut mir wohl.«

»Warum ist es für Euch so wichtig zu wissen, wer ich bin? Ich finde es großartig, daß Ihr auf der richtigen Seite kämpfen wollt, aber Euer Entschluß sollte wahrhaftig nicht von meiner Person abhängen.«

»Mein Entschluß hängt aber von Eurer Person ab, Euer Majestät! Wie soll man entscheiden, ob es sich lohnt, für eine Sache zu kämpfen, wenn man nicht weiß, wen man an der Seite haben wird? Ich bin ein alter Mann. Wenn ich kämpfen mußte, habe ich mein Leben lang nur für die Herrin Rondra und die Menschen gekämpft, aber nicht für ›Sachen‹, nicht für Gold, nicht für ein Land, nicht einmal für die Ehre – weil ich auch die nicht sehen und fühlen kann.« Während der letzten Worte hatte er Gilia eine Hand auf die Schulter gelegt. Sie ließ ihn gewähren, lächelte aber nicht mehr, sondern begegnete Araukens Blick mit ernster Miene.

»Ich kannte Eure Mutter«, fuhr Graf Vigo fort. »Niemand könnte eine solche Frau eine Tochter haben, die ein Falsch verbirgt. Ihr seht Yppolita sehr ähnlich; ich schätze, es sind die Augen, die ich immer für einmalig auf der Welt hielt ... Euer Majestät, von heu-

te an habt Ihr im Grafen von Arauken den treuesten aller Diener.«

»»Hoheit«, Euer Hochwohlgeboren«, warf Baron Birjew von der Seite ein. »Ihre Majestät möchte, daß wir ›Hoheit‹ zu ihr sagen.«

Graf Vigo wandte sich Gilia zu und verbeugte sich. »Ganz, wie Ihr wünscht, Hoheit.«

Seit er in den Kreis um das Feuer getreten war, genoß er die ungeteilte Aufmerksamkeit der Versammelten. Zu eindrucksvoll waren sein Auftreten und seine Erscheinung. Jedermann hing an seinen Lippen, als er berichtete, warum er sich dafür entschieden hatte, nicht mit dem Grafen von Notmark zu reiten, dem sein Haus eigentlich seit langem verbunden war. »Es sind wiederum die Leute, die meine Entscheidung geprägt haben«, erklärte der Greis. »Vielleicht wäre ich mit dem alten Uriel, diesem Hartschädel, tatsächlich gegen Festum geritten, denn es wird seit langem Zeit, daß wir dem Händlerpack dort unten einmal zeigen, daß es sich nicht ungestraft über die sewerischen Bronnjaren lustig machen kann. Aber Uriel ritt nicht allein – oder gemeinsam mit einigen Bronnjaren und deren Kriegsleuten –, sondern er hatte sein verkommenes Töchterlein zur Seite und dazu dieses Geiergesicht von einem Berater. Inzwischen – so höre ich – ist noch ein Widerling dazugekommen, ein Schurke aus Al'Anfa. Auch hat man mir berichtet,

wie Uriels Armee auf ihrem Weg nach Süden unter den guten Menschen am Walsach gewütet hat. Nein, dies ist keine Truppe, die einen Arauken unter ihre Fahne nehmen könnte. Und bedenket« – seine ohnehin sehr strenge Miene verdüsterte sich noch einmal – , »die Bronnjaren, die mit Uriels Mordgesindel reiten, müssen ihre Flügel verstecken! Noch nie in der Geschichte geschah es, daß wir ohne unsere Zierde, ohne unsere von den Vorfahren übernommene Kriegstracht ins Feld gezogen wären. In den alten Schriften steht, daß es den Göttern wohlgefällig ist, wenn sie die Flügel rauschen hören ... Und nun frage ich Euch, Hoheit: Was müssen das für Menschen sein, die glauben, auf das Wohlgefallen der Götter verzichten zu können? Was müssen das für Ziele sein, die man ohne den Beistand der Götter zu erreichen trachtet? Ihr würdet mir niemals verbieten, die Schwanenflügel zu tragen, nicht wahr?«

»Gewiß nicht«, versicherte Gilia, »aber ich bitte Euch sehr, Euer Hochwohlgeboren, erzählt mir doch, was es mit diesen Flügeln auf sich hat. Sie sind gewiß mehr als ein eindrucksvoller Schmuck ... Ich denke, jeder hier am Feuer erführe gern mehr über Eure Schwanenfittiche ...«

Zustimmende Rufe unterbrachen sie. Graf Vigos starrer Vogelblick wanderte über die Schar der Söldner. Erst nach einer geraumen Weile entspannten sich

seine schmalen blassen Lippen zu einem Lächeln. »Wenn ihr die Geschichte wirklich hören wollt, Kinderchen, so will ich sie wohl erzählen, aber ich muß euch warnen: Sie ist recht lang und nicht immer lustig ...«

»Ich denke, wir alle hören gern lange traurige Geschichten«, warf Gilia ein. »So macht uns doch die Freude; wir haben die ganze Nacht Zeit.«

Der alte Graf wischte sich mit dem Handrücken über die Lippen, als ob er soeben getrunken hätte, und dann erzählte er mit der hellen eindringlichen Stimme eines alten Mannes.

Die Geschichte von den drei Flügelpaaren

In längst vergangener Zeit, als sich die Menschen noch nicht die Mühe machten, eine Liste aller Tage, Monde und Jahre anzufertigen, lebte in einem Waldschloß ganz in der Nähe der Stelle, wo heute das vom Schicksal so schwer gebeutelte Städtchen Bjaldorn liegt, der König Eisbart, ein schöner stattlicher Mann mit himmelblauen Augen, Held vieler Schlachten und – von früher Jugend an – Träger eines prächtigen frostigweißen Bartes, der ihm zu seinem Beinamen verholfen hatte.

Nicht nur die Untertanen König Eisbarts waren der Meinung, daß sie mit einem neiderregend schönen Herrscher gesegnet seien, auch die heiratsfähigen Prinzessinnen

im ganzen Land – das damals vielleicht noch gar nicht das Bornland hieß – sperrten begierig Augen und Münder auf, wenn König Eisbart einmal zu Besuch auf dem Schloß der Eltern weilte. Täglich wurden dem König neue Anträge ins Schloß getragen: parfümierte Briefchen, die mit Rosenblättern und kleinen, liebevoll gezeichneten Bildchen geschmückt waren.

Wie man sich denken kann – weil es nämlich in den Geschichten aus den alten Zeiten meistens so zugeht –, fand keine der Bewerberinnen des Königs Wohlgefallen. Er reiste vielmehr für viele Jahre in die Fremde, und als er eines Tages aus des Südens dampfenden Wäldern zurückkehrte, hatte er sich dort in der Ferne eine Prinzessin gesucht, die er nun mit auf sein Waldschloß nahm. Die braunhäutige Schönheit hieß Prinzessin Tamora und war die Tochter Tarútuans, eines mächtigen Herrschers der Südinselmenschen, der zugleich ein gefürchteter Zauberer war.

Die schreckliche Macht dieses Zauberers aber sollten König Eisbart und seine junge Frau nur allzubald zu spüren bekommen, denn der König aus dem Bornland hatte nicht auf die rechte Weise um seine Braut gefreit, genauer betrachtet hatte er gar nicht gefreit, sondern die zauberhafte Tamora, die sich übrigens nur sehr halbherzig zur Wehr setzte, einfach geraubt und auf sein Schiff geschleppt. Tarútuan war außer sich vor Zorn, als er von einem Besuch bei der Herrscherin der Nachbarinsel zurückkehrte und feststellen mußte, daß seine einzige und sehr schöne

Tochter verschwunden war. Einen ganzen Tag lang schritt Tarútuan rastlos durch die Gänge, Zimmer und Flure seines mit prächtigen Schnitzereien verzierten hölzernen Schlosses und rief Tamoras Namen, aber sie war nirgends zu finden.

Am nächsten Tag rief er Gubranor herbei, seinen mächtigen Drachen, setzte sich auf seinen Rücken und flog in die Welt hinaus, um nach Tamora zu suchen.

Ein ganzes Jahr lang schweiften Tarútuan und Gubranor über Meere, Berge und Wälder, bis sie Tamora endlich gefunden hatten, doch wie groß war Tarútuans Enttäuschung, als seine Tochter sich weigerte, mit ihm in das hölzerne Schloß inmitten der dampfenden Wälder zurückzukehren. Sie hatte das Land lieb gewonnen, in dem sie nun wohnte und das sich im Laufe des Jahres immer wieder auf das heftigste verwandelte: erst erblühte, dann unter Hitze und Staub versank, später ein leuchendbuntes Kleid anlegte und sich schließlich unter einer weichen weißen Decke verbarg.

Auch hatte der schöne König Eisbart inzwischen ihr Herz ganz und gar gewonnen, und als wären das nicht schon Gründe genug, hatte sie vor einem Mond einem entzückenden Töchterchen das Leben geschenkt, einem wunderschönen Kindchen, das die samtigdunkle Haut der Mutter hatte und die gleißendblonden Haare des Vaters. Schützend stellte sich Tamora vor die Wiege des Kindchens, als unter machtvollem Brausen der Drache Gubranor auf der

Wiese vor der Burg landete. Wohl erkannte sie ihren Vater, und sehr wohl sah sie, wie unglücklich er darüber war, daß er sie verloren hatte, aber sie konnte ihm doch nicht zurück in den Süden folgen, denn ihr Herz gehörte dem Land, in dem sie nun lebte, und seinem König.

Da erklärte Tarútuan, daß er König Eisbart töten werde, um seine Tochter von dem Zauber der Liebe zu befreien, aber Tamora erwiderte, daß sie nie wieder froh sein werde, wenn der König sterbe und sie sein Land verlassen müsse. Töten werde sie sich, sobald sie das hölzerne Schloß im dampfenden Wald wieder betreten hätte. Das sei so gewiß wie die Tatsache, daß auf jeden hellen Tag die dunkle Nacht folge. Da könne Tarútuan sie ebensogut gleich hier auf der Wiese inmitten der Maßliebchen töten und seinem schrecklichen Drachen zum Fraße vorwerfen. Wenn er sich an König Eisbart vergreife, werde er auch seine Tochter töten müssen, denn auch dann wolle Tamora keinesfalls noch eine Stunde länger leben.

Da beriet sich Tarútuan eine Weile mit seinem Drachen, der sehr schlau war – so wie die meisten Drachen –, aber auch sehr grausam, was ebenfalls für viele der geschuppten, geflügelten Kreaturen gilt. Und es war der vor Bosheit aus den Nüstern qualmende Gubranor, der seinem Herrn Tarútuan schließlich folgenden Rat gab: »Wenn Ihr Eure Tochter nicht töten könnt, Herr, und den König Eisbart ebenfalls nicht, weil dann auch Tamora nicht am Leben bliebe, müßt Ihr immerhin Sorge tragen, daß alle in diese

Sache verstrickten Menschen gleichermaßen unglücklich sind, denn sonst seid am Ende Ihr der einzige Unglückliche, und Ihr habt es gewiß am wenigsten verdient.« So sprach die gespaltene böse Drachenzunge und berichtete von einem Gebirge, dessen Hänge so steil seien, daß kein Mensch sie erklettern könne. Dorthin, in einen Turm auf dem höchsten Gipfel, wollte er Tamora bringen. König Eisbart sollte auf seiner Burg zurückbleiben und Gubranor – als Belohnung für seinen guten Rat –, die kleine Tochter der beiden bekommen, die er zu einer mächtigen Magierin erziehen wollte. Wenn alles so geregelt wäre, könnte Tarú-tuan recht sicher sein, daß Tamora und König Eisbart mindestens ebenso unglücklich wären wie er selbst, der tochterlose Vater. Diesem grausamen Vorschlag stimmte Tarú-tuan zu, und so wurde alles auf die Art ausgeführt, die Gubranor beschrieben hatte.

Niemand wird je erraten können, wie unglücklich der Zauberer aus dem Süden war, aber eines war gewiß: Im ganzen Land zwischen Walsach und Born gab es niemanden, der unglücklicher als Eisbart und Tamora gewesen wäre, denn beide verzehrten sich vor Sehnsucht nach dem Inbegriff ihres vergangenen Glücks: dem geliebten Menschen und dem Töchterchen.

In seinem großen Schmerz ließ Eisbart den gesamten Inhalt seiner Schatzkammer auf dem Burghof ausbreiten, und einer jeden Ritterin, einem jeden Kämpen, der seine Burg

betrat, zeigte er seine Schätze und verkündete, daß alles demjenigen gehören solle, dem es gelänge, die schöne Tamora aus ihrem Gefängnis zu befreien.

Was Wunder, daß sich da manch einer auf den Weg machte, um sich all das Gold und glitzernde Geschmeide zu verdienen! Wohl hundert Rittfrauen und Ritter zogen im Verlauf von sieben Jahren in das schreckliche Gebirge hinauf aber keiner kehrte jemals wieder, um Eisbart seine Frau zurückzubringen und den Schatz einzustreichen. Sie alle wurden entweder von den Bestien gefressen, die in den Schluchten und Schlünden der Berge hausten, oder sie stürzten sich zu Tode beim Besteigen der von ewigem Eis bedeckten viele Meilen hohen Hänge.

Eines Tages aber, als sich der König schon fast ganz seinem Unglück und der Verzweiflung hingegeben hatte und gar nicht mehr leben mochte, betraten drei Freunde Eisbarts Burg, zwei Männer und eine Frau, die keinen Blick für die im Hof ausgebreiteten Schätze hatten. Statt dessen hatten sie dem König ins Auge geblickt, gesehen, wie unglücklich er war, und beschlossen, daß sie ihm helfen wollten. Sie ließen sich von König Eisbart den Weg weisen, wanderten zu dem schrecklichen Gebirge und erschlugen einen Frostwurm, der in einer Eishöhle hauste, aber es gelang ihnen nicht, den Berg zu bezwingen, auf dessen Spitze Königin Tamora gefangengehalten wurde. Wohl aber sahen sie fünf grauenhafte flammenspeiende Köpfe über die Felswand

hinausschauen. Diese gehörten einem Ungeheuer namens Penkefalar, das Gubranor und Tarútuan gemeinsam erschaffen hatten, um die Prinzessin in ihrem Turm zu bewachen. Wüste Beschimpfungen und Herausforderungen schrie das Untier den Menschen viele Meilen hangabwärts entgegen, aber die konnten wenig tun, nicht einmal ihrerseits Penkefalar herausfordern, denn ihre Stimmen waren bei weitem nicht so mächtig wie die des Ungeheuers und trugen nicht in so große Höhen hinauf.

Da setzten sich die drei Ritter zusammen, um zu beraten. Ihre Namen aber waren Jurgew von Fredesund, Delia von Nebelstein und Festo von Aldyra, und sie waren die mutigsten Menschen ihrer Zeit und darum bei den Göttern und ihren Kindern sehr angesehen. »Kein Mensch wird jemals diese Bergwand besteigen«, sagte Delia. »Wir brauchten Flügel, wenn wir zu Tamoras Turm gelangen wollten.«

»Und wir brauchten gar drei Paar Flügel«, stimmte ihr der Ritter Festo zu, »denn kein einzelner Mensch wird jemals das Ungeheuer Penkefalar bezwingen!«

Als letzter sprach Jurgew von Fredesund. »Dann wollen wir ausziehen, ein jeder für sich, um uns jeweils ein Paar Schwingen zu beschaffen, und dann wollen wir drei uns in einem Jahr hier wieder zusammenfinden, um gemeinsam in die Lüfte zu steigen, das Ungeheuer Penkefalar zu erschlagen und die Prinzessin Tamora endlich aus ihrem Gefängnis zu befreien.«

»So wollen wir es halten«, stimmten die anderen beiden

zu, und man ging auseinander, um sich wieder am Fuße der Berge zu versammeln, sobald zwölf Monde verstrichen wären.

Jurgew von Fredesund wanderte nach Norden, so weit ihn die Füße trugen, bis endlich die liebliche Ifirn, Firuns milde Tochter, auf ihn aufmerksam wurde. Da Jurgew ein sehr schöner Ritter war, mit Haaren, schwarz wie Jett, und einer hohen Stirn, verliebte sich die Firunstochter in ihn. Elf Monde lang und einen halben teilte er Ifirns Daunenbett und wärmte Sie in der Nacht, dann berichtete er Ihr von der Queste, auf der er sich befand, und teilte der Göttlichen mit, daß er Sie nun bald verlassen müsse. Ifirn tadelte Ihren menschlichen Gefährten, weil er so wenig danach getrachtet hatte, seine Aufgabe zu erfüllen, aber der Ritter entgegnete Ihr, daß er in Ihrer Nähe an nichts anderes haben denken können. Da lächelte die weiße Göttin, dankte Jurgew für die schöne Zeit, die er Ihr bereitet hatte, und ließ ihm von einem Alveraniar ein Paar Flügel fertigen, das ganz nach dem Vorbild jener Schwingen gestaltet war, die Ifirns Kinder trugen, die Silberschwäne. Diese Flügel schnallte sich Jurgew von Fredesund auf den Rücken, und der Herr Efferd selbst blies hinein und brachte die Fittiche zum Rauschen, so daß Jurgew ganz seltsam zumute wurde. Er verspürte eine große Zuversicht, die in ihm aufstieg, und eine Klarheit des Denkens wurde ihm zuteil, wie sie einem Sterblichen kaum jemals gegeben ist.

Als das Brausen in dem strahlendweißen Gefieder sich wieder gelegt hatte, verabschiedete sich Ritter Jurgew von der Firunstochter und schwang sich in die Lüfte, um so schnell wie möglich zu dem vereinbarten Treffpunkt zu fliegen.

Die Ritterin Delia von Nebelstein hatte sich kurzerhand dafür entschieden, den Adlerkönig selbst um ein Paar Flügel zu bitten. Sie wanderte nach Westen, dorthin, wo sich die riesigen Steppen ausbreiten, über denen der Adlerkönig zu kreisen pflegt. Nachdem der riesige Vogel zu ihr herabgeschwebt war, trug sie der Majestät ihr Anliegen vor, und der König der Lüfte nahm sie auf seinen Rücken und trug sie zu seinem Hort. Unterwegs erzählte er ihr, daß er gar kein König sei, sondern eine Königin. Es sei schlechterdings schwer vorstellbar, daß jemals ein Adlermann König seines Volkes werde, da bei den Adlern die Männer sehr viel kleiner seien als die Frauen, ein König der Adler aber sollte durch seine schiere Größe und die gewaltige Spannweite seiner Schwingen beeindrucken und von keinem anderen Adler übertroffen werden. »Daß ich von den Menschen seit je ›Adlerkönig‹ genannt werde«, sagte die Adlerkönigin, »liegt wohl daran, daß die Menschen wenig über uns Tiere wissen und daß man bei ihnen immer der Adler sagt, wenn man irgendeinen Vogel unseres Volkes meint.«

So sprach die Adlerkönigin, während sie Delia von Nebelstein bis hinauf zu den Wolken und schließlich zu einem

Berg in den Salamandersteinen trug, wo sie ihren Horst hatte. Drei junge Adler saßen in dem riesigen Nest. Fast ein Jahr noch, erklärte die Adlerkönigin der Ritterin Delia, werde es dauern, bis die Jungen flügge seien. So lange müsse jemand die Kleinen vor den Angriffen der wahnsinnigen Harpyien beschützen, denn die wilden Vogelfrauen wollten die Adlerjungen unbedingt aus dem Horst werfen, um selbst das Nest in Besitz zu nehmen, weil diese wirrköpfigen Wesen selbst nicht imstande seien, sich eine ordentliche Wohnung aus Zweigen zu flechten. Die Königin selbst könne unmöglich die Jungen bei Tag und bei Nacht beschützen, auch habe sie keinen Mann, der ihr dabei helfe, nein, es sei nicht anders möglich, sie müsse die Kleinen recht häufig alleinlassen, um Futter für sie zu beschaffen oder sich mit einem anderen Tierkönig zu einer Beratung zu treffen.

Fast ein Jahr lang diente Delia der Adlerkönigin, manch lange Nacht stand sie Wacht und schlug etliche Angriffe der widerwärtigen, irrsinnigen Harpyien zurück, so daß die häßlichen, langhalsigen, nur von einem schmutzigen braunen Federflaum bedeckten Küken zu prächtigen jungen Adlern heranwuchsen.

Am Tag, als die Jungen zum ersten Mal das Nest verließen und in den Himmel hinaufsteigen sollten, überreichte die Adlerkönigin der Ritterin Delia ein mächtiges Schwingenpaar, braun mit blutroten Spitzen, und forderte sie auf, es sich auf den Rücken zu schnallen.

Kaum hatte Delia dieses getan, da blies der Herr Efferd selbst in das Gefieder hinein und brachte die Fittiche zum Rauschen, so daß Delia ganz seltsam zumute wurde. Sie verspürte eine große Zuversicht, die in ihr aufstieg, und eine Schärfe der Wahrnehmung wurde ihr zuteil, wie sie einem Sterblichen kaum jemals gegeben ist.

Die Ritterin wartete ab, bis das Brausen in den mächtigen Schwingen sich wieder gelegt hatte, dann verabschiedete sie sich von der Adlerkönigin und schwang sich in die Lüfte, um so schnell wie möglich zu dem mit den Gefährten vereinbarten Treffpunkt zu fliegen.

Festo von Aldyra schließlich, der dritte Gefährte, hatte den gleichen Gedanken gehabt wie Jurgew von Fredesund und war nach Norden gezogen, um die Firunstochter um ein Paar Schwanenflügel zu bitten, aber auf seinem Wege mußte er noch einen tobenden Elch zur Strecke bringen, der das Land verwüstete, und kam daher viel später als Jurgew im Reich der Reifprinzessin an. Ifirn empfing ihn huldvoll, aber Sie konnte ihm nun nicht mehr helfen, denn Sie hatte nur ein Schwingenpaar zu vergeben, und das hatte Sie Jurgew zuggedacht (obwohl der Sie damals noch gar nicht um die Flügel gebeten hatte).

Enttäuscht wandte sich Ritter Festo nach Südwesten, der großen Steppe zu, wo, wie er wohl wußte, der Adlerkönig über dem Land zu kreisen pflegte. War der Herr von Aldyra, als er vergebens in den hohen Norden gewandert

war, sehr enttäuscht gewesen, so wurde er nun, da er ein zweites Mal zu spät gekommen war, äußerst zornig, hader-te mit seinem Schicksal und schlug die Stirn gegen den Stamm einer Eiche, die am Wege stand; doch auch der Baum konnte Festo nur bedauern, ihm indes nicht helfen.

Mond um Mond verstrich, aber dem Ritter kam nicht in den Sinn, wen er noch um ein Paar Flügel bitten könnte. Als der Tag, da sich die drei Gefährten am Fuß des Gebir-ges treffen sollten, schon nahe herangekommen war, wurde Festo bei jedem Tagesanbruch von Verzweiflung und wil-der Wut geschüttelt.

An einem solchen Morgen stieß er auf den gefürchteten Drachen Brannwur, der ihn sogleich verspottete und mit kleinen Flammen bespuckte. Ehe Brannwur sich jedoch versah und echte große Drachenflammen speien konnte, lag er schon in seinem Blut, erschlagen von dem Herrn von Aldyra, den er über alle Maßen gereizt und in dem er sei-nen Meister gefunden hatte.

Als nun der Ritter Festo den Leib des erschlagenen Dra-chen und die mächtigen Schwingen betrachtete, die vom Rücken des Ungeheuers in den Himmel aufragten, da wuß-te er plötzlich, was er zu tun hatte: Mit zwei Schwerthie-ben trennte er die Flügel vom Rumpf, versah sie mit leder-nen Schlaufen und schnallte sie sich flugs auf den Rücken. Kaum hatte er das getan, da blies der Herr Efferd selbst über die Häute aus Drachenleder hinweg und brachte sie zum Rauschen, so daß Jurgew ganz seltsam zumute wurde.

Er verspürte eine große Zuversicht in sich aufsteigen, und ein Kampfesmut wurde ihm zuteil, wie er einem Sterblichen kaum jemals gegeben ist.

Als das Sausen in den Lederschwingen sich wieder gelegt hatte, schwang sich Festo von Aldyra in die Lüfte, um so schnell wie möglich zu dem vereinbarten Treffpunkt zu fliegen.

Als sich alle drei Ritter am Fuß des Gebirges versammelt hatten, schlug jeder von ihnen mit seinen Flügeln, und sie schwangen sich empor zu dem höchsten Gipfel, auf dem der Turm stand, in dem die Prinzessin Tamora gefangengehalten wurde. Zunächst aber brachten sie das Ungeheuer Penkefalor zur Strecke, das zwar fünf Köpfe hatte, aber weder so mutig noch so klug oder scharfsinnig war wie die drei Ritter, denn es schien so, als könnten die drei Gefährten einander von den außergewöhnlichen Kräften abgeben, die ihnen die Flügel verliehen. Bald lagen alle fünf Köpfe abgeschlagen auf dem eisigen Berggipfel, und der Weg zu Prinzessin Tamora war frei.

Die Ritter befreiten sie aus ihrem Turmverlies und trugen sie gemeinsam – denn nur vereint reichte die Kraft ihrer Schwingen aus, einen weiteren Menschen zu tragen – ins Tal hinab, um sie von dort zu König Eisbart zu geleiten.

Am Fuß der Berge angekommen, stellten sie zu ihrer Verwunderung fest, daß sie nun nicht mehr fliegen konnten. Darum schnallten sie ihre Flügel ab, und jeder schnür-

te die seinen zu einem Bündel zusammen, denn auf dem Rücken belassen mochte er sie nicht, nun, da sie anscheinend zu nichts mehr dienten. Fortwerfen wollten die Ritter ihre Schwingen aber auch nicht, denn einerseits hatten die Flügel ihnen einen großen Dienst erwiesen, und andererseits war es ja möglich, daß die Schwingen irgendwann ihre verlorene Kraft zurückgewännen. Also wickelten sie sie in groben Stoff und schleppten sie mit sich auf ihrem Weg zu König Eisbarts Burg.

Unterwegs aber zerstritten sich die Freunde, denn alle drei hatten gleichzeitig ihre Liebe zu der wunderschönen Tamora entdeckt. Keiner von ihnen dachte noch daran, die Prinzessin zu ihrem Gatten zurückzubringen, aber es wollte auch keiner zu Gunsten eines der anderen seiner Liebe entsagen. Weiterhin dachte niemand daran, Tamora zu fragen, wie sie sich in dieser Lage wohl entschiede: für ihren Mann oder für einen ihrer Befreier.

Sie wäre aber ohnehin niemals dazu gekommen, sich zu erkennen zu geben, denn unweit von Eisbarts Burg gerieten Festo, Delia und Jurgew in so finsternen Hader, daß sie beschlossen, die Waffen sprechen und blutigen Rat erteilen zu lassen.

Vom ersten Morgengrauen bis zum Sinken des Praiosschildes hieben die Kämpen aufeinander ein und erwiesen einander keine Gnade. Als in schwarzer Nacht die Eule dreimal schrie, hatte Golgari jeden der drei nach Alveran getragen.

So legte die schöne Tamora den letzten Teil des Weges allein zurück.

König Eisbart weinte einen ganzen Tag lang vor Glück, nachdem er seine Frau in die Arme geschlossen hatte. Dann schickte er ein paar Waffenknechte und -mägde aus, um die toten Recken in die Burg schaffen zu lassen, auf daß sie auf dem Boronanger hinter der Burgmauer bestattet würden. Auch die drei Paare gewaltiger Schwingen brachten die Soldaten mit heim. König Eisbart ließ von seinem Tischler eine große Truhe zimmern, in der fortan die Flügel aufbewahrt wurden. Diese Truhe verstaute er in seiner Schatzkammer, die sich nun wieder füllte, denn auch seinen Schatz ließ Eisbart vom Burghof zurück ins Haus tragen.

Noch viele glückliche Jahre verbrachte der König gemeinsam mit seiner schönen Frau Tamora, die ihm sieben weitere Töchter schenkte, so daß der Verlust der einen, die bei dem grausamen Drachen Gubranor weilte, das Paar nicht mehr gar so schmerzte, bis er still zum Sterben kam.

Mit einer leichten Verbeugung gab der alte Graf Vigo zu verstehen, daß er am Ende der Erzählung angekommen war. Beifälliges Raunen erhob sich in der Runde. In das Gemurmel hinein sagte Gilia: »Wir danken Euch, Graf, für diese lange, spannende und seltsame Geschichte, aber Ihr müßt uns noch berichten, was die Flügel dieser vor vielen Jahrhunderten gestorbe-

nen Recken mit Euren Schwingen zu tun haben. Wie ich bemerkt habe, tragt Ihr die Fittiche des Schwans. Sind Eure Flügel etwa ...?»

Der Graf hob abwehrend die Hand. »O nein, Hoheit, beileibe nicht, obwohl einiges dafür spricht, daß es jenes alte Schwingenpaar noch gibt. Wenn dem so ist, so befindet es sich im Besitz des Grafen von Notmark, so wie die Adlerflügel der Gräfin Thesia von Ilmenstein und die Drachenflügel dem Grafen von Ask gehören.«

»Ihr seht mich überrascht«, entgegnete die Amazonenköigin. »Mir kam es so vor, als ob jener König Eisbart eine legendäre Gestalt sei und seine Burg ein längstvergessener Ort.«

»So verhält es sich in der Tat, Hoheit. Man weiß nicht genau, ob der König je gelebt hat, und wenn, ob er ein alter Stammesfürst der Nivesen war oder einer jener Ordensritter, die einst ins Bornland gezogen kamen. Womöglich gehört auch Festo von Aldyra nicht in diese Geschichte. Der Festo, von dem es etliche mündliche Überlieferungen und Legenden, aber auch ein paar gesicherte Dokumente gibt, ist jedenfalls zu einer Zeit durch das Bornland gezogen, als weit und breit nirgendwo etwas von einem König Eisbart zu sehen oder zu hören war ... Nun, wie dem auch sei, die drei uralten Flügelpaare scheint es wirklich zu geben. Ich habe die Schwanenschwingen selbst gesehen.«

»Aber wer hat die Flügel die lange Zeit hindurch aufbewahrt?« fragte Gilia. »Gehörten sie etwa zu einem Tempelschatz?«

»Nein, sie waren verschwunden und fast vergessen. Doch vor etwa einhundertsiebzig Jahren durchstreifte noch einmal eine Dreierschar von Abenteurern den Norden unseres Landes. Alle drei waren von Stand und durch lange Freundschaft miteinander verbunden. Ihre Namen waren Treson von Ilmenstein, Ulmia von Ask und Dilja von Notmark. Unweit des Dörfchens Ebrin stießen sie bei der Verfolgung eines menschenfressenden Wolfsrudels auf die Überreste einer uralten Burg. Der einzige Raum, der Satinavs Hörnern standgehalten hatte, war die ehemalige Schatzkammer der Festung. Auch diese Kammer war irgendwann in der Vergangenheit aufgebrochen und geplündert worden. Einzig eine eisenbeschlagene große Truhe war übriggeblieben, offenbar zu schwer und zu sperrig, um fortgeschafft, und zu stabil, um an Ort und Stelle aufgebrochen werden zu können. Vielleicht war sie früheren Eindringlingen auch zu unheimlich erschienen, denn Form und Größe ähnelten stark einem Sarg. Treson, Ulmia und Dilja fürchteten sich nicht. Sie setzten gemeinsam ihre Schwerter an, und es gelang ihnen, den Deckel aufzusprengen. Der hölzerne Kasten enthielt – Ihr habt es längst erraten, Hoheit – drei große Bündel, die wiederum je ein Flügelpaar bargen. Der

Graf und die Gräfinnen von Ilmenstein, Ask und Notmark teilten die Schwingen untereinander auf. Sie probierten wohl auch aus, ob ein Flugzauber in ihnen verborgen sei, konnten aber keinen solchen entdecken. Schließlich entschieden sie, daß es sich bei den Flügeln um einen altertümlichen Kriegsschmuck handeln müsse, und beschlossen, fortan die Adler-, Schwan- und Drachenschwingen auf dem Rücken zu tragen, wenn sie in ein Gefecht zögen. Ob sich die Auffindung der Flügel tatsächlich so zugetragen hat, weiß ich natürlich nicht.« Graf Vigo hob die Achseln. »Aber so ist sie in Sewerien überliefert ... Auf jeden Fall war der Fund die Geburtsstunde der berühmten sewerischen ›Geflügelten Reiter‹. Jeder der drei Adligen wählte später aus seinen Lehensfamilien zweiunddreißig Reiter aus, und jeder dieser Reiter wurde mit einem Flügelpaar ausgestattet, das den ursprünglichen Schwingen nachgestaltet war. Es wird bis in unsere Tage an das älteste Kind des Flügelträgers weitervererbt. Nur wenn eines der Flügelpaare zerstört wird oder verlorengeht, wird ein neues angefertigt, und darum gibt es bis heute unter den Geflügelten je zweiunddreißig ›Adler‹, ›Schwäne‹ und ›Drachen‹. Von den Urflügelpaaren heißt es übrigens, daß sie unzerstörbar seien und niemals ausgebessert oder auch nur entstaubt werden müßten. Für meine Schwingen gilt das nicht.« Der Graf zeigte zu der Stelle hinüber, wo sein Panzer an der

Scheunenwand lehnte. »Meine sind durch den langen Ritt von Arauken hierher schon arg zerzaust ...«

»Ihr seid also einer der ›Schwäne‹«, bemerkte Gilia.

»Gewiß, gewiß, und damit ein Gefolgsmann des Notmärkers, doch Graf Uriel bekennt sich nicht mehr zu der alten Tradition, und« – der Alte senkte die Stimme – »vielleicht trifft gar zu, was aus alten Tagen überliefert ist: daß sich die Flügel nur für eine gute Sache ins Feld führen lassen. Das würde erklären, warum Uriel, dieser Verbrecher, die seinen nicht tragen mag.«

»Weiß man denn, ob die Flügel schon einmal für einen üblen Zweck mißbraucht wurden?« fragte Baron Birjew. »Ich meine, eigentlich müßte so etwas doch bekannt sein, oder ...?«

Graf Vigo sann eine Weile nach, bevor er antwortete. »Mir ist ein solcher Mißbrauch in der Tat nicht bekannt.« Er wandte sich wieder an Gilia. »Es gibt noch etwas Bemerkenswertes in der Geschichte der Flügel: Niemals ritten die drei ursprünglichen Flügelpaare zusammen. Meist zog nur einer der Nachkommen jener Finder mit seinen Gefolgsleuten ins Feld, manchmal taten sich zwei von ihnen zusammen, aber niemals kam es bisher dazu, daß der Gedanke der drei Begründer der Geflügelten verwirklicht worden wäre, daß nämlich alle neunundneunzig Flügelträger, die drei Anführer und ihre dreimal zweiunddreißig Gefolgsleute gemeinsam in eine Schlacht gezogen

wären ... Und dazu wird es auch weiterhin nicht kommen, denn daß Thesia von Ilmenstein oder Wahnfried von Ask sich mit Graf Uriel verbünden sollten, ist schlechterdings unvorstellbar ... Alles in allem kann ich froh sein, daß Uriel seine Flügel nicht trägt. Täte er es, dann müßte ich ihm folgen – ganz gleich, gegen wen die Attacke zielen würde.«

»Wer kann Euch dazu zwingen?« fragte die Amazonenkönigin. »Hat der Notmärker solche Macht über Euch?«

»Der Notmärker nicht, aber seine Flügel sehr wohl. Wenn wir als Schwanenschwarm reiten, dann gibt es kein Ausscheren und kein Zurück. Das gleiche gilt natürlich auch für den Adler- und den Drachenschwarm.«

Gilia sah den Grafen fragend an. »Welch Gutes tun die Flügel eigentlich für Euch? Sie sind – wie mir scheint – nicht zauberkräftig, sie verleihen Euch keine besonderen Kräfte, aber zugleich sind sie für Euch wie eine Fessel. Warum, bei der göttlichen Leuin, tragt Ihr sie überhaupt?«

»Sie verleihen mir Zuversicht«, erwiderte der Alte schlicht. »Und sie verbinden mich mit der langen Reihe meiner Vorfahren. Das dürft Ihr nicht gering achten, Euer Hoheit.«

»Nein«, entgegnete Gilia. »Das achte ich nicht gering, denn eben erst habe ich verstanden, was Euch bewegt.«

»Dann versteht Ihr auch, daß ich Euch nur so lange folgen kann, wie Graf Uriel sich nicht zu meinem Flügelherrs erhebt?«

»Auch das verstehe ich.«

»Bin ich Euch dennoch weiterhin willkommen?«

»Ihr seid mir willkommen, Graf, wie jeder mutige, ehrenwerte Mensch.«

»Hoheit, ich danke Euch!« Der alte Mann ergriff die Rechte der Amazonenkönigin und senkte seine Lippen darauf.

Am nächsten Morgen brach die Schar nach Festum auf. Als sie das Neersander Tor erreichten, war die Zahl von Gilias Gefolgsleuten bereits auf nahezu fünfzig angewachsen, und der Wachhabende bat sie, mit ihren Leuten vor der Stadtmauer zu kampieren. Die Lage in Festum sei angespannt, und es gebe bereits mehr als genügend Kämpfer auf den Straßen. Gilia selbst könne jedoch gemeinsam mit zwei Begleitern die Stadt betreten, falls sie sich um die Versorgung ihrer Truppe kümmern müsse.

Die Amazonenkönigin wählte die Söldnerin Tilda Beilstein sowie den Grafen Vigo von Arauken aus und durchschritt Seite an Seite mit ihnen das Stadttor.



30. Kapitel



*In den Misa-Auen und in Geestwindskoje im Praios 1021
n. BF.*

Mondnacht

Eng war es geworden im Hause der Familie Grimbart. Nicht nur die alte Grimbart hatte drei Junge zur Welt gebracht, auch ihre älteste Tochter war wieder einmal Mutter geworden; einige Verwandte hatten sich schon im letzten Jahr in den Höhlen ausgebreitet, und überdies hatte nun noch eine Base aus dem Osttobrischen um Aufnahme gebeten. In den Höhlen und Gängen, die der Bau zu bieten hatte, herrschte ein so wuseliges Durcheinander, daß es der Alten von Tag zu Tag aufs neue die Laune verschlug. So konnte es keinesfalls von Dauer sein. Wenn die Großfamilie am Abend aufbrach, um im Licht des Madamals und der Sterne nach Mäusen, Wurzeln, Beeren, Schnecken, Asseln und ähnlichen Köstlichkeiten zu suchen, gab es jedesmal ein solches Geschiebe und Gedränge in den Tunneln, daß Grimbarts drei kleine Sprößlinge vor Schreck und Not zu quietschen begannen. Die

Lage war schlechterdings unerträglich geworden, und so faßte Grimbart den Entschluß, eine neue geräumige Höhlenkammer anzubauen, eine Aufgabe, die ihr, da sie wahrhaftig nicht mehr die Jüngste war, wenig verlockend erschien. Aber was half alles Murren: Wenn Grimbart verhindern wollte, daß ihre lieben Kleinen täglich von neuem mit den älteren, kräftigeren und bisweilen sehr streitbaren Verwandten aneinandergerieten, mußte ein neues Zimmer her. Also machte sie sich murrend und maulend an das leidige Kratzen und Graben. Mengen von Erde mußten losgescharrt und durch einen Nebengang ins Freie geschafft werden – eine Arbeit, die schon an sich keine Freude machte, doch durch die tätige Mithilfe der drei Grimbart-Jungen wurde sie fast unerträglich: Wohin sich die Alte auch wandte, immer war mindestens einer der kleinen Pelzlinge im Weg. Wann immer sie beim Graben ein wenig in Schwung kam und die herausgekratzte Erde hinter sich warf, konnte sie sicher sein, alsbald ein Prusten und Schnaufen zu hören, weil eines der Kleinen unmerkelt hinter Grimbart geraten war und eine gehörige Ladung Dreck ins Gesicht bekommen hatte. Also mußte die Arbeit unterbrochen, durch Schnuppern und Tasten die Unversehrtheit des Kleinen überprüft und durch eifriges Belecken ein reinlicher Zustand hergestellt werden. War das geschafft und wandte

sich die Alte wieder dem Graben zu, kam gewiß einer der Verwandten vorbei, um ihr unnütz im Weg zu stehen und die Zeit zu stehlen.

Kein Dachs – auch kein so erfahrener wie die alte Grimbart nicht – kann unter solchen Umständen ordentlich arbeiten. Die Alte biß mit ihren Fängen die Erde los, sie kratzte und trat die Brocken hinter sich, aber sie hatte bei aller Emsigkeit doch stets das Gefühl, daß etwas gründlich mißlang. Unter ihren Pfoten befand sich nämlich eine schräg im Boden ruhende Felsscholle, so daß Grimbarts Tunnel notgedrungen immer dichter unter die Erdoberfläche führte – worauf sie jedoch niemand ihrer neunmalklugen Verwandten hinwies. Zwar schoben sich immer wieder neugierige schwarzweißgestreifte Schnüffelnasen in den neuen Gang, aber niemand merkte an, daß es kaum Sinn hatte, am Ende dieses Tunnels auch noch eine Wohnhöhle auszuheben – dazu reichte der Platz zwischen Felsscholle und Waldboden einfach nicht aus. Erst als sich unmittelbar über Grimbarts dreckverkrusteter Schnauze ein Loch in der Höhlendecke auftat, durch das ein einzelner Sonnenstrahl in die Kammer fiel, begriff sie, daß die ganze Schufterei der vergangenen Tage umsonst gewesen war: Diese Höhle eignete sich als Dachwohnung kaum besser als ein Rotkehlchennest!

Aufs äußerste gereizt zog sich Grimbart in den

Tunnel zurück, scharrte Erde und Wurzelwerk zusammen und verschloß den Zugang zu der unbrauchbaren Kammer. Wenn die Grimbarts dort schon nicht wohnen konnten, mußte man immerhin dafür sorgen, daß keine ungebetenen Eindringlinge diesen Weg nutzen konnten ...

Einen kurzen Moment lang dachte Grimbart darüber nach, ob sie an anderer Stelle noch einmal ... Doch dann schnaufte sie grimmig und kroch in die alte Wohnstube hinüber. Mit einem Fauchen, einem Zischen und ein, zwei angetäuschten Bissen gab sie ihrer breithüftigen Tochter zu verstehen, daß die gefälligst den Bürzel schwingen und sich selbst ein neues Plätzchen suchen solle – und ihre beiden hoffnungslos mißratenen, faulen Buben könne sie gleich mitnehmen.

Nun also, warum nicht gleich so? dachte Grimbart, während sie es sich mit ihren lieben Kleinen in der Höhle gemütlich machte und den fernen Grabgeräuschen ihrer pummeligen Tochter lauschte. Warum soll das junge Gemüse nicht endlich einmal lernen, was ehrliche Arbeit ist? Ich habe die Dicke sowieso viel zu sehr verwöhnt, damals. Befriedigt rollte sie sich zusammen, biß ein Junges weg, das immer noch nicht begriffen hatte, daß Mutters Gesäuge nichts mehr zu bieten hatte, dachte ein wenig an die alten Zeiten und fiel in süßen Schlummer.

»Wo ist dein Stock?« fragte Algunde, mißbilligend die Stirn runzelnd, als Arvid zu ihr in die Veranda trat.

»Welcher Stock?« fragte der Graf zurück.

»Du weißt sehr wohl, von welchem Stock ich rede, mein lieber Hochwohlgeboren: von deinem Gehstock, den du noch mindestens einen Monat lang benutzen sollst.«

»Ach, *der* Stock ist gemeint.« Arvid grinste wie ein ertappter Tempelschüler. »Der ist ... den habe ich, ja, der ist mir aus Versehen in der Küche in die Feuerstelle gefallen ... Was will man dagegen tun ...?« Er zuckte die Achseln.

Algunde lächelte nicht, während ihr Mann langsam durch den Raum ging, um sich in dem Flechtsessel an ihrer Seite niederzulassen. Zwar hinkte er inzwischen kaum noch, aber seine Schritte, die einst wuchtig über die Dielen gestapft waren und den Boden zum Zittern gebracht hatten, waren zaghaft verhalten geworden. Er hat sich sehr verändert, dachte Algunde, die Arvid von der Seite beobachtete und ihm dabei zusah, wie er sich in dem knarrenden Sessel zurechtsetzte und dem Meer zuwandte. Seine Züge waren härter und strenger geworden, die Nase sprang schmaler aus dem Gesicht hervor; die stets ein wenig geröteten Pausbacken waren verschwunden, statt dessen wurde das Antlitz beherrscht von den scharf

geschnittenen Wangenknochen. Die blauen Augen schienen tiefer in die Höhlen gesunken zu sein, aber ihr Blick hatte an Eindringlichkeit gewonnen. Als Graf Arvid vor einigen Monden nach Sewerien aufgebrochen war, hatte ein fröhlich grinsender großer Junge Geestwindskoje verlassen – und ein ernster, bisweilen beunruhigend grüblerischer Mann war aus der Fremde zurückgekehrt.

Algunde legte Arvid die Hand auf den Arm, und er lächelte ihr zu. »Es geht sich auch ohne Stock«, sagte er. »Ich ertrage es kaum, mich mit diesem Ding an einem Spiegel vorüberhumpeln zu sehen. Es wird Zeit, daß ich mich wieder in einen ordentlichen Geestwindskojer zurückverwandle, und dabei ist mir die Krücke nur im Weg ... Das weiß ich genau.«

»Du wirst schon wissen, was gut für dich ist«, sagte Algunde. Sie schaute zu Boden, denn sie spürte, wie ihr ein paar aufdringliche Tränen in die Augen traten. Dieser warme Praiosabend war wunderschön, der leichte Wind trug den Geruch des Perlenmeeres heran, und von den Höfen des Gutes drangen die für den sich neigenden Tag so bezeichnenden Geräusche herüber, jene Laute, die Algunde immer als besonders anheimelnd empfunden hatte und die sie jetzt mit Beklommenheit erfüllten. Ach was, sagte sie sich, alles ist *fast* wie früher, aber es war das Wort ›fast‹, das ihre Augen zum Brennen brachte. Etwas hatte

sich eben doch geändert, etwas, das niemals hätte anders werden sollen. Nicht nur Arvid hatte eine Verwandlung durchlaufen, auch Algunde war nicht mehr dieselbe wie zuvor.

Während aber Arvid sich nach und nach noch einmal verändern mochte, um wieder zu dem Mann zu werden, der er einmal war (es gab durchaus Fortschritte zu beobachten; gerade in den letzten Tagen hatte seine Haut wieder etwas Farbe bekommen, seine Miene war nicht mehr gar so düster wie zuvor), hatte sie selbst sich auf eine Weise verändert, die sie als unumkehrbar empfand: Sie war zu einer Verräterin geworden, sie hatte ihren geliebten Mann gerade zu einer Zeit betrogen, da dieser dem Tode näher als dem Leben gewesen war. Das ließ sich nicht abwaschen, nicht tilgen und nicht ungeschehen machen. Und dieser entsetzliche Betrug hatte bis heute kein Ende gefunden, sondern setzte sich von Tag zu Tag weiter fort. Solange Algunde die Kraft nicht fand, ihrem Manne zu berichten, was geschehen war, solange vergrößerte sie nur den Verrat. Die in jüngster Zeit wieder häufiger werdenden Momente, da Arvid arglos und ohne Bitterkeit in die Welt blickte, schmerzten Algunde besonders, denn so glücklich es sie machte, wenn alle Schmerzen des Körpers und der Seele Arvid für eine Weile in Frieden ließen, so empfand sie doch ihr Glück als fadenscheinig und be-

droht. Es stand ihr, der Verräterin, nicht zu; es war nur geborgt, und irgendwann würde das Schicksal es zurückfordern und traurigen Zins verlangen. Sie zuckte zusammen, als ihr ein Satz einfiel, den die Gräfin Thesia von Ilmenstein während ihres letzten Besuches auf Geestwindskoje ein- oder zweimal geäußert hatte: »Nichts wird jemals vergessen!«

»Algunde, mein Herz?« sagte Arvid. »Mir war, als ob du zitterst. Dir ist doch nicht etwa kalt an diesem wunderschönen Abend?« Er sog tief und genießerisch die milde Luft ein. Auf seinem Gesicht zeigte sich wieder jene neugewonnene Ruhe, deren Anblick die Gräfin so schwer ertrug, weil sie angesichts dieser Gelassenheit ihren Verrat noch weniger einzugestehen vermochte. Hätte sie doch Gerion glauben können, der ihr kurz vor seiner Abreise nach Festum geraten hatte, einfach zu schweigen, gar nichts einzugestehen, sondern der Zeit ihren Lauf zu lassen, bis die ganze Geschichte in Vergessenheit versunken wäre. »Du weißt sehr wohl, daß Arvid krank ist und jede mögliche Schonung benötigt«, hatte der väterliche Freund auf einem windigen, regnerischen Strandspaziergang im Rahja zu ihr gesagt. »Dich plagt dein schlechtes Gewissen, da ist es verständlich, daß du dir diese Pein vom Hals schaffen willst, aber dann gesteh dir auch ein, daß es dir mit deiner Ehrlichkeit um dich geht und darum, dein Gemüt von der schmer-

zenden Last zu befreien, nicht aber um Arvids Wohl. Wie wir nun wissen, ist er am äußersten Rand des Lebens entlanggetaumelt und hatte das Rauschen von Golgaris Schwingen schon in den Ohren. Also schon ihn gefälligst, belästige ihn nicht mit einer Ehrlichkeit, die er möglicherweise gar nicht einfordern würde. Ich halte, was du deinen ›Verrat‹ nennst, ohnehin um einen verzeihlichen Streich, den dir Rahja gespielt hat. Wenn du deine kleine Verwirrung vor dir selbst unbedingt als Betrug und Treulosigkeit bezeichnen mußt, dann leide halt still darunter, daß du eine ›gemeine Verräterin‹ bist, aber laß den guten Arvid gefälligst in Frieden gesund werden. Dein Schweigen wird dir zur Last werden, aber dieses Opfer mußt du bringen. Dich verlangt es nach der Sühne, um dich reinzuwaschen, aber ich sage dir, du bist niemals schmutzig gewesen, und wenn du dennoch unbedingt sühnen willst, dann tu es, indem du dein eigenes Schweigen erträgst – das wird dir wie gesagt nicht leichtfallen. Man soll den Göttern dienen, das ist wahr, aber einem jeden zu seiner Zeit. Der Herr der Wahrheit ist ein gnadenloser Gott, doch Arvid hat gerade jetzt jede Gnade verdient, also dien zuerst Travia, der Barmherzigen! Praios wird schon irgendwann selber Sein Recht einfordern – darauf kannst du dich verlassen.«

Algunde hatte Gerions Rat zunächst gern ange-

nommen. Tatsächlich war Arvid kurz nach seiner Rückkehr in keiner Verfassung gewesen, daß sie ihm mit einem Geständnis Schmerzen bereiten mochte. So hatte sie geschwiegen, aber das Schweigen war ihr nach und nach zu einem Gefängnis geworden. Irgendwann nämlich hatte morgens beim Aufwachen der Gedanke in ihrem Sinn gestanden, daß ein so einfacher Weg wie das Schweigen niemals der richtige sein könne und daß sie ihre Schuld mit jedem Tag vergrößerte, an dem sie stumm blieb. Da war Algunde an Gerions Rat und ihrem eigenen Entschluß irre geworden, aber Arvid hatte bereits wieder seit über drei Wochen auf Geestwindskoje gelebt. Für ein Geständnis war nun zuviel Zeit vergangen. Das Schweigen mußte aufrechterhalten bleiben, und Algunde war in ihm gefangen wie in einem Verlies. Und wie es jemandem ergeht, der in einem zu engen Gehäuse steckt: Er reibt sich mit jedem Tag heftiger an den beengenden Wänden, bis er an nichts anderes mehr denkt als an die Lage, in der er sich befindet.

Nein, der Magier hatte keinen guten Rat erteilt, entschied Algunde. Es mochte der richtige Rat für einen Menschen wie Gerion selbst gewesen sein, aber sie war aus ganz anderem Holz geschnitzt ...

Arvid unterbrach ihre Gedankenkette. »Was ist nur in letzter Zeit in dich gefahren, mein Herz? Ständig ist deine Stirn umwölkt wie ein Gipfel im Ehernen

Schwert. Glaub deinem heftigsten Verehrer: Soviel Ernst steht dir nicht. Du hast Augen, die zum fröhlichen Funkeln gemacht sind – das mußt du bedenken! Traurig gucken können auch Kühe ...«

Beide lachten. Der Wind wehte die Düsternis von der Veranda in das Dünenland hinein. Algunde beobachtete, wie sich das fast reife Korn rechts und links von der Allee zur Küstenstraße unter dem Lufthauch in sanften Wellen bewegte wie die Oberfläche eines Sees. Zwischen den Alleebäumen entdeckte sie eine kleine Menschengruppe. Die Leute, zwei Erwachsene und einige Kinder, scharten sich um einen Handwagen, den das Paar zog.

»Sieh doch nur«, sagte die Gräfin, »die Leute sehen aus wie Marissja, Lento und ihre Kinder! Wo die wohl so spät noch hinwollen? Es ist doch schon fast dunkel.«

»Nun, dann haben sie sich ja gerade noch rechtzeitig auf den Weg begeben«, stellte Arvid fest. »Ich habe Marissja nämlich angewiesen, mitsamt ihrem Pack bis spätestens zum Einbruch der Nacht Geestwindskoje zu verlassen. Hm, sie scheinen zu gehorchen. Fein, fein ...« Er zeigte nach Norden, wo schemenhaft ein kleiner Einspanner zu sehen war. »Schau nur, die Kutsche ist auch recht spät noch unterwegs. Ob die ...«

»Warum hast du die Köchin davongejagt?« warf

Algunde ein. »Was hat sie sich zuschulden kommen lassen?«

Arvid winkte ab. »Nichts Erzählenswertes ... Sie hat aufrührerische Reden geschwungen.«

»Marissja, aufrührerische Reden ...? Das kann ich kaum glauben. Sie ist doch sonst immer so beflissen ...«

»Dummes Zeug hat sie geredet ... Gehässige Worte, die ich nicht hören mochte. Sie ist eine mißgünstige, böse alte Juffel!«

»Da hast du schon recht.« Algunde lächelte. »Ich konnte sie noch nie leiden – und sie mich noch weniger, vermute ich. Aber sie und ihr Lento leben doch schon seit ewigen Zeiten auf Geestwindskoje. Viel länger als ich jedenfalls. Was hat sie denn nur gesagt, das meinen lieben Mann sosehr aufgebracht hat?«

»Ich mag es nicht wiedergeben ...«

Die Gräfin tätschelte Arvids Hand. »Nun sag schon ... Ich platze vor Neugierde. Welche Worte des Aufruhrs muß man wählen, um den Bornbär in Wallung zu bringen?«

Arvid erwiderte Algundes Lächeln nicht. »Laß gut sein«, bat er. »Hör auf, in mich zu dringen.«

»Ach, nun spreiz dich nicht so!« setzte die Gräfin von neuem an. »Was hat meinen liebsten Gemahl nur ...« Ein schrecklicher Gedanke schoß ihr durch den Kopf, sie unterbrach sich mitten im Satz. Eine plötzliche Beklommenheit schnürte ihr die Kehle zu. »Ich

glaube, ich weiß, was Marissja erzählt hat«, murmelte sie nach mehrmaligem heftigen Räuspern. »Bitte, Arvid, schau mich an!«

Ihr Mann sah weiter über das Land hinaus. »Was soll sie schon gesagt haben?« brummelte er. »Daß meine Leute schlecht behandelt werden, daß die Bauern in Geestwindskoje hungern müssen, daß die Mägde und Knechte ...«

»Bei allen Zwölfen!« rief Algunde dazwischen. »Du bist noch nie ein guter Lügner gewesen – niemals ein so guter wie ich ... Ich will dir sagen, was Marissja dir berichtet hat: Sie hat dir von Matajew und mir erzählt, nicht wahr?«

Der Graf schwieg.

Algunde glitt aus dem Sessel und ließ sich vor Arvid auf den Boden sinken, um ihm die Wange auf das Knie zu legen. »Bitte verzeih mir!« sagte sie mit matter Stimme. »Bitte, ich kann es nicht erklären ...« Sie seufzte schwer. »Ach, ich bin so froh, daß es endlich heraus ist. Mach mit mir ...«

»Ich wußte es längst«, sagte Arvid dazwischen. »Komm steh auf! Ich möchte nicht, daß du dort kniest.« Er streckte Algunde die Hand entgegen, um ihr beim Aufstehen behilflich zu sein. Sie zog sich hoch und ließ sich dann wieder in ihrem Sessel nieder. »Aber woher ...?« setzte sie an.

»Von Gerion. Er hat mir alles berichtet, auch von

deinen Gewissensnöten und wie bitter du alles be-reust, was geschehen ist. Und er hat mich gebeten, dir zu verzeihen. Und eben das habe ich getan ... Ich hät-te niemals von der Angelegenheit gesprochen, wenn du mich nicht dazu gezwungen hättest ...« Er schüt-telte lächelnd den Kopf. »Gerion hat übrigens auch prophezeit, daß die Sache früher oder später von al-lein ans Licht käme. ›Das wird der Herr Praios sich nicht nehmen lassen«, hat er gesagt, der alte Lästere-r. ›Einen wohltuenden Mantel von etwas fortzureißen, das ist Ihm das liebste ...‹«

Algunde räusperte sich wieder. »Was ... was soll denn nun geschehen?« fragte sie mit heiserer Stimme.

»Wie meinst du das? Was soll denn wohl Besonde-res geschehen? Die Zeit wird vergehen, ich werde allmählich wieder gesund werden, und wir werden freundlich und zärtlich zueinander sein, wie es sich für gute Eheleute gehört.«

»Aber ...« Algundes Schultern hoben sich, ihre Un-terlippe bebte.

Arvid erfaßte ihre Schulter. »Bitte, mein Herz, wei-ne nicht. Erspar uns das. Deine Tränen zu sehen, hat mich schon immer sehr geschmerzt.«

Algunde zwang sich zu einem Lächeln. Ihre nassen Wimpern zwinkerten ein paar einzelne Tropfen fort. Plötzlich sprang sie auf und schickte sich an, von der Veranda in den Vorgarten hinauszulaufen.

»Halt! Warte doch!« rief Arvid. »Was hast du vor?«

Die Gräfin blieb stehen. »Ich will sie zurückholen«, erklärte sie, »Marissja und ihre Familie. Schließlich hat die Köchin die Wahrheit gesagt. Wie kannst du sie bestrafen und mich verschonen? Das ist nicht gerecht.«

»Ich weiß seit einiger Zeit kaum mehr, was Gerechtigkeit ist, aber ich weiß eines genau: Was immer du getan hast, du hast es nicht aus Bosheit getan. Nein, ich kenne dich, mein Herz, du hast niemandem etwas Böses gewollt. Das Schicksal legt bisweilen seltsame Schlingen aus. Du bist in eine solche Schlinge geraten und hast dich verstrickt, aber gewiß hast du niemandem etwas zuleide tun wollen. Marissja hingegen ist eine böse Frau. Sie gibt vor, *mir* einen Dienst zu erweisen, dabei will sie nur eines: *dich* leiden sehen. Warum sollte sie sich plötzlich um mein Wohlergehen kümmern? Menschen wie Marissja sorgen sich um niemandes Wohl, nicht einmal um das eigene. Nein, das Böse wollen sie säen und sich daran ergötzen, wie die Saat aufgeht. Dann können sie sich sagen, daß sie es waren, die das üble Wachstum in Gang gesetzt haben, und sich einreden, daß sie irgendwelche Macht besäßen ...

Algunde, ich sage dir, das Böse ist mitten unter uns. Ich habe seine schreckliche Gestalt in der Schlacht bei Notmark gesehen, seine vielen eklen

Formen, und ich habe eines verstanden: Ich kann mich nicht damit abfinden! Ich muß es bekämpfen, wo immer es sein häßliches Haupt erhebt, und ich dulde es nicht mehr in meiner Nähe – nicht einmal seine schäbigen kleinen Komplizen wie Marissja.

Was bedeutet schon dein kleiner Seitensprung, mein Herz, im Angesicht der finsternen Dinge, die sich ringsumher zusammenbrauen? Dank mir nicht dafür, daß ich dir verzeihe, denn das Verzeihen fällt mir nicht schwer. Ich habe in Welten geschaut, die unseren Blicken eigentlich verschlossen sein sollten, und ich glaube, ich habe so manche Erkenntnis gewonnen, von der ich mir zuvor nicht hätte träumen lassen. Eine sehr einfache Einsicht ist die folgende: Es mögen Schmerzen und Verwirrung daraus entstehen, wenn jemand seiner Leidenschaft folgt, aber viel schrecklicher ist es, wenn die Menschen nur noch ihrer Machtgier folgen ...«

Er brach ab, sann kurz nach und schüttelte lächelnd den Kopf. »Dieser Gerion, dieser krausköpfige alte Quertreiber! Aber immerhin, er hat uns eine Gnadenfrist verschafft, die wir gut gebrauchen konnten. Komm in meine Arme, mein Herz, mich verlangt nach warmer Molligkeit ...«

»Du bist ein guter Mann«, murmelte die Gräfin, während sie die Arme um Arvids breiten Rücken schloß, »ein so guter Mann, ein besserer, als ich je verdient hätte.«

Der Graf legte ihr die Hand auf die Lippen. »Was soll das heißen: ›verdient‹?« fragte er mit ernster Stimme. »So darfst du nicht sprechen. Unter Menschen, die einander lieben, soll man nichts verrechnen, nichts mit gar nichts. Daran wollen wir uns fortan halten, mein Herz ...«

Als die Dämmerung endgültig der Nacht gewichen war, saß das Geestwindskojer Paar noch immer auf der Veranda und blickte in die Ferne. Algunde, die ihre schlafende Tochter Selissa auf dem Schoß liegen hatte, streichelte dem Kind gedankenverloren über den warmen runden Bauch. Sie hatte einmal in einem Buch über Khunchom den Ausdruck ›Nächte wie aus Seide‹ gefunden, und heute war eine solche Nacht. Es hatte im eben verstrichenen Monat der Rahja etliche wunderschöne Mondnächte gegeben, aber diese war ganz gewiß die schönste des Jahres: Der Wind hatte sich gelegt, das bleiche Licht des vollen Madamals, das im Osten dicht über dem Horizont am Himmel stand, fiel auf ein Bild vollkommener Ruhe. Silberhelle Flächen – die Felder mit der kurzhalbmigen Gerste – umgaben das Gutshaus, unterbrochen von den langen tiefschwarzen Schatten einzelner Bäume und Buschgruppen. Am sternengesprenkelten Himmel waren die taumelnden, unruhigen Schatten jagender Fledermäuse auszumachen. Hin und wieder stürzte

eines der Tiere auf das Haus herab, um still und gedankenschnell, kaum einen Schritt von dem Paar entfernt, an der Veranda vorüberzuhuschen.

Fast so deutlich wie am Tag sah man die dunklen Hügel der Dünen und an ihrem Fuß die leicht gewundene schimmernde Linie der Straße von Festum nach Vallusa. Vom Haus zur Straße zog sich das dunkle Band der Kastanienallee. Auch hier zeigte sich das Wechselspiel zwischen schwärzesten Schatten und hellen Flächen, dort, wo das Mondlicht zwischen den mächtigen Stämmen hindurchfiel.

Eine einzelne Laterne wanderte als leuchtender, hüpfender Punkt zwischen den Stämmen entlang.

»Wer ist denn da noch so spät unterwegs, mein Herz?« fragte der Graf. »Späh doch einmal scharf aus – deine Augen sind besser als meine!«

Algunde beugte sich ein wenig nach vorn. »Da gehen zwei«, sagte sie, »ein großer Dünner und ein kleiner Junge. Bei allen Zwölfen, das sind Wassjef und Erborn! Mir scheint, die Herren machen tatsächlich einen Mondscheinspaziergang.«

»Das kann doch nicht angehen!« brummte Arvid. »Der Junge sollte längst im Bett liegen!«

Algunde lachte leise. »Wer mag in einer solchen Nacht ins Bett gehen, mein Lieber? Solche Nächte gibt es nicht oft – man soll sie nicht verschlafen ...«

Der Graf seufzte behaglich. »Ja, du hast recht. Wer

diese Nacht verpaßt, der hat etwas versäumt. Dennoch, mein Herz, wir leben in finsternen Zeiten, und der Junge ...«

»Ach, laß gut sein, Hochwohlgeboren. Er ist ja nicht allein. Wassjef ist bei ihm, und der ist nun schon fast ein Erwachsener, will ich meinen.«

»Ja«, sagte Arvid, »das ist mir auch schon aufgefallen. Die Reise nach Sewerien scheint auch ihn verändert zu haben. Erborn hat das gleich gemerkt. Ein paar Tage, nachdem wir zurückgekehrt waren, Wassjef und ich, schlich sich unser Stammhalter in mein Schlafzimmer, um sich über Wassjef zu beschweren. Er könne mit ihm nun gar nichts mehr anfangen, klagte er. Viel zu erwachsen sei Wassjef in der Fremde geworden, zum Spielen taue er jedenfalls überhaupt nicht mehr; und wir sollten uns einmal überlegen, ob es sich überhaupt lohne, auf Geestwindskoje einen Pagen zu halten, der gar keinen Spaß mehr machen könne. Er, Erborn, werde diesem Tropf gewiß keine Träne nachweinen ...«

»Bisweilen kann sich unser Sonnenschein schon in eine echte Kröte verwandeln«, erwiderte Algunde kopfschüttelnd. »Ob es sich noch lohne ... Soso. Und was hast du ihm geantwortet?«

»Nun, was wohl? Ich habe gesagt, daß ich Wassjef gleich am nächsten Morgen vom Hof jagen würde. Solle er doch sehen, wo er ein Dach über dem Kopf

und etwas zu essen finde. Es mache sowieso nichts aus, wenn ein so schlechter Page einfach verhungere ... Ha, da hättest du Erborns Augen sehen sollen! Erst hat er gar nicht gewußt, was er sagen sollte. Doch dann hat er sich mit seiner ganzen Wortgewalt für Wassjef eingesetzt und gepredigt wie ein Geweihter im Tempel: Wassjef sei ein so guter Junge, und eigentlich gebe es, alles in allem gesehen und genaugenommen niemanden in ganz Geestwindskoje, mit dem man so gut spielen könne wie mit ihm. Er, Erborn, werde völlig einsam sein, geradeso wie in den letzten Monden, als Wassjef auf Reisen war. Das könne ich ihm, bitte, bitte, nicht antun. Ich solle nur einmal mit dem Pagen reden, damit dieser nicht immer so ernst gucke ... Nun ja, da habe ich dann nur noch darauf hingewiesen daß Wassjef gucken dürfe, wie er wolle, und daß man ihm vielleicht erst einmal ein bißchen Zeit geben müsse, damit er mit dem Spielen wieder besser zurechtkomme ...

Eigentlich bin ich ganz froh, wenn ich die beiden auf ihrem Nachspaziergang sehe: Sie haben sich also wieder zusammengerauft. Vielleicht tut es auch Wassjef gut, wenn er wieder für eine Weile richtig jung sein darf.«

»Also ist er deiner Meinung nach doch noch kein echter Erwachsener«, stellte Algunde lächelnd fest. »Aber dann dürften die beiden nicht mitten in der

Nacht durch die Gegend streifen. Man sollte sie also zurückholen lassen.«

»Nein, nein, wir lassen sie ziehen«, entschied Arvid. »Wer mag in einer solchen Nacht ins Bett gehen – nicht wahr?«

Das Paar verfolgte schweigend, wie die Laterne am Ende der Allee auf die Straße schwenkte und sich in Richtung auf das Dorf entfernte. Als Algunde sich nach einer Weile wieder dem Grafen zuwandte, zeigten ihr dessen gleichmäßige Atemzüge an, daß er eingeschlafen war. »So ist es richtig«, murmelte sie. »Schlaf, mein lieber Hochwohlgeboren, damit du wieder ganz gesund wirst. Du bist ein so guter Mann.«

Die kleine Selissa auf Algundes Schoß erwachte und regte sich. Die Gräfin erfaßte sie unter den Schultern, hob sie hoch und drehte sie so, daß sie zu Arvid hinüberschaute. »Sieh ihn dir an«, flüsterte sie in das winzige Kinderohr. »Du kannst wirklich froh sein, einen solchen Vater zu haben, jaja, kleine Dame, aber wieviel glücklicher kann eine Frau sein, ihn zum Mann zu haben.«

Algunde blickte auf und stellte fest, daß die Fledermäuse vom Himmel verschwunden waren. Von Südwesten her, von Tobrien, zogen dichte Wolken auf. Ein kühler Wind trieb sie vor den Mond, und das Silberlicht über dem Land erlosch. Auch die Sterne,

Phexens Gruß an die nächtlichen Wanderer, wurde einer nach dem anderen von der Wolkenwand verschluckt. Die Nacht hatte ihre Schönheit verloren. Al-
gunde weckte ihren Mann und trug ihr Töchterlein ins Haus. Wenn sie gewußt hätte, daß sie in dieser Nacht zum letzten Mal auf der alten Veranda von Geestwindskoje gesessen hatte, hätte sie der plötzlich aufkommenden Kühle vielleicht noch ein wenig länger getrotzt. Aber die Götter gewähren uns keinen Blick auf die nächste Stunde, den nächsten Tag und den nächsten Mond. Und das ist gut so, denn alles andere – das ist gewiß – könnten wir nicht ertragen.



31. Kapitel



*Auf der Bornstraße und an der Perlenmeerküste im Praios
1021 n. BF.*

Auf dem Marsch

Der Tag war einer von jener Art, wie sie der Herr Praios bisweilen nutzt, um die Menschen seine ganze Macht erahnen zu lassen. Sein gleißender Schild stand hoch am wolkenlosen Himmel, seine Hitze legte sich wie ein schweres Wolltuch auf das staubbedeckte Land, brachte alle Dinge zum Flimmern, die in der Ferne lagen, und heizte die Luft so auf, daß man beim Atmen ihre bedrängende Wärme in den Lungen spürte.

Die Reiter auf der Straße von Rodebrannt nach Festum hatten die Helme an den Sätteln befestigt, aber die Hitze wurde dadurch nicht erträglicher, denn kein Lüftchen regte sich, um die schweißnassen Köpfe zu kühlen. Schweiß stand auch in schaumigen Flocken auf den Flanken der Pferde. Die Tiere nutzten die Zügelfreiheit, die die Reiter ihnen ließen, um die müden Köpfe tief über dem Straßenpflaster hän-

gen zu lassen, während sie langsam und mit schleifenden Hufen vorwärtsschritten.

Für ihre äußerste Erschöpfung hatten die Pferde einen guten Grund, denn jeder der Reiter, die sie auf dem Rücken trugen, hatte Arm- und Beinschienen, Kettenwerk oder anderes Rüstzeug und einen schweren bronzenen Brustpanzer angelegt. Jeder trug zusätzlich zu Schwert und Dolch, zu Morgenstern oder Streitkolben die schwere Ritterlanze – senkrecht gestellt, mit buntem, aber schlaff herabhängendem Fähnchen –, und fast jeder hatte auf dem Rückenteil seines Panzers ein Paar riesiger Flügel befestigt. Zwei Arten von Schwingen waren zu sehen: die den Flügeln des Drachen nachempfundenen und die braungefiederten rotspitzigen Fittiche der großen Adler.

Die Reiter zogen zu zweit oder zu dritt die Straße entlang, fast sechzig an der Zahl. Der von den Hufen aufgewirbelte Staub stieg bis zu den Pferdeböcken auf, so daß die Häuse und Köpfe der Pferde und die mit dem gewaltigen Schmuck bestückten Körper der Reiter auf einer lehmgelben Wolke zu schweben schienen. Über den blinkenden Lanzenspitzen schien die Luft zu vibrieren. Den ›Geflügelten‹ folgte ein mehr als hundertköpfiger Troß von Waffenknechten, die die Packtiere und die Versorgungskarren führten. Dann kamen in einigem Abstand weitere leichte Reiter, Banner von Infanteriesoldaten und schließlich

noch einmal ein Zug von Maultieren, Ochsenkarren, Hundewagen, Handkarren und ähnlichen Gefährten, die teils die Versorgungsgüter der Soldaten, teils die Habe des inzwischen recht zahlreich zusammengekommenen Marketendervolkes transportierten.

»Welche Stimmung herrscht denn hier?« rief Thesia von Ilmenstein, die gemeinsam mit Wahnfried von Ask und der Baronin Mirhiban an der Spitze des Zuges ritt, laut nach hinten über die Köpfe der Reiter hinweg. Die Gräfin trug eine Brünne mit einem Adlerschwingenpaar, dessen rotspitzige Schwungfedern in der Sonne leuchteten, dazu schwarzeiserne Armschienen, einen ebenfalls mattschwarzen Kettenrock und schenkelhohe Stiefel aus sandfarbenem Leder. Der mit einem Schwanz aus schwarzem Pferdehaar geschmückte Helm hing seitlich am Sattel hinab. Zum Schutz gegen die Sonne hatte die Gräfin den von ihr so geschätzten breitrempigen Hut mit der blauen Straußenfeder aufgesetzt.

Graf Wahnfried, der zur Linken der Ilmensteinerin ritt, war angetan mit Brustpanzer und Kettenbeinlingen und hatte die Drachenflügel seines Hauses aufgeschnallt. Die gewaltigen Schwingen schienen nur auf den ersten Blick von düsterer olivbrauner Farbe zu sein. Bei näherem Hinsehen – und bei einem bestimmten Lichteinfall – sah man die matte rauhe

Haut in allen Farben des Regenbogens schillern. Mirhiban, die sich an Thesias rechter Seite von dem kleinen Shadifhengst Barönchen vorwärtstragen ließ, hatte einen weißen Leinenumhang über die Schultern geworfen. Sie trug eine knappgeschnittene Lederrüstung und rote Schnürsandalen; ein breiter Khunchomer war mit einer Kette an ihrem leuchtendroten Gürtel befestigt.

»Wir sind doch nicht auf dem Weg zu einer Gnitzenbeerdigung in Gradnochsjepengurken«, fuhr die Gräfin nach einem Moment des Schweigens fort, in dem nur das müde Klappern der Hufe zu hören war, »sondern wollen ein paar Leuten eine Lektion erteilen, die eine Belehrung dringend benötigen. Kein Grund zum Trübsal blasen, wie mir scheint. Wie wäre es statt dessen mit einem Lied?«

»O ja!« rief Mirhiban voller Begeisterung. »Wie wär's mit ›Bornlands Augen ruhen auf euch‹?« Ohne eine Antwort der Mitreitenden abzuwarten, stimmte sie das alte bornische Marschlied an, das sie vor etlichen Jahren von der Gräfin gelernt hatte. Ihre helle Stimme erhob sich schmetternd, Thesia und der Asker stimmten ein, und auch die anderen Reiter nahmen nach und nach das Lied auf: »Land der Helden, Land am Born!«

Als nach einer recht kurzen Frist der Gesang wieder verstummt war – er war ohnehin nie recht in

Schwung gekommen –, wischte sich Thesia mit dem Handrücken über die Stirn und wandte sich an Mirhiban. »Puh, ›Bornlands Augen‹ zu singen, macht die Hitze auch nicht erträglicher. Aber wenn ich dich so ansehe und dein vergnügtes Lächeln bemerke, will mir wahrhaftig scheinen, dir gefällt ein solches Wetter, du Heidenkind aus der Wüste.«

Die Angesprochene nickte heftig. »Gewiß, gewiß. Ringsumher ist es warm und hell. Warum sollte ich ein solches Wetter nicht lieben? Jeder sollte es zu schätzen wissen, finde ich.«

»Und wenn du einen solchen Panzer trägst wie wir – wäre dir dann immer noch nicht zu heiß?«

»Ich wüßte nicht, warum. In einem solchen Gehäuse ist es doch sicher sehr schattig, denke ich ... Du weißt, wie gern auch ich solche Flügel trüge. Ich würde sie nicht ablegen, und wenn die Sonne noch hundertmal heißer brennen würde.«

»Die Schwingen sind gewiß nicht dazu gemacht, an einem solchen Tag getragen zu werden«, warf Baron Eschenfurt, der unmittelbar hinter den Frauen ritt und ihrem Gespräch gelauscht hatte, mißgelaunt ein.

»Pah!« machte die Gräfin. »Es wurde entschieden, daß wir unseren Schmuck beim Aufbruch anlegen und erst wieder ablegen, wenn wir den Feind bezwungen haben. Bei uns soll es nicht zugehen wie bei Uriels Schar, wo sich die Bronnjaren offenbar ihrer al-

ten Wurzeln schämen. Im Schmuck unserer Schwingen werden wir Sewerier zum Schlachtfeld reiten, und in ihrem Schmuck werden wir siegen ... oder untergehen«, ergänzte sie mit einem spöttischen Lächeln. »Lieber Ugo, bedenke, die Menschen, denen wir unterwegs begegnen, erwarten von uns, daß wir uns als die ›Geflügelten‹ zu erkennen geben. Also will ich nichts davon hören, daß wir die Flügel abschnallen könnten, nur weil die Sonne heute ein wenig hitziger als sonst auf unsere Köpfe scheint.«

»Ich kenne die Absprache sehr wohl«, erwiderte der Eschenfurter, »und niemand sagt, daß wir die Schwingen ablegen sollten ... Ich wollte nur ...«

Mit ernster Stimme wandte sich nun der Graf von Ask an den Baron, um ihm ein paar Worte der Ermahnung zukommen zu lassen. Thesia jedoch hörte dem Gespräch nicht mehr zu. Sie hatte sich zurückfallen lassen, um den Troß zu überprüfen. Als sie zurückkehrte, schloß sie sich den beiden Männern nicht wieder an, sondern lenkte ihren Falben dicht an Mirhibans Shadif heran. »Soso, eine dieser alten Brünnen zu tragen, würde dir nichts ausmachen, behauptest du?«

Mirhiban nickte.

»Nun gut, dann werde ich einen Plan umändern müssen und überstürzen, was eigentlich in aller Ruhe hätte geschehen sollen.«

Die Baronin hob fragend die Brauen. »Ich fürchte, ich verstehe nicht ...«

Thesia warf ihr einen grimmigen Blick zu. »In etwa einer Stunde halten wir Mittagsrast. Warte nur bis dahin. Dann wirst du schon verstehen, was ich meine.«

Rechtzeitig zur Mittagsrast hatte der Zug der Sewerier die staubige Ackerflur hinter sich gelassen und wieder den Schatten des Waldes erreicht. Als von Graf Wahnfried das Zeichen zum Halten gegeben und von den Weibeln nach hinten weitergebrüllt worden war, verließen die Reiter und Fußsoldaten nach rechts und links die Straße, um sich in endlos langer Linie unter den Bäumen des Waldrandes niederzulassen. Jetzt legten auch die ›Geflügelten‹ ihre Brünnen ab, während sie darauf warteten, daß die Wasserwagen, die zuerst die Infanteristen versorgten, wie es üblich war, bis zur Spitze der Kolonne vorgeückt waren.

»Komm mit!« forderte Thesia ihre tulamidische Freundin auf und ging auf die Troßwagen zu. »Die Junkerin Elida von Ebrin-Elenau läßt dich grüßen. Sie wäre gern mit uns geritten, fühlte sich aber zu schwach.«

»Sie ist eine gute Frau«, sagte Mirhiban. »Mich wundert, daß sie sich überhaupt an mich erinnert. Sie

lud mich ein, als ich gemeinsam mit ihr auf Ilmenstein weilte. Ich habe sie ein paarmal besucht, und wir haben nächtelang geschwatz't. Sie versteht es, spannende Geschichten zu erzählen ... Wie gesagt, es erstaunt mich, daß sie mich grüßen läßt. Menschen ihren Alters merken sich sonst kaum einmal ein neues Gesicht ...«

»Du mußt sie tief beeindruckt haben«, warf Thesia ein.

»Ach was, womit denn?«

»Was weiß ich ... Du kennst deine Vorzüge selbst am besten. Immerhin hat die Junkerin mir ein Geschenk für dich mitgegeben.«

»Ein Geschenk auch noch!« Mirhiban hob verwundert die Brauen. »Wenn ich nur wüßte ...«

Die beiden hatten den von Thesia gesuchten Wagen erreicht, und die Gräfin schwang sich auf den Bock, um von dort aus auf die Ladefläche unter der Plane zu kriechen. Mirhiban hörte sie im Innern des Wagens eine Weile heftig herumfuhrwerken, bis sie wieder zum Vorschein kam. Sie trug in einer Hand eine Messingbrünne, die für einen Frauenkörper gegossen worden war, und in der anderen ein etwa eineinhalb Schritt langes unförmiges Stoffbündel. Der Stoff war recht schlampig verschnürt und gewickelt, so daß auf einer Seite ein paar braune Federn mit roten Spitzen aus dem linneren Bündel herausschauten.

Mirhiban starrte aus weitaufgerissenen Augen auf die sperrige Leinenrolle, hob eine Hand vor den Mund und wich langsam ein paar Schritte zurück. »Das kann doch nicht wahr sein!« stammelte sie kaum hörbar.

Die Gräfin warf den Brustpanzer achtlos vom Bock hinab in das Gras neben der Straße. Dann hielt sie ihrer Freundin das Bündel hin. »Nun nimm es mir schon ab! Leider bin ich bei unserem Aufbruch nicht mehr dazu gekommen, es ordentlich einzuwickeln – das mußt du mir nachsehen. Ich ...« Sie brach ab, denn die Baronin hörte ihr offensichtlich nicht mehr zu. Mit einem stillen, entrückten Lächeln auf den Lippen machte sie sich an den Knoten zu schaffen, die den Stoff zusammenhielten, und löste sie mit geschickten Fingern. Endlich fiel die Leinenbahn herab. Ein leises Knistern war zu hören, als sich die von ihrer Hülle befreiten Federn strafften.

Mirhiban legte einen Flügel behutsam auf den Boden und betastete das Gefieder des anderen so vorsichtig, als wäre es ein Spinnenweb. Erst nach einer Weile wagte sie es, einzelne Federn zu glätten oder zurechtzurücken. Endlich hielt sie die Schwinge auf Armeseilänge von sich fort, um langsam den Blick darüber wandern zu lassen. »Wunderschön«, murmelte sie.

»Nun, ein wenig staubig sind sie«, bemerkte Thesia. »Sie wurden sehr lange nicht mehr getragen.«

Plötzlich fiel die Starre von der Tulamidin ab. Mit gekreuzten Beinen ließ sie sich im Gras nieder, nachdem sie die beiden Flügel und die Brünne in ihrer Nähe abgelegt hatte. Man sah ihren hastigen Bewegungen an, daß sie sich mindestens drei Hände gewünscht hätte, um gleichzeitig Grünspanflecken von der Brünne und Staubflusen von den Schwingen zu wischen, um das Gefieder weiter zu glätten und um die Schienen und Riemen zu untersuchen, mit denen die Flügel auf der Rückseite des Brustpanzers befestigt werden konnten. »Ich kann es einfach nicht fassen!« stieß sie kopfschüttelnd hervor. »Wieso gerade ich? Ich meine, die Junkerin Elida ...«

»Sie hat keinen Erben«, unterbrach sie Thesia. »In einem solchen Fall fallen die Flügel – und damit das Recht, sie zu tragen – beim Tod des letzten Trägers an das Haus Ilmenstein zurück, auf daß das Oberhaupt des Hauses beides von neuem vergibt. Daß allerdings jemand sein Flügelpaar zu Lebzeiten zurückgegeben hat, ist noch nicht vorgekommen, soweit ich mich erinnere. Wenn die Junkerin einen anderen Nachfolger benannt hätte, so hätte ich ihren Wunsch wohl berücksichtigen müssen, allein um ihrem Alter, ihrer Ehrenhaftigkeit und unverbrüchlichen Treue Genüge zu tun, aber sie hat ausdrücklich gewünscht, daß du ihre Nachfolgerin sein sollst.«

»Sie ahnt ja nicht, welche Freude sie mir damit ge-

macht hat«, murmelte Mirhiban. »Jeder, der mit dir am Kopf des Zuges reitet, hat solche Schwingen, sogar der Eschenfurt, der die seinen noch nicht einmal gern trägt und mault und mault, seit das Wetter ein wenig schöner geworden ist.« Inzwischen hatte sie die Adlerflügel an dem Messingpanzer befestigt. Mißtrauisch wanderte ihr Blick über die Brünne, die einem schlanken Frauenkörper nachmodelliert war. »Die Junkerin muß in ihrer Jugend eine recht zierliche Person gewesen sein – hoffentlich paßt mir die überhaupt.«

»Warte, ich helfe dir beim Anschnallen.« Da der Panzer inwärts gepolstert war, streifte Mirhiban – ohne sich durch die ungläubigen Blicke einiger Soldaten stören zu lassen – ihr Obergewand ab und warf es zur Seite. Thesia trat zu ihr, half ihr in die Rüstung und zurrte die Riemen an der Seite der Brünne fest. »Fertig!« verkündete sie und trat ein paar Schritte zurück, um ihre Gefährtin besser betrachten zu können. »Wie trägt es sich? Ist es nicht zu schwer?«

»Kein bißchen«, verkündete Mirhiban, nachdem sie sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht geblasen hatte. »Ich spüre den Panzer überhaupt nicht ... Er ist federleicht ... Ob er von den Flügeln getragen wird ...?«

Thesia lachte. »Du bist wirr im Kopf. Das Trumm ist keineswegs federleicht, und es wird gewiß nicht von den Flügeln in die Höhe gehoben. Wir wollen se-

hen, ob du den Panzer nicht bald verfluchst, wenn wir erst wieder unter der Sonne reiten ...«

»Niemals!«

Thesias Miene wurde ernst. »Von der Leichtigkeit der Brünne abgesehen – was spürst du noch?«

Mirhiban horchte mit geschlossenen Augen in sich hinein. »Da ist etwas, aber ich kann es nicht benennen. Was sollte ich den spüren?«

»Das kann ich dir auch nicht genau sagen, meine Flügel sind von anderer Art als deine ... Eine gewisse Zuversicht vielleicht?«

Mirhiban maß die Gräfin mit einem festen Blick. »Wenn dem so wäre, das würde ich niemals bemerken. Ich verspüre immer eine große Zuversicht, wenn ich an deiner Seite reite ...«

Eine knappe Stunde später – der Schild des Herrn Praios stand noch immer hoch und sengend am Himmel – setzte sich der Zug der Sewerier wieder in Bewegung. Als Mirhiban nach einiger Zeit von der Gräfin gefragt wurde, ob sie nun begreife, welche Mühsal die Flügelträger in der Hitze zu erdulden hätten, antwortete sie erst, nachdem Thesia die Frage wiederholt hatte. Die Baronin hatte die Worte ihrer Freundin kaum verstanden, sie hatte mit aller Aufmerksamkeit dem kaum hörbaren Rauschen gelauscht, das beim langsamen Vorwärtsreiten in den

Schwingen entstand. »Nein«, sagte sie endlich, »nein, es ist keine Last, die Schwingen zu tragen ... Ich spüre sie kaum.«

Nicht nur auf der Bornstraße, nein, fast überall war dieser Tage das Stampfen marschierender Füße zu hören. Längs der Perlenmeerküste rückte Uriels Haufe vor. Oberst Zornbrecht und der Graf waren übereingekommen, auf eine Belagerung Neersands zu verzichten. Als die Truppe vor den Mauern der Hafenstadt eingetroffen war, hatte sich bald gezeigt, daß Tjeika den kleinen Vorsprung, den sie vor den Soldaten ihres Vaters hatte, geschickt und voll zornigen Eifers dazu genutzt hatte, eine wirkungsvolle und zähe Verteidigung der Stadt aufzubauen.

Wutentbrannt hatte Uriel befohlen, Neersand im Sturmangriff zu nehmen, doch der Angriff war blutig zurückgeschlagen worden. Zu einem zweiten Sturm kam es nicht, da Oberst Zornbrecht aus Tobrien neue Order erhielt: Festum sei das eigentliche Ziel des Marsches, und die Truppe solle sich gefälligst nicht mit der Belagerung einer so läppischen Stadt wie Neersand aufhalten. Es war dem Grafen von Notmark sauer geworden, sich zu fügen und auf seine Rache an den aufmüpfigen Neersandern und seiner verräterischen Tochter zu verzichten, aber Zornbrecht hatte ihm mit geschickten Worten klargemacht, daß

die Strategie nur eine Frage der Reihenfolge verschiedener Aktionen und es unerhört wichtig sei, den zweiten Schritt nicht vor dem ersten zu tun: Erst müsse das reiche Festum fallen, und mit dem Gold der Pfeffersäcke lasse sich des Grafen Armee um ein Vielfaches vergrößern. Für die Verräterin Tjeika und ihre Schar schurkischer Marschallstruppen gebe es dann im ganzen Bornland keinen sicheren Ort mehr. Nur allzubald hätte Uriel seine Tochter eingefangen und könne seinen berechtigten Rachedurst an ihr stillen. Im Augenblick aber sei es wichtiger, gute Beute zu machen. Die Truppe brauche Geld und einen Erfolg, dann hebe sich auch ihre Moral wieder.

Mit dem letzten Punkt hatte der Oberst einen wunden Punkt angesprochen, denn die Niederlage vor Neersands Mauern war den Leuten gehörig in die Glieder gefahren. Bis dahin hatten sie den Feldzug als eine lange Plünderreise in den Süden erlebt, doch bei Neersand war eigenes Blut geflossen, und es hatte etliche Tote gegeben. Die leibeigenen und freien Bauern, aus denen Uriels Heer zu einem großen Teil bestand, wurden von Heimweh geplagt – noch nie waren sie so weit und so lange von zu Hause fortgewesen. Und der Rausch des Plünderns, der zu Beginn des Marsches von den Leuten Besitz ergriffen hatte, war mittlerweile fast verflogen, denn er erhielt schon seit einiger Zeit kaum noch neue Nahrung: Inzwi-

schen eilte Uriels Schar der schreckliche Ruf weit voraus. Die grauenhaften Nachrichten von den Untaten kamen, von Weiler zu Weiler springend, viel schneller voran als der Notmärker Heerhaufe. Alle Dörfer, die auf dem Marschwege lagen, waren gewarnt und von fast allen ihren Einwohnern geräumt. (Die wenigen Ausnahmen zumeist alte oder verwirrte Sturköpfe, die ihr Haus nicht verlassen wollten, wurden zusammen mit ihren Dörfern angezündet.) Wenig gab es in diesen Nestern zu holen. Die Soldaten litten Hunger, und Zornbrecht sah sich gezwungen, Kundschafter und Truppen weit ins Land hineinzuschicken, um die Fluchtstätten der Dörfler aufzuspüren. Solche Aktionen, ausgeführt in fremder Umgebung, brachten nur selten den erhofften Erfolg und sorgten überdies dafür, daß die Truppe noch langsamer vorankam.

Düstere Mienen prägten das Bild der Marschierenden. Stumm und verbissen schritten die Soldaten aus. Auch die Bronnjaren an der Spitze des Zuges, aufgebrochen, um die eine oder andere Reiterschlacht zu schlagen, starrten grimmig über die Pferdeköpfe hinweg, und die Tiere selbst, die seit Wochen keinen schnellen Schritt mehr getan hatten, schleppten sich geradezu lustlos voran.

Dennoch bot der Zug des Grafen Uriel von Notmark immer noch einen eindrucksvollen Anblick. Die

Heerschlange war bedeutend länger geworden, da weiterhin zahlreiche Söldner, angelockt vom blinkenden Gold des Handgeldes, zu der Truppe stießen. Hinzu kamen etliche der finsternen Gestalten, Ausgestoßene und Gesetzlose, die das Überwals bevölkerten, und nun eine Gelegenheit witterten, Rache an ihren Peinigern – echten oder vermeintlichen – zu nehmen. Auch die Orks und Goblins hatten Zulauf bekommen. Auf geheime Weise, wie es bei den Halbmenschen üblich ist, hatte die Kunde von dem beuteträchtigen Marsch die Runde gemacht, und aus den Klüften und dunklen Tälern des Ehernen Schwertes waren ganze Stämme aufgebrochen, um sich dem Notmärker Heer anzuschließen. Hunderte von Speiß- und Lanzenspitzen blinkten gefährlich in der Sommersonne, schwarzrote Fahnen und die fellgeschmückten beinernen Feldzeichen der Orks schwankten einträchtig über den Köpfen der Marschierenden.

Die Stille jedoch, die die Kolonnen umfing, knister-te vor Bedrohlichkeit. Zu fremd waren sich die Teile dieses Heeres; in den Blicken, mit denen Bronnjaren, Söldner, Bauern, Gesetzlose, Orks und Goblins sich gegenseitig maßen, lag zumeist blanker Haß. Nur die Aussicht auf leichte Beute hielt den Zug zusammen, und eben diese Aussicht erwies sich neuerdings als getrübt. Jeden Augenblick konnten die Enttäuschung

und der Zorn der Soldaten ausbrechen wie ein verheerendes Unwetter.

Den Anführern war die gereizte Stimmung durchaus bewußt, und Mengbillar veranstaltete fast täglich erbarmungslose Bestrafungen von Raufbolden, Dieben und angeblichen Aufwieglern. Indem er den Soldaten vorführte, welch grausames Schicksal jeden erwartete, der sich nicht bedingungslos unterwarf, und indem er die Leute beim Spießrutenlaufen oder Zutodeschleifen der Delinquenten unmittelbar teilhaben ließ, lenkte er sie von der freudlosen Lage ab, in der sie selbst sich befanden. Die blutrünstigen Spiele jedoch heizten die gefährliche Lage weiter auf.

Einige von Uriels Offizieren – wie etwa die Rittmeisterin Strangnitz oder Hauptmann Dreieichen – beäugten die fortschreitende Verwandlung der Armee in einen nur noch von Gier, Haß und Zorn gelenkten Haufen voller Mißtrauen, aber Oberst Zornbrecht schien sogar besonderen Gefallen an der Situation zu finden. »Genauso will ich sie haben«, beruhigte er die anderen Anführer, »wie eine Meute ausgehungelter Sumpfranzen. Wenn wir ihnen das Kommando ›Zum Sturm‹ geben, dann sollen sie laufen wie der Wind, und wenn es ›Attacke‹ heißt, dann sollen sie hauen und stechen, beißen und krallen wie die Tiere, die sie in Wirklichkeit sind. Riecht nur, wie sie stinken! Nach Tod und Verwesung! Seht sie euch an –

diese geifernden Kreaturen mit den Augen von Aasfressern! Seht sie euch an, und dann sagt mir, ob wir sie einen Deut anders – menschlicher gar – behandeln sollen.«

Niemand antwortete auf Zornbrechts Rede, und er gab seinem Pferd die Sporen, um nach vorn zum Kopf des Zuges zu sprengen, der soeben in den menschenleeren Ort Garbeldüne einrückte.

Auch auf Tobrien brannte die Sonne dieser Tage gnadenlos hernieder, so daß eine dicke helle Staubschicht über den Heideflächen und den zumeist unbefestigten, breit ausgefahrenen Straßen lag. Hier waren zwei Heerzüge auf dem Marsch: die Hauptmacht des Dämonenmeisters Borbarad und die sehr viel kleinere Armee der Kaiserlichen, reguläre Truppen, zu denen etliche tobrische Freischärler gestoßen waren.

Die kaiserlichen Truppen – seit den Orkkriegen hatte das Mittelreich nicht mehr so viele Klingen aufgebracht – wurde dennoch von den Scharen des Dämonenmeisters weit übertroffen.

Borbarad hatte seinen Schergen einen neuen Anführer an die Spitze gestellt, einen Mann mit einem berühmten Namen: Graf Helme Haffax, Held und langjähriger Reichsmarschall Gareths. Wie viele Veräter brannte der Erzverräter Haffax, seit er in Borba-

rads Dienste getreten war, geradezu darauf, seinem neuen Herrn zu beweisen, daß er sich auch auf andere Dinge verstand als auf Verrat. Und für eine solche Vorführung hatte er schon einige Gelegenheiten bekommen. Er kannte seinen Gegner wie kein zweiter. Wo er das Kommando hatte, gingen ein blutiges Gefecht, ein Scharmützel nach dem anderen für die Kaiserlichen verloren, denn Haffax wußte von etlichen Garethher Offizieren, was diese tun würden, noch bevor es ihnen selbst in den Sinn gekommen war.

Mit Haffax ritt die Söldnerin Lutisana von Perrium, Siegerin der Schlacht von Eslamsbrück, dennoch von ihrem Herrn schwer getadelt und darum überaus bemüht, keinen Fehler zu machen.

Die beiden führten einen Heerhaufen, den man buntgemischt hätte nennen können, wenn sich das freundliche Wort ›bunt‹ in Bezug auf die düsteren, mordlüsternen Banden des Dämonenmeisters nicht von selbst verboten hätte. Auch wäre es aus anderem Grund das falsche Wort, denn bei aller Vielgestaltigkeit der borbaradschen Schergen wurde das Bild ihres sich träge, aber stetig vorwärtswalzenden, endlos langen Zuges von den Farben Rot und Schwarz beherrscht. Etliche Banner zeigten die Dämonenkrone, rot auf schwarzem Grund; schwarze Lederrüstungen und geschwärzte Helme, geschmückt mit rotgefärbten Federn oder Pferdehaaren, waren allenthalben zu

sehen. So einheitlich aber waren tatsächlich nur die Farben der Kämpfer. Um die einzelnen Banner scharten sich Söldner, Streuner und Glücksritter aus ganz Aventurien. Da marschierten braunhäutige Mohas neben hünenhaften Gestalten aus Thorwal oder Nostria. Zwerge stapften hinter beweglichen Geschützen her, die von vielköpfigen Pferde- oder Ochsenge-spannen gezogen wurden. Edelleute aus den Vinsalter Salons, in Kasacks aus glänzender schwarzer Seide gehüllt, ritten auf teuren Pferden und blickten blasiert auf Fußsoldaten aus Maraskan herab, die unter ihren breitrandigen Eisenhüten schwitzten.

Auch in Borbarads Hauptheer gab es etliche Orks und Goblins, die normalerweise am Ende des Zuges gingen. Alle diese Menschen und Halbmenschen waren eins in dem Gedanken, daß mit ihnen eine neue Zeit marschierte, eine Zeit, in der alle Macht und alles Gold – und damit alles Glück – neu verteilt würden. Und wenn es dazu käme, dann wollten sie auf der richtigen Seite stehen.

Eine Weile erzählte man sich in Tobrien, der Heerzug des Borbarad bewege sich am Tag und in der Nacht vorwärts, dann aber kam das Gerücht auf, *ein* Teil der Kämpfer marschiere am Tag, und ein zweiter ziehe nur nachts in tiefster Finsternis über die Straßen. Jene Soldaten, die das Tageslicht nicht scheuen müßten, würden jeweils abwarten, bis ihre nächtli-

chen Kumpane zu ihnen aufgerückt seien, bis sie zu einem neuen Marsch aufbrächen.

Ob es diese Nachtgestalten tatsächlich gab, war auf der Seite der Kaiserlichen nicht genügend erkundet: Das Borbaradsche Heer war jederzeit von einem Ring magisch begabter Wächter umgeben, die so manchen Kundschafter entdeckten und ins Lager schleppten, wo er – wie etliche andere Gefangene zuvor – vor die Wahl gestellt wurde, sich mit ganzer Seele auf die Seite der Borbaridianer zu schlagen oder einen raschen Tod zu sterben. Einen langen qualvollen Tod hingegen hatten jene Unglücklichen, die geglaubt hatten, sie könnten die Borbaradianer täuschen, zum Schein zu ihnen überlaufen und bei nächster Gelegenheit fliehen. Sie wurden – anscheinend ausnahmslos – entdeckt und von grausamen Folterknechten umgebracht.

Nein, über Borbarads Heer und die Pläne seiner Heerführer war in Gareth wenig bekannt. So hatte auf seiten der Kaiserlichen jeder Offizier, der ein wenig von Strategie und Taktik verstand, damit gerechnet, daß Borbarad seine Truppen gen Gareth schicken werde, nachdem Ysilia, die Hauptstadt Tobriens, gefallen war; aber die Armee des Dämonenmeisters wandte sich statt dessen nach Norden, dem Bornland zu.

Kostbare Zeit verstrich, während man sich in Ga-

reth bemühte, Borbarads neuesten Winkelzug zu deuten und eine Gegenstrategie zu entwickeln. Es dauerte eine Weile, bis sich der Garether Stab dafür entschied, eine Armee zur Verfolgung des Feindes auszuschicken. Der Gedanke, die Plage in das Land des ungeliebten Nachbarn weiterziehen zu lassen, war für die meisten Militärs offenbar allzu verlockend, und es war am Ende der Reichsbehüter selbst, der den Marschbefehl erteilte, und sich über alle Einwände seiner Offiziere hinwegsetzte.

Der fünfte Heerzug, von dem wir hier berichten wollen, war bei weitem der kleinste. Er bewegte sich über die Straße von Festum nach Vallusa in Richtung Süden, dem Gut und Dorf Geestwindskoje entgegen, das man noch vor Einbruch der Dunkelheit zu erreichen hoffte. An der Spitze dieser Schar, die kaum mehr als hundert Köpfe zählte, fast nur aus Fußsoldaten bestand und nicht mehr als zwei Troßwagen besaß, fuhr eine elegante offene Kutsche, zweispännig, sehr leicht gebaut, ein sogenannter Jagdwagen, der üblicherweise von keinem Kutscher, sondern vom Besitzer selbst gesteuert wird. Der Wagen, von dem hier die Rede ist, war von moosgrüner Farbe, die Pferde waren schwarz, einander sehr ähnlich bis hin zu den dreieckigen großen Blessen, und über dem Gefährt war ein Verdeck aus Segeltuch ausgespannt,

um die Insassen, den Magier Gerion und die Kriegerin Selissa, vor der Sonne zu schützen.

Da der Schild des Herrn Praios schon recht tief am Himmel stand, warf das Planendach keinen Schatten mehr auf die Fahrerbank, so daß Selissa, die den Wagen lenkte, die blendenden Strahlen unmittelbar ins Gesicht fielen. Darum hatte sie die Lider zu schmalen Schlitzen zusammengekniffen. Ihrer Miene war verzerrt, auf der Stirn standen ihr Schweißtröpfchen, und das braune Lockenhaar klebte ihr feucht am Kopf. Auch der Graukopf an ihrer Seite litt sichtlich unter der Hitze, die in den späten Nachmittagsstunden kaum nachgelassen hatte. Er wischte sich mit einem weißen Tuch über das Gesicht und schüttelte mißbilligend den Kopf. Einen schattigen Platz auf dem Kutschenboden hatte nur der alte Gurvan gefunden. Dennoch hechelte er, als ob er dem Ersticken nahe sei, und fiepte bisweilen vorwurfsvoll, um darauf hinzuweisen, daß es eine Zumutung sei, einem Hund seines Alters eine schier endlos lange Fahrt auf dem harten Boden eines stetig schwankenden, stoßenden Gefährts zuzumuten.

Auch die blonde Reiterin, die ihren Braunen an der Seite des Jagdwagens hielt, zollte der Sommerhitze ihren Tribut: Schweißtröpfchen liefen ihr am Hals hinab, um sich zu einem Bächlein zu versammeln, das schließlich in der Spalte des Busens und hinter

dem hellen, aber von zahlreichen dunklen Flecken bedeckten Leder des Brustpanzers verschwand. Die Halsberge mit den Schulterschützern hatte die Amazonenkönigin ebenso wie die Arm- und Beinschienen abgeschnallt und an ihrer Sattelrolle befestigt.

Gerion betrachtete versonnen die feuchtglänzende Haut der unter dem kurzen Streifenröckchen hervorschauenden Schenkel, der muskulösen runden Schultern und der von dem engen Panzer eingezwängten Brüste, um schließlich mit einem anerkennenden Lächeln festzustellen: »Ihr seht sehr gut aus, Hoheit. Wenn Ihr mit dieser knappen Rüstung ins Gefecht zieht, stiftet Ihr in der gegnerischen Front heillose Verwirrung ...«

Gilia erwachte aus einer tiefen Gedankenversunkenheit. Es dauerte einige Augenblicke, bis sie den Sinn von Gerions Worten erfaßt und mit einem höflichen Lächeln bedacht hatte.

»Hm, mir scheint, Ihr seid weit fort von hier«, stellte der Magier fest, »und ich sollte womöglich nicht mit Euch scherzen. Ich hoffe aber, Ihr hängt keinen allzu düsteren Gedanken nach.«

»Nein, seid unbesorgt«, erwiderte die Amazonenkönigin. »Mir war nur ein Erlebnis aus der Zeit unseres Aufenthaltes in Festum in den Sinn gekommen ...«

Während Gilia dem Magier von einem Gespräch mit einer Rondra-Geweihten berichtete, der sie in der

Stadt begegnet war, lenkte Selissa den Wagen mit kaum sichtbaren Zügelbewegungen und leisem Zungenschmalzen um eine Auswaschung im Straßendamm herum. Sie lauschte dem Gespräch zwischen Gerion und Gilia nur mit halber Aufmerksamkeit, sondern bemerkte wieder einmal, wie sehr sich der Gesprächston zwischen den beiden verändert hatte, seit Gilia sich ihnen als Königin zu erkennen gegeben hatte. Nicht nur die Anredeform war eine andere geworden, Gerions Neckereien fehlte auch die gewohnte Schärfe, und in die alltäglichen Gespräche war eine merkliche Förmlichkeit getreten, ein Abstand, der ungewollt entstanden und stärker geworden war, ohne daß Gilia ihrerseits ihn gefördert hätte. Ganz im Gegenteil war sie Selissa besonders nahe gewesen und hatte fast mädchenhaft gewirkt, als sie darum bat, in Zukunft mit dem Titel ›Hoheit‹ angedet zu werden. Unter leichtem Erröten hatte sie dargelegt, daß sie selbst nicht genau wisse, wie die korrekten Umgangsformen seien, daß sie aber das Gefühl habe, alle ihre Freundschaften und Beziehungen seien von einer Veränderung betroffen. »Denkt bitte nicht, meine Gefühle für Euch hätten sich geändert«, hatte sie gesagt. »Es ist nur ... Ich weiß nicht, ob es Menschen geben darf, die mir näher stehen als meine Kriegerinnen – auch wenn ich mein Amazonenvolk erst suchen und unter meine Herrschaft stellen muß. Niemand

kann mir raten, welches Verhalten in dieser Lage richtig für mich ist – darum muß ich einfach meinem Gefühl folgen.« Darauf hatte sie Gerion und Selissa in die Arme geschlossen und geküßt. Ein wehmütiger Abschiedskuß, wie man ihn tauscht, wenn man zu einer Reise in die Fremde aufbricht.

Und seitdem war eine gewisse Ferne zwischen ihnen entstanden und gewachsen, die wohl nicht wieder rückgängig zu machen war. So ist es also, wenn man eine Königin kennt, dachte Selissa, und eine Gefährtin verliert ... Sie erinnerte sich an die eben vergangenen Tage in Festum, wo sie gemeinsam mit Gerion der Amazone begegnet war. Gleich bei ihrem ersten Treffen war Selissa eine deutliche Veränderung an Gilia aufgefallen: Sie hatte alle söldnerhafte Kaltschnäuzigkeit verloren, aus ihrer Sprache war die aufgesetzte Härte verschwunden. Mit ernstesten Worten hatte sie von ihren Erlebnissen auf der Küstenstraße berichtet und Selissa und ihrem Gefährten Valaring gezeigt. Selissa hatte den Amazonensäbel eine Weile in der Hand gehalten und ihn ungläubig betrachtet: Die lange Klinge war ohne jede Scharte und Schramme, wie sie jede gewöhnliche Waffe nach einem Gefecht unweigerlich aufweist. Dabei war sie fast so dünn geschmiedet wie ein Pergament. Leicht lag die Waffe in der Hand, war aber keineswegs biegsamer als weit schwerere Stücke. Selissa, die lange auf die

Klinge starrte, glaubte mehrmals einen seltsamen Schimmer über den Stahl huschen zu sehen. In solchen Augenblicken schien es ihr, als ob der lederumwickelte Griff sich wärmer in ihre Hand schmiegte. »Unglaublich«, stellte sie schließlich fest, als sie die Waffe zurückgab. »Welch eine Klinge! Eine bessere sah ich nie. Diesem Säbel möchte ich nie im Kampf gegenüberstehen ...«

»Diesem Schwert«, verbesserte sie Gilia mit nachsichtigem Lächeln. »Valaring ist ein Schwert – auch wenn es einen Griffkorb hat. Auf Kurkum haben wir es immer ›das Schwert‹ genannt.«

Später erzählte sie von ihrer kleinen Truppe, die vor den Mauern der Stadt lagerte, und daß sie in der Stadt unterwegs sei, um Proviant und Schnaps für die Leute aufzutreiben. Sie berichtete, daß ihre Schar inzwischen auf fast hundert Häupter angewachsen sei – zumeist Söldner aus dem benachbarten Tobrien oder den angrenzenden Provinzen des Mittelreiches. »Ich mag meine Leute«, sagte Gilia, »jeden einzelnen von ihnen. Hier im Bornland könnten sie für ihre Dienste gutes Gold verdienen, ich kann ihnen gar nichts versprechen außer Blut, Schweiß und Tränen. Sie ziehen dennoch mit mir, weil sie die Zeichen der Zeit erkannt haben. Darum sind sie mir sehr teuer ...« Ihre Stimme war rauh geworden, sie brach ab.

Als Gerion erfuhr, daß Gilia ihren Zug nach Tobri-

en führen wollte, um dort den Truppen des Dämonenmeisters entgegenzutreten, schalt er sie – obwohl er bereits zu der hoheitlichen Anredeform übergegangen war – eine unverbesserliche Närrin. Dann wandte er sich an Selissa, die mit den beiden auf einer Bank vor einer der zahlreichen Festumer Kneipen saß. »Geliebte Kriegsfrau«, sagte er, wobei das Lächeln verschwand, das auf seinen Zügen gelegen hatte. »Schöne Selissa, es mag sein, daß das gute Leben nun bald ein Ende hat.«

»Du willst mit Ihrer Hoheit nach Tobrien ziehen, nicht wahr?«

»Was bleibt mir übrig ...? Tobrien ist meine Heimat. Ich kenne viele Menschen dort.«

»Ach, Unsinn – du hast dich jahrelang nicht um deine tobrischen Menschen geschert ...« Sie wandte sich an Gilia, ihre Stimme bebte. »Was wollt Ihr denn dort drüben unternehmen, Hoheit? Ihr sagt selbst, Ihr habt gerade einmal sechzig Leute ... Nach allem, was wir über den Dämonenmeister wissen, herrschen seine Feldherren über Tausende! Ganz Tobrien liegt schon unter ihrer Knute! Was wollt Ihr da ausrichten?«

Gilia hob die Schultern. »Das wird sich finden«, erwiderte sie knapp.

»Ach, Selissa«, seufzte Gerion, »ich fürchte, hier geht es gar nicht um Tobrien. Mendena, meine Stadt,

ist völlig zerstört, wie ich höre, und auch die Amazonenburg Kurkum liegt in Schutt und Asche. Es geht um das Fortlaufen, das ein Ende haben muß – genau wie Ihre Hoheit es ihren Leuten erzählt.«

»Aber wir sind nicht davongelaufen«, wandte Selissa ein. »Unsere Reise ins Bornland war seit langem geplant und ...«

»O doch«, widersprach Gerion. »Wir laufen seit einiger Zeit wie die Hasen – wie fast jeder um uns herum –, wir reden nur nie davon. Laßt uns nach Tobrien ziehen, Kriegerin, bevor es keine Plätze zum Fortlaufen mehr gibt ... Du hast recht, es ist ein Wahnsinn, aber wenn wir erst diesen Borbarad davongejagt haben, dann werden wir wieder vernünftige Sachen tun – das verspreche ich dir.«

Selissa schüttelte den Kopf. »Du weißt, es ist keine Frage des Mutes ...«

Gerion unterbrach sie mit scharfer Stimme: »Wie kannst du so etwas sagen? Du hast es wahrhaftig nicht nötig, auf deinen Mut zu verweisen. Ich weiß sehr wohl, daß du mutiger bist als ich – und vernünftiger. Aber das sind in diesem Fall die falschen Voraussetzungen. Mutig und vernünftig kann man sein, wenn es gilt, eine Entscheidung zu treffen, aber – und auch darin gebe ich Ihrer Hoheit recht – für uns gibt es gar nichts mehr zu entscheiden, nicht mehr jedenfalls, als die vom Hund verfolgte Ratte in der Zim-

merecke zu entscheiden hat. Sie springt dem Köter – Gurvan, verzeih! – ins Gesicht und beißt sich an seiner Schnauze fest. Niemand wird behaupten, daß Ratten besonders mutig oder vernünftig seien, dennoch haben sie manchmal Erfolg mit solchen unsinnigen Angriffen.«

Selissa nickte bedachtsam. »Dann ziehen wir also nach Tobrien; dabei habe ich mir Festum nicht einmal richtig ansehen können, so wie wir es geplant hatten.«

»Hinterher«, versicherte Gerion lächelnd, »wenn alles überstanden ist, holen wir es nach; das verspreche ich dir.«

Selissa ergriff seine Hand und drückte sie. »Ja, wenn alles vorüber ist, werden wir beide wieder durch Festum bummeln ... So wird es sein – das versprich mir, Magier!«

Gerion hob den Kopf, sah sie an und schwieg. Selissas Augen schimmerten feucht.

In der folgenden Woche hatten Gerion und Selissa ihre gesamte Barschaft für die Ausrüstung der kleinen Truppe ausgegeben. Proviant, Packtiere und Bagagewagen mußten angeschafft, die eine oder andere Waffe zum Schmied gegeben oder eine neue gekauft werden. Gemeinsam mit der Amazonenkönigin zogen Selissa und Gerion von einer Schenke zur ande-

ren, um weitere Kämpfer für ihre Schar anzuheuern. Sie hatten nicht wenig Erfolg, bis ihnen die Stadtgarde verbot, weitere Bewaffnete aus der Stadt herauszulocken: Von Neersand war die Kunde eingetroffen, daß Graf Uriel kurzerhand auf eine Belagerung verzichtet hatte und in Richtung auf die Hauptstadt aufgebrochen war. Nun wurde hastig die Verteidigung organisiert und jede Frau und jeder Mann, die einen Knüppel halten konnten, zum Dienst an der Waffe und auf den Mauern verpflichtet. Daraufhin brach Gilia ihr Lager kurzentschlossen ab, da sie befürchtete, sie selber und ihre Schar könnten ebenfalls zur Verteidigung Festums gezwungen werden. Mochten die Bürger der reichen Stadt sich selbst helfen, Gilies Freischärler hatten ein anderes Ziel: Tobrien und Borbarads schwarze Horden. Der Zug erreichte Geestwindskoje, als die Sonne sich eben anschickte, hinter dem kastanienumstandenen dunklen Gutshaus zu versinken. Während Selissa gemeinsam mit dem alten Grafen von Arauken die Dorfschulzin aufsuchte, um für die Nacht Unterkünfte für die Reisigen zu beschaffen, begaben sich Gerion und Gilia zum Gut hinauf.

Nach einer herzlichen Begrüßung durch die völlig überraschten Gastgeber und einem einfachen Abendessen fand man sich in der Bibliothek zusammen. Später stießen noch Selissa und Graf Vigo dazu; auch

Arvids Schwester Yasinde, die schon seit einigen Tagen auf Geestwindskoje weilte, schloß sich der Runde an. Man schwatzte bis tief in die Nacht hinein, genauer gesagt, bis zu der frühen Stunde, da mit der Tageshelle heftiges Vogelgezwitscher durch die Fenster drang, denn es dauerte lange, bis das Gespräch endlich die schrecklichen Tagesgeschehnisse verlasen und sich friedvolleren, fröhlicheren Themen zuwenden konnte. Und als sich in der Bibliothek endlich eine warmherzige, scherzhafte Plauderei entwickelt hatte, mochte niemand Abschied nehmen und das Nachtlager aufsuchen, da wohl jeder der Anwesenden spürte, daß solche Nächte in Zukunft rar sein würden.

Es war schließlich Gilia, die auf das mahnende Lärmen der Vögel hinwies und damit das Beisammensein zu einem Abschluß brachte. Dem Hinweis der Amazonenkönigin, daß der nächste Tag – wie jeder Marschtag – kein leichter sein werde, konnten sich die anderen nicht verschließen. So verabschiedete man sich voneinander, herzlicher, als es nach der Plauderei und dem kleinen Umtrunk notwendig gewesen wäre, und ging zu Bett.

Am nächsten Morgen ließen es sich Algunde und Graf Arvid, dessen Genesung inzwischen weitere Fortschritte gemacht hatte, nicht nehmen, die Freischärlertruppe der Amazonenkönigin in aller Ausführlichkeit

zu inspizieren. Der Zug hatte sich auf der Küstenstraße aufgestellt, wo sich auch etliche Dörfler eingefunden hatten, um die Männer und Frauen mit ihren blanken Waffen und die wenigen Reiter auf ihren geschmückten Pferden zu bewundern. Arvid und Gilia schritten, gefolgt von Gerion und Algunde, gemessenen Schrittes die Front ab, bis Arvid plötzlich überrascht stehenblieb. »Dich kenne ich doch«, sagte er und wandte sich an eine große blonde Frau mit einem narbigen Gesicht, die einen auffällig altertümlichen Kürass trug. »Sei so gut ... Hilf mir auf die Sprünge! Wo, bei allen Zwölfen, sind wir einander begegnet?«

Die Söldnerin war leicht errötet und hatte den Blick gesenkt. »Beilstein ist mein Name«, sagte sie, »Tilda Beilstein, und Euer Hochwohlgeboren kennen mich aus Notmark, wo wir eine Weile gemeinsam nach der Gräfin Thesia von Ilmenstein gesucht haben ... Hier, die Schwestern Horlinhag waren ebenfalls dabei ...«

»Ja, nun erinnere ich mich wieder.« Graf Arvid nickte heftig. »Gute Leute habt Ihr da, Hoheit«, sagte er im Weitergehen zu Gilia. »Fast hätte ich Lust, mit Euch zu kommen, aber ich denke« – er warf einen vorsichtigen Blick zurück zu Algunde und senkte die Stimme –, »ich werde nach Festum ziehen. Das darf meine liebe Frau natürlich nicht wissen. Sie hält mich ja noch immer für todkrank ... Nein, mit Euch ziehen kann ich nicht, aber ich will zusehen, daß wenigstens

der widerwärtige Uriel bei Festum zum Stehen gebracht wird.«

Algunde schloß zu ihrem Mann auf. Beim Weitergehen legte Arvid ihr den Arm um die Schultern. Kurz vor dem Ende der Schlange zuckte Algunde plötzlich zusammen. Sie stolperte und wäre wohl gestürzt, wenn der Graf sie nicht geistesgegenwärtig gestützt hätte. Er schaute in die Richtung, in die seine Frau zuletzt geblickt hatte, und bemerkte einen schmalschultrigen rothaarigen Burschen, der den Kopf so tief gesenkt hatte, daß man sein Gesicht nicht sehen konnte. Dennoch war seine Haarfarbe so auffällig, daß der Graf ihn sofort erkannte. »Matajew«, sagte er überrascht. »Was treibst du denn hier?«

Gilia und Gerion waren stehengeblieben und kehrten nun zu dem Geestwindskojer Paar zurück. »Was gibt es?« Gilia wandte sich an Arvid. »Ist etwas nicht in Ordnung mit dem Jungen?«

Matajew drehte an einem Jackenknopf und blickte verlegen von einer hohen Herrschaft zur anderen.

»Was tust du hier?« fragte Gerion. »Das wüßte ich wahrhaftig gern.«

»Er heißt Matajew«, erklärte die Amazonenkönigin. »Er ist schon in Festum zu uns gestoßen. Ich habe ihn persönlich aufgenommen. Mich wundert, daß Ihr ihn nicht schon früher bemerkt habt, Gerion. Er hat den ganzen Weg gemeinsam mit uns zurückgelegt ...«

»Ich wollte ja nicht haben, daß der Herr mich erkennt«, sagte der junge Schorkin, dessen Gesicht inzwischen eine tiefrote Farbe angenommen hatte. »Ich habe immer eine Kappe getragen und mich ein bißchen versteckt gehalten ... Ach, ich wollte so gern die Mutter und die Brüder wiedersehen, und da hatte ich gedacht, ich könnte mit dem Zug ... Als ich bemerkte, daß Ihr auch zu der Truppe gehört, Herr, da war es schon zu spät, da hatte ich mich schon verdungen, und ich bin niemand, der davonläuft. Nein, so einer bin ich nicht! Und wenn ich nicht heute nacht daheim meine Kappe vergessen hätte ...« Seine Stimme wurde leiser, der Rest des Satzes war nicht mehr zu verstehen.

»Komm her, Matajew!« Der Graf winkte den Bauernjungen heran, der mit weichen Knien vortrat. Seine Hände zitterten, und alle Röte war aus seinem Gesicht gewichen. Ihm war anzusehen, daß ein wenig es genügen würde, ihm endgültig die Fassung zu rauben.

»Komm her, hab keine Furcht!« Der Geestwindskorjer Graf überragte den zierlichen Jüngling um mehr als Haupteslänge. Als er die Hand hob, duckte sich Matajew unwillkürlich, aber Arvid ließ seine Rechte lächelnd auf die schmale Schulter sinken. »So wie ich meiner Frau verziehen habe, verzeihe ich auch dir«, erklärte er. »In diesen finsternen Zeiten sind andere

Dinge weit wichtiger als die Eifersucht eines Ehemannes, der seine schöne Frau zu lange alleingelassen hat. Es gefällt mir, daß du mit den Leuten Ihrer Hoheit ziehst. Du bist ein mutiger Junge.«

Matajew erwiderte zaghaft Arvids Lächeln. »Ich danke Euch, Herr«, murmelte er.

»Das brauchst du nicht. Halt dich wacker und mach Geestwindskoje keine Schande! Das mußt du mir versprechen, aber hab acht auf dich! Deine Mutter kann keinen Kriegskrüppel durchfüttern, das bedenke! Bist ein mutiger Bursche«, sagte der Graf noch einmal, dann setzte er seinen Weg fort.

»Mutig, mutig«, wiederholte Matajew im stillen. Er hätte nicht sagen können, was an seiner Entscheidung, dem Bornkahn, auf dem es viel zu schuften gab, den Rücken zu kehren und sich als Soldat zu verdingen, besonders mutig gewesen wäre. Immer schon hatte er als stolzer Kriegermann in die Welt hinausziehen wollen, um fremde Länder zu sehen; er hätte nur nie gedacht, daß es so einfach wäre. Geschichten von Kriegerakademien und Söldnerschulen hatten ihm im Kopf herumgespuht. Nie hätte er erwartet, daß die ernste blonde Frau, die in den Schenken und auf den Plätzen Leute ansprach wie eine reisende Händlerin, von der es aber hieß, sie sei eine leibhaftige Amazonenkönigin, ihn, Matajew, in ihre Reihen holen würde. Wie konnte er damit rechnen,

daß sie nicht nach seiner kriegerischen Ausbildung fragte, sondern ihm nur lange in die Augen sah und sich nicht einmal darum scherte, daß er mehrere Male an den Waffenübungen auf Geestwindskoje teilgenommen hatte. Nein, gegen alle Erwartung hatte die Hoheit ihn aufgenommen, und nun war er in ihrem Gefolge auf dem Weg nach Süden, wo, wie er wußte, die weite Welt lag und eine wunderbare Zeit auf ihn wartete ...

Ein seltsamer Schmerz regte sich in Matajews Brust, während er die schlanke Frauengestalt an der Seite des Grafen sich immer mehr entfernen sah. Er konnte den Blick nicht von ihrem Hinterkopf mit den hochgesteckten dunklen Zöpfen lösen. Seine Augen begannen zu brennen, ein beklemmender Gedanke stieg in ihm auf und ließ sich nicht vertreiben: Wäre es möglich, daß das wahre Glück gar nicht draußen in der Welt zu finden war, sondern hier auf Geestwindskoje, daß es Algundes Schultern umschwebte wie der sanfte Duft der Kastanienblüten? Wenn dem so war, dann hatte er alles Glück, das ihm das Leben zu bieten hatte, schon besessen und wieder verloren ... Ich bin doch noch so jung! dachte er. Das kann nicht der Wille der Zwölfe sein! Gleichzeitig wünschte er sich, Algunde würde sich noch einmal zu ihm umdrehen, und fast im selben Augenblick wandte sich die Gräfin so heftig um, als hätte sie jemand an

der Schulter gezogen. Ihre Augen waren weit geöffnet, die Brauen wehmütig gehoben. Matajew empfing ihren Gedanken so klar, daß er einen Wimpernschlag lang glaubte, sie hätte ihn laut ausgerufen: ›Bitte, bitte nicht!‹ flehte sie und klammerte sich fest an Arvids Arm. ›Laß unser Leben heil!‹

Aus Matajews Kehle drang ein fremdartiger Schmerzenslaut, bei dem sein Nebenmann zusammenzuckte, während er die Augen schloß und Algunde mit einem Kopfnicken freigab.

Gerion tauschte den eleganten Jagdwagen, den er sich auf Geestwindskoje für die Reise nach Festum ausgeliehen hatte, gegen einen Lastkarren ein, der aus den Vorratskammern und -kellern des Gutes so hoch beladen wurde, daß sich für den mißgelaunten Gurvan kaum noch ein Plätzchen finden ließ.

Selissa erbat sich aus Arvids Stallungen ein Pferd, einen Fuchs, der sie an ein Tier erinnerte, das sie vor Jahren besessen hatte. In der Waffenkammer fand sich eine mit einem grünweißen Wimpel geschmückte schlanke Reiterlanze. Während sie die Waffe in die Höhe hielt, lenkte sie den Fuchs an den Karren heran, auf dem Gerion saß und bei ihrem Anblick unwillkürlich an jene vergangenen Tage im Lande Kosh dachte, als die beiden sich kennengelernt hatten. Wie es ihm häufig geschah, wenn er seine Gefährtin aus

größerem Abstand vom Kopf bis zu den Füßen betrachten konnte, mochte er es kaum glauben, daß die Götter ihm diese Frau zur Seite gestellt hatten. Ein unverdientes Glück ...

Selissa bemerkte seinen versonnenen Blick. »Worüber grübelst du gerade nach, Magier?« fragte sie.

»Über nichts Bestimmtes«, erwiderte er. »Mir fiel nur gerade wieder einmal auf, wie wunderschön du bist ... Was immer in den nächsten Tagen geschehen mag – hab acht auf dich, meine Kriegerin!«

Vor ihnen gab Gilia das Zeichen zum Aufbruch, und der Zug der Freischärler setzte sich in Bewegung.



32. Kapitel



Dorf und Gut Geestwindskoje im Praios 1021 n. BF.

Die Plünderer

Eine knappe Woche lang, nachdem die Schar der Amazonenkönigin in Richtung Tobrien davongezogen war, ging Arvid unruhig im Haus umher. Er reckte die Glieder, stemmte ein Nachtschränkchen in die Höhe und hieb mit einem Schürhaken Löcher in die Luft, bis er schließlich entschied, daß er wieder so gesund sei wie vor der Schlacht in Notmark, und an einem Windstag, nach dem Abendessen und nachdem Erborn und Wassjef den Tisch verlassen hatten, erklärte er Algunde, daß er nun nach Festum ziehen müsse, um den Bürgern dort dabei zu helfen, die Stadt gegen Graf Uriels Truppen zu verteidigen.

Algunde sah ihn lange an. »Diesmal nimmst du mich mit«, sagte sie.

»Du hast keine Einwände?« fragte Arvid verblüfft. »Nicht: ›Du bist noch viel zu krank, mein Lieber‹ oder ›Sollen die eingebildeten Festumer sich doch selbst helfen‹, oder ›Ein Gutsherr kann doch nicht mitten in

der Erntezeit sein Anwesen sich selbst überlassen ...«
Nichts von alledem?«

Algunde hob die Schultern. »Ich weiß eben, wann ich verloren habe, und dir ist allzudeutlich anzusehen, daß kein noch so guter Einwand dich aufhalten könnte. Nicht einmal an deine Liebe zu Erborn, der kleinen Selissa und mir will ich appellieren, denn ich weiß, daß du uns drei und Festum schon gegeneinander aufgewogen hast und daß deine Entscheidung nicht zu unseren Gunsten ausgefallen ist.«

»Ich wußte schon immer, daß ich nicht nur eine schöne, sondern auch eine sehr kluge Frau habe«, erwiderte Arvid. »Es hat tatsächlich nicht viel Sinn, dir etwas vorzuspiegeln ... Aber ich habe mich wahrhaftig nicht gegen euch entschieden, denn ich ziehe nur deshalb nach Festum, weil ich euch dort, fern von Geestwindskoje, verteidigen will. Die alte Warzensau soll gar nicht erst in eure Nähe kommen.«

»Das ist sehr fürsorglich gedacht, mein lieber Hochwohlgeboren, aber wenn du auf jeden Fall gehen wirst, dann nimm mich mit. Ich will nicht wieder Tag für Tag auf einen Brief warten, der womöglich nicht einmal von deiner Hand stammt, weil du mir nicht mehr schreiben konntest. Nein, das ertrage ich nicht noch einmal, und du wirst mir das nicht aufbürden.«

»Es hat wohl keinen Sinn, dich daran zu erinnern,

daß du kaum je eine Waffe in Händen gehalten hast?«

»Nein.« Algunde schüttelte heftig den Kopf. »Das kannst du dir sparen.«

»So wirst du eben mit mir reisen.«

Eine Zeitlang hingen beide schweigend ihren Gedanken nach, dann fragte Algunde: »Wann brechen wir auf?«

Arvid befangerte verlegen seinen Kragen. »Ähem, ich habe bereits Anweisung erteilt, mir für morgen einen Wagen reisefertig zu machen ... Wenn du rasch deine Sachen zusammenräumst – nur die allerwichtigsten, versteht sich –, kannst du natürlich mitfahren. Platz genug ist gewiß vorhanden.«

»So so, mein lieber Hochwohlgeboren hat ›bereits Anweisung erteilt‹.« Algunde zog zornig die Brauen zusammen. »Du scheinst ja ziemlich feste Vorstellungen vom Ausgang dieses Gespräches gehabt zu haben ... Nun gut, es ist ja schön, daß alle Reisevorbereitungen schon getroffen sind. Dann entschuldige mich bitte – ich werde jetzt packen, natürlich nur die ›allerwichtigsten‹ Dinge, versteht sich.«

Am anderen Morgen, nachdem Algunde und Arvid ihr sehr frühes Morgenmahl beendet hatten und bereits in die Kutsche gestiegen waren, kam der Page Wassjef aus dem Haus gelaufen. Er stürmte nach

vorn zu den Zugpferden und umklammerte mit beiden Händen das Kummet des linken Tieres. In seinem Gesicht waren feuchtschimmernde Tränenspurten zu sehen, und er zitterte vor Aufregung, aber er biß die Zähne zusammen und schwieg.

So war es an Arvid, zuerst das Wort an den Jungen zu richten. »Du hast gehört, wohin wir fahren, und willst uns begleiten, nicht wahr?«

Wassjef nickte stumm. Er hatte sein gutes Wams angezogen, trug einen Fellranzen auf dem Rücken und hatte einen Dolch im Gürtel stecken.

»Aber lieber Wassjef«, sagte Algunde mit sanfter Stimme, »du kannst nicht mit uns kommen. Sonst bliebe Erborn ja ganz allein zurück ... Du bist schließlich sein Spielgefährte.«

»Ich bin auch ein Knappe, der Knappe Euer Hochwohlgeboren, Herr Graf, habt Ihr das vergessen?« Der verzweifelte Blick des schlaksigen Jungen suchte die Augen des Grafen, der mit ernster Miene auf ihn herabschaute.

»Nein, das habe ich nicht vergessen«, sagte Arvid schließlich. »Und es war nicht recht von mir, dich nicht in aller Form um dein Geleit für die Reise nach Festum zu bitten. Darum hole ich es hiermit nach: Wassjef, mein Knappe, willst du mich in die Hauptstadt und möglicherweise in einen tödlichen Kampf begleiten?«

»Ja, Euer Hochwohlgeboren, das will ich.«

»Du bist reisefertig?«

»Gewiß, seit ein paar Stunden schon, Euer Hochwohlgeboren.«

»Fein, dann steig auf!«

»O nein, du wirst noch nicht auf die Kutsche klettern, Wassjef!« warf Algunde ein. »Zunächst einmal wirst du mit mir kommen, und wir werden Erborn erklären, daß er nicht nur von seinen Eltern, sondern auch von seinem besten Freund alleingelassen wird ... Eigentlich hatte ich nämlich Anweisung gegeben, dich in aller Frühe von unserem Aufbruch zu unterrichten. Diese Nachricht hättest du dann Erborn überbringen und ihn ein wenig trösten sollen ... Nun gut, dann werden wir selbst mit ihm reden müssen. Er soll nicht aus Frau von Scherpinskojes Mund erfahren, daß er für eine Weile ganz allein sein wird.« Sie sprang vom Bock auf den Hof hinab und ging mit dem Pagen durch den Hintereingang ins Haus.

Arvid blieb allein auf dem Wagen zurück. Er hatte entschieden, daß er dem kleinen Erborn gewiß keine klügeren oder liebevolleren Worte sagen konnte als seine Frau. Also hockte er still auf seinem erhöhten Sitz und beobachtete, wie das Leben auf Geestwindskoje erwachte. Er erwiderte den Gruß der neuen Köchin, die die nachts gelegten Eier aus dem Hühnerstall holte. Er beobachtete, wie die Kühe – solche, die

Kälber hatten und zum Schutz vor dem allgegenwärtigen Raubzeug nachts in den Stall geholt wurden – über den Hof und hinüber zum Weg getrieben wurden, der hinaus auf die Weiden führte. Er hörte das frohe Wiehern, mit dem die Arbeitspferde die Stallknechte begrüßten, und das unentwegte Krähen der Hähne.

Ach, ich will nicht mehr reisen, dachte Arvid. Ich möchte für immer hierbleiben, ein guter Landbesteller und meinen Leuten ein gerechter Herr sein. Ein größeres Glück als hier auf Geestwindskoje mit Algunde und den Kindern werde ich nirgendwo finden. Was ergibt das für einen Sinn, daß ich diesen lieben Ort verlassen muß, um ihn zu schützen? Vielleicht sollte ich ...

Seine Überlegungen wurden jäh von einem Reiter unterbrochen, der in vollem Galopp, so daß die Pferdehufe bedenklich über das Pflaster schlitterten, auf den Hof gesprengt kam. Der Mann, ein Bote, den der Baron von Baldrom mitten in der Nacht ausgesickt hatte, brachte eine Meldung, die die Geestwindskojer zutiefst erschütterte: Graf Uriel und seine Truppen hatten – wie schon vor Neersand – auf eine Belagerung Festums verzichtet und befanden sich nun auf dem Weg nach Süden, in Richtung Tobrien, vermutlich um sich dort mit den Truppen des Dämonenmeisters zu vereinen. Nichts stand mehr zwischen ihnen

und den Küstenorten wie Neuhaben und Baldrom ... und Geestwindskoje.

»Mag sein, daß Uriels Reiterei inzwischen schon Baldrom erreicht hat«, stieß der Bote nach einem düsteren Blick über die Schulter hervor. »Hochgeboren hatte Anweisung gegeben den Ort und die Burg zu räumen, aber ich weiß nicht, ob die Zeit noch für eine Flucht gereicht hat. Ein Junker, der sich von Neuhaben zu uns geflüchtet hatte, erzählte, die Notmärker hätten alle Einwohner erschlagen, die sie zu fassen bekamen ... Bitte, Herr! Seine Hochgeboren gibt Euch den dringenden Rat, Eure Leute zusammenzurufen und so weit wie irgend möglich landeinwärts zu ziehen. Auch mögt Ihr selbst einen schnellen Reiter nach Süden schicken, um die Leute dort zu warnen.«

Wenige Minuten später war einer der Geestwindskojer Jäger in Richtung Skorpsky unterwegs. Auf dem Gut bimmelte die Feuerglocke ohne Unterlaß, bis alle verwirrten Mägde, Knechte und Dienstboten auf dem Hof zusammengekommen waren.

Arvid beschrieb den Leuten mit knappen Worten die Lage und berichtete, was in den Dörfern am Walsach geschehen war, die am Anfang von Uriels langem Marsch gestanden hatten. Dann wies er die Leute an, so viele Habseligkeiten und Vorräte wie möglich zusammenzupacken, jedes Packtier, jeden Karren

zu beladen, den das Gut zu bieten hatte, und sich in einer Stunde wieder auf dem Hof zu versammeln. Die Knechte sollten alles Vieh zusammentreiben, das in der Nähe des Gutshofes stand, um später mit den Tieren den Wagen zu folgen. Auch die Bewohner des Dorfes sollten einen Zug zusammenstellen; auch ihnen gab der Graf nicht mehr als eine knappe Stunde Zeit.

Dennoch vergingen weit mehr als einhundert Minuten, bis sich die beiden Wagentrecks endlich in Richtung Osten in Bewegung setzten. Zuvor hatten Algunde und Arvid ein paarmal von einem Zug zum anderen reiten müssen, um die Leute zur Eile anzuweisen und unnützen Plunder von den Wagen werfen zu lassen. Etliche Bauern hatten allerlei klapprige Möbel auf ihre Karren geladen, waren aber kaum dazu zu bewegen, ihre Tiere aus den Ställen zu treiben. »Wenn uns die Viecher auf die Knochen abmagern bei der ganzen Rennerei, dann zahlt uns das keiner«, so hörte man sie immer wieder murren.

Es herrschte eine erregte, fast aufgebrachte und keineswegs besorgte Stimmung unter den Leuten. Zwar hatten sie vom fernen Walsach grausige Geschichten von Mordbrennerei und Plünderungen vernommen, aber der Walsach war weit – so wie alle Orte, von denen Schreckliches gemeldet wurde, stets

sehr weit von Geestwindskoje entfernt gelegen hatten, unvorstellbar fern. Vom Krieg hatten die Dörfler nur ein paar Heldenmärchen gehört, erzählt von den Alten, die selbst ebenfalls an keinen Kämpfen teilgenommen hatten. Aus eigener Anschauung kannten die waffenfähigen Leute nur die merkwürdigen, stets ein wenig peinlichen Waffenübungen, mit denen seine Hochwohlgeboren sie eine Weile traktiert hatte. So ähnlich stellten sie sich auch ein Getümmel mit dem heranrückenden Feind vor. Sollte er nur kommen, wenn er sich eine echte Geestwindskojer Mauschelle einfangen wollte ...

Also folgten die Bauern, das Gesinde und die Leibeigenen allen Anweisungen, die man ihnen gab, mit unverhohlener Lustlosigkeit, und erst als Arvid dem unentwegt maulenden Tirulf Schorkin mit der Reitgerte den Rücken bearbeitet hatte, waren die Dörfler bereit, den Befehlen ihrer Herrschaft nachzukommen und sich ein wenig schneller zu bewegen.

Viel zu spät und viel zu langsam, wie der Graf befand, vereinten sich die beiden Züge zu einem; viel zu schleppend strebten sie dem waldigen Hügelland im Osten zu.

Einzig der kleine Erborn konnte dem Marsch eine gewisse Freude abgewinnen: Er durfte auf dem Schoß des alten Kutschers Gorm sitzen und das gräfliche Zweiergespann lenken. Seine helle Stimme, die fort-

während »Hoho!« rief, um die Pferde anzufeuern (was diese aber gar nicht zu bemerken schienen), schwebte über den Köpfen der Wandernden, die stumm ihres Wegs zogen und nur gelegentlich einige mürrische Bemerkungen machten.

Doch so langsam der Zug auch vorankommen mochte – unerbittlich von Arvid angetrieben, der den Tieren und Menschen nicht einmal eine Mittagsrast gewährte –, irgendwann hatten die Fliehenden doch zwei der landeinwärts gelegenen, flachen, waldigen Täler zwischen sich und den Feind gebracht, an den allerdings kaum jemand so recht glauben wollte.

Zur Abenddämmerung, kurz bevor die Nacht herabsank, war am dunkelblauen Osthimmel das Glitzern der ersten Sterne zu sehen. Über dem Hügelkamm, gerade dort, wo Gut und Dorf Geestwindskoje liegen mochten, stieg mit der Trägheit eines überquellenden Breis eine dunkle Rauchsäule auf. Höher und höher kletterte der rußigschwarze Rauch in den Himmel hinauf, gleichzeitig nach den Seiten und in die Höhe wachsend.

Graf Arvid gab das Zeichen zum Halten. »Wir können hier ein Nachtlager aufschlagen«, sagte er. »Mir scheint, wir sind weit genug gelaufen.«

Der Zug kam zum Stehen. Einer nach dem anderen drehten sich die Leute um und schauten nach Osten. Alle Gespräche kamen zum Erliegen, nur das

Schnauben einiger Pferde war noch zu hören. Fassunglosigkeit breitete sich aus und brachte die Menschen zum Schweigen.

Arvid trat zu Algunde und legte ihr den Arm um die bebenden Schultern. »Wir leben, mein Herz! Mir kommt eben der Spruch in den Sinn, den Wassjef von seiner Reise mitgebracht hat und seitdem dauernd im Munde führt: ›Bei Mütterchen Travia – bisher hätt's wahrhaftig schlechter laufen können ...‹« Er lachte bitter. Algunde lachte nicht und schluchzte nicht. Sie starrte nur eine Weile stumm nach Osten. »Stimmt, mein Herz, wir leben.«

Am nächsten Morgen wies Arvid die Geestwindskoje an, weiterhin in ihrem Feldlager abzuwarten. Dann ritt er mit Algunde und Wassjef, die sich beide nicht abweisen ließen, sowie einigen Jägern und Jungbauern nach Osten, um dort die Lage auszukundschaften. Noch immer stand eine Rauchsäule am Himmel und wies ihnen den Weg, aber sie war heller und dünner geworden, manchmal, wenn der Sommerwind sie zur Seite trieb, war sie kaum noch zu sehen.

Als der kleine Trupp die Küstenstraße ein Stück nördlich von Geestwindskoje erreichte, zeigte es sich bald, daß die Vorsicht überflüssig gewesen war, mit der sie die letzten Meilen zurückgelegt hatten. Uriels

Heerscharen waren offenbar schon in der Frühe weitergezogen. Lediglich ein paar gröblich niedergemetzelte und ausgeweidete Rinder auf einer Weide am Straßenrand wiesen darauf hin, daß die Truppen hier entlanggezogen waren.

Arvid, Algunde und die anderen wandten sich nach Süden. Der Rauch, der aus Geestwindskoje aufgestiegen war, war nun vom Himmel verschwunden. Die Landschaft ringsumher sah aus, wie sie immer ausgesehen hatte: Zur Rechten erstreckte sich Weideland, weite Grasflächen, von der Sommerhitze gelb überhaucht, auf der linken Seite schimmerte das Perlenmeer zwischen den Dünentälern hindurch. Auch als nach einer Wegbiegung der Hügel mit dem Herrenhaus ins Blickfeld kam, schien sich dort nichts verändert zu haben. Erst auf den zweiten Blick stellten die Menschen auf der Küstenstraße fest, daß der Ring der grünbelaubten alten Kastanienbäume eine leere Mitte umgab. Das dunkelrote Dach des Herrenhauses, das sonst zwischen den Wipfeln der Bäume hindurchschimmerte, war verschwunden.

Arvid stieß seinem Pferd die Stiefelfersen in die Flanken und trieb es die Straße hinab. Seine Begleiter folgten ihm. Gemeinsam standen sie schließlich vor dem schwarzverkohlten Geviert, das mehr als ein Jahrhundert lang das Herrenhaus eines großen Guts Hofes gewesen war und nun einen beißenden, bran-

digen Geruch verströmte. Im Innern des Vierecks aus eingestürzten Mauern lagen die Überreste der Böden und des hohen Daches, dessen rote Ziegel über die knisternden Trümmer verstreut waren, als hätte ein spielender Riese sie dort verteilt.

Auch die Nebengebäude und die Wohnhäuser der Landarbeiter waren größtenteils niedergebrannt. Schweigend stiegen die Geestwindskojer von den Pferden. Algunde bückte sich nach einem eisernen Leuchter, der völlig unversehrt vor den Stufen der ehemaligen Eingangstür auf dem Boden lag, tippte ihn mit dem Finger an, um zu prüfen, ob er womöglich noch heiß sei, und hob ihn vorsichtig auf. Sie hielt ihn Arvid hin, der ihn ihr aus der Hand nahm und zwischen die Trümmer schleuderte. Mit einem Ruck wandte er sich ab, um zu seinem Pferd zurückzukehren. »Laßt uns zum Dorf hinunterreiten«, murmelte er. »Mir scheint, dort sind wenigstens ein paar Häuser verschont geblieben.«

In der Tat hatten sich Graf Uriels Truppen nicht die Mühe gemacht, jedes einzelne Gebäude anzuzünden. Verschont geblieben war auch das Haus der Schorkins. Littjew, der mittlere der drei Söhne, gehörte zu den Geestwindskojer Bauern, die Graf Arvid begleiteten.

Als die Gruppe den Hof erreichten, sprang Littjew vom Pferd und lief ins Haus. Wenige Augenblicke

später stürmte er wieder heraus. »Alles in Ordnung!« rief er. »Fast alles ist heilgeblieben! Ich frage mich nur, wo meine Mutter steckt.«

»Was soll das heißen – wo deine Mutter steckt?« fragte der Graf. »Hat sie denn nicht mit den anderen zusammen das Dorf verlassen, so wie ich es angeordnet hatte?«

Littjew betrachtete schweigend die Spitzen seiner Strohschuhe.

»Nun rede schon, Bursche!«

»Nein ... Sie ist nicht mitgekommen«, stammelte Schorkin. »Das heißt, zuerst ist sie doch mitgegangen ... Aber nur zum Schein. Dann ist sie heimlich wieder zurückgeschlichen ... Sie hat gesagt, als Schulzin könne sie das Dorf nicht einfach so den Feinden überlassen. Sie wollte ihnen gehörig die Meinung sagen, wenn sie sich an den Habseligkeiten der Leute vergangen hätten ... Ja, das hat sie gesagt, und ich habe noch versucht, sie zurückzuhalten, aber sie hört nicht auf mich ... Und jetzt entdecke ich sie nirgends.«

»Dann schau noch einmal nach«, forderte Algunde ihn auf. »Vielleicht hat sie sich irgendwo versteckt und traut sich nun nicht heraus.«

Littjew betrat wieder das Haus, kam bald heraus und ging um das Gebäude herum, um auf dem Hof nachzusehen. Als er gerade um die hintere Ecke gebogen war, schallte ein Schrei zu den Leuten auf die

Straße herüber. Ein solches Entsetzen, eine so tierhafte Qual lagen in dem Schrei, daß Arvid und seinen Begleitern schauderte.

Der Graf sprang vom Pferd und stürmte mit den anderen auf den Hof. Dort sahen sie Littjew vor der Leiche seiner Mutter knien. Sie war nackt. Man hatte sie kopfunter an die Stalltür genagelt, und ihr Leib wies gräßliche Wunden auf, wie sie nur die orkischen Wurfbeile reißen.

Noch ehe Arvid oder Algunde ihre Fassung wiedergefunden hatten und ein Wort an Littjew richten konnten, war dieser bereits aufgesprungen, zurück zu seinem Pferd gerannt und in den Sattel gesprungen. Mit Stiefelritten und wilden Schreien trieb er das Tier zu höchster Eile. Das Pferd stob in rasendem Galopp die Dorfstraße entlang und war bald hinter den Häusern verschwunden. Nur der Hufschlag war noch eine Weile auf dem Schorkinhof zu hören.

Der Graf wandte sich an einige Leute aus seiner Begleitung, die starr vor Grauen beieinanderstanden und die Blicke nicht von dem geschundenen Leib an der Tür wenden konnten. »Wir werden sie abnehmen und begraben müssen«, sagte er mit rauher Stimme. »Kommt her und helfft!«

Auf so manches Dach hatten Uriels Schergen den roten Hahn gesteckt, und viel war nicht geblieben von

dem Dörfchen Geestwindskoje an der Straße von Festum nach Vallusa. Weniger als die Hälfte der Höfe war stehengeblieben, aber auch diese waren zum größten Teil so verwüstet, als wäre ein Unwetter über sie hinweggetobt, und als einen Tag nach dem Grafen auch das Gesinde, die Leibeigenen und die Bauern zurückkehrten, waren sie fassungslos: Viele der nun in Schutt und Asche liegenden Häuser waren, so wie das Herrenhaus, mehr als hundert Jahre alt gewesen. Die Leute waren in diesen Häusern geboren, ihre Großeltern und manchmal auch die Eltern darin gestorben. Den Geestwindskojern schienen ihre Häuser ewigen Bestand zu haben, so wie die Dünen und das Meer. Und so standen sie vor den Trümmern, weinten, suchten nach Worten, ihr Leid zu beschreiben, und blieben doch stumm.

Auf eigentümliche Weise leistete die Witwe Schorkin, die Schulzin, ihrem Dorf in diesen Tagen einen letzten Dienst. Für manch einen Geestwindskojer wurde es leichter, das eigene harte Los zu ertragen, als er erfuhr, welch unvergleichlich viel schrecklicheres Schicksal Duna Schorkin widerfahren war.

Als die Dörfler erfuhren, daß Graf Arvid beschlossen hatte, den Truppen Uriels zu folgen, um auf irgendeine Weise Rache an dem Notmärker zu nehmen, da spaltete sich die Dorfgemeinschaft in zwei Teile. Der Graf hatte es nämlich den Bauern und

Leibeigenen freigestellt, ihn zu begleiten oder in Geestwindskoje zu bleiben. Er hatte ihnen gesagt, daß er damit rechne, in einen Kampf verwickelt zu werden, der sehr wahrscheinlich kein gutes Ende nehmen werde, und daß er darum, weil die Aussichten auf einen Sieg oder auch nur auf einen ausgewogenen Waffengang gar so schlecht seien, niemanden zum Dienst verpflichten wolle. Und nun gab es fast in jeder Geestwindskojer Familie einige Mitglieder, die daheimbleiben und den zerstörten Besitz wieder herrichten wollten, und solche, die an den Brandschätzern und grausamen Mördern der Schulzin Rache nehmen wollten. (In Geestwindskoje war seit Menschengedenken niemand mehr ermordet worden, und die Leute kamen über das Ereignis nicht hinweg.)

Als sich zwei Tage später Graf Arvids kleine Schar zusammengefunden hatte und zum Aufbruch bereitmachte, kam der lange Doschel in heller Aufregung ins Dorf gestürzt. An Doschel, einem vierzigjährigen Hünen mit dem Gemüt eines Vierjährigen waren die Ereignisse der vergangenen Tage fast unbemerkt vorübergegangen. Wie vor dem Überfall hatte er in den Dünen seine kleine Ziegenherde gehütet, aber nun rannte er, so schnell ihn die nackten Füße trugen, zu Graf Arvid, um das Heranrücken eines weiteren Heerzuges zu melden. Von Süden kämen

die Leute. Doschel hatte sie von der höchsten Düne aus entdeckt, und da seien sie noch sehr klein gewesen. Allzubald könnten sie also nicht in Geestwindskoje eintreffen. »Das heeßt«, ergänzte Doschel, »wennse nech fliechen – sie ham nämlich Fliegel ...«

Gemeinsam mit Algunde ging Graf Arvid zur Küstenstraße hinab, den Soldaten entgegen. Er traf mit Thesia und Graf Wahnfried, die immer noch an der Spitze ihres Zuges ritten, an der Stelle zusammen, wo die Kastanienallee vom Gut auf die Straße traf.

Die Ilmensteiner Gräfin schaute nur flüchtig zur Ruine des Gutshauses hinüber und hob dann grüßend die Hand.

»Willkommen, Thesia«, sagte Arvid, dem ein bitteres Lächeln um die Mundwinkel spielte. »Ich fürchte, ich kann dich nicht hereinbitten ...«

Die Gräfin erwiderte das Lächeln nicht. Steifbeinig kletterte sie aus dem Sattel, wobei die Flügel auf ihrem Panzer leise sausend durch die Luft schwankten, um zunächst die lautlos weinende Algunde und dann Arvid mit einer kräftigen Umarmung zu bedenken. »Ihr lebt«, sagte sie. »Ich freue mich.«

Auch Graf Wahnfried von Ask stemmte sich unter dem Schwanken seiner Drachenschwingen aus dem Sattel, auch er mit den ungelenken Bewegungen eines Reiters, der etliche Stunden auf einem Pferderücken saß. »Verzeiht, Gräfin, Graf« – er verbeugte sich

zweimal tief –, »aber mir fehlen die Worte. Uriel ist ein Hund, und wir werden ihn bestrafen!«

Später am Tag saßen Algunde, Arvid, Thesia, Mirhiban, Wahnfried und weitere Offiziere und Bronnjaren auf dem Hof zwischen Wohnhaus und Stallungen der Schorkins beisammen. Das Haus war eines der wenigen heilgebliebenen in Geestwindskoje, und von den Söhnen der Witwe hatte sich bisher niemand wieder sehen lassen. Darum hatte Arvid mit seiner Familie und dem Pagen Wassjef die Kate bezogen. Da aber die armselige Stube des Hauses kaum mehr als zwölf Leute fassen konnte, fand das Treffen der Soldaten und Bronnjaren unter freiem Himmel statt.

Mitten auf dem Hof brannte ein mächtiges Feuer, das aber eher der Beleuchtung als dem Aufwärmen diente, denn die Praiosnacht war ebenso mild wie die Nächte zuvor.

Arvid hatte eben von dem Schrecken berichtet, der die Geestwindskojer heimgesucht hatte, als sie erfuhren, daß Graf Uriels Armee auf eine Belagerung Festums verzichtet hatte und geradewegs weiter nach Süden marschiert war. »Ich kann mir bis heute keinen Reim auf sein Verhalten machen«, stellte er kopfschüttelnd fest. »Das ist die Strategie eines Wahnsinnigen! Er hetzt seine Leute durch das gesamte Bornland – wie ich hörte, unter dem Versprechen auf rei-

che Beute aus der Einnahme und Plünderung Festums –, und dann läßt er die Stadt einfach am Weg liegen. Er muß den Verstand verloren haben!«

Graf Wahnfried nickte bedächtig. »Da habt Ihr womöglich einen durchaus wahren Gedanken ausgesprochen, werter Arvid«, sagte er. »Wir haben nur wenige Nachrichten über Uriels Heerzug erhalten können, aber das wenige läßt darauf schließen, daß der Notmärker tatsächlich seinen Verstand verloren hat, an den verfluchten Dämonenmeister nämlich, an Borbarad selbst! Wenn Uriel noch ein Quentchen Verstand besäße, dann müßte er sich sagen, daß er seine Armee niemals wieder in die Heimat zurückführen kann. Die Leute sind über das Land hergefallen wie eine Heuschreckenplage. Sie haben ein wahres Ödland hinterlassen. Dort gibt es nichts mehr, womit Uriel die Menschen auf dem Rückmarsch versorgen könnte.«

Thesia zog grimmig die Brauen zusammen. »Wenn diese Gestalten noch Menschen wären«, warf sie ein, »dann könnten sie es nicht ertragen, durch die Gegenden und Dörfer zu ziehen, die sie verwüstet haben – sie würden vor Scham über die eigenen Taten ersticken! Aber Uriels Schergen sind genauso wahnsinnig wie er selbst. Sie hetzen mordend, brandschatzend und plündernd durch das Land, als seien sie auf der Flucht vor ihren eigenen Schatten ... Sie

können gar nicht mehr zurückkehren, sie haben – so heißt es bei den Nivesen von einem fliehenden Verbrecher – die eigenen Wurzeln ausgerissen. Und nicht Uriel gibt die Befehle – da sind Wahnfried und ich uns sicher –, nach denen diese Horde gelenkt und vorangetrieben wird.«

»Aus irgendeinem Grund scheinen sie es nun auf Vallusa abgesehen zu haben, statt auf Festum ...«, setzte Arvid an, wurde aber von der tulamidischen Baronin Mirhiban unterbrochen. »Die Warzensau zieht vielleicht nicht einmal nach Vallusa«, sagte sie aufgeregt. »Von einem Geweihten in Festum haben wir erfahren – die Priester wissen manchmal seltsame Dinge –, daß es eine große Schlacht in Tobrien geben wird ... Zwischen einem Heer aus Gareth und den Schergen des Borbarad. Beide Armeen, die des Borbarad und die Garether, ziehen nach Norden, und zwar erzählte man uns, daß die Borbaradianer die Kaiserlichen verfolgen, wobei das Heer der Garether das sehr viel kleinere sein soll ... Warum sich Borbarad den Kaiserlichen bis jetzt nicht zum entscheidenden Kampf gestellt hat, kann niemand erraten. Ein paar kleinere Gefechte haben die Borbaradianer schon gewonnen, aber sie haben die Garether immer wieder entwischen lassen ... Doch nun, nachdem Uriel immer weiter nach Süden zieht, sieht es so aus, als ob der Dämonenmeister auf die Notmärker gewartet hat ...

Dabei benötigt er sie doch gar nicht, um die Schlacht zu gewinnen.«

»Nicht nur Uriel sieht nach Tobrien«, lallte der Baron von Eschenfurt, der – ungeachtet der hochsommerlichen Hitze – den ganzen Tag über seinem Schnapskrüglein zugesprochen hatte und nun mit glasigem Blick und ablehnendem oder beifälligem Gebrabbel die Besprechung verfolgte.

»Stör jetzt nicht, Ugo!« winkte Mirhiban ärgerlich ab und wandte sich dem Grafen von Ask zu, der soeben das Wort ergriffen hatte, aber auch nur darlegte, daß er nicht in der Lage sei, das Verhalten des Feindes sinnvoll zu deuten.

»Nicht nur Uriel ...«, fiel ihm Ugo von Eschenfurt mit der Beharrlichkeit eines Betrunkenen ins Wort. »Nicht nur Uriel ... auch Gili-ja ... und sogar wir, der Gräfin ihre Leut ... Alles ab nach Tobrien!« Er unterdrückte einen Rülps und warf ein selbstzufriedenes Lächeln in die Runde.

»Nun ist es gut, Ugo!« mahnte ihn Thesia mit eisiger Stimme. »Es gibt eine Zeit zum Kämpfen, und es gibt eine Zeit zum Feiern ... Feiern können wir später, jetzt müssen wir über ernsthafte Dinge reden ... Es wäre gewiß am klügsten und gesündesten für dich, wenn du dich irgendwo ins Stroh legtest. Du wirst sonst morgen große Schwierigkeiten haben, mit uns Schritt zu halten.«

Eschenfurt setzte eine betrubte Miene auf, aber er erhob sich schwankend, um der Anweisung der Gräfin zu folgen. »Ich mein doch nur«, sagte er langsam und um eine sorgfältige Aussprache bemüht, »wennwer alle nach Tobrien zien – hä, Tobrien zien –, dann hat der Borabad uns alle auf einem Haufen ... Und dann: patsch!« Er schlug sich kichernd mit der Hand aufs Knie. »Ich denke, Bronnjaren ... Ihr wißt schon, was der Ugo meint ...« Bedachtsam schritt er zur Scheune hinüber.

»Ja, schon gut!« rief ihm Mirhiban – immer noch voller Empörung – durch das offenstehende Scheunentor nach. »Du weißt Bescheid, Strategie des Schnapskrugs!«

Nachdem der Eschenfurter verschwunden war, wandte man sich wieder mit dem gebührenden Ernst der strategischen Besprechung zu. Wer hätte auch ahnen können, daß ausgerechnet der betrunkene Ugo an diesem Abend einen Teil der kommenden Geschehnisse recht zutreffend vorausgeahnt und beschrieben hatte.

Zeitig am nächsten Morgen brach der Ilmensteiner Heerzug nach Süden auf. Zu vorderst ritten die Geflügelten, zweiundvierzig an der Zahl; ihnen folgten die leichteren Reiter, die Fußsoldaten, der Troß und schließlich die berittene Nachhut. Die Geestwindsko-

jer, die sich dem Zug angeschlossen hatten, waren fast spurlos darin aufgegangen, denn ihre Zahl war recht klein.

An der Spitze der Kolonne hatte sich Graf Arvid zu Thesia und Wahnfried gesellt. Algunde, die das Reisen auf dem Pferderücken nicht sonderlich schätzte, hatte auf einem Troßwagen Platz genommen. Wassjef marschierte mit den anderen Infanteristen: Für den Knappen des Grafen hatte sich kein Reittier gefunden.

»Bornlands Augen blicken auf euch!« rief Thesia über die Köpfe der Reiter hinweg. Graf Wahnfrieds kräftiger Bariton gab die ersten Töne vor, nach und nach fielen die Reiter und die anderen Truppenteile ein, und bald schallte das Lied laut und trotzig in den klaren Morgen, während sich der Zug zwischen den geschwärzten Ruinen des einst prächtige Dörfchens Geestwindskoje vorwärtsschob und in die Küstenstraße einschwenkte.

Nachdem die Kolonne einen Tag nach Süden marschiert war und sich nach der Aufhebung des Nachtlagers soeben wieder in Bewegung setzen wollte, stieß eine leichte zweispännige Kutsche zu ihnen. Es schien, daß das von zwei Grauschimmeln gezogene Gefährt die ganze Nacht hindurch gefahren war; den Pferden war die Erschöpfung deutlich anzumerken.

Dennoch schien der Kutschenlenker nicht willig zu sein, seinen Pferden eine Verschnaufpause zu gönnen, denn er lenkte die Kutsche an den Marschierenden vorüber zur Spitze des Zuges.

Als er mit den vordersten Reitern auf einer Höhe war, zog er seinen schwarzen Schlapphut, um ihn grüßend zu schwenken. »Guten Morgen, Euer Hochwohlgeboren!« rief er zu Thesia hinüber. »Ich würde mich gern für eine Weile Eurer Reisegruppe anschließen, wenn Ihr keine Einwände habt ...«

»Den Zwölfen zum Gruße, der Herr!« gab Thesia überrascht lächelnd zurück, um gleich anschließend den schwarzhaarigen Mann in der Kutsche den Offizieren in ihrer Nähe vorzustellen: »Herr Lamertien, ein Festumer Bürger und guter Freund der Baronin von Pervin. Auch ich kenne ihn seit vielen Jahren.« Dann beantwortete sie Lamertiens Frage: »Meinetwegen mögt Ihr gern mit uns reisen. Ich habe keine Bedenken.«

Wiederum ein paar Tage später hob die alte Grimbart in ihrem Bau unweit der Misa verblüfft den schwarzweiß gestreiften Kopf. Schon wieder, dachte sie bei sich, während der Boden ringsumher unter dem Stampfen zahlreicher vorüberziehender Hufe und Füße erzitterte, kleine Erdklumpen aus der Höhlendecke herabrieselten und der Alten auf den Schä-

del fielen. Sie konnte sich nicht erinnern, jemals in ihrem Leben die Menschen so unstet erlebt zu haben. Ständig waren sie in Bewegung – etliche von ihnen –, und der welterschütternde Ärger schien kein Ende nehmen zu wollen.

So ein Dachs hat es, bei Väterchen Firun, nicht leicht, dachte die Alte und stieß einen tiefen Seufzer aus. Wenn es draußen rauh zugeht, wenn Hunde, Jäger, Ranzen und Wölfe durchs Gehölz schleichen, dann ist der Dachs gehalten, seinen Bau aufzusuchen, den er sich eigens für solche Anlässe angelegt hat.

Was aber soll er tun, wenn ihn die Menschen mit ihrem zermürenden Gelärm bis in seine Höhle hinein verfolgen? Da bleibt nicht viel, dachte die Däxsin und wartete voller Ergebenheit darauf, daß auch diese trampelnde Menschenschar – wie schon die beiden zuvor – endlich davongezogen wäre.



33. Kapitel



Die Misa-Auen im Praios 1021 n. BF.

Über den Fluß

Einige Meilen nordwärts von Vallusa schob sich von Westen her eine Kette bewaldeter Hügel bis auf eine Entfernung von ein paar hundert Schritt an die Küstenstraße heran. Im Osten dehnte sich hinter einem niedrigen Dünengürtel die glitzernde Fläche des Perlenmeeres aus. Da die Gegend zum Überschwemmungsgebiet der Misa gehörte, hatte man die Straße auf einem etwa zwei Schritt hohen Damm angelegt, von dessen Krone aus man einen guten Blick über das Land zu beiden Seiten hatte.

So konnten Thesia und ihre Begleiter schon frühzeitig beobachten, wie sich aus einem Hügelwäldchen zu ihrer Rechten zwei Reiter lösten und quer durch eine mit kleinen Tümpeln durchsetzte Grasfläche der Straße zustrebten. Einer von beiden trug ein mächtiges schneeweißes Flügelpaar auf dem Rücken, das an die Schwingen eines Schwans erinnerte. Der Mann war offenbar von hohem Alter, denn die lan-

gen strähnigen Haare, die ihm der Seewind um den Kopf wehte, waren von fast ebenso weißer Farbe wie die in der Sonne schimmernden Federn. Der Begleiter des Alten war ein drahtiger schwarzhaariger Bursche, der auf einem Maultier ritt.

»Seid mir begrüßt, Graf Vigo!« Thesia hob die Hand, als der Graf von Arauken und sein Begleiter auf etwa fünfzehn Schritt herangekommen waren. »Aber bleibt, wo Ihr seid. Ihr tragt die Schwanenflügel und seid Uriels Gefolgsmann – ich dulde Euch nicht in meiner Nähe.«

Das Gesicht des alten Vigo verfärbte sich dunkel vor Zorn, kaum daß der Wind Thesias Worte zu ihm herübergetragen hatten. Schon hatte er seine Lanze gesenkt, da trieb ihm Arvid sein Pferd in den Weg und verstellte ihm den Weg zur Straße. »Halt, halt!« rief er laut. »Herrschaften, Besonnenheit!« Und er erklärte Thesia mit knappen Worten, daß Vigo sich von den Notmärkern abgewandt und der Amazonenkönigin Gilia angeschlossen habe.

Die Gräfin entschuldigte sich für ihre Voreiligkeit. Vigo nickte ihr freundlich lächelnd zu und erklärte ihren Zorn für verständlich. Plötzlich senkte er den Kopf, seine Stimme wurde leiser, als er fortfuhr: »Und doch: Am Ende habt Ihr mit Eurer Beschuldigung womöglich recht, denn – Ihr wißt es wohl –, wenn Graf Uriel als mein Flügelherr meine Gefolg-

schaft fordert, dann muß ich mich seinen Befehlen beugen ...«

»Ich weiß.« Thesia nickte bedächtig. »Dennoch sehe ich es gern, daß Drachen-, Adler- und Schwanenschwingen einmal beieinander sind« – womit sie sich auf die eigenen Flügel und die des Grafen von Ask bezog, der eben zur Spitze des Zuges getrabt kam. »Den Zwölfen zum Gruße, wackerer Vigo«, sagte dieser. »Was führt Euch her? Schickt Uriel uns einen Parlamentär? Wie unschön, daß wir uns nach so langer Zeit unter diesen Umständen wiedersehen.«

Diesmal schickten sich Arvid und Thesia gleichzeitig an, beschwichtigend auf den Weißhaarigen einzureden, aber der alte Graf von Arauken nickte nur lächelnd. »Schon recht«, erwiderte er. »Ich trage nun einmal ein Kleid, das hier nicht gern gesehen ist ... Dabei bin ich der einzige der Schwanenreiter, der es angelegt hat, bedenket ... All die anderen Schwanenflügel scheuen neuerdings des Herrn Praios' Licht ... Aber ich schweife ab. Mein Gefährte Aitman« – er wies auf den jungen Mann an seiner Seite, der bisher die Unterredung stumm verfolgt hatte – »und ich sind nicht zum Plaudern hergekommen.«

»Nein«, ergriff der Schwarzhaarige das Wort »unsere Anführerin, Ihre Hoheit Gilia von Kurkum, schickte uns aus, damit wir Euch zu ihr geleiten. Unsere Kundschafter haben der Hoheit Euer Kommen

gemeldet, und nun schlägt sie ein Treffen vor, um die Lage zu besprechen. Sie befindet sich in den Wäldern dort drüben.« Er wies mit dem Kopf auf den baumbestandenen Hügelzug. »Ihre Hoheit rät an, daß seine Hochwohlgeboren, Graf Vigo, Eure Truppen zu einem geeigneten Rastplatz geleitet, der etwa eine halbe Meile abseits der Straße in Richtung Süden liegt und von feindlichen Spähern kaum zu entdecken ist. Die Grafen von Ask und von Ilmenstein aber – und wer immer sie begleiten mag – soll ich zu Ihrer Hoheit führen ... Vertraut mir nur!«

Dieser letzte merkwürdige Satz – niemand hatte ein Anzeichen von Argwohn gezeigt – veranlaßte die Gräfin von Ilmenstein, nun tatsächlich mißtrauisch die Stirn zu runzeln. Die Baronin Mirhiban von Perwin, die das Gespräch aus einigem Abstand verfolgt hatte, lenkte ihr Pferd an Thesias Seite, beugte sich aus dem Sattel zu ihr hinüber und raunte ihr ins Ohr: »Das riecht nach einer Falle, wenn du mich fragst. Wir sollten ...«

»Er sagt die Wahrheit, Wort für Wort«, warf in diesem Augenblick Lamertien ein, der seine Kutsche verlassen hatte und unbemerkt nach vorn zur Spitze des Zuges geschlendert war.

»Dann ist es in Ordnung«, sagte Thesia ohne Zögern zu dem jungen Abgesandten. »Einen besseren Bürgen kannst du nicht finden ...« Sie wandte sich an

Lamertien. »Wollt Ihr uns nicht begleiten? Die Unterredung mag wichtige Neuigkeiten erbringen.«

Der Festumer schüttelte höflich lächelnd den Kopf. »Ach nein liebe Gräfin. Dann müßte ich mein Gefährt mit einem harten Sattel vertauschen, und danach steht mir gerade nicht der Sinn. Ich werde bei Graf Vigo und Euren Soldaten bleiben.«

Thesia und ihre Begleiter waren nicht wenig überrascht, als der junge Aitman sie nicht einfach zu irgendeiner Waldlichtung geleitete, die als Treffpunkt dienen mochte, sondern sie eine ganze Weile auf recht verschlungenen Pfaden durch das Hüggelland führte, um schließlich, nachdem sie ein sumpfiges Tal durchquert hatten, mit ihnen zu einem notdürftig befestigten Lager auf einem grasbewachsenen flachen Hüggellhang zu gelangen.

Am Ende des kaum schrittbreiten, aber von Menschenfüßen und Pferdehufen tief ausgetretenen Pfades, der durch die Sumpfwiese am Fuß des Hüggels führte, versperrte eine Palisade den Weg. Von dieser Befestigung aus hatte man freies Schußfeld über die gesamte Sumpfwiese, und tatsächlich waren hinter den angespitzten Pfählen die Schultern und Köpfe einiger Bogen- und Armbrustschützen zu sehen.

»Gut Freund!« rief Aitman mit so kräftiger Stimme, wie man sie dem jungen Burschen kaum zugetraut

hätte. Der Ruf hatte den rauhen tragenden Klang, den man von Flößern und Bornschiffen kennt. Er schien auf Anhieb im Lager vernommen worden zu sein, denn alsbald öffnete sich eine Lücke in der Palisade: Offenbar wurde ein etwa zwei Schritt langes Stück des Zaunes von innen ergriffen und zur Seite getragen. Die Amazonenkönigin Gilia erschien in der Öffnung und winkte die Neuankömmlinge heftig zu sich heran, um sie zur Eile zu drängen. Sichtlich ungeduldig wartete sie darauf, daß Thesia, Arvid und die anderen sich im Lager umgeschaut und ihrer Überraschung Ausdruck verliehen hatten. Auch die herzliche Begrüßung zwischen Arvid und Algunde einerseits und Selissa und Gerion andererseits, die soeben, begleitet von Gurvans aufgeregtem Gebell, aus einem Zelt getreten und zum Tor geeilt waren, schien Gilia als unnötige Zeitverschwendung zu betrachten, denn sie beobachtete die innigen Umarmungen mit strenger Miene. Schließlich räusperte sie sich vernehmlich und bat ihre Gäste, sich an einer großen Feuerstelle zu versammeln – das Feuer war niedergebrannt und kalt – und auf den zu einem Kreis ausgelegten Baumstämmen niederzulassen. Noch ehe sich die allgemeine Unruhe gelegt hatte, erklärte sie knapp, daß sie mit ihrer Truppe schon seit mehr als einer Woche hier hause und die umfriedete Zeltstadt als Ausgangsbasis nutze.

»Aber nun will ich Euch so rasch wie möglich in die allgemeine Lage einweisen«, fuhr sie fort, während sie auf einer Seite des Aschekreises auf- und abschrift, »denn, bei allen Zwölfen, die Zeit drängt. So hört, was geschehen ist: Eigentlich war es unser Plan, die Vallusaner Brücken zu nutzen, um die Misa zu überqueren und uns anschließend auf der tobrischen Seite den Kaiserlichen anzuschließen oder auf eigene Faust zu operieren. Vallusa jedoch hat seine Brücken gesperrt, ›für jedwedes Kriegsvolk«, wie man uns erklärte. Das mag man glauben oder auch nicht. Es ist durchaus möglich, daß die Vallusaner sich auf diese Art schlicht aus *jedwedem* Kampf heraushalten wollen ...«

»Feige Memmen!« brüllte jemand aus Gilias Unterführern aufgebracht dazwischen.

»Ach, laß gut sein!« rief ein zweiter. »Das Pack kann auf die Schnauze fallen oder auf den Arsch! Im Dreck liegen sie so oder so!«

»Wollt Ihr Ruhe geben!« Gilia warf den Störenfrieden einen strengen Blick zu. »Beleidigungen zu brüllen, hilft uns nicht weiter! Was diese Vallusaner auch bewegen mag«, nahm sie ihre Rede wieder auf, »es gab jedenfalls an der Misamündung keine Möglichkeit, den Fluß zu überqueren. Und nach allem, was ich von der Stadt- und Brückenbefestigung gesehen habe, kommt dort niemand über die Misa, den die

Vallusaner nicht hinüberlassen wollen – auch Borbarads Schergen nicht!« ergänzte sie grimmig. »Einstweilen nicht, sollte man wohl besser sagen, denn einer langen Belagerung und schwerem Beschuß wird wohl auch Vallusa auf Dauer nicht standhalten können ... Meine hundert Leute und ich hatten jedenfalls ganz gewiß keine Möglichkeit, uns den Übergang zu erzwingen, und darum machten wir uns auf den Weg flußaufwärts, um irgendwo eine Furt oder eine andere Möglichkeit zu finden, die Misa zu überqueren. Diese Unternehmung erwies sich als unerwartet schwierig: Die Misa-Ufer sind fast überall unsicher und sumpfig, andererseits ist der Fluß auch recht tief, häufig mehr als zwei Schritt. Da wir aber einige Wagen, Zug- und Reittiere über die Misa bringen wollten, kam für uns ein Durchschwimmen nicht in Frage; außerdem haben etliche meiner Leute eine goblinische Angst vor dem Wasser. Wir hatten uns schon darauf eingestellt, etliche Dutzend Meilen flußaufwärts marschieren zu müssen, da bemerkte ein Kundschafter eine verdächtige Betriebsamkeit auf der Misa: Eine ganze Flotte kleiner Ruderboote – größere Schiffe können die Vallusaner Brücken ohnehin nicht passieren – bewegte sich aus Richtung Vallusa den Strom hinauf. An einer Stelle, etwa drei Meilen von hier« – Gilia wies zum Flußlauf hinüber –, »legten die Boote auf beiden Uferseiten an, und etwa vier Banner

Soldaten, die meisten von ihnen Sappeure, kletterten an Land. Da sie alsbald die schwarzrote Fahne mit der abscheulichen Krone hißten, stand außer Frage, zu welcher Partei sie gehörten. Kaum daß die Leute die Boote verlassen hatten, fingen sie auch schon an, Bäume zu fällen und zu entasten, um mit den Stämmen die einzelnen Boote quer über den Fluß hinweg zu verbinden. Sehr schnell entstand eine Behelfsbrücke von zwei Schritt Breite, breit genug also, um auch von Karren und Kutschen genutzt werden zu können ... Nachdem wir die Brückenbauer bis zum Abend beobachtet hatten, gab es für uns keinen Zweifel mehr: Diese Brücke sollte den borbaradianischen Truppen als Übergang zum Bornland dienen. Helme Haffax hatte sich entschieden, auf seinem Vormarsch Vallusa einfach zu umgehen. Wenn er später beide Ufer der Misa in Besitz hätte, wäre die Stadt sowieso verloren.

Noch in derselben Nacht führten wir unseren Schlag gegen die Brücke. Die Borbaradianer waren völlig überrascht. Wir überrannten die Befestigung, die sie auf dem diesseitigen Ufer errichtet hatten, trieben die Schurken über den Fluß und zündeten die Brücke an, die fast auf halber Länge verbrannte.« Die Amazonenkönigin warf einen flüchtigen Blick in die Runde und räusperte sich. »Natürlich kann man sich fragen, warum wir nicht wirksamer zugeschlagen

haben«, räumte sie ein, »aber Ihr müßt bedenken, daß ich nur über wenige kampferfahrene Veteranen verfüge, und es ist nicht meine Sache, Borbarad Menschen zum Fraß vorzuwerfen, die außer ihrem Opfermut nicht viel einzusetzen haben ...

Nun, sei es, wie es sei, wir hatten die Brücke weitgehend zerstört, und am nächsten Tag machten wir den Sappeuren durch dauernden Pfeilbeschuß ihre Arbeit so sauer wie möglich. Mit unserer gesamten Kavallerie« – um ihre Worte zu unterstreichen, hob sie die Hände und spreizte die Finger –, »ganzen zehn Reitern, schlug Graf Vigo sogar einen Landungsversuch der Schurken zurück. Ha, Ihr hättet den Alten sehen sollen, wie er mit seinen seltsamen Schwingen ...«

Sie brach ab. »Verzeiht, ich habe mich fortreißen lassen und wäre fast ins Plappern geraten ... Kurz und knapp: Den ganzen Tag und auch den folgenden hindurch sorgten wir dafür, daß die Brückenbauer mit ihrer Arbeit kaum vorwärtskamen, aber dann erschien der verfluchte Notmärker auf der Bildfläche ...«

»Graf Uriel ist hier?« fragte Thesia und zeigte ebenfalls in die Richtung, in der die Misa liegen mußte. »Wir hatten erwartet, er marschiere auf Vallusa ...«

Gilia schüttelte den Kopf und blickte zu Boden. »Nein, Uriel war hier. Unter seinem Schutz konnten

sie ihre götterverfluchte Brücke fertigstellen – wir vermochten es nicht zu verhindern. Gestern in der Früh sind die Notmärker übergesetzt ...«

Es trat eine Gesprächspause ein, in der die Versammelten ihren Gedanken nachhingen, dann sprach Graf Wahnfried aus, was wohl den meisten durch den Sinn gegangen sein mochte: »Was treibt die ekle Warzensau in Tobrien? Wohin marschiert dieser Wahnsinnige – geradewegs zum Gareth'schen Kaiserthron?«

Gilia hob die Achseln. »Verzeiht, wenn ich Euch widerspreche, Graf. Leider liegt in den Zügen des Gegners keinerlei Wahnsinn verborgen, sondern eiskalte Planung. Haffax ist noch immer ein überragender Stratege. Ich frage mich, ob Gareth ihn je wird ersetzen können ... Wir wissen übrigens recht gut, was auf der anderen Seite der Misa geschieht. Gestern haben zwei meiner Kundschafter, die ich vor ein paar Tagen von Vallusa aus nach Tobrien geschickt hatte, heimlich den Fluß durchschwommen und einen umfangreichen Bericht geliefert. Anscheinend hat Marschall Haffax die Brücke aus zweierlei Gründen bauen lassen: Einmal soll sie seinen Truppen – wenn die Zeit gekommen ist – einen schnellen Einmarsch ins Bornland ermöglichen, zum anderen war sie Uriel zugeordnet, damit der den Kaiserlichen den Weg nach Norden abschneidet. Ihr müßt wissen, der neubestall-

te kaiserliche Marschall, Leomar vom Berg, und der Herzog von Weiden haben etliche kleinere Geplänkel mit Haffaxens Truppen ausgetragen und verloren. Später ist aus Gareth noch Prinz Brin dazugestoßen; aber seine Krieger konnten keine Wende mehr bringen. Nun befindet sich die gesamte kaiserliche Armee, völlig ausgelaugt und entmutigt, auf der Flucht in nördliche Richtung. Es scheint, daß der Reichsbewahrer derzeit von seiten der Heeresführung lediglich eine wilde Panik verhindert und ein einigermaßen geordneter Rückzug organisiert werden kann. Die Kaiserlichen stecken in einer Zange, die Haffax jederzeit zusammendrücken kann; einzig der Weg zur Misa stand ihnen noch offen und ich könnte mir denken, daß Prinz Brin und Marschall Leomar vorhaben, sich mit seinen Truppen über die Vallusaner Brücken ins Bornland zu flüchten. Vallusa aber weigert sich, wie ich Euch schon berichtete, irgendein Heer in die Stadt einzulassen. Und falls Prinz Brin nun einen anderen Übergang über die Misa sucht, kommt ihm Uriel mit seinen Schergen entgegen. Die Lage für die Garether ist so hoffnungslos, daß ich mich frage, warum Haffax sich soviel Mühe machte, diese vollendete Umklammerung aufzubauen – er hätte die Kaiserlichen schon viel früher angreifen und entscheidend schlagen können.«

»Ich kann Euch sagen, Hoheit«, erklärte Graf Arvid

mit düsterer Miene, »worum es Haffax geht, denn wir selbst haben oben im Notmärkischen schon unsere Erfahrung mit den Strategien der borbaradianischen Kriegsmeister gemacht. Auch wir sind einer völligen Umklammerung nur knapp entgangen. Wer von uns aber in die Fänge des Gegners geriet, lebt nicht mehr. Uriel, Haffax, Zornbrecht und wie Borbarads blutrünstige Kreaturen noch heißen mögen, sind längst nicht mehr damit zufrieden, eine Schlacht zu gewinnen. Sie wollen ihren Gegner vernichten, denn mit ihren toten Feinden mag ihnen gelingen, wozu sich die lebenden nicht zwingen lassen: die Unterwerfung unter die rotschwarze Krone!« Voller Zorn spie er in die Asche.

»Nun wissen wir immerhin, woran wir sind«, stellte Thesia von Ilmenstein fest. »Für die Kaiserlichen drüben in Tobrien kann es kaum eine Hoffnung geben – und wenn die Garethter erst aufgerieben sind, dann ist das Bornland an der Reihe. Eins nach dem anderen, das ist Helme Haffaxens simple Strategie!«

»Simpel, aber unwiderleglich«, bemerkte Graf Wahnfried grimmig.

»Nun, immerhin«, sagte Arvid von Geestwindskoje. »Einen kleinen Fehler hat Haffax begangen: Er hat offenkundig nicht mit Euch, Thesia und den anderen Seweriern gerechnet. Vermutlich geht er davon aus, daß alle bornischen Truppen bei Festum zusammen-

gezogen werden, um dort einen Verteidigungswall zu errichten ... Nun, Ihr und ich, wir stehen nicht in Festum, sondern hier an der Misa, und als erstes werden wir den Schurken ihr nettes Brückchen zerschmettern. So werden wir Zeit gewinnen, Verstärkungen aus Festum heranzuführen. Dann können wir die Borbaradianer hier an der Grenze stellen ...«

Die Gräfin Thesia runzelte die Stirn. »Ich frage mich, ob Festum überhaupt Verstärkungen schicken wird. Man kennt das Kaufmannspack. Denen ist das Hemd allemal näher als der Rock ...«

»Nein!« Die Amazonenkönigin fiel der Sprecherin mit einem lauten Ausruf ins Wort. Ihre Wangen glühten. Sie hob erregt die geballten Fäuste. »Nein, nein! Um Vergebung, Gräfin, mit dieser Beratung verschwenden wir kostbare Zeit. Abwägen und Deuten mögen noch endlos lange so weitergehen; das aber darf nicht sein! Nennt mich rüde, weil ich Euch unterbrochen habe, nennt mich ungehobelt und anmaßend zugleich, wenn ich, eine junge unerfahrene Kriegerin, besudelt mit dem Makel der Ehrlosigkeit, Euren Rat zur Seite stoße und mich zur Befehlsgeberin aufschwinge ...«

Die Gräfin sah Gilia aus schmalen Augen an. »Warum fahrt Ihr nicht fort?« forderte sie die Amazonenkönigin auf. »Laßt hören, was Ihr zu sagen habt! Um die Etikette können wir uns später scheren.«

Gilia deutete zur Misa hinüber. »Gräfin, Grafen, ich fordere Euch auf: Zieht mit mir nach Tobrien! Rondra wird bei uns sein – das spüre ich! Laßt uns dem Feind dort entgegentreten, wo er uns nicht erwartet. Wir haben nicht viel mehr in die Schlacht zu werfen als unseren Mut. Darum laßt uns mutig sein! Wollen wir die Tollkühnheit zu unserer Strategie machen. Thesia, Wahnfried, Arvid – zieht mit mir über die Misa. Ich bitte Euch!«

Thesia erhob sich, mit ihr die beiden Grafen. Auch Gerion, Selissa, Mirhiban und alle anderen, die das Gespräch der drei Heerführer verfolgt hatten, sprangen auf. »Ihr solltet nicht bitten, Hoheit!« rief die Ilmensteinerin und sprach aus, was jeder dachte, der die kraftvolle Gestalt und das edle, heftig bewegte Antlitz der Amazone in diesen Momenten erblickte. »Ihr seid die Königin. Befehlt, und wir werden jeden Eurer Befehle getreulich befolgen.«

Die Grafen stimmten der Sprecherin heftig zu, und ohne weiteren Verzug machte man sich daran, eine Taktik zu entwerfen, wie man die Notbrücke über die Misa in Besitz nehmen könne, *ohne* sie zu zerstören.

Wenig später schickte Thesia einen Boten aus, der das Heer der Sewerier aus seinem Wartelager an der Küstenstraße heranzuführte. Dabei nutzte der Zug eine behelfsmäßige Piste, die Uriels Truppen zuvor ange-

legt hatten. Über den holprigen Grund aus Steinbrocken und Balken kam auch die elegante Kutsche des Herrn Lamertien aus Festum herangerumpelt. Der wiederum sehr elegant in eine Kniehose aus steingrauem Samt und eine weite Bluse aus blaugrauer Seite gekleidete junge Mann ertrug die Stöße und Schläge seines Gefährts mit einem verbissenen Grinsen. Sein Weg führte ihn unmittelbar an dem Zelt vorüber, vor dem Gerion und Selissa im Gespräch beisammenstanden. Vermutlich hätte der Magier den Zweispänner und seinen Passagier gar nicht bemerkt, denn mit dem Troß der sewerischen Soldaten waren etliche Wagen und Karren ins Lager gefahren, aber der alte Gurvan, der so dicht bei Selissa lag, daß er ihr die graue Schnauze auf die Stiefelspitze legen konnte, hob, kaum daß die Kutsche mit den beiden Grauschimmeln auf zehn Schritt herangekommen war, den Kopf und stieß ein dumpfes Knurren aus.

Gerion blickte auf und sah dem jungen Mann geradewegs in die von einer breiten schwarzen Hutkrempe beschatteten Augen. Diese feuchtschimmernden dunklen Augen waren von einer Unergründlichkeit, wie sie der Magier noch bei keinem Menschen erblickt hatte. Gerion kannte zwei Zauberformeln, die magische Geheimnisse sichtbar machen konnten. Die eine enthüllte, indem sie einen roten Schimmer um Menschen, Tiere oder Dinge beschrieb,

ob eine Sache oder ein Wesen überhaupt in irgendeiner Form von Magie durchdrungen war; die andere erlaubte einen tieferen Blick und ließ den Kundigen ahnen, welche Art der Magie in Mensch, Tier oder Ding verborgen lag. Ohne Zögern wandte Gerion die zweite Formel an, denn daß der Mann in der Kutsche von Zauberei umgeben war, stand außer Frage. Welcher Art aber mochte diese Magie wohl sein?

Just in dem Augenblick, da Gerion seine ganze Aufmerksamkeit dem Schwarzhaarigen zuwandte und die Formel der magischen Analyse murmelte, stieg das rechte Zugtier erschreckt über die Deichsel und verhedderte sich im Geschirr. Das von erregtem Schnauben begleitete Stampfen und Zappeln nahm die Aufmerksamkeit des jungen Festumers in Anspruch. Wütend schleuderte er seinen Hut auf den Wagenboden und stieg ab, um den Grauschimmel aus seinen Fesseln zu befreien. In diesem kurzen Moment nahm Gerion ein leuchtendes, vielfach verschlungenes und verwobenes Muster wahr, das den Mann wie ein Elmsfeuer umgab und das ihm auf dem Kopf tanzte, dem Kopf, von dem plötzlich wie dünne schwarze Vipern zahllose Zöpfchen herabringelten.

Gerion atmete tief ein. Seine Wangenmuskeln zuckten, als er sich bereitmachte, tiefer einzudringen in die Geheimnisse dieses Wesens, das nicht Mann, nicht Frau, vielleicht nicht einmal Mensch war ... Die

Kreatur, eben noch über die Riemen, Ketten und Schnallen des Zuggeschirrs gebeugt, stutzte, blickte auf und sah Gerion an, so als hätte der sie – über eine Entfernung von mehr als fünf Schritt – auf die Schulter getippt. Zornig hoben sich die geschwungenen Brauen in einem Gesicht, das ganz eindeutig ein Frauenantlitz war, ein betörend schönes Frauenantlitz. Mit dem nächsten Wimpernschlag der Fremden war das leuchtend-rätselhafte Bild, das sich Gerion enthüllt hatte, spurlos verschwunden, gradeso wie wenn eine Kerze erlischt. Bei der Kutschendeichsel stand der schwarzhaarige junge Mann aus Festum, und nichts Geheimnisvolles umgab ihn. Das Verschwinden der leuchtenden Schleier geschah so plötzlich, das sich nun bietende Bild war von so glanzloser Nüchternheit, daß Gerion erschreckt zurückprallte. Er fühlte einen Schmerz, als ob er mit der Stirn gegen harten Stein gestoßen wäre, taumelte ein paar Schritte rückwärts und fand sich im Gras sitzend wieder. Der Festumer warf ihm unter schweren Lidern einen raschen Blick zu und rief einen Bauern herbei, der ihm dabei helfen sollte, das Zuggeschirr zu entwirren.

Selissa beugte sich über den gestürzten Gerion und betrachtete ihn voller Besorgnis. »Sag, Magus, was ist dir? Du bist bleich wie Schnee. Man könnte meinen, du habest geradewegs in das Reich der Vielgehörnten geblickt ...«

Gerion wischte sich mit dem Handrücken ein paar Schweißtröpfchen von der Stirn. Dann ließ er sich von Selissa auf die Füße helfen. »Ich weiß nicht, wohin ich soeben geblickt habe«, sagte er. »Aber es ist mir nicht gut bekommen ... Gurvan, auf der Stelle kommst du hierher!« rief er laut, just in dem Augenblick, da den Hund, der den Schwarzhaarigen bellend umtanzt hatte, dessen Stiefelspitze in die Seite traf. Aufjaulend sprang der alte Hund zurück, stieß noch einmal ein gurgelndes Bellen aus und entschloß sich dann, Gerions Ruf zu folgen.

Wenig später zog sich Gerion mit Selissa hinter ein Zelt zurück, um ihr von den Seltsamkeiten zu berichten, die den Schwarzhaarigen umgaben. Sie versicherte ihm, sie werde den unheimlichen Gesellen nicht aus den Augen lassen. Ferner nahm der Magier ihr das Versprechen ab, bei ihren Beobachtungen immer einen gehörigen Abstand zu dem Festumer zu halten.

So scharf Selissa ihn auch beobachtete, der junge Mann aus Festum ließ sich in der nächsten Zeit nichts Verdächtiges zuschulden kommen. Er sprach lange mit der Gräfin Thesia von Ilmenstein und der Baronin Mirhiban, die ihm beide sehr gewogen zu sein schienen, unterhielt sich kurz mit ein paar Landwehrleuten aus der Geestwindskojer Schar und war schließ-

lich auch zugegen, als Gilia die Anführer der kleinen Armee, zu der ihre Freischärler und Thesias Sewerier verschmolzen waren, durch einen dichten Wald von Krüppelleichen auf eine grasige Hügelkuppe hinausführte, von der aus man einen ungehinderten Blick nach Süden und Westen hatte.

Am Fuß des Hügels wuchsen wiederum Bäume, Salweiden und Erlen, buschig und unregelmäßig, das Blattwerk vorwiegend von graugrüner Farbe. Jenseits dieses Baumgürtels dehnte sich bis in unermeßliche Ferne endloses Grasland – ein Landmeer. Die untergehende Sonne malte Feuerfarben auf den Himmel und das von einem sanften Abendwind gewiegte Gras. Die Fläche wurde von der vielfach gewundenen Misa durchschnitten. Das Flößchen lag im Gras wie ein glühendes Band.

Andachtsvoll betrachtete Gerion das Schauspiel, das die Götter am Himmel und über dem Land gestalteten, und hatte Mühe, den Blick in die Richtung zu zwingen, in die die Amazonenkönigin wies. Dort nämlich, recht genau im Süden, überspannte ein unordentliches Gebilde aus kleinen Ruderbooten, Balken, Brettern und Baumstämmen den schimmernden Fluß. Viele Holzteile waren angesengt und rußgeschwärzt. Zwischenräume im groben Balkenwerk der Fahrbahn waren mit Grassoden zugestopft. Es war ein häßliches Bauwerk, aber eine alles in allem sehr

solide Arbeit, so daß man vermuten durfte, daß etliche Zwergen-Sappeure dort Hand angelegt hatten. Auf beiden Ufern endete die Notbrücke in einer kleinen Befestigung, die – ähnlich wie Giliass Lager – aus Zelten bestand, die von Palisadenzäunen umgeben waren. Tatsächlich konnte man unter den Gestalten, die sich zwischen den Palisadenzäunen bewegten, etliche Angehörige des Kleinen Volkes entdecken. Einige von ihnen gingen, mit schweren Armbrüsten bewaffnet, auf einem etwa kniehohen Wehrgang hinter den Palisaden auf und ab. Es dauerte nicht lange, bis der erste von ihnen die Menschengruppe auf der etwa anderthalb Meilen entfernten Hügelkuppe entdeckte und in ein Signalhorn stieß. Für eine Weile war eine gewisse Unruhe im Lager zu beobachten: Menschen und Zwerge stürzten aus den Zelten; viele bereiteten ihre Schußwaffen vor.

»Schau nur, das Gesindel hat Angst«, stellte die Baronin von Pervin fest. »Ich habe das kleine Volk nie leiden mögen. Die Bärtigen schätzen die Dunkelheit ihrer Tunnel allzusehr, und nun können sie sich jemandem dienstbar machen, der die Finsternis ebenfalls liebt, weil er den hellen Tag fürchten muß.«

»Man hüte sich davor, alle Ingerimmskinder über einen Kamm zu scheren«, warf Graf Wahnfried ein. »Ich bin mir gewiß, daß etliche von ihnen auch auf der richtigen Seite streiten.«

»Das mag wohl sein«, bemerkte Arvid, »aber es ist übel, daß diese Angroschim uns entdeckt haben, denn nun wissen sie, wir kommen, und werden sich entsprechend vorbereiten.«

»Pah!« Gilia warf den Kopf in den Nacken. »Die Schurken da unten halten nicht nur Zwerge unter Waffen, sondern etliches wirklich üble Geschmeiß, Goblins, Orks und andere stille Schleicher, und ich bin mir sicher, daß sie längst Bescheid über uns und unsere Truppen wissen. Ihr ganzes Wissen wird ihnen nur nicht viel nützen, denn diesmal sind wir in der Überzahl.« Sie lächelte grimmig. »Eine Überzahl, die wir gar nicht benötigten, denn wir sind ohnehin die Besseren! Kommt, reiten wir zurück zum Lager und rufen die Unseren zusammen. Wir werden diesem Gelichter die Brücke wegnehmen und es in die Misa werfen!«



34. Kapitel



Tobrien am 23. Praios des Jahres 1021 n. BF.

Die Schlacht auf den Vallusanischen Weiden

Die mondhelle Nacht vom 23. auf den 24. Praios im 28. Jahr der Herrschaft der kaiserlichen Majestät Hals des Ersten (jenes Kaisers des Mittelreiches, der eines Nachts, fern seiner Heimat, aus dem sewerischen Schloß Ilmenstein, von dem in dieser Geschichte schon des öfteren die Rede war, spurlos verschwand und bis heute nicht gefunden wurde, und dessen 28. Herrschaftsjahr von den Bornländern, die mit ihrem südlichen Nachbarn wenig zu tun haben wollen und nicht nach Garether Art, sondern nach dem Untergang eines alten Kolonialistenreiches vor mehr als tausend Jahren zählen, als das 1021. nach Bosparans Fall in die Kalender eingetragen wurde, während anderswo in Aventurien andere Völker und Stämme nach wiederum anderen historischen Ereignissen oder Persönlichkeiten ihre Zeit festlegten, welches Jahr wir aber, da wir die Welt bisher zumeist aus bornischer Sicht betrachtet haben, tatsächlich das

1021. nennen wollen, obwohl wir uns auf dem Boden eines Landes befinden, wo man nach dem oben erwähnten unglücklichen Kaiser zählt, wobei wir es im Hinblick auf eine allgemeine Übersichtlichkeit begrüßenswert finden, daß wenigstens die Monatstage in den benachbarten Ländern übereinstimmen) war mild, aber von einem recht kräftigen Wind beherrscht. Dieser Wind, der von Osten, also vom Meer her über das Land strich, scherte sich nicht um menschliche Eitelkeiten und Umstandskrämerei. Ihm war es zutiefst gleichgültig, wer wo welche Jahre wonach zählte. Voller Mutwillen stieß er zu, drückte das weiche tobrische Gras flach auf den Boden und freute sich an dem beschwingten Sausen, das er erschuf, während er über die langen, biegsamen, stets wieder nach oben strebenden Halme strich. Mit jeder Bö lief eine Welle über die weite Fläche, die manch einem Beobachter unwillkürlich als ein Landmeer erscheinen mochte.

Der Wind, der in dieser Nacht Hunderte von Lagerfeuern in wildes Flackern versetzte und Funkenfontänen aus den knisternden Flammen riß, scherte sich nicht einmal darum, wessen Feuer er da zauste, ob ein Guter oder ein Böser es entfacht hatte. Es kümmerte ihn nicht, wem er mit einem kräftigen Stoß gegen die Flammenzungen Hitze und glimmende Holzstückchen ins Gesicht schleuderte, er fragte nicht

danach, ob dieses Gesicht glatthäutig, bärtig oder von dichtem Pelz überzogen war. Auch wenn ein solches Antlitz aus nichts als Knochen und moderndem Fleisch bestand und stinkende Höhlen statt lebendiger Augen besaß, so streichelte es der Wind mit der gleichen mildwarmen Hand, mit der er erschöpfte Reittiere zur Ruhe oder Zeltbahnen und Fahnen zum Flattern brachte.

Der Wind kennt nicht Gut noch Böse und wird sie auch niemals kennen. Solches Wissen benötigt er wahrhaftig nicht – er weiß nur eines: daß er noch vom Meer über das Land wehen wird, wenn niemand mehr da ist, kein Drache, kein Elf, kein Mensch, um die Frage nach Gut und Böse zu stellen.

Der Sohn des obenerwähnten Kaisers Hal, der nicht den Titel seines verschollenen Vaters an sich bringen mochte und sich darum ›Reichsbehüter‹ nannte, stand mit dem bedeutendsten seiner Feldherrn, dem Baron Leomar vom Berg, unter dem knatternden Vordach seines Zeltes und starrte in die Nacht hinaus. Wolken huschten wie Rauchfetzen am Mond vorüber, und schwarze Schemen, die an die Schatten riesiger fliegender Kreaturen gemahnten, schoben sich hier und dort vor die flimmernden Sterne, ohne aber jemals eine feste Gestalt anzunehmen.

Prinz Brin, der Reichsbehüter, hatte kein Auge für

die unheimlichen Erscheinungen am Himmel; auch sah er sie nicht zum ersten Mal, denn sie begleiteten den unglückseligen Zug des kaiserlichen Heeres schon seit einiger Zeit wie eine Drohung, die jemand mit Ruß an das Firmament geschrieben hatte. Der Prinz schaute nicht auf, sondern ließ den Blick über die großen hellen Feuer im eigenen Lager und über die zahllosen kleinen wandern, die er nur als ringsumher verteilte winzige Lichtpunkte wahrnahm. Ringsumher – das war in dieser Nacht eine neue Beobachtung und eine niederschmetternde Erkenntnis. »Nun sind sie überall, wackerer Leomar«, sagte der Prinz. »Auch der Weg nach Norden ist uns verstellt.«

Leomar vom Berg, ein stattlicher Mann mit schulterlangen dunkelblonden Locken, schaute gleichfalls mit ernster Miene in die Runde. Dann deutete er nach Norden, dorthin, wo die fremden Feuer etwa drei Meilen vom Lager der Kaiserlichen entfernt und damit den Beobachtern am nächsten waren. »Wer hätte je damit rechnen können, daß dieser Uriel seine Truppen über die Misa führt, um uns anzugreifen, Majestät? Das ergibt doch keinen Sinn! Festum verschont er, und dann kommt er hierher, um an einer Schlacht teilzunehmen, die auf fremdem Boden stattfindet und ihm weder große Beute noch Ruhm einbringen kann.«

»Nein, Ruhm gibt es für Uriel hier wirklich nicht zu holen«, bestätigte die erregte Stimme Aylas vom

Schattengrund, des Schwertes der Schwerter, der höchsten Geweihten der Kriegsgöttin Rondra, während die Reckin an der Seite des Herzogs von Weiden aus dem Kommandeurszelt ins Freie trat. »Marschall Haffax hat mehr als genug Kräfte beisammen, um die Schlacht gegen uns zu gewinnen. Wozu nur holt er den Notmärker herbei?«

»Vielleicht hat er Uriel gar nicht gerufen«, mutmaßte Prinz Brin achselzuckend. »Vielleicht kommt der Bornländer aus freien Stücken hierher, um seinen Anteil an der Schlacht zu haben. Vielleicht macht es ihn brünstig, einmal im Leben ein Gefecht gegen die Garethar auszutragen ...«

»Noch dazu ein Gefecht, das ihm einen leichten Sieg bringen wird ...« Waldemar, Herzog von Weiden, genannt ›der Bär‹, hatte seinen Satz, ohne einen der anderen Befehliger anzublicken, in die Nacht hineingesprochen. Sein Gesicht war so unbewegt, als wäre es aus Stein gemeißelt. Hätte nicht der Wind sachte in den grauen Locken des langbärtigen alten Hünen gespielt, man hätte den Mann wahrhaftig für eine Statue halten können. »Bei allen Zwölfen, heute nacht gibt es für uns nichts zu gewinnen. Wenn man dem Feind an Zahl so abgrundtief unterlegen ist, dann muß man ihn an Mut übertreffen, aber ich spüre keinen Mut mehr, weder in der Brust noch hier oben auf dem Hügel ...«

»Ha, Euer Durchlaucht!« fuhr Ayla vom Schatten-
grund dazwischen. »Hütet Eure Worte und ...«

Der Herzog winkte mit schwerer Hand ab. »Meinetwegen, so seid Ihr ausgenommen, Euer Erhabenheit; dennoch ist uns, uns anderen meinerwegen, der Mut abhanden gekommen, sowohl den Anführern auf dem Feldherrnhügel als auch jedem unserer Leute dort unten auf den Weiden. Ich selbst werde in dieser Nacht sterben, das weiß ich wohl, und ich werde vor dem Tod nicht davonlaufen. Ich bin nie in meinem Leben davongelaufen, so auch nicht in meinem letzten Augenblick, aber ich hatte immer gedacht, ich ginge mit einem wackeren Lied, mit einem Lachen, meinerwegen mit einem fröhlichen Bärenbrummen in meinen letzten Kampf. Und nun ...? Da stirbt er nun, der alte Bär, und es ist ihm nicht einmal vergönnt, Hoffnung für jene zu haben, die nach ihm kommen. Es gab kaum einen besseren Mann als meinen Schwiegersohn, den edlen Dietrad, der wurde von den schwarzen Horden erschlagen; es gibt gewiß keine bessere Frau als meine Tochter Walpurga, und die hat so viel Leid erfahren, daß sie nun wirr im Kopfe ist! Wofür kämpft er, der Bär von Weiden, und wofür stirbt er? Könnt Ihr mir das sagen, Euer Erhabenheit?«

Noch während das Schwert der Schwerter nach einer Antwort suchte, schritt Herzog Waldemar den

Hügel hinab, schwerfällig, steifbeinig, und strebte den Feuern der Weidener Soldaten entgegen.

Eine Zeitlang herrschte Schweigen unter den Befehligen, die der massigen Gestalt des alten Recken gedankenverloren nachblickten, bis sie in der Nacht verschwunden war, dann räusperte sich der Marschall vom Berg und nahm mit rauher Stimme den letzten Satz, den der Prinz gesprochen hatte, wieder auf: »Uriel kommt *nicht* ungerufen, Euer Majestät. Verzeiht, wenn ich Euch widerspreche, aber eine solche Eigenmächtigkeit, eine solche Zufälligkeit würde Helme Haffax niemals dulden. Niemand kennt ihn besser als Ihr, mein Prinz, und Ihr wißt, Haffax versteht sein Handwerk – wie ihn gibt es keinen zweiten. Und bedenkt, mein König, der Zufall in seiner Launenhaftigkeit ist ein Sinnbild für die Launen der mächtigen, unbegreifbaren Götter, der Götterbeweis schlechthin. Die Hohen Zwölfe aber fürchten Borbarads Dämonenknechte immer noch. Da bin ich mir sicher!«

Der Prinz stieß einen Seufzer aus. »Ihr seid ein ebenso guter Mann wie Haffax, Marschall«, sagte er. »Und ein sehr kluger dazu – gnadenlos klug: Da wollt Ihr es mir also nicht durchgehen lassen, daß dort drüben Zufälligkeiten walten. Nicht wahr, Ihr glaubt mir nicht, was ich mir selbst nicht glauben kann? Für den letzten Zug des Feindes ist nicht die

Gier oder die Unbeherrschtheit eines bornländischen Grafen der Grund, sondern derselbe nüchterne Plan, mit dem uns Haffax offenbar von Anfang an entgegentrat: Jetzt erst stellt er sich zu der Schlacht, die er schon vor etlichen Tagen hätte ausfechten und gewinnen können, jetzt erst hat er alles zusammen, was er benötigt, um den Kampf so zu gestalten, wie es ihm sein Herr aufgetragen hat.« Mit ausladender Geste wies er auf den Kreis der fernen Feuer. »Die Schlinge ist vollständig ausgelegt. Nun kann Haffax sie zuziehen, und wenn er das tut, wird keiner von unseren Leuten überleben! Fürwahr, das ist der Plan des Haffax, des großen Feldherrn ...«

»Des Verräters!« rief Ayla dazwischen und spie auf den Boden.

Prinz Brin winkte ab und fuhr fort: »... zu dieser Einsicht muß ich mich bekennen und ahne nicht, wie ich das Kommende abwenden soll. Mir ist, als zöge ein Gewitter am Himmel auf. Ich stehe – noch im Trockenen – auf einem weiten Feld und sehe den herannahenden Wolken zu und weiß genau, daß mich in wenigen Augenblicken Regen und Hagelschlag treffen werden. Ganz gleich, wohin ich mich wende, ganz gleich, wie schnell ich laufe, es wird mich treffen.« Plötzlich wandte er sich dem Schwert der Schwerter zu und legte ihr die Rechte auf die Schulter. »Ach, Ayla! So soll es sich nun erweisen, daß Ihr

die ganze Zeit hindurch recht hattet, als Ihr mich batet, mit dem Davonlaufen aufzuhören ...«

»Mein König!« fuhr die Geweihte auf. »Nie hätte ich von Euch gesagt, Ihr ...«

»Schon gut, schon gut.« Prinz Brin winkte ab. »Ihr habt, was ich anordnete, nicht wirklich ›Davonlaufen‹ genannt, aber Ihr habt meine Taktik so angesehen: als eine unrondrianische Verzweiflungstat.« Er unterbrach sich, um der Geweihten Gelegenheit zu einem Einwand zu geben, doch Ayla blieb stumm. Statt dessen ergriff Marschall vom Berg das Wort: »Ihr habt Euch wahrlich nichts vorzuwerfen, Majestät. Von Anfang an standen wir mit unseren Truppen eins zu zwei gegen die Borbaradianer. Niemand kann einen so drastisch überlegenen Gegner zu einer offenen Feldschlacht zwingen, wie ich es anfangs versuchte, und als Ihr zu unserer Truppe gestoßen seid, Euer Majestät, war es für die entscheidende Schlacht ohnehin zu spät. Ihr wißt ja selbst, wie Haffax uns inzwischen in ungezählten Scharmützeln zugesetzt und wie er die Zahl der Unseren dezimiert und ihnen die Moral geraubt hat. Nein, Euer Majestät, wie sehr ich die Lage auch im Kopfe drehen und wenden mag, ich entdecke keine Gelegenheit, wo wir möglicherweise eine Wende hätten herbeiführen können.«

»Ihr seid sehr freundlich, Marschall«, sagte der Prinz flüchtig lächelnd.

Marschall vom Berg erwiderte den Blick des Reichsbehüters mit grimmiger Miene. »Bitte, Euer Majestät! Treibt nicht Euren Spott mit mir und unterstellt mir nicht, ich versuchte, die Geschehnisse und Entscheidungen schönzureden. Hätte ich einen anderen Weg gesehen, und hätte ich Euch nicht darauf hingewiesen ... Welch ehrloser Verbrecher wäre ich dann! Ihr habt versucht, die Unseren aus der Umklammerung zu führen. Was hättet Ihr – was hätte auch ich – Besseres tun können? Wenn man einen Krieg nicht gewinnen kann, muß man so viele der eigenen Leute retten, wie es eben möglich ist – und sei es auf Kosten der Ehre!«

»Auch auf Kosten von Rondras Gnade?« fragte der Reichsbehüter düster. »Wer hätte je gehört, daß die göttliche Löwin einem fliehenden Heer Ihren Beistand gewährt hätte ...? Gern würde ich hören, was das Schwert der Schwerter hierzu zu sagen hat. Nun, Ayla, antwortet mir! Kann die Göttin jetzt noch auf unserer Seite stehen?«

Die Hochgeweihte hatte sich von den beiden Männern abgewandt und blickte weiter in die Nacht hinaus. Der Wind spielte in ihren goldenen Locken. Sie schwieg. Auch die Männer ließen die Blicke wieder eine Zeitlang über die zahllosen feindlichen Feuer wandern.

»Bei allen Zwölfen!« murmelte der Marschall

schließlich. »Es sind schrecklich viele. Nie hätte ich geglaubt, daß Haffax eine solche Armee zusammenbringt ... Ich wünschte, unsere Leute könnten alle diese Feuer gar nicht sehen. Wenn sie mir schon angst machen, wie ich bekennen muß, was soll dann ein wackerer Landwehrmann bei ihrem Anblick empfinden?«

Der Prinz strich sich den kantig gestutzten Bart. »Haffax wünscht ja gerade, daß die Unseren alle diese Lagerfeuer sehen. Ich denke, er weiß sehr wohl, was dieses Bild anrichtet, und hat es ganz bewußt geplant. Wie Ihr vorhin schon ganz richtig bemerktet, Marschall: Auf Borbarads Seite geschieht kaum etwas Zufälliges ... Und ... Ach, was soll's? Heute nacht geht es ans Sterben, lieber Leomar – da wird man wohl ein bißchen Angst haben dürfen, unsere Leute gradeso wie wir.«

»So dürft Ihr nicht sprechen, Euer Majestät«, warf die Rondrageweihete ein. Ihre Stimme klang leidenschaftslos.

»Mir scheint«, sagte der Marschall bissig, »Ihr seid hier die einzige, die der Lage einen gewissen Reiz abgewinnen kann. Noch ehe der Morgen graut, werden hier auf diesen Weiden die Waffen sprechen ... Ein Klang, den die Göttin überaus liebt, wie man weiß. Aber schätzt Sie ihn in jedem Fall, Euer Erhabenheit? Selbst wenn die Kräfte so ungleich verteilt sind und

die eine Seite schon dem Untergang geweiht ist, noch bevor sie überhaupt eine Waffe erhoben hat? Ja, liebt die Herrin Rondra auch solch trauriges Schwertgeklirr?»

Die Geweihte schüttelte mißbilligend den Kopf. »Wenn man der Göttin überhaupt eine Möglichkeit geben will, die Geschicke zu wenden, so muß man sich zum Kampf stellen. Das jedenfalls weiß ich gewiß, und darum bin ich froh – ja, das bekenne ich frank und frei –, daß heute nacht das strategische Ausharren und taktische Zurückziehen ein Ende haben. Heute mag die Göttin uns beistehen – an den Tagen zuvor konnte Sie wohl kaum an unsere Seite treten.«

»Das sind harte Worte, Euer Erhabenheit«, stellte der Reichsbehüter fest, »aber vermutlich habe ich sie verdient ...«

»Ihr seid maßlos in Eurem Vorwurf, Euer Erhabenheit!« versetzte Marschall vom Berg. »Ihr solltet Euch entschuldigen – auf der Stelle!«

Prinz Brin hob die Hand. »Laß gut sein, Leomar! Das Schwert der Schwerter hat recht. Das Ende, das uns nun erwartet, hätten wir schon vor Tagen haben können, wenn wir trotz aller Widrigkeiten angegriffen und Haffax zu einem Gefecht gezwungen hätten – nur daß unsere Niederlage dann vielleicht nicht ganz so vollständig und grausam ausgefallen wäre!

Es ist jedoch bitter, daß wir am Beginn einer solchen Nacht so scharfe Worte wechseln, Euer Erhabenheit. Bedenket, es mag sein, daß wir schon in wenigen Stunden gemeinsam in Borons Hallen treten; dann sollte nichts zwischen uns stehen.«

Ayla, die Geweihte, preßte die Kiefer zusammen, so daß ihre Wangenmuskeln zuckten. »Bis zum Beginn der Schlacht bleibt uns wahrhaftig nur noch wenig Zeit – wozu sollten wir sie mit höfischem Wortgetändel vertun? In dem Kampf, der uns in dieser Nacht erwartet, wird für jeden von uns der Augenblick kommen, da er ganz allein steht und einzig die Göttin ihm noch zur Seite sein mag. Es ist also völlig gleichgültig, ob wir zuvor noch untereinander Frieden und Freundschaft beschwören. Mein Sinn steht nach Krieg – und für andere Dinge halte ich weder im Herzen noch im Gemüt einen Platz bereit. Aber wenn Euch soviel an einer Versöhnung liegt, Majestät ...« Sie streckte dem Reichsbehüter die Rechte entgegen.

Prinz Brin wandte sich ab, ohne die Hand zu ergreifen. »Ich habe Euch nie verstanden, Euer Erhabenheit Eminenz«, sagte er, »und heute nacht kommt es, da habt Ihr durchaus recht, auf solche Dinge nicht mehr an. Ich werde noch einmal im Lager nach dem Rechten sehen ... Lebt wohl!«

Gemeinsam mit seinem Marschall ging der Reichsbehüter auf die Feuer der Landwehrleute zu, grußlos.

Ayla vom Schattengrund, das Schwert der Schwerter, legte ihren mächtigen Zweihänder wie einen Balken über die Schulter und schritt gemächlich zu einer Gruppe von Ordensleuten.

An den Feuern der einfachen Soldaten, der Weibel und Gemeinen, war die Stimmung – wer wollte es diesen Leuten verdenken? – ebenso gedrückt und gereizt zugleich wie bei ihren erhabenen Anführern. Niemand schlief. Es war ohnehin Wache für alle angeordnet worden, aber zu gewöhnlichen Zeiten gab es immer etliche Angetrunkene und Erschöpfte, denen es nicht gelang, einem solchen Befehl zu folgen. In dieser Nacht war das anders. So mancher mochte sich Borons tröstende Umarmung herbeisehnen, aber niemand konnte die Augen von den flackernden Feuern in der weiten Ebene abwenden, und viele mochten bei dem Anblick des geschlossenen Lichterringes an die Ausweglosigkeit und die Aussichtslosigkeit denken, die ihren Feldzug schon seit langem begleiteten. Von einem der Landwehrlager erhob sich ein altes darpatisches Lied, das eigentlich von einer unerfüllten Liebe erzählte, dessen Kehrreim jedoch – ›Erbarmt Euch mein, Ihr Zwölfe, und macht mir ein Ende!‹ – die Stimmung dieser Nacht auf traurig-treffende Weise wiedergab.

Ein Ende sollte es geben – das wünschte sich so

mancher. Schluß mit den endlosen Märschen, den Hungertagen, dem Pfeilbeschuß, den plötzlichen Überfällen, den sterbenden Gefährten, dem Staub und Dreck und all der namenlosen Mühsal!

Wie wacker waren sie noch vor kaum einem Mond in das tobrische Land marschiert, um ›die borbaradianische Pest ins Meer zu jagen‹. In Eilmärschen rückte Marschall vom Berg dem Feind entgegen. Über den Köpfen der Leute flatterten die bunten kaiserlichen, herzoglichen, gräflichen Banner, die Herzen schlugen erwartungsvoll. Wohl wußte man um die verlorene Schlacht von Eslamsbrück und die Greuel, die in Tobrien geschehen waren, aber Furcht kam nicht auf. Eben wegen der Schreckenstaten des Dämonenmeisters marschierte man ja. Ihn galt es zu strafen, und ein kaiserliches Heer von mehr als zweitausend Köpfen, über denen Dutzende der stolzen, ermutigenden Fahnen wehten, war schon das Rechte, um eine Treibjagd auf Borbarads Schurkengesindel zu veranstalten. Vermoderte Grabgestalten mochten zu seinen Schergen zählen – nun denn, die höchste Rondrageweihte selbst hatte die Waffen der Männer und Frauen geweiht. Heißer Garethher Stahl würde das kalte Gebein in Stücke hauen!

Schon die erste Begegnung mit dem borbaradianischen Heer reichte aus, um so manchem Kaiserlichen alle Zuversicht zu rauben. Helme Haffax, der verräte-

rische, aber dennoch geniale Feldherr, hatte seine Truppen auf der Kuppe und an den Hängen eines flachen, aber mehrere Meilen breiten Hügels antreten lassen. Statt eines bunten Fahnenmeers wehte über den Soldaten nur Schwarz und Rot. Bedrückend war die Düsternis der feindlichen Feldzeichen, aber bedrückender noch war ihre Vielzahl. Wie Ameisen an einem warmen Sommertag als schwarzbraunes Gewimmel ihren Haufen bevölkern, so war der Hügel, soweit man ihn überschaute, von den borbaradianischen Scharen überzogen. Kaiserliche Kundschafter hatten zwar herausgefunden und beizeiten gemeldet, daß in Tobrien etliche Borbaradianer umherstreiften, aber niemand hatte damit gerechnet, daß es irgend jemandem gelänge, alle diese Truppen in so kurzer Zeit auf einem Punkt zusammenzuziehen. Der Gestalten in schwarzen Brünnen und roten Wämsern, der Reiter mit den schwarzen Helmen, die mit roten Haarschwänzen geschmückt waren, gab es mehr als doppelt so viele wie auf seiten der Kaiserlichen.

Marschall Leomar vom Berg hatte halten lassen, da es jeder militärischen Vernunft widersprochen hätte, einen weit überlegenen Gegner hügelaufwärts anzugreifen. Er sah seine einzige Möglichkeit darin, den Feind herankommen zu lassen: Wenn man ihn schon nicht bezwingen konnte, so mochte man ihm wenigstens den Weg auf Gareth verwehren.

Aber Haffaxens Truppen hatten nicht angegriffen, nicht an dem Tag des Zusammentreffens und auch nicht – wie viele befürchtet hatten – in der darauffolgenden Nacht. Als am nächsten Morgen der Schild des Praios den Hügel beleuchtete, waren die feindlichen Heerscharen weitgehend abgezogen. Nur ein paar Dutzend Bogenschützen waren zurückgeblieben, augenscheinlich um den weiteren Vormarsch der Kaiserlichen zu behindern.

Marschall Leomar schickte eine Schwadron leichte Reiterei aus – darpatische Lanzer –, um das Geschmeiß zu vertreiben. Die Schützen stürmten in heillosen Flucht davon, kaum daß sie die Reiter kommen sahen, und verschwanden hinter der Hügelkuppe. Die Kavalleristen setzten nach ...

Keiner der Reiter aus Darpatien wurde je lebend wiedergesehen. Aber während der nächsten nächtlichen Rast der kaiserlichen Truppen fielen etliche der Kavalleristen als verstümmelte Leichen vom Nachthimmel auf das Lager herab – geschleudert von gewaltigen Wurfmaschinen oder herbeigeschleppt von Drachen oder Dämonen, wer wollte das sagen?

Die Borbaradianer hatten ihre erste Lektion erteilt: Sie hatten gezeigt, wie sie den Krieg zu führen gedachten.

Es begann eine zermürbende, traurige, grausige Zeit für das Heer der Kaiserlichen. Vielleicht hätte Mar-

schall vom Berg seine Truppen gar nicht weiter nach Tobrien hineinführen, vielleicht hätte er, mit all seinen Männern und Frauen, Pferden und Wagen auf der Stelle umkehren sollen, nachdem er das Heer des Feindes erblickt hatte, aber die kaiserlichen Truppen waren nun einmal angetreten, Tobrien von seinen widerwärtigen Besatzern zu befreien. Wohl oder übel mußte der Marschall den Kampf aufnehmen, einen Kampf jedoch, der nie zustande kam, denn die vielfach überlegenen Borbaradianer stellten sich nicht. Bald wußte im kaiserlichen Lager niemand mehr, wo die Feinde überhaupt geblieben waren, denn von einem bestimmten Tag an, dem dritten seit vom Bergs Einmarsch, kehrte nur noch ein einziges Mal ein Kundschafter lebend zurück. Nächtens allerdings prallten mit grauenerregender Zuverlässigkeit die abgeschlagenen Köpfe der tagsüber verschollenen Späher auf den Boden des Feldlagers oder in die Zeltbahnen.

Marschall vom Berg verzichtete schließlich ganz darauf, Kundschafter auszusenden.

Auch die Plänklerattacken, mit denen er anfangs versucht hatte, wenigstens Teile der gegnerischen Truppen zum Kampf zu stellen, mußte er bald einstellen: Entweder kehrten die leichten Reiter zurück, ohne daß sie irgendeinem Feind begegnet waren, oder sie verschwanden für immer, weil sie sich zu tief in feindliches Gebiet vorgewagt hatten.

Immer wieder gerieten die mühsam vorrückenden Soldaten unter den Beschuß von Pfeilen, Armbrustbolzen oder Steinbrocken. Wie ein kurzer Hagelschauer fielen die Geschosse aus dem Himmel, durchschlugen hier eine Brünne, zerschmetterten dort eine Schulter oder rissen ein weiteres Leben fort.

Die Kämpfer, die unversehrt geblieben waren, verbanden die Wunden der Verwundeten und legten die Schwerverletzten auf die Troßwagen, während jedermann, der noch gehfähig war, sich auf die Schultern seiner Gefährten gestützt vorwärtsschleppen mußte. Zurückgelassen aber wurde niemand – nicht einmal die Toten. Um sie zu verbrennen, fehlte die Zeit, und so fuhren, verfolgt von den schwarzen Schwärmen krächzender Krähen, ganz am Ende des Trosses etliche Ochsenkarren mit der gräßlichsten Fracht! Längst gab es weder Holz noch Raum, um die Gefallenen in Särgen zu transportieren, so daß man die Leichname einfach aufeinanderlegte und eine Plane über alles breitete. Rötlich-wäßrige Flüssigkeiten tropften zwischen den Ritzen dieser Karren hindurch, der Gestank, der sie umgab, war unerträglich.

Als Marschall Leomar sich einmal bis ans Ende der Kolonne zurückfallen ließ, um dem Anführer des Totenzuges, dem Geweihten Hurnold von Vierseen, seinen Dank abzustatten, erbrach er sich in unablässiger Folge, so daß er kaum sprechen konnte. Allen

Soldaten war es streng verboten, sich an das Ende des Trosses zu begeben. Zwei oder drei Leute, die diesem Befehl nicht folgten und sich aus Neugierde zu den hintersten Wagen schlichen, verloren beinahe den Verstand, als sie begriffen, welche Fracht auf den Karren des Herrn von Vierseen und der anderen Borongeweihten verborgen war.

Doch bei allem Schrecken, den der Transport der Leichen dem Marschall bereitete, wußte er doch, daß das Grauen ungleich größer wäre, wenn man die Toten in Gräbern am Wegesrand zurückließe und ihnen irgendwann in einer Schlacht wiederbegegnete – als willenlose Schergen des Dämonenmeisters.

Einmal noch hob sich die Stimmung unter den Kaiserlichen: als der Reichsbehüter selbst mit seiner Leibgarde und fast hundert Panzerreitern aus Gareth zu ihnen stieß. Beim Anblick der in der Sonne blitzenden Lanzenspitzen und der blinkenden Helme mochte manch ein Soldat gedacht haben, daß sich nun alles zum Guten wenden und man den Feind endlich stellen und zurückschlagen werde, doch schon einen Tag später überfiel eine mächtige borbaradianische Reitertruppe die kaiserliche Nachhut und den Troß.

Drei Ulanen überlebten den von geflügelten Dämonen unterstützten Angriff, und sie überbrachten

die niederschmetternde Kunde, daß der gesamte Versorgungszug in die Hände der Borbaradianer gefallen sei.

»*Alle* Wagen?« fragte Marschall vom Berg.

»*Alle*.«

Auch wenn die kaiserlichen Soldaten die ganze Tragweite des Ereignisses nicht begriffen, so bekamen sie seine unmittelbaren Folgen dennoch alsbald zu spüren: Waren sie bisher schon äußerst knapp mit Proviant versorgt worden, weil das tobrische Land keine Nahrung mehr zu bieten hatte und die Feldköche sich mit dem behelfen mußten, was auf den Troßwagen transportiert werden konnte, so suchte sie nun gnadenloser Hunger heim.

Wie sich nun zeigte, vermochte auch der bei den meisten Soldaten höchst beliebte Reichsbehüter die Lage nicht zu wenden. Der Hunger fraß an der Kraft und dem Mut der Leute – vor ihm gab es kein Entkommen. Nach drei Tagen ließen der Prinz und der Marschall ein paar hinkende Pferde und Maultiere schlachten und braten. Die Soldaten drängten sich um die Feuerstellen wie Wölfe und rissen die großen Spieße aus den Flammen, noch bevor das Fleisch gar geworden war, fetzten mit Fingernägeln und Zähnen blutige Klumpen von den Knochen.

Seit jener Nacht waren mehr als achtundvierzig Stunden vergangen. Die Leute waren hungriger als je zuvor, tagelange Märsche durch die Sommerhitze, unruhige, von seltsamen Erscheinungen am Himmel begleitete Nächte hatten sie völlig zermürbt, und wohl keiner unter ihnen glaubte mehr daran, daß der Marsch durch Tobrien irgend etwas Gutes erbringen, etwas anderes als einen schlimmen, schrecklichen Tod für ihn bereithalten könnte.

»Ach, wären wir doch schon vor Tagen in irgendeinem Gefecht gestorben oder von einem dieser hinterhältigen Pfeile zu Tode getroffen worden!« So hörte man die Leute reden, auch die tapfersten. »Denn zum Herrn Boron müssen wir uns nun sowieso begeben – da hätten wir auf diese letzten Elendstage gut verzichten können!« So war die Stimmung der Kaiserlichen in dieser Nacht, und so ist es zu erklären, daß eben nur das eine Lied von dem Ende, das die Zwölfe machen sollten, an den Feuern zu hören war.

Eine Stunde nach Mitternacht kamen der Prinz, Marschall vom Berg, das Schwert der Schwerter und die übrigen Führer und Unterführer der kaiserlichen Armee zu einer letzten Lagebesprechung zusammen. Ein wagemutiger Elfen-Späher hatte gemeldet, was ein magiekundiger Seher des Reichsbehüters schon am Tag zuvor verkündet hatte: In dieser Nacht wür-

den die Borbaradianer zum Angriff blasen, und zwar voraussichtlich zum Beginn der dritten Stunde, zu jenem Zeitpunkt also, wenn die wackeren Menschen gewöhnlich im tiefsten Schlaf liegen und wenn sie, werden sie aus ihrem Schlaf geweckt, sich dem Tod am nächsten fühlten. Als ob es dieser letzten Verfeinerung der Taktik des Helme Haffax noch bedurft hätte ... Aber es traf eben sehr genau zu, was Leomar vom Berg zu einer früheren Stunde dieser Nacht bemerkt hatte: Die Borbaradianer überließen nichts dem Zufall ... Ob das jedoch ein Beweis dafür war, daß sie tatsächlich die Götter fürchteten?

Prinz Brin verkündete den gemeinsam mit dem Marschall entworfenen Aufmarschplan. Die Offiziere lauschten still. Keiner stellte eine Rückfrage. Der Prinz entließ sie zu ihren Leuten. »Die Zwölfe mit Euch, meine Freunde!«

»Die Zwölfe mit Euch, Euer Majestät!«

Die Offiziere gingen davon mit hängenden Köpfen.

Auch die einfachen Soldaten schwiegen, während sie die Befehle ihrer Anführer befolgten und sich im Licht der hochgeschürten Feuer zu Reihen und Karrees formten und in Marsch zu den Plätzen setzten, zu denen der Schlachtplan sie gewiesen hatte. Die Stille war beklemmend. In der milden Nachtluft schwebte das Schweigen des Todes.

Jede Kreatur wird am Ende ganz still. Wenn jede Abwehr versagt hat, jeder Fluchtversuch gescheitert ist, wenn die Krankheit den Sieg davongetragen, der Tod seine ganze Macht gezeigt hat und wenn der Todeskampf vorüber ist, dann tritt eine seltsame Ruhe ein, die auf der Welt nicht ihresgleichen hat. Und ebendiese Ruhe wehte in dem Nachtwind über die Weiden von Vallusa, wo sich die Kaiserlichen zum Kampf stellten. Ja, gerade so standen die Menschen, die Elfen und Zwerge unter ihren sacht flatternden Fahnen, gerade so, als ob ihr Todeskampf bereits vorüber wäre und sie nun nur noch auf das Ende zu warten brauchten.

Vor seinem Zelt stand allein der Reichsbehüter, König von Garetien, Prinz des Reiches, und sah auf die weite Fläche hinaus, auf der die Feuer allmählich niederbrannten. Er sah die dunklen Karrees der Soldaten – hier und da ein einzelnes Gesicht, vom letzten Flackern der Flammen rötlich überhaucht. Er dachte daran, daß die Welt dieser Menschen, daß all das, was sie liebten, was er liebte, für sie und ihn verloren wäre, wenn er in der Schlacht unterläge. Dem Dämonenmeister würde die Welt gehören, und er würde sie nach seinem Bilde gestalten.

Der Prinz formte die Hände vor dem Mund zu einem Trichter. »Die Zwölfe mit euch!« rief er über die

Köpfe der Kämpfer hinweg, so laut er es eben vermochte.

Als Himmelskundige von der Stellung der Gestirne ablasen, daß die dritte Stunde der Nacht soeben angebrochen war, erhob sich dumpfer Trommelschlag rings um die Armee der Kaiserlichen. Der Klang schwoll an, endlos rumpelnd wie ein fernes Donnernrollen. Ferne, winzige, tanzende Lichter zeigten an, daß die Borbaradianer im Fackellicht aufgebrochen waren. Huschende Schatten stiegen in den Himmel auf, stinkende schwarze Rauchgeister und geifernde Dämonen. Und viele andere Kreaturen setzten sich in Bewegung, doch diese Augenlosen benötigten kein Licht, um zu sehen, und ihre Nähe kündigte sich eher durch ihren Gestank als durch ihr Erscheinungsbild an. Bald zeichneten geschleuderte Brände flammende Bögen in die Finsternis, bald gellten die markerschütternden Schreie tödlich getroffener Pferde durch die Nacht. Die Schlacht auf den Vallusanischen Weiden hatte begonnen.



35. Kapitel



Tobrien am Morgen des 24. Praios im Jahre 1021 n. BF.

Die Geflügelten

Das erste Morgenlicht zeigte sich als ein fahlgraues Band über den östlichen Hügeln, gerade hell genug, um die Trennlinie zwischen dem sternenfunkelnden nachtblauen Firmament und dem welligen schwarzen Land zu markieren, doch es reichte immerhin aus, um die ernsten Gesichter der Reiter aus der Finsternis zu lösen, um dem einen oder anderen Schimmel ein geisterhaftes Leuchten zu verleihen und um die weißen Flügel des Grafen Vigo von Arauken unter den Schwingen der anderen Kavalleristen hervorzuheben.

Gerion, der weit hinter dem alten Grafen und den anderen Geflügelten ritt, vernahm ein klagendes, verzweifeltcs Jaulen, warf einen hastigen Blick über die Schulter und sah gerade noch, wie der alte Gurban mitten im Laufen erschöpft zusammenbrach, doch schon mußte der Magier wieder nach vorn schauen, die Schenkel um den Pferdeleib klammern

und kräftig in die Zügel greifen: Ein mächtiger Stoß hätte ihn fast aus dem Sattel geworfen, und er benötigte seine gesamte Aufmerksamkeit, um sich auf dem Pferderücken zu halten. Als er wieder nach hinten schauen konnte, war ihm das Blickfeld durch andere Reiter verstellt.

Einen Wimpernschlag lang erwog Gerion, zur Seite auszuscheren und zurückzureiten, um nach dem Hund zu sehen, doch dann seufzte er nur und schüttelte den Kopf: Dies war nicht die Stunde, sich um das Wohlergehen eines alten Hundes zu sorgen, auch wenn es der Gefährte vieler Jahre war. Ein grimmiges Lächeln huschte über Gerions Züge: Wenn er diesen dem Wahnsinn geweihten Ritt überlebte, dann würde er auch Gurvan lebend und wohlbehalten wiederfinden. Das eine war so wahrscheinlich wie das andere. Flüchtig, um nicht wieder das Gleichgewicht zu verlieren, schaute er nach den Seiten aus, aber bis auf einen Geestwindskojer Bauernburschen, dessen auffällige kugelrunde Pausbacken dem Magier im Gedächtnis geblieben waren, war nirgendwo ein bekanntes Gesicht zu entdecken. Selissa war irgendwo hinter den voraussprengenden Reitern verschwunden, Arvid und Algunde ritten wahrscheinlich ganz vorn an der Spitze mit den anderen Anführern des Zuges. Nach und nach hatte die Kolonne sich immer weiter auseinandergezogen, und Gerion war nun auf

allen Seiten von Bauern auf ihren plumpen Gäulen und anderen schlechten Reitern umgeben.

Doch ganz gleich, wie ungeschickt sich die Leute im Sattel halten mochten, sie starrten unverwandt nach vorn und bemühten sich verbissen, ihre Tiere zu größter Schnelligkeit anzutreiben. Auch Gerion wurde von der Stimmung des Augenblicks erfaßt. Auch er fieberte dem Ende des Rittes entgegen, obwohl ihn – wie alle anderen – dort kaum etwas anderes als der Tod erwarten konnte ... Voller Erstaunen stellte er zwischendurch fest, daß sein Pferd, ein alter schwarzer Wallach mit grauer Schnauze, seit unglaublich langer Zeit einen gestreckten Galopp beibehielt. Auch die Reittiere zu Gerions Seiten wiesen kaum Schweiß auf den Flanken auf und zeigten auch sonst keine Anzeichen von Erschöpfung. Dem Magier schien es so, als bewegten er und die anderen Nachzügler sich in einem Sog, der von den anführenden geflügelten Reitern ausging, die die Kavalade anführte. Gewiß sei das nur eine Sinnestäuschung, sagte er sich, denn eine solche Form der Zaubervirkung war ihm unbekannt, aber das Gefühl war stark, und er unterdrückte es nicht, weil es ihn mit den anderen Reitern verband und auf spürbare, aber unbestimmbare Weise an der Kraft all dieser Männer und Frauen teilhaben ließ.

Aus weiter Ferne klang noch einmal ein Jaulen auf, ein Laut, in dem ein solcher Kummer schwang, daß

er Gerion die Kehle zuschnürte. »Den Zwölfen befohlen, alter Junge!« murmelte er verzweifelt. »Abschied und Abgang sind heute überall, warum sollten sie an uns vorübergehen?«

Als der Reiterzug vor etwa einer Stunde vom Südufer der Misa aufgebrochen war, hatte der Magier dem Hund »Sitz!« befohlen, eines der wenigen Kommandos, denen Gurvan zuverlässig und voller Gleichmut nachzukommen pflegte. Angebunden hatte Gerion ihn nicht, da er nicht wußte, ob ihn je wieder jemand losschneiden würde. Nun, dieses eine Mal hatte Gurvan sich offenbar dem Befehl widersetzt und war hinter den Reitern hergejagt, noch ehe sie außer Sicht geraten waren.

Vielleicht ahnte er, daß aus unserem Ritt nichts Gutes erwächst, dachte Gerion, und hat versucht, mich zurückzuhalten ...? Ach was, entschied er dann, wieso sollten Hunde besser in die Zukunft schauen können als Menschen. Schließlich sind wir die großen Planer und Denker und nicht solche alten wackelbeinigen Köter wie Gurvan. Obwohl es nicht nötig gewesen wäre, da sein alter Rappwallach wahrhaftig nicht schneller hätte galoppieren können, trieb ihn Gerion mit heftigen Zügelschlägen zu noch größerer Eile an.

Selissa hielt die Zügel locker in der Linken, den vorsorglich gezückten Säbel in der Rechten und warf ih-

rerseits rasche Blicke auf die schemenhaften Gestalten in ihrer Nähe. Nirgends eine Spur von Gerion, an dessen Seite sie losgeritten war. Es herrschte ein stetes Geschiebe von vorauseilenden und zurückfallenden Reitern. Nach und nach schienen sich die Pferde nach ihrer Schnelligkeit zu ordnen. Obwohl die Dunkelheit der Nacht noch lange nicht gewichen war, erkannte Selissa, daß zu ihren Seiten Leichte Sewerische ritten; weiter vorn, das wußte sie, preschten die Panzerreiter dahin, angetan mit den schweren Brünnen und dem mächtigen Flügelschmuck, so daß sie ihnen dieses scharfe Tempo niemals zugetraut hätte. Seltsame Streitmacht mochten die Geflügelten besitzen, Tiere, denen das eigene Gewicht und das ihrer Reiter offenbar nichts ausmachte. Noch vor den Panzerreitern galoppierten vermutlich die bornischen Grafen und Gilia, die von allen in stummem Einverständnis anerkannte Anführerin des kleinen Heeres.

Einen ersten Sieg hatte die Kommandeurin bereits erstritten: Die Behelfsbrücke über die Misa, errichtet von den Sappeuren der Borbaradianer, war im Sturm genommen worden!

Nachdem unter dem Befehl Graf Arvids ein paar Meilen misaaufwärts etwa hundert Leute teils schwimmend, teils auf eilig aus Stämmen und Stricken zusammengezurrten Flößen den Fluß überquert

hatten, waren sie zu der Befestigung am Südende der Brücke geschlichen, um dort mit urplötzlich ausbrechendem Gebrüll und nächtlichem Feuergeflacker einen größeren Angriff vorzutäuschen.

Tatsächlich beorderte Baron Darbon Waldenhag, der Anführer der Borbaradianer, den größten Teil seiner Truppen auf die Südseite, um die vermeintliche Attacke zurückzuschlagen. Dann aber schickte Gilia die leichten Reiter gegen den Palisadenzaun am Nordufer, die mit Lanzenstößen und Pfeilschüssen die Verteidiger bedrängten, so daß die anschließend anstürmenden Fußtruppen dem feindlichen Beschuß kaum ausgesetzt waren.

Drei oder vier Bagagewagen schoben die Infanteristen als Rammböcke vor sich her, das Heck voran und mit der Deichsel lenkend. An einem dieser Wagen fanden sich etliche Landwehrleute aus dem südlichen Bornland ein, darunter auch die drei Schorkin-Brüder, die am Abend aufeinandergetroffen waren – zu einem grimmigen Wiedersehen, bei dem kaum ein Wort gewechselt worden war. In stummer Verstocktheit hatten sie sich auch Graf Arvids Befehl entzogen und waren nicht gemeinsam mit ihm über die Misa gesetzt. Sie wollten den Feind, der ihnen nun zum Greifen nahe war, nicht aus den Augen lassen. Ihnen stand der Sinn nicht nach listiger Taktik, sondern nach blutiger Rache.

Erst in der Nacht des Sturmangriffs, in dem Augenblick, als der Wagen sich in Bewegung setzte, hatten die Brüder ihr brütendes Schweigen aufgegeben. Lauthals »Duna, Duna, Duna!« brüllend brachten die drei und ihre Gefährten den Karren auf schnelle, halsbrecherische Fahrt. Bald hatte der schwere dreiachsige Wagen etliche Schritt Vorsprung vor den anderen gewonnen. Die klobige ›Steppenschivone‹ sprang und schaukelte über den leicht geneigten grasbewachsenen Hang wie ein durchgehender Stier und brach schließlich mit solcher Wucht in die Palisade ein, daß die abgeknickten Stämme in hohem Bogen durch die Luft flogen.

Durch die Bresche zwängten sich Brust an Brust die Pikeniere, Hellebardiere und anderen Kämpfer. Die Söldnerin Tilda Beilstein war unter den ersten, und ihr sprangen jetzt Matajew, Tirulf und Littjew zur Seite. Matajew hielt einen schlanken Dolch in der Faust, Tirulf einen Jagdspieß, und Littjew schwang eine schwere Holzfälleraxt.

Die Verteidiger der Befestigung unternahmen keinen Versuch, sich den Angreifern entgegenzustellen, sondern warfen sich angesichts der mit haßerfülltem Gebrüll vorwärtsstürmenden Horde herum, um über die Brücke zu flüchten. Die wilde Meute setzte sofort nach und hackte und stieß wie rasend auf die jeweils hintersten der Fliehenden ein, so daß diese, tödlich

getroffen oder vor Schmerzen schreiend, nach rechts und links von den Planken in die Fluten stürzten.

Auf dem Südufer hieß Kommandeur Waldenhag seine Bogen- und Armbrustschützen Aufstellung nehmen, um die Angreifer von der Brücke zu schießen, aber die Fliehenden schoben und drängten sich wie ein lebender Schutzschild vor den Verfolgern her. Als Waldenhag schließlich den Befehl gab, ohne Rücksicht auf die eigenen Leute das Feuer zu eröffnen, und die Fliehenden von Bolzen und Pfeilen durchbohrt auf die Balken sanken oder ins Wasser fielen, da waren Giliass Leute schon so weit vorge drungen, daß kaum mehr Zeit für eine zweite Salve blieb.

Über die ganze Länge der schwankenden Brücke stürmten nun die bornischen Kämpfer nach vorn, die Sensen, Spieße, Keulen und Schwerter über den Köpfen schwingend, ein so bedrohlicher Anblick, daß auch die Borbaradianer auf der Südseite der Misa schlagartig jeglicher Kampfesmut verließ. Sie warfen ihre Helme, ihre Schilde, ihre Waffen fort und stoben auseinander, um in verzweifelter Hast über die Pali saden zu klettern und sich ins nächtliche Dunkel zu flüchten. Etliche spießten sich dabei in ihrer un gelenken Hast auf den zugespitzten Pfählen auf, andere blieben an den Spitzen hängen und wurden von den Ilmensteiner Jägern heruntergeschossen oder von

Bauernsensen zurückgerissen, und viele, die die andere Seite erreichten, wurden von Graf Arvids Leuten draußen vor dem Zaun erschlagen. Nur wenigen gelang die Flucht, darunter Baron Darbon Waldenhag, der sich halb schwimmend, halb tauchend die Misa hinabtreiben ließ, um endlich fernab der Brücke an Land zu kriechen.

Die Befestigung auf der Südseite des Flusses war kaum eingenommen und die wenigen überlebenden Feinde als Gefangene zusammengetrieben und gefesselt, als Gilia schon den Befehl gab, sämtliche Truppen, auch die leichte und die schwere Kavallerie, über die Misa zu bewegen. Sie gab den Leuten keine Gelegenheit, sich über den leichten Sieg zu freuen oder ihn gar – wie es im Bornland üblich ist – ausgiebig zu feiern. Vielmehr befahl sie, unmittelbar nachdem die Reiter ihre Tiere an den Zügeln über die Brücke geführt hatten, auf den Wiesen vor dem Tor der Befestigung Aufstellung zu nehmen. Mit einer Fackel in der Hand sprengte sie vor die Front und brachte ihr Roß mitten vor den Ilmensteiner und Asker Geflügelten zum Stehen. Gräfin Thesia und Graf Wahnfried ritten heran und stellten sich mit ihren Reittieren links und rechts von ihr auf.

Gilia hielt ihre Fackel hoch in die Luft, während sie sprach, so daß das flackernde Licht auf die Dreier-

gruppe fiel. »Reiter aus dem Bornland!« rief sie aus. »Seit Jahrhunderten zieht Ihr nur dann in den Kampf, wenn es gilt, bornischen Boden gegen Feinde zu verteidigen. Diesmal aber könnt Ihr nicht warten, bis der Feind zu Euch kommt! Der Dämonenmeister und seine Gefolge sind keine Menschen, die man in seine Stube einläßt – nicht einmal in die *Nähe* seines Hauses darf man sie kommen lassen.«

Allgemeines Gemurmel setzte ein, ein paar Unmutsäußerungen waren zu hören, aber die beifälligen Stimmen überwogen.

»Damit aber Borbarads Horde nicht in Euer Land eindringt, bitte ich Euch, nein, befehle ich Euch, mit mir und meinen Leuten nach Süden zu reiten. Wir werden den Feind da schlagen, wo wir ihn finden werden!«

»Hört, hört!« rief es aus der Reiterschar. »Vorwärts, dann laßt zum Angriff blasen!«

Obwohl es nicht nötig gewesen wäre, die Kampfstimmung der Kavalleristen weiter zu schüren, erhob Thesia von Ilmenstein ihre Stimme über den allgemeinen Lärm. »Und bedenket Bronnjaren«, hallte es durch die Nacht, »wir alle haben noch eine Rechnung mit dem warzengesichtigen Notmärker offen. Wer von uns will an der Grenze warten, bis diese Kreatur sich anschickt, ins Bornland zurückzukehren?«

»Keiner, niemand!« brüllten die Reiter wild durcheinander. »Schwerter frei, Attacke, Galopp!«

Und obwohl meilenweit kein feindlicher Kämpfer zu entdecken war, rissen die Kavalleristen die Klängen aus den Scheiden, und noch bevor Gilia die Zeichen zum Sammeln, Einschwenken und Angaloppieren geben konnte, hatten die Männer und Frauen schon einen ungeordneten Zug gebildet und setzten sich in Bewegung. Gilia und die anderen Anführer mußten die schärfste Gangart anschlagen, um sich an die Spitze der Kavalkade zu setzen.

Der helle Streifen am östlichen Himmel war breiter und bleicher geworden. Wenn auch gewiß noch knapp eine Stunde vergehen mußte, bevor sich der erste Sonnenstrahl über die dunkle Hügelkette im Osten stehlen würde, so reichte den Reitern das fahle Licht doch schon aus, um die nähere Umgebung etwas deutlicher wahrzunehmen. Als Graf Wahnfried einmal kurz zur Seite schaute, stellte er fest, daß er mit Thesia von Ilmenstein allein an der Spitze des Zuges ritt. Graf Arvid von Geestwindskoje und auch Gilia von Kurkum mußten irgendwann unbemerkt zurückgefallen sein. Das war kaum verwunderlich, denn es mochte in Aventurien nur wenige Pferde geben, die einen so scharfen Galopp über eine so lange Zeit durchhalten konnten. Da erschien es dem Asker schon verwunderlicher, daß Dogul, sein brauner Warunker, der immerhin seit gut zwanzig Jahren über

Derens Felder und Wege sprengte, keine Anzeichen von Ermüdung zeigte. Die Hufe griffen weit aus, und der Hengst schoß in langgezogenen Sprüngen nach vorn, als gelte es den von einer neuen Stute bewohnten heimatlichen Stall zu erreichen.

Der Graf von Ask war sich wohl bewußt, daß ein Zusammenhang bestand zwischen der Eile, mit der sein Pferd vorwärtsstürmte, und dem Rauschen der Drachenschwingen, das er hinter sich vernahm. Aber er hatte so lange keinen Ritt als Anführer seiner Geflügelten mehr unternommen, daß ihn die seltsame Kraft, die in seinem Schwingenpaar geborgen war, wieder einmal und aufs neue in Erstaunen versetzte. Ungläubig schaute er hinter sich auf den Wald der Drachen- und Adlerflügel, die im Rhythmus der Pferdesprünge auf und ab wippten – auch dort hinten waren weder Arvid noch Gilia zu entdecken –, und fragte sich, ob er das Tempo der Banner wohl zurücknehmen sollte, um der Königin Gelegenheit zu geben, wieder zur Spitze vorzustößen, doch da vernahm er ein seltsames Geräusch, das ihn an das Heulen und Lärmen eines fernen Windes erinnerte, das aber doch kein Windgeheul war. Wahnfried kannte den Laut, aber er hatte ihn lange nicht mehr vernommen.

Thesia von Ilmenstein wandte ihm das von ihren hellen Locken umwehte Gesicht zu; ihre Augen blitz-

ten in der Dunkelheit. »Hörst du den Schlachtenlärm, Wahnfried?« fragte sie mit rauher Stimme.

Und nun erinnerte sich auch der Graf von Ask an jenes einzigartige Geräusch, das entsteht, wenn sich Karrengerumpel, Pferdegeschrei, die Einschläge von Schleudersteinen, Hufschlag, Feuerprasseln und das Schreien sterbender und verwundeter Menschen zu einem einzigen Laut vermischen. Bald schon würde der Klang in eine Fülle von Einzelgeräuschen zerfallen, in diesem Augenblick aber schallte er wie Windgebraus, wie eine Naturgewalt! Rondras heißer Atem wehte über die Vallusanischen Weiden den Reitern aus dem Bornland entgegen.

Eben sagte sich der Asker schweren Herzens, daß er die Geflügelten tatsächlich zu langsamerer Gangart anhalten sollte, damit sie sich nicht zu weit von den gewöhnlichen Kavalleristen trennten, da galoppierte von hinten, an den Reihen der Kavalleristen vorüber, eine schwarzhaarige Frau heran. Sie saß leicht vorgebeugt im Sattel eines dunklen Shadifs; ihre langen, zu unzähligen dünnen Zöpfchen geflochtenen Haare wehten ihr wie Peitschenschnüre ums Gesicht. Hinter dem Sattel hatte die Reiterin ein rundliches hellgraues Stoffbündel aufgeschnallt. Zwei ähnliche, aber mehr als eineinhalb Schritt lange flache Gebinde hingen zu beiden Seiten des Pferdeleibes herab, die Bei-

ne der Schwarzhaarigen waren zum Teil darunter verborgen. Sie trieb ihr Pferd neben den Falben der Ilmensteinerin und sprach kurz auf sie ein, worauf Thesia die rechte Hand mit dem Schwert über dem Kopf kreisen ließ und so das Zeichen zum Halten gab. Es dauerte eine Weile, bis der mächtige Reiterhaufe zum Stehen kam; von weiter hinten waren Flüche und Schmerzenslaute zu hören, als in dem trüben Morgenlicht unaufmerksame Nachzügler gegen die vor ihnen Haltenden prallten.

Währenddessen war Thesia von Ilmenstein bereits abgesehen, recht behende, trotz des sperrigen Flügelschmucks. Sie streckte der Schwarzhaarigen, die einem Festumer Bürger, der dem geneigten Leser als ›Herr Lamertien‹ bekannt ist, recht ähnlich sah und auch dessen Kleider trug, die Hand entgegen und half ihr, eines der grauen Bündel auf die Seite zu schieben und aus dem Sattel zu steigen. Als die Fremde mit beiden Füßen auf dem Boden stand, tauschten die beiden Frauen eine flüchtige Umarmung.

»Gräfin, Graf!« sagte die Schwarzhaarige. »Ich bitte um einen kleinen Aufenthalt.« Graf Wahnfried saß immer noch im Sattel und starrte verwundert auf sie hinab. Mit einer Mischung aus Erstaunen und Mißtrauen musterte er ihre schmale Nase, die nach Tulamidenart leicht gebogen war, die hohen Wangenkno-

chen, den Schwung der elegant gebogenen, zu einer feinen Linie gezupften Brauen und die großen Augen, deren Iris ebenso schwarz wie die Pupillen und von einem beunruhigenden Schillern überhaucht waren. Der Graf öffnete die Lippen, aber noch bevor er eine Frage stellen oder um eine Erklärung bitten konnte, wies Thesia zu ihm hinauf. »Seine Hochwohlgeboren, Graf Wahnfried von Ask«, stellte sie vor und fuhr fort: »Nahema ai Tamerlein.«

Die Nennung dieses Namens löste zunächst ein allgemeines Raunen und dann ein anschwellendes Stimmengewirr unter den Reitern aus, während dort die Nachricht von Mund zu Mund wanderte. Nahema, die legendäre und unbestritten größte Magierin der bekannten Welt, so lautete die unglaubliche Kunde, stehe vorn bei den Grafen und spreche mit ihnen.

Währenddessen hatte sich auch Wahnfried von Ask aus dem Sattel gestemmt und war zu Thesia und der Zauberin hinübergeschritten. Ein feines Sausen der Drachenschwingen war zu hören, als sich der Graf mit einem Ruck nach vorn beugte, um der berühmten Dame Tamerlein die Hand zu küssen.

Als er eben davon sprach, wie geehrt er sich fühle, der größten aller Magierinnen persönlich und Aug in Aug gegenüberzustehen, kamen Gilia und Graf Arvid von hinten herangaloppiert, und aus den Reihen der Geflügelten war ein heller Ruf zu hören. Die Ba-

ronin Mirhiban lief, im Schmuck ihrer Adlerschwingen eigentümlich anzusehen, fast wie ein großer Vogel, der im Begriff ist, sich in die Lüfte zu erheben, quer über die Wiese. »Nahema, Nahema!« rief sie laut. »Du gibst dich zu erkennen, und ich sehe dich!« Nach diesem seltsamen Ausruf blieb sie vor der Magierin stehen, zögerte, von der schweren Brünne behindert, sie in die Arme zu schließen, und duldete es schließlich mit verzücktem Lächeln, daß Nahema ihren Kopf in beide Hände nahm und ihr einen herzhaften Kuß auf die Lippen drückte.

»Liebe kleine Mirhiban«, sagte die Magierin, ohne die Stimme zu senken, »dir hätte ich mich gern zu einer anderen Stunde und an einem anderen Orte wieder gezeigt.« Dann wandte sie sich der Amazonenkönigin zu, die inzwischen ebenfalls zu der Gruppe getreten war. »Ihr seid Gilia von Kurkum, nicht wahr? Ich kenne Eure Mutter ...«

»Kannte ...«, fiel ihr Gilia unwillkürlich ins Wort. »Yppolita ist tot.«

Ein wehmütiges Lächeln legte sich über Nahemas Züge. »Das weiß ich wohl, Königin«, sagte sie, »aber solange ich Eure Mutter nicht vergessen habe – und das wird gewiß niemals geschehen –, werde ich ›kennen‹ sagen.« Mit den letzten Worten war ihre Stimme leiser geworden, aber nun konnte man sie wieder deutlich und weithin vernehmen: »Doch ich bin nicht

gekommen, um mich mit Euch über Sprachgebräuche auszutauschen, sondern um Euch ein Geschenk zu überbringen.« Sie trat zu ihrem Pferd, schnallte einen der Packen ab und befreite ihn von seiner Stoffhülle. Eine altertümliche unförmige Bronzebrünne kam zum Vorschein, die sie der Amazone entgegenhielt. »Legt Eure Rüstung ab«, forderte die Magierin sie auf, »damit Ihr Euch mit diesem Panzer wappnen könnt.«

Gilia stutzte, starrte auf den klobigen Brustpanzer und warf Thesia einen fragenden Blick zu. Die Gräfin nickte. Da stieg die Amazonenkönigin vom Pferd und befreite sich mit schnellen Griffen von ihrer Lederrüstung. Für einen Augenblick stand sie in einem löchrigen grauen Wollhemd im Kreis der Kavalleristen und ihrer Soldaten, dann legte ihr Nahema die beiden Schalen der Brünne an und verschnürte – mit Unterstützung der Gräfin – die seitlichen Halteriemen.

Während Gilia noch argwöhnisch die schlichten Blattverzierungen des Bronzepanzers betastete, wickelte die Magierin das zweite Bündel aus.

»Die Schwanenflügel!« ertönte eine Frauenstimme aus der Reiterschar, und ringsumher sprangen Rufe des Erstaunens auf. Dann, während Nahema den zweiten Flügel enthüllte, wurde es ganz still im Rund: Jeder der Geflügelten kannte die Geschichte der drei alten Schwingenpaare und wußte um die

Verheißung, die darin lag, wenn die drei wieder einmal zusammenfänden. Viele der Reiter konnten vor Aufregung kaum mehr atmen, eine unbestimmbare Erwartung schnürte ihnen die Kehle zu.

Gleichzeitig schoben Thesia und Nahema die beiden riesigen weißen Schwingen in die Führungen auf dem Rückenteil der Brünne. Im dem Augenblick, da die Flügel mit einem weithin hörbaren Klacken in die Halterungen einrasteten, stieß Gilia von Kurkum einen leisen Seufzer aus. Dieser Laut sollte das einzige äußerlich bemerkbare Anzeichen sein, das den nun folgenden Vorgang begleitete.

Graf Wahnfried von Ask, Thesia von Ilmenstein, Gilia von Kurkum, die Träger der alten Schwingen von Drachen, Adler und Schwan, die Flügelherrscher, traten aufeinander zu.

»Faßt Euch bei den Händen«, sagte Nahema, »und einer ergreife die Rechte des anderen.«

Jeder der drei ergriff den nächsten beim rechten Handgelenk, so daß die drei Fäuste ein Dreieck bildeten. Ohne Zögern oder Unsicherheit führten sie diese Bewegung aus, so als hätten sie sie schon etliche Male geprobt. Sie wechselten einen kurzen Blick und schlossen die Augen.

Kein Licht schimmerte auf, kein Geräusch erklang, als in diesen Momenten eine machtvolle Magie neu geboren wurde, die jahrhundertlang ungestaltet und

ungebändigt ausgeharrt hatte. Arkane Flechtwerke formten sich aus dem Ungeformten, wuchsen aufeinander zu und durchdrangen sich, um zu einem machtvollen Ganzen zu verschmelzen. Nur einen Tag lang fände die uralte Zaubermacht sich auf solche Weise zusammen, und in der Tat setzte – wie alles Lebende bei der Geburt dem Tod entgegenblickt – mit dem Augenblick ihrer Entstehung der Zerfall schon wieder ein, aber nun, da sie eben in die Welt getreten war, band sie eine solche Kraft aus den luftigen Himmeln und dem atmenden, dampfenden Boden, wie sie Deren noch selten erlebt hatte. Eine unbestimmbare Verheißung hing in der Luft, als alte Magie und die Sphäre der Götter für kurze Zeit verwoben wurden, und die Aufmerksamkeit eines der Diener der göttlichen Rondra selbst auf die Reiter-schar auf den Vallusanischen Weiden gerichtet war ...

Als ob tastende Finger nach seinem Herzen griffen, so war manch einem der Reiter zumute, manchem schwindelte so sehr, daß er Mühe hatte, sich auf den Beinen zu halten. Auch die drei Anführer, die die alten Flügelpaare auf den Rücken trugen, atmeten schwer. Sie fühlten sich wie von einem inneren Wind bewegt, zugleich verwandelt und in ihrem innersten Wesen bestärkt. Tatendrang erfaßte sie und wurde stärker: Aus den Tiefen ihrer Seelen erwuchs ihnen ein hitziger Kampfesmut wie ein unbezwingbarer

Durst, der nur auf dem Schlachtfeld gelöscht werden konnte.

Nach und nach öffneten sie die Augen wieder. Geraso wie die Männer und Frauen ringsumher brannten sie darauf, die Magie, die sie in sich spürten wie einen heißen Atemzug – so als hätten sie zu nahe an einem Feuer die Luft eingesogen –, auf die Probe zu stellen. Gilia wollte den Griff aus dem der anderen lösen, aber Nahema legte ihre Hand auf die drei Fäuste. »Nein, bleibt noch beisammen!« sagte sie. »Ein Ereignis steht nun an, auf das wir gemeinsam warten sollten.«

Wieder trat Stille ein. Von Süden wehten die Geräusche der Schlacht herüber.

»Darf man reden?« Gilia sah die Magierin fragend an.

»Gewiß.«

»Nun, dann laßt mich sagen, daß es mir eine große Ehre ist, Euch auf unserer Seite zu wissen – an einem Tag, der uns allen einen großen Triumph bringen wird!«

»Es ist schön, daß die Zauberkraft der Flügel Euch mit einer solchen Siegesgewißheit erfüllt«, stellte Nahema fest. »Dennoch bitte ich Euch, Hoheit, habt acht auf Euch und die Euren! Der Feind wird ebenfalls eine machtvolle Magie ins Feld führen. Erst die kommenden Stunden werden zeigen, welche die überlegene ist – ihre oder die unsere.«

»Ein harter Strauß wird es allemal werden«, bemerkte Thesia von Ilmenstein mit fester Stimme, doch auch ich spüre die Kraft der vereinten Schwingen und blickte dem Tag voller Zuversicht entgegen. »Dies wird ein guter Tag – zum Kämpfen, zum Sterben oder zum Siegen! Heute wird die Entscheidung unseres Lebens fallen; das spürt jeder von uns ... Und Ihr, edle Nahema, wäret vermutlich gar nicht an diesem Orte, wenn es hier und heute nicht um alles ginge.«

Die Magierin lächelte. »Wie wollt Ihr wissen, was mich wirklich bewegt – Ihr kennt mich doch kaum. Aber ich will Euch gern den Grund für mein Hiersein nennen: Ich werde an dieser Schlacht teilnehmen, weil es – wie man in Tulamidistan zu sagen pflegte – klug ist, sich auf die Seite der Guten zu stellen. Manch ein findiger Kopf sieht das anders, und heute heißt es wohl allenthalben, es sei jederzeit das klügste, sich auf die Seite des Stärkeren zu stellen, ganz gleich, wer dieser sei und welchen Göttern er folgen mag, doch das ist so falsch wie manches andere, das heutzutage geplappert wird.

Gewiß, das Böse mag heute siegen, denn es ist stark, womöglich stärker denn je, aber wenn man ein Mensch ist, kann man auf der Seite des Bösen nicht gewinnen. Heute sowenig wie an irgendeinem anderen Tag. So manchen Sieg kann man wohl im Namen

des Bösen erstreiten, aber am Ende frißt es die Kampfgefährten, und davor gibt es kein Entrinnen. Wenn es deinen Körper verschont, dann frißt es deine Seele. So oder so bist du am Ende der Verlierer, wenn du dich auf die falsche Seite schlägst, denn es gibt keine größere Niederlage als die, in der man sich selbst verliert. Nein, die Klugen wissen, wohin sie in diesem Krieg gehören ...« Ein versonnenes, aber böses Lächeln huschte über ihre Züge. »Eben diesen simplen Sachverhalt habe ich einmal einem unglücklichen Mann in Festum erklären wollen, aber er mochte meine Worte nicht hören. Er war überhaupt wenig einsichtig, dazu verschlagen und unbedeutend ... wie eine Ratte. Dennoch hat er dabei geholfen, dem Schicksal die Möglichkeit zu einer Wende zu geben.« Nahemas Finger strichen flüchtig über die kühlen Schwanenflügel. »Man bedenke, eine Ratte mischt sich in die Geschicke der Welt, und doch sei sie bedankt dafür, und man sollte ihr ein langes ...« Sie brach ab, denn von Süden klang ein neues Geräusch auf: Das dumpfe Trommeln zahlreicher Hufe mischte sich in den Schlachtenlärm und wurde lauter.

Der stumme Ruf aus dem Norden, die Botschaft der Schwanenflügel, hatte Graf Uriels schwere Reiter erreicht, als sie eben im Begriff standen, als vorderste Welle einer Kavallerieattacke in eine Einheit der kaiserlichen Landwehr hineinzusprengen. Viel heftiger,

als ein geschmettertes Hornsignal je hätte erschallen können, war der unhörbare Befehl aus der Ferne gewesen, und schon war die Schwadron herumgeschwenkt, fort von der buntscheckigen dünnen Linie der verzagt ihre Spieße umklammernden Frauen und Männer. Jeder einzelne Panzerreiter habe das Gefühl gehabt, so wurde hinterher berichtet, als hätten kräftige Hände nach seinen Schultern gegriffen, um ihn zurückzuzerren.

Der notmärkische Reiterangriff versank in ein heilloses Chaos, als die schweren Pferde der vordersten Reihe von ihren Reitern urplötzlich herumgerissen und in die Lanzer der zweiten Welle gelenkt wurden. Etliche der leichten Tiere gingen unter dem Anprall der kolossalen Schlachtrosse zu Boden, als diese sich einen Weg nach hinten bahnten.

Der Weg zu den Troßwagen, auf denen die meisten ihre Schwanenflügel verstaут hatten, führte die gepanzerten Bronnjaren unmittelbar an ihrem Befehliger vorüber, dem Grafen von Notmark. Links und rechts trabten und galoppierten die Männer und Frauen, ein ungeordneter Haufe, an dem vor Zorn brüllenden Uriel vorbei, ohne ihn eines Blickes zu würdigen. Fassungslos stieß der Graf seine Befehle, Flüche und Verwünschungen aus, aber der Ausdruck auf den Gesichtern der Reiter zeigte ihm, daß seine wütenden Bemühungen vergeblich waren. Keiner der

Leute schien ihn auch nur zu bemerken, die Augenpaare waren in weite Ferne gerichtet, die Ohren schienen in die Morgendämmerung zu lauschen.

Noch ehe Graf Uriel sein nutzloses Gebrüll eingestellt und einigen in der Nähe stehenden leichten Reitern befohlen hatte, die abspenstigen Bronnjaren anzugreifen, gefangenzusetzen oder zu erschlagen, hatten die Panzerreiter den Flügelschmuck an ihre Brünnen gesteckt, waren aufgesessen und in den Morgendunst hineingaloppiert. Der Notmärker wollte weitere Lanzer herbeikommandieren, die sich auf die Fährte der Fahnenflüchtigen setzen sollten, aber eine Meldung von der Front zwang ihn, seinen Befehl zurückzunehmen: Die bewaffneten Bauern und Bürger der kaiserlichen Landwehr hatten die Verwirrung unter den Bornländern genutzt, ihrerseits einen Angriff vorzutragen. Nun wurden die Reiter dringend benötigt, um einen Durchbruch des Feindes zu verhindern.

Der dumpfe Hufschlag aus dem Süden war stetig lauter geworden. Unwillkürlich hatten die drei Flügelherrscher den Bund ihrer Hände lösen wollen, als aus der Richtung des Feindes der Klang einer galoppierenden Reitereinheit herangetragen wurde, aber Nahema ai Tamerlein hatte ihre Hand nicht von den drei Fäusten genommen und nachdrücklich den Kopf ge-

schüttelt. Da ihre Anführer in der Mitte des Kreises verharrten, blieben auch die Reiter ringsum an ihren Plätzen, drehten aber die Köpfe und reckten unruhig die Hälse, bis sich – erst schemenhaft, dann immer deutlicher erkennbar – ein Schwarm von mächtigen Schwanenflügeln aus dem Frühdunst löste und den Ring um Gilia und ihre Gefährten erreichte. Unruhe erfaßte Menschen und Tiere, als die Neuankömmlinge von hinten an sie herandrängten; Willkommensgrüße und unwillige Rufe wurden gleichermaßen laut: »Schurkengelichter! Mörderbande!« hieß es da aus zahlreichen Kehlen, denn wenn die Notmärker Reiter gleich den Ilmensteinern und den Askern ihre Schwingenzierde trugen und sich damit als ihre Kampfgefährten zu erkennen gaben, so waren doch die Berichte von den Greuelthaten der notmärkischen Truppen noch in aller Munde. Abscheu bewegte die versammelten Reiter, aber gleichzeitig durchdrang sie der magisch bewegte Wunsch, sich mit den Notmärkern zu vereinen, um so die Macht des Bundes vollständig zu machen.

Endlich aber öffnete sich auf Geheiß der Magierin Nahema eine schmale Gasse, durch die, geführt von Graf Vigo von Arauken, zwei Schwanenflügelträger mit schwankenden Fittichen in die Mitte des Kreises stapften. Der Mann und die Frau waren mittelgroß, beide dunkelblond und sahen einander so ähnlich,

daß es niemanden überraschte, als Graf Vigo sie als Geschwister vorstellte. »Die Barone Dela und Uschjew von Inniskoje«, erklärte er. »Sie sind gekommen, um für ihre Gefährten zu sprechen.«

Jetzt erst nahm Nahema die Hand von den Fäusten der Flügelherrscher, worauf sich die drei voneinander lösten und den Inniskojer Geschwistern zuwandten, die ihrerseits die Blicke nicht von Gilia, der Trägerin der alten Schwanenflügel, lösen konnten. So eilfertig, wie es die schweren Panzer und der mächtige Schwingenschmuck nur eben zuließen, knieten die beiden vor der Amazonenkönigin nieder.

»Herrscherin!« bat Dela mit leiser Stimme. »Die Schwanenflügel sind gekommen, um sich unter Euren Befehl zu stellen. Verfügt über uns, wie es Euch beliebt.«

Anstelle der Amazone ergriff Graf Wahnfried das Wort. »Wer gibt Euch nur den Gedanken ein, daß Ihr hier willkommen seid?« fragte er streng. »Die Schlacht wird nicht geschlagen, in der ich mir Mordbrenner wie Euch zu Kampfgefährten wünsche!«

Die Knienden gaben keine Antwort. Dela und ihr Bruder Uschjew sahen weiterhin nur zu Gilia auf. »Herrscherin, bitte!« flehte der Baron. »Uns ist, als würde uns ein grausames Strafgericht zerschmettern, wenn wir nicht unter Eurem Befehl in die Schlacht ziehen können. Ganz gewiß würden wir diesen Tag

nicht überleben. Wir wissen, daß wir große Schuld auf uns geladen haben, doch wir bitten Euch: Nehmt uns als Eure Diener an. Gebt uns die Möglichkeit, uns reinzuwaschen, indem wir für Euch streiten.«

»Ihr wißt, wer ich bin?« fragte die Amazone unvermittelt. Auch ihr waren die Berichte vom Morden und Brandschatzen der Notmärker durch den Sinn gegangen, aber gleichzeitig spürte sie, daß sie in dieser Stunde unlösbar mit den Schwanenflügelreitern verbunden war. Sie atmete schwer; hart kam es sie an, sich in ihr Los zu fügen.

Die Inniskojer Geschwister hatten auf Gilias Frage verneinend die Köpfe geschüttelt.

»Gilia von Kurkum ist mein Name«, sprach sie nun, »und ich bin die Königin der Amazonas. Meine Bestimmung ist es, die tapferen Kriegerinnen zu vereinen und ihnen ihren Stolz zurückzugeben ... *Eure* Herrscherin will ich nicht sein; gleichwohl scheint mich ein seltsames Schicksal dazu bestimmt zu haben.« Sie streifte Nahema mit einem raschen Blick. »Der Graf hat recht: Es bringt weder Ehre noch Ruhm, an Eurer Seite oder gar an Eurer Spitze zu reiten. Dennoch will ich eben dieses tun – für diesen einen Tag, für diese eine Schlacht ...«

Dela von Inniskoje griff nach Gilias Rechter, um sie an die Lippen zu führen, doch die Amazone entzog ihr die Hand. »Herrscherin, Hoheit, Majestät«, mur-

melte Dela unsicher, »die Schwanenflügel danken Euch.«

»Nun denn«, erwiderte Gilia knapp, »dann wollen wir aufsitzen und in die Schlacht reiten.« Aber noch bevor sie ihr Reittier erreicht hatte, entstand wieder eine geräuschvolle Unruhe unter den Umstehenden, die von einem tiefkehligen Wiehern übertönt wurde: Ein mächtiger schwarzer Hengst bahnte sich rücksichtslos rempelnd einen Weg durch den Ring aus Menschen und Tieren, überquerte mit wenigen abgezielten Trabsprüngen die Wiese und blieb mit dem großen Kopf nickend vor der Amazonenkönigin stehen. Sein rechter Vorderhuf scharrte tief durch den weichen Grasboden. Die Ohren hatte der Rappe aufmerksam gespitzt und die Augen unverwandt auf Gilia gerichtet – beunruhigende Augen, denn sie waren nicht von dunklem Braun wie die eines gewöhnlichen Pferdes, sondern von lichtem Blau wie die eines Alberniers oder Thorwalers, so daß der beklemmende Gedanke aufkommen mochte, in der prachtvollen Pferdegestalt sei ein verzauberter Mensch verborgen.

»Rabe!« sagte Gilia. »Du bist gekommen.«

Der Hengst starrte sie an.

»Wirst du mich in die Schlacht tragen?«

Der Rappe, dem die große Yppolita den Namen ›der Rabe‹ gegeben hatte, das Streitroß der alten und der neuen Amazonenkönigin, knickte zunächst in

den Vorderbeinen, dann in den Hinterläufen ein, so daß Gilia ihn, den Ungesattelten und Ungezüglichten, mühelos besteigen konnte. Sie schwang sich auf den Pferderücken, hielt sich, als der Rabe sich ruckhaft wieder erhob, mit der Linken in der Mähne fest, reckte sich hoch, zog Valaring aus der Scheide und stieß die blinkende Klinge in die Luft. »Frauen und Männer!« rief sie laut. »Dies ist – so drückte es die Gräfin Thesia von Ilmenstein aus – ein guter Tag zum Kämpfen, zum Sterben oder zum Siegen! Was er bringen wird, werden wir sehen! Nun folgt mir nach; wir haben keinen Augenblick mehr zu verschwenden!«

Im Ring der geflügelten Reiter öffnete sich eine breite Gasse, durch die Gilia ihren Rappen hinauslenkte und nach Süden wandte. Der Rabe stieß einen schrillen, triumphierenden Schrei aus, als die Amazonenkönigin mit einem Fersenstoß das Zeichen zum Angaloppieren gab.

Hinter dem vorwärtsstürmenden Hengst formierten sich die Geflügelten zu einem ungeordneten Trupp. Die Vallusanischen Weiden, über die der Weg zum Schlachtfeld führte, waren flach und weit und boten kein Hindernis, so daß es keinen Grund gab, die Reiterformation schmal zu halten. Da offenbar alle Pferde in demselben atemberaubenden Tempo ausgreifen wollten und konnten, fächerten sich die

Kavalleristen immer weiter auf, bis sie einen flachen Bogen bildeten, an dessen Scheitelpunkt Gilia und die anderen beiden Flügelherrscher ritten. Die Reiter waren in drei getrennten Gruppen aufgebrochen, hatten sich schon bald miteinander vermischt, so daß jetzt völlig ungeordnet Adler-, Drachen- und Schwanenflügel Seite an Seite nach Süden strebten.

Jener Teil der Reiterei, der nicht zu den Geflügelten gehörte, blieb nun immer mehr zurück, doch diesmal gebot niemand den schweren Panzerreitern, ihren Galopp zu verhalten. Die Geschwindigkeit ihres Rittes wurde ohnehin nicht von ihnen bestimmt – niemand hätte in diesem Augenblick die Streitrosse zum Stehen bringen können.

Thesia und Wahnfried hatten sich in den Steigbügeln erhoben, Gilia hielt die Knie fest gegen die Flanken ihres Rappen gepreßt. Ruhig und gleichmäßig glitten die schweren Pferde unter ihnen dahin, als ob sie auf einer unsichtbaren Strömung trieben.

Die Luft war schwer von der Magie, die in dieser Reiterkavalkade gebunden war. Den Menschen und Pferden wühlte sie in der Brust und versetzte sie in eine schier unbezähmbare Erregung. Einigen Vögeln aber, unter denen der Reiterzug dahingaloppierte, und etlichen kleinen Tieren, die sich im Gras verborgen hielten, zersprengte der plötzliche Anprall der Zauberkraft das Herz, so daß sie tot zu Boden sanken.

Schneller und immer schneller wurde der unwirkliche Ritt mit jedem Sprung, den die Rosse taten. Längst trieb der scharfe Fahrtwind den Reitern dicke Tränen in die Augen. Niemand hob die Hand, um sie abzuwischen. Die Geflügelten standen starr wie Statuen in den Bügeln, ihre wimpelgeschmückten schweren Ritterlanzen stachen riesigen Schilfhalmern gleich in den blassen Morgenhimmel.

Die Männer und Frauen lauschten dem Rauschen des Schwingenpaares, das jeder von ihnen auf dem Rücken trug, sie versenkten sich in diesen Klang, spürten ihm nach und nahmen wahr, wie er sich mit dem Sausen all der anderen Flügel zu einem das weite Land erfüllenden, atemberaubenden Brausen vereinigte und doch nicht völlig in diesem Laut aufging. So erlebte jeder der Reiter auf seine Weise, wie er sich mit den Gefährten verband, ohne sich in diesem Bund zu verlieren, aber er fühlte auch, wie die Macht, die aus der Verbindung erwuchs, viel größer war als die Summe ihrer Teile.

Als die Reiterhorde näher auf das Schlachtfeld zu-stürmte, wehten hin und wieder einzelne Laute von Süden heran, einer davon war der qualvolle Schrei eines sterbenden Pferdes. Da legte der Rabe die Ohren an den Kopf und stieß seinerseits einen langgezogenen lauten Ruf aus.

Wie der weltkluge Leser wohl weiß, ist das Roß – bei allem sprichwörtlichen Stolz, der ihm innewohnt – ein Tier, das sehr dazu neigt, sich bei Gefahr auf die eigene Schnelligkeit zu verlassen und sein Heil in der Flucht zu suchen. Die Pferde der Geflügelten aber hielten sich an diesem Morgen des 24. Praios nicht an die von altersher überlieferten Gebräuche ihrer Artgenossen. Statt sich abzuwenden und davonzusprennen, hielten sie, ohne daß ihre Reiter sie dazu anhalten mußten, geradewegs nach Süden, in jene Richtung, aus der ihnen die Todesschreie anderer Streitrosse und der Geruch von schäumend verströmendem Pferdeblut entgegenwehte. Weiße Wolken stoben ihnen aus Mäulern und Nüstern, obwohl der Morgen so mild war, wie es ein Sommermorgen im späten Praios zu sein vermag. Und das weithin hallende Wiehern aus den vielen Mäulern hatte nichts von jenem freundlichen Gruß unter Pferden, den dieser Laut sonst darstellen soll. Es schrillte der Schrei des Raben, und aus hundert dampfenden Schlünden antwortete ihm ein grimmer, nie gehörter Ruf: der Kriegeruf der bornischen Rosse, die darauf brannten, ihre Reiter in die Schlacht zu tragen – ein Klang, als ob die beseelten Kreaturen dieser Welt sich zu einem Schrei des Hasses und der Wut verbündet hätten. Die Geflügelten selbst aber blieben stumm, während die Pferde ihre Drohung in den Morgen schrien. Sie starr-

ten ernst und entschlossen in den sich lichtenden Dunst.

Jedesmal, wenn der Rabe schrie, schien der Takt der dumpf trommelnden Hufe noch einmal um ein geringes schneller zu werden. Zwar lagen die Zügel fest in den Händen der Reiter, aber die hatten es längst aufgegeben, ihre Rosse lenken zu wollen. Die Tiere folgten dem von der Amazonenkönigin mit den Schenkeln geleiteten Raben und brauchten keine weitere Führung. Auch stürmten sie so rasch dahin, daß es keinem der Kavalleristen gelungen wäre, sein Pferd um eine Unebenheit im Boden herumzulenken. Doch dies war – so wollte es ein günstiges Schicksal – nicht die Stunde für einen schändlichen Sturz von Reiter und Roß. Auch muß man sich fragen, ob sich ein Pferd den Fuß vertreten kann, dessen Hufe kaum noch den Boden berühren. Wenn aber die galoppierenden, stürmenden, halbwegs fliegenden Pferde ihre Eisen fast nicht mehr auf die Grasnabe setzten, wie war es dann zu erklären, daß der Boden unter diesen Hufeisen erbebte wie das dünne Fell einer Kriegstrommel?

Dieses Beben war es auch, das – gemeinsam mit den Kampfrufen der Pferde – den Geflügelten vorauseilte und von ihrer Ankunft auf dem Schlachtfeld kündete.

So kam es, daß Graf Uriels Soldaten, die eben vorrückten, um ein kaiserliches Landwehrkarree niederzumetzeln, den herannahenden Feind vernahmen, lange bevor er mit dem ersten Sonnenstrahl, der sich über die östlichen Hügel stahl, aus den verwehenden Dunstfetzen brach; doch den Notmärkern blieb dennoch keine Zeit, sich auf die zu erwartende Attacke vorzubereiten. Wie gebannt starrten sie in den Dunst, bis die Feinde plötzlich aus dem Nebel heranflogen und den Soldaten ein Bild des unfäßbaren Schreckens boten, denn für das Auge des Feindes war die Magie, die die geflügelten Reiter umgab, durchaus sichtbar. Rote, weiße und blaue Flammen umzüngelten zweifach mannshoch die heranstürmende Front und wehten ihr voraus, wie wenn ein Riese in ein Steppenfeuer bliese. Als Graf Uriels Leute diese rasende Waberlohe erblickten, warfen sie sich in blankem Entsetzen herum, um nach allen Seiten auseinanderzustieben wie eine Hühnerschar unter den Krallen des stürzenden Sperbers.

Doch wie die mitleidlose Brandung, die über jene Gebilde aus Sand hinwegrauscht, die Kinderhände schufen, sie zerschmettert und verwischt, so kamen die Geflügelten über die Männer und Frauen aus Notmark. Lanzen wurden gesenkt und stachen zu, Streitkolben und Schwertklingen fielen wie Blitzschläge aus der Luft herab. Eisenbeschlagene Hufe

stampften in den weichen Boden, was flüchtend, stürzend unter sie geriet. Gellendes Angstgebrüll stieg in den Morgenhimmel auf und wurde alsbald vom gnadenlosen Rauschen der Schwingen erstickt.

Graf Uriel von Notmark, der vor der Front seiner Leute einher und zum Angriff geritten war, beobachtete voller Bestürzung, wie seine Infanteristen und dann seine Reiter niedergeritten wurden oder in heller Panik die Flucht ergriffen. Urplötzlich sah er sich schutzlos dem vorangaloppierenden Wall der flammenumzüngelten, flügelgeschmückten Panzerreiter gegenüber. Er erkannte Thesia von Ilmenstein, den Asker Grafen und bei ihnen eine junge blonde Frau, die die Schwanenflügel trug – die Notmärker Schwanenflügel.

»Schwanenreiter!« brüllte Uriel. »Wie könnt ihr ...?« Der Ruf blieb ihm im Hals stecken, denn da war die blonde Kriegerin schon heran. Ihr schwerer Säbel zog einen schimmernden Kreis durch die Luft und prallte auf des Notmärkers Helm, der mit hellem Klirren in Stücke zersprang. Dann war die Reiterin vorübergehuscht. Ehe noch Uriel die erschreckt zusammengekniffenen Lider wieder geöffnet hatte, streifte ihn eine zweite Klinge. Es war das alte Ilmensteiner Schwert Leuendan, das ihm das rechte Ohr zerschlug und ihm über den Schädel schrammte, so daß es einen großen Hautlappen mitsamt den Haarstoppeln von den Knochen herunterfetzte.

»Glück gehabt, Warzengesicht!« vernahm der Graf die unverkennbare dunkle Stimme der Ilmensteiner Gräfin. »Warte hier auf mich und bete!« Endlich riß der benommen im Sattel schwankende Uriel die Augen auf, der schwere Streitkolben flog hoch, doch Thesia war längst außer Reichweite: Gemeinsam mit den anderen Geflügelten, umweht von dem Brausen einer Feuersbrunst, schwenkte sie nach Westen, tiefer hinein in das wirre und tödliche Geschiebe der tobenden Schlacht.



36. Kapitel



Tobrien im Praios 1021 n. BF.

Wer Karmoth ruft ...

Wieviel Blut muß fließen, damit der sechsgehörnte Karmoth erscheint, einer der mächtigsten unter den machtvollen Dämonen? Wie viele Todesschreie müssen erschallen?

Die Gelehrten der Magie gäben uns auf diese Frage zur Antwort, daß in den einschlägigen Büchern nachgelesen werden könne, was alles zusammenkommen müsse, damit ein Wesen von der Art des Karmoth erscheine, daß die Menge geopfertem Blutes dabei eine gewisse, aber keineswegs die entscheidende Rolle spiele, daß der Lebenssaft überhaupt nur eines in einer langen Reihe von sogenannten Paraphernalia sei, daß vor allem aber der alleszerschmetternde Karmoth niemals von magischen Dilettanten oder Stümpern herbeigerufen werden könne, sondern daß es eines fast lebenslangen Studiums sämtlicher Gesetze und etlicher Phänomene der Beschwörungskunst, also eines wahren Meisters der arkanen Fertig-

keiten bedürfe, um einen so außerordentlichen Ruf in den Sphären der Vielgehörnten erfolgreich zu Gehör zu bringen.

Ganz gewiß aber, so werden die Kenner der Materie anschließend fortfahren, werde niemand auf den Gedanken verfallen, ausgerechnet Karmoth in unsere Welt locken zu wollen, denn der Blutsäuer kennt, wenn er hier auf Deren eingetreten ist, weder Freund noch Feind, sondern nur seine Lust. Und es gibt in unserer Sphäre nur eine Sache, die Karmoths Geilheit entfacht: das gleichzeitige Morden und Sterben vieler Geschöpfe. Zeuge vielfachen Todes will er sein, ihn hören, riechen, fühlen und schmecken ... Eben weil Karmoth Karmoth ist, wird er nicht in unsere Sphäre gerufen – auch nicht von solchen Zaubermeistern, deren Gesinnung schwärzer ist als die dunkelste Nacht.

Nicht einmal Borbarad, der Bethanier, der von vielen mit dem Beinamen ›Dämonenmeister‹ belegt wird, hatte, soweit man wußte, je versucht, den stiergestaltigen Vernichter zu beschwören. Warum sollte er, dessen Scharfsinn weithin gefürchtet ist, etwas so Törichtes tun?

Wie aber konnte es dann geschehen, daß *er*, den niemand gerufen hatte, auf dem Schlachtfeld erschien?

In der allerersten Morgendämmerung, etwa zum gleichen Zeitpunkt, als gut ein Dutzend Meilen ent-

fernt Königin Giliass Reiter sich in Bewegung setzten, nahmen die ersten Beteiligten an der Schlacht eine nachtschwarze Gestalt wahr, die aus einem kleinen Gehölz ganz in der Nähe herbeigeschlendert kam. Die Kreatur war nackt, aber vom Kopf bis zu den zweizehigen Füßen dicht behaart; sie ging aufrecht auf zwei stämmigen Beinen wie ein Mensch, aber auf ihren breiten Schultern trug sie den Kopf eines Stiers. Dieser Schädel war etwa dreimal so groß wie der eines gewöhnlichen Bullen; an der Stelle, wo bei den Rindern, die wir kennen, die Hörner aus der Stirn wachsen, je eines auf jeder Seite, trug dieser Stier je ein Büschel von drei Hörnern, die aus einer gemeinsamen Wurzel entsprangen und sich verzweigten. Jedes war etwa so lang wie ein Menschenbein und an der Basis fast so dick wie ein menschlicher Schenkel, lief aber in eine nadelscharfe Spitze aus. Die Spitzen aller sechs schwungvoll gebogenen Hörner wiesen nach vorn. Unter der Stirn, die eine kleine weiße Blesse aufwies, hatte das Wesen ein einzelnes rotgeädertes Auge von der Größe einer Kinderhand. Aus dem Stiermaul stiegen gelbliche Dampfwölkchen auf, eine armlange grellrote Zunge fuhr fortwährend abwechselnd in die beiden schleimtriefenden riesigen Nüstern. In den haarigen Fäusten hielt der Sechshehörnte je eine mächtige Axt, deren Doppelblätter bis auf die blinkenden Schneiden von einer schorfigbraunen

Schicht bedeckt waren. Um die Körpermitte hatte er einen breiten Gürtel geschlungen, in dem zwei lange Jagdmesser steckten, wie sie die Nivesen zum Ausweiden erbeuteten Wildes verwenden. Bis über das Gürtelschloß hinaus ragte das riesige steife Glied des mächtigen Karmoth, pelzigschwarz an der Wurzel, aber mit einer dunkelroten, mehr als faustdicken Eichel geschmückt, aus deren geschlitzter Spitze ein langer dünner Schleimfaden bis zum Boden herabhäng.

Äußerste Erregung kam auch in Gang und Körperhaltung des Dämons zum Ausdruck, denn einem aufs Blut gereizten Stiere gleich schritt er nicht geradewegs von dem Gebüsch zu den kämpfenden Soldaten herüber, sondern tänzelte vorwärts, den Körper seitlich verdreht, den Kopf tief nach vorn gesenkt. Bei jedem Schritt schien er in die Höhe zu wachsen, bis die entsetzten Beobachter erkannten, daß er fast dreifache Mannshöhe erreichte – mehr als fünf Schritt ragte er in den düsteren Himmel auf. Kurz bevor er die vor schierem Grausen mitten im Kampf erstarrten Soldaten erreichte, schlug Karmoth seine Äxte so gegeneinander, daß die aneinander entlangschrammenden Schneiden einen gleißenden Funkenregen hervorbrachten. Dann legte er den mächtigen Kopf weit in den Nacken, so daß die sechs Hörnerspitzen himmelwärts wiesen, und stieß ein Brüllen aus, einen

durchdringenden, wie Donner rollenden Laut, der den Menschen gleichermaßen in die Ohren und die Eingeweide drang.

Und ein jeder, der diesen Ruf vernahm, wußte im selben Augenblick, auch wenn er sich nie mit Dämonen und Dämonologie befaßt, nie etwas mit magischen Wissenschaften im Sinn gehabt hatte: Hier ist ein Wesen erschienen, in dem alle Schrecken des Krieges sich zu einer Körperlichkeit verfestigt haben. Es ist ein uraltes Wesen, das die Grenzen zwischen den Sphären überschritten hat und aus dem Töten seine Lebenskraft gewinnt – das noch niemals einen Kampf verloren hat. Ja, so lautete der Ruf, zu dem sich das Stiergebrüll in den Köpfen der Menschen verwandelte: »Hier ist Karmoth, der Gladiator des großen Belhalhar, Karmoth, der Zerschmetterer, Karmoth, der noch nie einen Kampf verlor! Heda, ihr Krieger, bleibt stehen und kämpft gegen mich!«

Nun zahlte es sich für einige Krieger auf beiden Seiten (für insgesamt wohl eine Handvoll) doch aus, daß sie irgendwann ein wenig Wissen um die Dämonologie zusammengetragen hatten, denn sie stopften sich, kurz nachdem Karmoth losgebrüllt hatte, die Finger tief in die Ohren und stießen gleichzeitig sinnlose Schreie aus, damit sie Karmoths Herausforderung, die seinen Ruf beschloß, nicht hören mußten. Diese seltsame Tat brachte ihnen zwar weder mehr

Kraft noch Mut im Angesicht des Dämons ein, aber sie erlaubte ihnen wenigstens davonzulaufen, so schnell sie die Füße trugen. Alle anderen Soldaten blieben an ihren Plätzen, hielten die Waffen matt und mutlos erhoben und erwarteten den Angriff des Schrecklichen, denn wer Karmoths Forderung zum Kampf erst einmal vernommen hat, der kann nicht mehr fliehen. Er kann nichts weiter tun, als auszuharren und die ein, zwei Hiebe und Stiche auszuführen, die Karmoth ihm gestattet, bevor der Unglückliche, von den Hörnern durchbohrt oder einer der Äxte gespalten, zu Boden stürzt und auf diese Weise des Dämons Brünstigkeit weiter anstachelt.

So also tänzelte der Stierhäuptige an diesem Morgen des 24. Praios über das Feld, dem ihm am nächsten stehenden Krieger entgegen, parierte dessen Schwertstreich mit dem unbewehrten Unterarm und zertrennte ihn mit einem flach geführten Axthieb in der Körpermitte, bevor er sich seinem nächsten Opfer zuwandte.

Kein Beschwörer hatte durch seine schwarze Kunst Karmoth einen Weg aus der siebten, der Dämonensphäre, hinüber auf die Vallusanischen Weiden gebahnt, aber dennoch war der Diener des Belhalhar erschienen! Wie hatte das geschehen können?

Gewiß hatte es auf der Seite der Borbaradianer Be-

schwörungen gegeben: Wiederum hatten Schwarzmagier in Diensten des Dämonenmeisters einige geflügelte Karakils herbeigerufen, und es wurden auf dem Schlachtfeld auch tatsächlich etliche Wesen von der Art und Gestalt des grausamen Zant gesehen, aber es liegen Welten sowohl an Macht und Grausamkeit als auch an Fügsamkeit zwischen den vielen Zants und dem einen Karmoth. Nun mag es sich zuge tragen haben, daß dem Stierköpfigen gewissermaßen aus Versehen – durch einen schrecklichen Beschwörungsfehler also – ein Weg auf das Schlachtfeld geebnet wurde, doch daran glauben wir nicht. Wir gehen vielmehr davon aus, daß in dieser Nacht des Grauens, in der ohnehin die Sphären der Menschen und der Dämonen – wie stets in schicksalhaften Momenten – enger als sonst zusammengedrückt waren, ein überaus vielfältiger, ein tausendfacher Ruf an den blutgierigen Karmoth erging. Denn, das halten wir nach diesem 24. Praios für erwiesen, man muß den Namen des Karmoth nicht kennen, nicht einmal seine Gestalt, um ihn aus seiner Sphäre herbeizuholen, man muß vielmehr einen Ruf erzeugen, der so stark ist, daß er von einer Sphäre zur anderen trägt. Um aber einen Ruf von solcher Kraft entstehen zu lassen, braucht es viele, die sich zu einem Zeitpunkt wissentlich (oder unwissentlich) in einem Gefühl zusammenschließen: dem Haß! Denn wenn man alle Formeln,

Rituale und Paraphernalien, die für eine Karmoth-Beschwörung benötigt werden, auf ihre Grundessenz reduziert, so kommt man zu einem erschütternd einfachen Ergebnis: Es ist der schiere Haß, der Karmoth ruft!

Und der Haß hing in dieser Nacht wie beißender Rauch über den Vallusanischen Weiden.

Vom Haß auf alles, das sich ihnen in den Weg stellte, waren die Horden des Borbarad bewegt. Die Dämonischen haßten die Menschen aus Fleisch und Blut, weil diese eine Seele besitzen und darum nicht von vornherein an die Sphäre des Grauens gefesselt sind, sondern die Wahl haben, ob sie ihre Seelen behüten oder verkaufen wollen. Borbarads untote Schergen, von finsternen Mächten mit einem Scheinleben erfüllt, haßten alles, was wirklich lebt; und die Menschen und Zwerge, die in die Dienste des Dämonenmeisters getreten waren, haßten die Menschen und Zwerge auf der anderen Seite, weil die ihnen ein mahnendes Beispiel dafür waren, daß es noch andere Dinge gab als das Streben nach Macht und Gold, daß also niemand sich einreden könne, die Zeichen der Zeit forderten, daß er mit den Bestien marschieren und kämpfen müsse.

Die Menschen waren, wie es ihre Art ist, von dem tiefsten Haß bewegt, aber nicht nur diejenigen, die in

Borbarads Dienst getreten waren, sondern auch diejenigen, die den Dienern der Finsternis entgegengetreten waren.

Wir hörten bereits von den Schorkin-Brüdern, in deren Gemütern nur noch ein einziges Gefühl umging: der Rachedurst. Sie waren wahrhaftig blind vor Haß und Rachsucht. Wer hätte von den wackeren Brüdern auch fordern wollen, sie sollten klare Köpfe behalten und bedenken, daß auf den Seiten der Borbaradianer so mancher kämpfte, der gegen seinen Willen in dieses Heer geraten war? Wer wollte von ihnen verlangen, die tatsächlichen Mörder ihrer Mutter zu suchen und deren Gefährten zu schonen. Nein, ihre Rachsucht kannte keine Geduld und war nicht zu bändigen. Sie warteten nicht einmal ab, bis sich die Ilmensteiner und Asker Fußtruppen am Südufer der Misa formiert hatten, um den Reitern nachzufolgen. Sie bewaffneten sich mit Schwertern und Äxten, die sie unter den gefallenen Borbaradianern hervorzerrien, und marschierten, liefen, rannten auf eigene Faust dem Schlachtfeld entgegen. Zehn und mehr Meilen brachten sie ohne einen Anflug von Ermüdung hinter sich und trafen endlich auf den Vallusianischen Weiden auf etliche Notmärker, die – immer noch verschreckt und verwirrt durch die urgewaltige Attacke der Geflügelten – am Rand des Schlachtfeldes umherirrten, unfähig, den Befehlen der Weibel zu

folgen, die sich mühten, ihre versprengten Leute zusammenzutreiben.

Unter diesen Verzweifelten hielten die Brüder blutige Ernte. Während sie unentwegt ihre Rufe »Für Duna! Für Duna!« ausstießen, sprangen Matajew, Tirulf und Littjew wie hungrige Wölfe unter die Notmärker. Die mochten wohl in Gruppen von zehn oder zwölf übers Feld irren und durchaus erkennen, daß da nur drei Männer auf sie eindrangen – doch die Erkenntnis nützte ihnen nichts, denn dem Zorn und dem Haß der Schorkins hatten sie, die bereits Geschlagenen, nichts entgegenzusetzen. Wie Roggenhalme unter der Sense, so fielen sie unter den Streichen der Geestwindskojer, die längst keine Gnade und kein Maß mehr kannten. Je mehr sie von den Notmärkern erschlugen, desto eher konnten sie hoffen, die Mörder ihrer Mutter zu bestrafen.

Ein Blick in die Gesichter der Schorkins genügte, um zu erkennen: In den Herzen dieser drei war der Haß mächtiger als jedes andere Gefühl, mächtiger noch als die Furcht vor dem eigenen Tod. Wir wollen keinen der drei verurteilen, denn nach Art fast aller Menschen hofften sie, ein erlittenes Unglück erträglicher zu machen, indem sie anderen Unglück zufügten ... Diese drei riefen Karmoth, ohne zu wissen, was sie taten, aber mit aller Inbrunst, die ihnen innewohnte.

Ein anderer unter den Tausenden, die dem Dämon ihren Haßtribut zollten, war Stian Zornbrecht, Gesandter Borbarads und Oberst der Notmärker Truppen. Nachdem die Feuerwoge der Geflügelten über seine Leute hinweggebraust war und nur Tote und schreiende Verwundete zurückgelassen hatte, war Zornbrecht mühselig unter seinem sterbenden Pferd hervorgekrochen, hatte ungläubig seinen Körper betastet und festgestellt, daß er keine ernstliche Wunde davongetragen hatte. Er hob seinen Säbel auf, der ihm bei dem Pferdesturz aus der Hand gefallen war, und starrte auf sein Roß hinab, dem blutiger Schaum aus Maul und Nüstern quoll. Vor Entsetzen angesichts des herannahenden Todes hatte der Rappe die Augen weit aufgerissen, so daß das Weiße der Augäpfel zu sehen war. Verzweifelt riß er den Kopf vom blutbefleckten Grasboden hoch, um nach dem letzten, dem unsichtbaren Feind Ausschau zu halten.

Zornbrecht tippte dem Pferd mit der Stiefelspitze gegen die Brust. »Wieso hast du mir das angetan, du blöder Gaul?« murmelte er, und seine Stimme bebt vor Haß – auf das Pferd, die Welt und sich selbst. »Konntest dich im entscheidenden Moment nicht auf den Beinen halten und hast uns in den Dreck geworfen. Darum kannst du meinetwegen schön langsam verrecken!«

Der Oberst hob den Kopf und blickte in die Runde.

Eine fahle, klare Morgensonne beschien eine weite Fläche aufgewühlten Grases, auf dem verstreut die Menschen und Pferdeleiber lagen, still die meisten, regsam einige andere. Verwundete Menschen winkten verzweifelt und riefen um Hilfe. Welch lange dunkle Schatten sie alle werfen, dachte Zornbrecht, bevor er der Walstatt den Rücken kehrte und davonging.

Alle seine Träume waren an diesem Morgen zerbrochen! Dort, wo seine Truppen gestanden hatten, war der Feind durchgestoßen und hatte eine mächtige Lücke gerissen. Das, so wußte Zornbrecht, verziehe ihm sein Herr niemals. Da mochte der Oberst noch so heftig die unvorhersehbare, übermächtige Magie der geflügelten Reiter ins Feld führen, er stünde dennoch als Versager da. Womöglich, wer wußte das schon, hatte sein Versagen der ganzen Schlacht eine schreckliche Wende gegeben ... Marschall der schwarzen Truppen hatte er werden, Ruhm auf seinen Namen heften wollen, und nun konnte er froh sein, wenn es ihm gelang, das nackte Leben zu retten. Er schritt zügig aus, nach Norden, zur Misa, nur fort von dem widerwärtigen Schlachtgetümmel. Ein Blick über die Schulter zeigte ihm, daß der Kampf in ganzer Breite wieder aufgeflammt war. Überall stürmten Kavallerie und Infanterieeinheiten hin und her. Die Attacke der Geflügelten schien an Kraft verloren zu

haben. In weiter Ferne waren die schwingengeschmückten Panzerreiter im stehenden Kampf mit feindlicher schwerer Reiterei zu beobachten. Aber auch wenn die Geflügelten einen Teil ihrer magischen Macht eingebüßt haben mochten, so hatten die Soldaten Garethts doch allenthalben wieder Mut gefaßt. Sie setzten sich nicht nur zur Wehr, sondern gingen immer häufiger selbst zum Angriff über. Die Schlacht war nun nicht mehr zu gewinnen, und er, Zornbrecht, war schuld daran.

Er warf sich herum, ballte die Fäuste und lief los.

Lange bevor er die Misa erreicht hatte, kam ihm ein Trupp bornischer Reiterei entgegen – keine Schwingenträger, sondern buntgemischte leichte und schwere Reiter, die offenbar der Eile der Geflügelten nicht gewachsen waren. Angeführt wurden sie von einem baumlangen blonden Hünen auf einem schweren Streitroß; ihm zur Seite ritt ein grauköpfiger Magier in einem goldbestickten Prachtgewand und zwei dunkelhaarige Frauen, Kriegerin die eine, die andere – der Kleidung nach zu schließen – eine Dame von hohem Stand.

Da es nirgends eine Versteckmöglichkeit gab, blieb Zornbrecht stehen und wartete, bis die Gruppe herangeritten war.

»Wer seid Ihr?« fragte der Blonde.

Als der Oberst schwieg, sah der Reiter den Magier

fragend an, worauf dieser die Schultern hob und sagte: »Ich kann nichts Klares erkennen. Der Mann ist durch irgendein Amulett, vielleicht auch durch einen permanenten Zauber geschützt. Auf Anhieb ist da nichts herauszubekommen. Doch wenn ich mir die Rüstung betrachte« – in diesem Augenblick verwünschte Zornbrecht jede einzelne Goldzier auf seiner schwarzen Brünne –, »dann vermute ich, daß du ein recht hohes Tier erwischt hast, Arvid. Wir sollten ihn fesseln und von den Fußsoldaten mitnehmen lassen, schlage ich vor.«

Zornbrecht packte seinen Säbel mit beiden Fäusten, hob die Klinge vor die Brust und sagte laut: »Ich bin Stian Zornbrecht, Oberst der Notmärker Truppen, und werde mich nicht in Gefangenschaft begeben. Statt dessen fordere ich einen gerechten Kampf!« Bei diesen Worten hatte er Arvid von Geestwindskoje angeblickt, den Anführer des Reitertrupps. »Mit Euch werde ich fechten, Herr! Nennt mir Euren Namen!«

Der grimmig dreinblickende Graf nickte, gab sich zu erkennen und schickte sich an, vom Pferd zu steigen. Im selben Augenblick brach ein wirres Handgemenge aus. Zornbrecht sprang plötzlich vor und streckte die Linke nach der dunkelhaarigen Edeldame aus, Algunde von Geestwindskoje, offenbar um sie vom Pferd zu zerren. Die Gräfin hieb mit der Faust nach seinem Gesicht, traf aber nur den Helm und

wurde unmittelbar darauf von der Faust des Mannes an der Schulter gepackt und halbwegs aus dem Sattel gezogen. Gleichzeitig setzte er ihr die Säbelschneide an den Hals. »Zurück!« brüllte er. »Wenn Euch das Leben der Dame etwas wert ist!«

Tatsächlich erstarrte Graf Arvid in der Bewegung, dann winkte er hastig, um einigen vorpreschenden Kämpfern Einhalt zu gebieten. »Halt, Leute, tut, was er sagt!« befahl er, rückte sich wieder im Sattel zu-recht und wandte sich an den Oberst. »Was forderst du von uns, du Ratte?«

»Hüte deine Zunge, Troll!« hämte Zornbrecht. »Und du, kümmerliches Magierlein« – er sah zu Gerion hinauf, der sein Pferd dicht an das des Grafen herangelenkt hatte –, »schlag dir alle dummen Gedanken aus dem krausen Schädel. Bedenke, falls du einen Zauber versuchen willst, daß ich nur zu zucken brauche, und dieses hübsche Köpfchen rollt von den Schultern!«

»Und wenn dir zum Zucken keine Zeit bleibt ...?«

»Versuch es aus, Alter! Ich habe nichts mehr zu verlieren.«

»Schon gut, bleib ruhig, Zornbrecht!« Gerion hob beschwichtigend die linke Hand. »Sag, was du uns zu sagen hast!«

Stian zog Algunde noch weiter aus dem Sattel. »Ich fordere ...«

Er kam nicht dazu, den Satz zu vollenden. Plötzlich hatte sich Gerions Linke zur Faust geballt und deutete auf Zornbrechts Gesicht.

»Fulminictus Donnerkeil!« hallte die Stimme des Magiers, und der Oberst wurde nach hinten gewirbelt wie ein vom Windstoß erfaßtes Ilmenblatt. Der Säbel war seiner Hand entfallen. Ächzend faßte er sich an den Kopf, während er auf den Knien durch das Gras rutschte.

»Niemand stellt sich ein Borbaradianer zu einem gerechten Kampf, Arvid! Wie konntest du das vergessen?« Gerions Gesicht war weiß vor Wut und Haß, als er es wieder dem Oberst zuwandte. »Zornbrecht, du Ungeheuer!« rief er so laut, daß ihm die Stimme überkippte. »Wohin willst du?«

Stian kroch über den Boden, hob nicht einmal den Kopf.

»So viele Tote! So viele – und du denkst, du kommst davon?«

Stian kroch weiter, duckte sich zusammen.

»Fulminictus Donnerkeil!« brüllte Gerion ein zweites Mal, und diesmal schmetterte der Zauber den Oberst so schlagartig zu Boden, als wäre ein Fels aus dem Himmel auf ihn herabgefallen.

Der Magier aber hob zum dritten Mal die geballte linke Faust.

»Gerion, komm zu dir!« Weit aus dem Sattel ge-

beugt, rüttelte ihn Algunde an der Schulter. »Der Mann ist tot – siehst du das nicht?«

Graf Arvid schwang sich aus dem Sattel, schritt zu dem Gestürzten hinüber, beugte sich über ihn und erhob sich sofort wieder, nachdem er einen Blick in die gebrochenen Augen geworfen hatte. Dann sah er den Magier vorwurfsvoll an und sagte: »Algunde hätte sterben können ...«

Gerion antwortete nicht.

»Sie hätte sterben können, und außerdem hast du einen Teil deiner Kraft sinnlos verschwendet ... Gerion, wie konntest du das tun?«

Der grauhaarige Magier, der eben sein Pferd zur Seite gelenkt hatte, drehte sich im Sattel um. »Nun, was meinst du wohl, warum ich das getan habe? Weil ich nicht anders konnte, Arvid, darum! Weil das Schicksal es so wollte, weil die Entscheidung schon gefallen war, als ich den Namen Stian Zornbrecht hörte. Denn diesen Namen hatte ich vorher schon allzuoft gehört, ein schrecklicher Name ...« Er brach ab. Als er fortfuhr, war seine Stimme leiser geworden. »Außerdem war ich mir ganz sicher, daß Algunde nichts geschähe. Ich würde doch nicht ...«

Diesmal ritt er davon – auf die Mitte des Schlachtfeldes zu –, ohne seinen Satz zu vollenden, denn noch während er sprach, mußte er sich eingestehen, daß er seine Freunde belog. Keineswegs warst du in Sicher-

heit, arglose Algunde, dachte er. Ich habe dein Leben aufs Spiel gesetzt; mein Haß auf dieses Ungeheuer war stärker als meine Liebe zu dir, liebe Freundin, und dafür schäme ich mich ... Manchmal glaube ich, diese schrecklichen Zeiten haben uns alle schon so sehr verändert, daß wir uns eines Tages selbst nicht mehr wiedererkennen werden. Gerion schüttelte heftig den Kopf, fuhr sich mit der Hand durchs Gesicht und konnte doch den Ekel nicht abstreifen, den er empfand, als er sich daran erinnerte, wie er sich soeben fast willenlos seinem Haß hingegen hatte, jenem Haß, durch den auch Gerion, ohne es zu wissen, zu einem der Rufer Karmoths geworden war.

Mit dem Erscheinen des Kriegsdämons nahm die Schlacht auf den Vallusanischen Weiden eine weitere Wende, die zweite in dieser Nacht.

Mutlos und verzweifelt waren die kaiserlichen Truppen in den Kampf gezogen, vorwärtsgetrieben nur noch von ihrer Todesangst. Es ist dem Menschen nicht gegeben, sich widerstandslos und voller Ergebenheit abschlagen zu lassen wie das sanfte Rind. Also fochten die Soldaten Gareths, um das nackte Leben zu verteidigen, doch ohne Hoffnung.

Wahrhaftig wie eine Löwin kämpfte Ayla vom Schattengrund, Schwert der Schwerter, die Hochgeweihte der Rondra. Die Füße weit auseinander in den

Boden gepflanzt, als wolle ihre schiere Haltung die feste Verwurzelung im Glauben ausdrücken, so schwang sie ihren mächtigen Zweihänder, die der Göttin geweihte Waffe, in tödlichen Kreisen durch die Luft. Der Kampf der Geweihten war ein Gebet, und die göttliche Rondra konnte mit Stolz auf sie herabblicken. Nicht einen halben Schritt wich Ayla zurück, ganz gleich, wie viele Feinde sie bedrängen mochten. Die mächtige Klinge blockte feindliche Schläge und Stiche ebenso gedankenschnell ab, wie sie ihrerseits vorstieß und ihre blitzenden Bogen in die Morgenluft schrieb.

Ein mehr als kniehohes Wall erschlagener Feinde hatte sich um die Geweihte aufgetürmt, auch der Herzog von Weiden stand umgeben von toten Gegnern, doch die beiden Recken und ihre engsten Getreuen, die bei ihnen ausgehalten hatten, waren bald zu Inseln im Meer der heranflutenden Feinde geworden. Unaufhaltsam drängten sich die Borbaradianer an den Kämpfern vorüber, getrieben von Helme Haffax' ausgeklügelter Taktik, die von einer verlorenen Schar Furchtloser nicht zu durchkreuzen war. Mochten Waldemar von Weiden, Ayla vom Schattengrund und ihre Mitstreiter ihre Stellung noch halten: Wenn das Gelände frei wäre, könnte man sie von einem Banner schwerer Kavallerie in den Boden stampfen lassen. Die Mehrheit der Garethr Truppen galt es

zu vernichten, und hier ging Haffax' Taktik auf: Schritt um Schritt wurden die Kaiserlichen zurückgetrieben, kleiner wurde ihre Zahl mit jedem Fußbreit Boden, den sie verloren gaben.

So war – genau wie es Marschall Haffax' Plan vorgab – die Schlacht für Leomar vom Berg und den Reichsbehüter bereits verloren, als der Morgen nahte und die Borbaradianer auf ihre schrecklichsten Verbündeten, die vielgestaltigen Nachtkreaturen, verzichten mußten. Den letzten Stoß galt es noch zu führen, aber gegen einen bereits todgeweihten Feind reichten die Truppen aus Fleisch und Blut allemal aus, die sich unter den schwarzroten Bannern versammelt hatten.

Doch da, mit den ersten Sonnenstrahlen, die der Schild des großen Praios auf die Vallusanischen Weiden warf, kamen wie ein göttliches Strafgericht die geflügelten Reiter aus dem Bornland über die Feinde. Zum ersten Mal in dieser Nacht sahen die Kaiserlichen die Soldaten des Dämonenmeisters zu Dutzen fallen oder fliehen. Haltlos stoben sie in Scharen davon. Die schwarzroten Farben waren nicht unsiegbar. Mut und Rachsucht strömten den Garethern in die Adern wie flüssiges Feuer. Eine Zwergentruppe aus dem Kosch gehörte zu den ersten, deren Flucht zum Stehen kam. Sie wandten sich um und trieben nun ihrerseits die verhaßten Borbaradianer

vor sich her, und die flüchteten, rannten, schneller und immer schneller. Die Angroschim marschierten nach, mit festem Schritt, einer von ihnen stimmte das alte Zwergenlied von dem Amboß an, der so gern Hammer wäre; die anderen fielen ein.

Überall trachteten jetzt die Borbaradianer danach, sich von den Kaiserlichen zu lösen. Sie flohen vor den Panzerreitern aus dem Norden und den Zwergen aus dem Süden, den Rondra-Streitern und den Ordensrittern, den armseligen Resten der tobrischen, darpatischen, weidenschen Landwehr und Reiterei.

Erste Hurrarufe der Kaiserlichen wurden laut, unsicher noch, da man an den nahen Sieg noch nicht zu glauben wagte. Und wahrhaftig – gerechte Götter, warum? –, eben dieser Sieg rückte wieder in unerreichbare Ferne, als der mächtige Karmoth erschien und sich nach kurzem Zögern und sinnlosem Morden gegen die Zelte der Garether wandte, denn dort hatte der Stierköpfige so manches Banner in den verhaßten Farben der Zwölfgötter entdeckt. Hierhin trieb den unaufhaltsamen Karmoth sein Blutdurst zuerst. Als die Borbaradianer der Bestie gewahr wurden, als sie erkannten, daß sich das Ungeheuer aus der Dämonensphäre gegen die Kaiserlichen wandte, kam ihre überstürzte Flucht alsbald wieder zum Stehen. Die Schergen des Bethaniers warfen sich herum und folgten kreischend vor Mordlust ihrem vermeintlichen

Verbündeten: Karmoth, der Zerschmetterer, hatte noch nie einen Kampf verloren, in Äonen nicht. Wer immer ihm nachfolgte, würde zu den Siegern gehören. Nun endlich wäre die letzte Stunde der verhaßten Garether gekommen ...

Am nördlichen Rande des Schlachtfeldes, etwa zwei Meilen vom Manifestationsort Karmoths entfernt, war das Erscheinen des Dämons noch unbemerkt geblieben. Über diese große Entfernung hinweg klangen die Herausforderungsrufe des Zerschmetterers, mit denen er so viele Männer und Frauen in den sicheren Tod zog, kaum anders als das Brüllen eines Zugochsen vor den Troßkarren. Im Norden, unweit der Misa, waren die beiden bornischen Armeen, die des Notmärkers und die der anderen Grafen, in ein erbittertes Gefecht verstrickt.

Uriel hatte, abgeschnitten von allen Nachrichten vom Hauptschauplatz, die Schlacht sehr bald verloren gegeben. Der Schreck über den Auftritt der Geflügelten war ihm gehörig in die Glieder gefahren. Seine Kopfwunde, von Mengbillar mit einem hastigen notdürftigen Heilzauber verarztet, schmerzte dämonisch und machte dem Grafen das Denken schwer. Immer wieder schoß es ihm durch den Sinn, daß er nun tot im Grase läge, wenn Thesias Schwertstreich nur eine halbe Handbreit weiter durchgezo-

gen worden wäre. Nein, einem Ort, an dem man dem Tode so nahe gewesen war, kehrte man am besten schnellstens den Rücken. Also entschied der Notmärker rasch und von mühsam gebändigter Furcht getrieben, daß auch die Hauptschlacht nicht mehr zu gewinnen sei: Solch ein Gegner wie die geflügelten Reiter war nicht zu bezwingen. Je eher man das erkannte, desto eher konnte man mit dem Leben davonkommen. Also hatte sich der Notmärker daran gemacht, die Reste seiner Truppen zusammenzutreiben, die den Anprall der Geflügelten überstanden hatten. Dann war er mit ihnen nach Norden aufgebrochen, möglicherweise von dem Gedanken bewegt, wenigstens einen kleinen Teil seiner Hausmacht zu erhalten und mit diesen seine Zuflucht Grauzahn zu erreichen, um sich dort zu verkriechen, bis bessere Zeiten gekommen wären.

Diese zurückmarschierenden Reiter und Infanteristen, etwa dreihundert an der Zahl, waren fast unmittelbar nach ihrem Aufbruch mit den etwa sechshundert Asker, Geestwindskojer und Ilmensteiner Fußsoldaten zusammengetroffen, die ihnen den Weg zur Misa verstellten.

Verbittert erkannte Graf Uriel, daß auch dieser Kampf für ihn nicht zu gewinnen war. Nun blieb ihm nur noch die Möglichkeit, wenigstens seine wenigen verbliebenen Reiter aus dem Gefecht zu lösen und

diese nach Notmark zu führen. Die Wut verlieh ihm neue Kraft, und er vergaß die schmerzende Schädelfwunde. Den tödlichen Streitkolben schwang er wie einen Schmiedehammer und bahnte sich auf seinem gepanzerten Roß einen Weg durch die Kämpfenden. Mit lauten Kommandos bemühte er sich brüllend, seine Reiter durch die Gasse zu führen, die er geschlagen hatte.

Wassjef war gemeinsam mit den anderen Geestwindskojern in die Schlacht marschiert, meistens an der Seite Panjej Perschoffs, einem Sohn der Schorkin-Nachbarn, der zwei Jahre älter als Wassjef war, also eigentlich schon ein richtiger Mann. Als sie aufgebrochen waren, hatte Panjej Wassjef nach dem Gefecht in Notmark gefragt (jeder im Dorfe wußte, daß der junge Page schon einmal in einem Kampf auf Leben und Tod gestanden hatte).

Anfangs hatte Wassjef bereitwillig Auskunft auf alle Fragen erteilt. Die Neugierde des älteren Jungen schmeichelte ihm, und es machte ihm Freude, daß er nicht einmal besondere Ausschmückungen erfinden mußte, um sich Panjejs Achtung zu sichern. Je länger die Geestwindskojer aber marschierten, desto stärker drang es Wassjefs ins Bewußtsein, wie sehr dieser Marsch dem von Ilmenstein nach Notmark glich. Gewiß, sehr viel kälter war es gewesen, damals im

Winter, aber er hatte unterwegs – bevor die große Erschöpfung gekommen war – genauso munter geplappert wie heute. Bald entdeckte er an dem dunkelhaarigen schlaksigen Panjej einige Züge, die ihn heftig an den Stallknecht Orschin erinnerten, und schuldbewußt verstummte der Page: Er hatte lange nicht mehr an den väterlichen Freund gedacht, den er doch – so hatte er es sich geschworen – für immer ganz fest im Gedächtnis behalten wollte.

»Was ist los?« fragte Panjej. »Warum erzählst du nicht weiter? Ihr seid also an dieser Schenke, *Eiche und Ochs*, angekommen ...«

»*Ochs und Eiche*«, verbesserte Wassjef, verfiel aber sofort wieder in Schweigen und zupfte am goldenen Saum seiner blauen Pagentracht, die er eigens für diesen ›Feldzug‹ – wie Panjej zu sagen pflegte – angelegt hatte. Er setzte ein tapferes Lächeln auf und sagte: »Was meinst du, Panjej, bei Mütterchen Travia – bisher hätt's wahrhaftig schlechter laufen können, oder nicht ...?«

Der Bauernsohn streifte ihn mit einem verständnislosen Blick, nickte aber zustimmend.

Helle Tränen waren Wassjef in die Augen gestiegen. Er wandte den Kopf zur Seite und zwinkerte heftig. »Die Sonne ...«, murmelte er erklärend. »Sie sticht mir in die Augen.«

Danach hatte er sich erst einmal zurückfallen las-

sen. Er mochte nicht mehr von der Schlacht bei *Ochs und Eiche* erzählen. Später, als er wieder zu Panjej gestoßen war, hatte dieser zum Glück keine Fragen mehr gestellt, und Wassjef hatte sich in allerlei Erinnerungen versenkt, an seine große Reise durch das Bornland, an seine Festumer Begegnung mit dem schönen, eleganten Joschin von Elenau, an die freundliche Janne und die anderen Menschen, denen er begegnet war, bösen und guten, und er kam zu dem Schluß, daß er nach dem Krieg wieder hinausziehen wollte in die Welt. Geestwindskoje mußte sowieso erst einmal wieder aufgebaut werden, und die Gräfin mußte eben sehen, wie sie ohne ihn zurechtkäme, und Erborn ... Bilder von Erborn und der sanften Algunde stiegen in Wassjef auf, und er war sich nicht mehr ganz so sicher, ob er tatsächlich sofort nach dem Krieg losziehen wollte. Einige ruhige Tage zu erleben, wäre auch sehr schön, und es mochte aufregend sein, mit Erborn in einer Notunterkunft zu hausen und täglich den Maurern und Zimmerleuten bei dem Wiederaufbau des Herrenhauses zuzusehen. Nein, nein, er konnte gar nicht fortgehen. Schließlich war er Graf Arvids Knappe, und als solcher würde er gewiß stets in der Nähe seines Herren gebraucht werden. Ein wenig verbitterte es ihn schon, daß er nicht wie die Knappen aus Frau von Scherpinskojes Büchern mit seinem Ritter unterwegs war, sondern

getrennt von ihm mit den Fußsoldaten marschierte; aber dies war eben ein ungewöhnlicher Feldzug, der ungewöhnliche Maßnahmen erforderte. Wenn es dem Grafen möglich gewesen wäre, hätte er Wassjef gewiß an seiner Seite reiten lassen ...

Welch aufregender Augenblick das gewesen war, als der Graf von Geestwindskoje seinen neuen Knapen ernannte! Ein stilles Lächeln legte sich zusammen mit einer feinen Röte über Wassjefs Züge, als er an jenes Erlebnis dachte. Er verspürte noch heute einen gewissen Stolz auf sich selbst, weil er sich im allerletzten Augenblicke an Joschins Worte erinnert und Matajew und die Gräfin nicht verraten hatte. Ja, damals hatte er richtig gehandelt – nicht alles im Leben machte er falsch. Eigentlich war er, wenn er es recht bedachte und gemessen an Graf Arvid zum Beispiel, noch ziemlich jung und konnte sich auch später noch gehörig in der Fremde umschauchen. Zunächst einmal würde er auf Geestwindskoje bleiben, ja, so wollte er es halten.

Als der Page bei diesem Gedanken angelangt war und ihn eben dem mißmutig dahinstolpernden Panjej mitteilen wollte, gab es vor ihm in der Marschkolonnen einen heftigen Tumult. Menschen schrien, Waffen klirrten, Befehle wurden gebrüllt. »Die Notmärker kommen! Die Notmärker kommen!« hieß es immer wieder.

Kaum hatte Wassjef begriffen, daß die Weibelin ihm befahl, gemeinsam mit Panjej und den anderen nach rechts zu schwenken, und seine Waffe, einen rostigen alten Sauspieß, fester gepackt, da flogen plötzlich unmittelbar vor ihm die Leiber der Soldaten nach rechts und links zur Seite, und durch die Lücke brach ein schwergepanzertes Roß, auf dem ein dämonengestaltiger schrecklicher Reiter saß: Der massige, gedrungene Körper war von einer altertümlichen Rüstung bedeckt, der Kopf aber ungeschützt. Tief in der Halsberge steckte der gewaltige, fast kahle Schädel. Ein Ohr war in der Mitte gespalten, der halbe Kopf mit dunklem Blut verkrustet, eine andere Stelle, wo die Haut vom Schädel gefetzt war, leuchtete rot. Das warzige Gesicht war wutverzerrt, unverständliches Gebrüll drang aus dem weitaufgerissenen Mund, in dessen Winkeln weißer Speichel klebte.

Nur fort von hier! schoß es Wassjef durch den Sinn. Nur weg von dieser Schreckensgestalt! Doch da vernahm er mehrfach den Namen Uriel, und er begriff, daß dieser Widerwärtige, der sein Roß auf ihn zu drängte, jener Uriel war, Graf von Notmark, der das ganze Elend über die Welt gebracht, der den wackeren Orschin auf dem Gewissen hatte. Wassjef umklammerte seinen Spieß mit festem Griff und erwartete den Ansturm des Ungeheuers. Als der Reiter unmittelbar vor ihm auftrug, stieß er zu, aber die

Spitze des Speies schrammte nur wirkungslos über den Brustpanzer des Notmärkers.

Da erst schien der Graf den Jungen in der Pagen-tracht zu bemerken. Unwillkürlich ließ er die Zügel fahren, griff mit der Linken nach dem Speiß und riß ihn Wassjef aus der Hand. Grinsend wirbelte er die Waffe herum und trieb sie dem fassungslos zurück-taumelnden Jungen tief in die Brust. »Gruß aus Not-mark, du Fant!« brüllte er ihm noch zu, dann nahm er die Zügel wieder auf und trieb sein Pferd aus dem Pulk der Geestwindskojer Landwehrleute hinaus.

Um Wassjef war es merkwürdig still geworden. Er sah Hände, die zaghaft nach dem Speischaft faßten und dann doch nicht wagten, ihn zu berühren, er sah Gesichter, besorgte Mienen. Lippen bewegten sich aufgeregt, aber kein Laut war zu hören.

Wassjef verspürte keinen Schmerz, keine Furcht, nur grenzenlose Verwunderung. Ohne daß er es bemerkte, glitt ihm ein Lächeln über die Züge. Irgend etwas stimmt hier nicht, dachte er. Vielleicht hätte ich doch fortlaufen sollen ... Orschin, wieso warst du nicht hier, um mir zu sagen, daß ich fortlaufen soll?

Das erstaunte Lächeln lag noch auf Wassjefs Lippen, als sein Blick sich himmelwärts wandte und seine Augen in dieser seltsam verdrehten Stellung erstarrten.

Die meisten, die das Sterben des Pagen miterlebten,

erinnerten sich ihr Leben lang an dieses wundersame Lächeln. Ihnen war – so berichtete es später der Bauernjunge Panjej –, als habe ihnen Wassjef sagen wollen, daß er in Borons Hallen alles so vorgefunden habe, wie er es sich erhofft hatte. Aber das mag Panjej sich in seinem bäuerlichen Sinn so ausgedacht haben. Wir alle neigen dazu, einen versöhnlichen Sinn in Borons Ruf zu erkennen, weil wir die andere Möglichkeit, wie sie die Gräfin von Ilmenstein bisweilen verkündet (jedes Sterben sei völlig ohne Sinn), schier nicht ertragen könnten.

Eben jene Thesia von Ilmenstein hatte inzwischen – wie auch die anderen Flügelträger – feststellen müssen, daß sich die magische Kraft der vereinten Schwingen nach dem machtvollen Angriff der Reiter verändert hatte. Sie war spürbar geringer geworden, und das Gefühl der unlösbaren Verbundenheit mit den Gefährten, das ihre Kräfte gebündelt und um ein Vielfaches verstärkt hatte, war immer dünner geworden und nun fast gänzlich verschwunden.

Schier unaufhaltsam waren die geflügelten Bronnjaren in fester Front über das Feld gesprengt, hatten eine feindliche Einheit nach der anderen überrannt, die Soldaten niedergeritten oder in alle Himmelsrichtungen versprengt und so der Schlacht – wie es schien – im letzten Augenblick eine Wende gegeben.

Nun aber, nachdem sie den Lauf des Schicksals für eine kleine Weile aufgehalten hatten, waren die sewe-rischen Adligen dabei, sich nach und nach in ge-wöhnliche Reiter zurückzuverwandeln – in außeror-dentlich tapfere und fähige Kämpfer zwar, aber doch in Einzelwesen, denen ein Gefühl der Zusammenge-hörigkeit Mut, aber keine außerordentliche magische Kraft verlieh.

Die Bronnjaren kamen indessen nicht dazu, Wehmut oder gar Schmerz über den Verlust zu empfinden. Die Schlacht ließ ihnen keine Gelegenheit zum Innehalten und dazu, auf innere Befindlichkeiten zu lauschen. Sie fochten weiter, hart und entschlossen und voller Zu-versicht, denn auf der Nordseite des Schlachtfeldes hatte noch immer niemand vom Erscheinen des Kriegsdämons Karmoth erfahren. Niemand wußte, daß die Kaiserlichen in eben diesen Augenblicken zu Dutzenden, wenn nicht gar zu Hunderten von dem Stierköpfigen und seiner borbaradianischen Gefolg-schaft niedergemacht wurden. Hier, am Nordrand der Vallusanischen Weiden, galt die Schlacht noch als ge-wonnen – ein paar letzte kleine Geplänkel wären noch auszutragen, und dann könnten die Bornischen und die Kaiserlichen ihren gemeinsamen Sieg feiern.

Die drei alten Schwingenpaare, deren eines die Gräfin von Ilmenstein trug, hatten bei weitem nicht soviel

magische Kraft verloren wie die der anderen Bronnjaren. Noch immer verliehen die Flügel ihren Trägern eine außerordentliche Körperbeherrschung und eine Sinnenschärfe, wie sie dem Menschen sonst unerreichbar ist. So kam es auch, daß Thesia inmitten des Kampfgetümmels quer über die grasige weite Fläche hinweg die flüchtende Reitertruppe des Uriel von Notmark erspähte. Die massige Gestalt, der kahle Schädel des Notmärkers waren für die scharfen Augen der Gräfin klar zu erkennen. Mit einer Schar von zwanzig oder dreißig Reitern sprengte er nordwärts davon, den dunklen Uferwäldern der Misa entgegen. Nichts trennte ihn von dem dunklen Saum der Bäume und Büsche, die am Horizont zu erkennen waren.

»O nein!« rief Thesia laut. »Das darf nicht sein!« Aus den Augenwinkeln nahm sie eine Bewegung wahr, schnell, gefährlich. Ihr Schwert fuhr herum, seitwärts nach hinten gerissen, schneller, als der Falke stürzt. Es traf den Waffenarm eines leichten Reiters aus dem fernen Maraskan: Leuendans alte dunkle Klinge schnitt glatt durch Fleisch und Knochen; das Maraskanerschwert hingegen fiel ins Gras, noch immer von einer schwarzbehaarten Faust umklammert.

Während der Mann noch fassungslos auf seinen blutspritzenden Armstumpf starrte, hatte Thesia ihren Falben schon aus dem Getümmel gelenkt. »Das darf nicht sein!« rief sie erneut. »Der Schurke darf

nicht entkommen! Folgt mir!« rief sie den Bronnjaren in ihrer nächsten Umgebung zu. Dann galoppierte sie davon, ohne sich ein einziges Mal umzublicken.

Nur gut eine Handvoll Reiter hörte den Ruf der Gräfin. Sie folgten ohne Zögern und lenkten ihre Rosse gleichfalls nach Norden.

Uriel und seine Reiter – zu denen auch der Leutnant Ugo ter Sappen gehörte – sahen, wie die zu einem unregelmäßigen Keil geformte Truppe der Geflügelten sich aus dem Gefecht löste und quer über die Weiden in ihre Richtung sprengte, und obwohl die Notmärker ihre Verfolger an Zahl um ein Vielfaches übertrafen, trieben sie ihre Pferde zu größter Eile an, um das schützende Wäldchen vor Thesia und ihren Reitern zu erreichen. Zu einer zweiten Begegnung mit den Geflügelten wollten es Uriel, ter Sappen und die anderen keinesfalls kommen lassen.

Derweil löste sich auch die Amazonenkönigin Gilia aus dem Reitergefecht. Sie gab das Kommando an den Grafen von Ask weiter und ritt nach Süden zur Mitte des Schlachtfeldes – allein. Sie hatte ein Stiergebrüll vernommen, und dann hatte eine Stimme in ihr gesprochen, nicht ihre eigene innere, sondern eine fremde Stimme. Sie hatte eine Herausforderung zum Kampf gerufen. Haß troff aus ihren Worten, dämonischer Haß. Niemals hätte Gilia diese Herausforde-

rung ausschlagen können, denn da rief ein Wesen, so blutrünstig und widerwärtig, daß es nicht in diese Welt gehörte. Man mußte es vertreiben oder sterben bei dem Versuch. Andere Möglichkeiten gab es nicht.

Wie berichtet gab es nur wenige, die vor Karmoth davonlaufen konnten. Die weitaus meisten Kaiserlichen, die den Weg des Dämons kreuzten, mußten sich ihm zum Kampf stellen. Dabei ist die Formulierung ›sich zum Kampf stellen‹ recht irreführend, denn die Männer und Frauen kämpften nicht wirklich gegen das sie turmhoch überragende Ungeheuer. Sie hoben zwar zaghaft die Waffen zu Angriff und Abwehr, waren aber in ihrem Innern von der Sinnlosigkeit ihres Tuns erschüttert. Ihnen war zumute, als sollten sie mit einem Krüglein Wasser einen Hausbrand löschen.

Wir können – den Zwölfen sei's gedankt – nicht in ein Wesen von der Art Karmoths hineinsehen, wissen also nicht, ob er überhaupt Freude empfinden kann, und erst recht nicht, ob ihm das Erschlagen Wehrloser und Verzweifelter Freude bereitet, aber es scheint so, daß ihm nur die schiere Anzahl Verstümelter und Erschlagener wichtig ist und nicht die Heftigkeit oder die Geschicklichkeit, mit der sich die Unglücklichen gewehrt haben.

So stapfte der Kriegsdämon wahrhaftig wie ein

Schnitter durch die kaiserlichen Reihen, gleichmäßig, Schritt um Schritt, und hielt seine blutige Ernte gleichsam im Vorübergehen. Erst als er auf die Hochgeweihte der Rondra und ihre Getreuen in den roten und weißen Farben stieß, brach er seinen Vormarsch urplötzlich ab. Er warf den schweren Kopf in den Nacken und stieß ein Brüllen aus, das den Boden und die Leiber der Umstehenden zum Erbeben brachte. Als der dumpfe, rollende Ton verklungen war, erhob sich die feste Stimme Aylas vom Schattengrund. »Für Rondra!« schallte es über das Feld, und an der Spitze von sechs Kämpen, vier Männern, zwei Frauen in zerrissenen Waffenröcken und blutbespritztem Kettenzeug, trat das Schwert der Schwerter der Ausgeburt des Krieges und des Hasses in den Weg. Auch das Gewand der Geweihten hing in Fetzen herab, Blut sickerte aus einer Beinwunde über das Kettengeflecht der Beinlinge, die weizenblonden Haare klebten verschwitzt an der ungeschützten Stirn (Aylas prachtvoller Helm war irgendwann im Getümmel verlorengegangen).

Neben ihr sprang ein junger Geweihter mit zwei gewaltigen Sätzen nach vorn. Unter Karmoths riesigen Äxten hindurch ließ er seinen Zweihänder kreisen. Die rondragefällige Waffe prallte gegen Karmoths Unterschenkel und riß die schwarzpelzige Haut auf. Ein feines Zischen war zu hören, ein gelbgraues Rauchwölkchen kräuselte sich am Säulenbein hinauf.

Überraschte Rufe sprangen auf, als die Kämpfer erkannten, daß ihr Gegner nicht unverwundbar war. Der Laut war noch nicht verklungen, als die Axt des Dämons, die er in der Linken trug, herniedersauste und Kopf und Körper des jungen Geweihten bis hinab zur Leibesmitte spaltete. Das Rufen, mit dem sich die jungen Ritter anfeuern wollten, verwandelte sich in Schreckensschreie. Ein zweiter Kämpfer, ein Frau mit dicken schwarzen Zöpfen, wurde zu Boden geschmettert, von einem einzigen Streich der Dämonenwaffe getötet. Rechts und links von der Unglücklichen lagen die beiden Hälften ihrer geweihten Klinge, mit der sie den Hieb zu parieren versucht hatte, im blutbesudelten Gras.

»Rondra, o Göttin, steh uns bei!« schrie Ayla vom Schattengrund, während sie gemeinsam mit zwei Getreuen auf den Dämon zustürmte. Mit einem blitzschnellen Vorstoß gelang es ihr, dem Ungeheuer die Klinge ein oder zwei Handbreit tief in den Wanst zu treiben und dem weit aufgesperrten Rachen einen Laut des Schmerzes oder des Schrecks zu entreißen. Und doch konnte sie nicht verhindern, daß im selben Augenblick zwei weitere ihrer Mitstreiter einen schnellen und schrecklichen Tod unter Karmoths Axtblättern fanden. Nur Sindan vom Darpat, ein schwarzhaariger, schwarzäugiger Kämpfer, und Ayla vom Schattengrund standen noch aufrecht im Ange-

sicht des fleischgewordenen Grauens. Nur sie verstellten noch der Kreatur den Weg zum Banner der Rondra, das, im leichten Morgenwind sacht bewegt, von einem rot-weiß geringelten Mast herabhing, der auf einem Grabhügel aufgestellt war.

Ringsum war es still geworden in diesen Momenten. Nach und nach hatten die Krieger und Söldner beider Seiten ihre Gefechte eingestellt. Sie ließen die Waffen sinken und wandten sich dem Kampf zu, den der Dämon des Krieges gegen die höchste Geweihte der göttlichen Löwin austrug. Manch einer, der an diesem Morgen das Schwert das Schwerter gegen die Kreatur der Finstersphäre fechten sah, fragte sich voller Bangen, ob womöglich die Mächtigsten der einen oder der anderen Sphäre in diesen Kampf der Stellvertreter eingreifen würden, und wünschte sich weit fort von den Vallusanischen Feldern, denn für die Menschen – für die guten wie die bösen – ist die Nähe der Übermächtigen – der guten wie der bösen – nicht zu ertragen; so ist es überliefert.

In immer weiteren Kreisen schlug der Waffengang zwischen Heldin und Dämon die Kriegersleute in seinen Bann. Ein jeder blieb auf seinem Platz und regte sich nicht, sondern sah nur stumm zu dem flachen Hügel hinauf, auf dem sich die Kämpfer und der Fahnenmast gegen den blassen Morgenhimmel abzeichneten. Von etlichen Hirnen gleichzeitig geformt,

breitete sich ein Gedanke auf dem Schlachtfeld aus: Wenn das Banner der Göttin fällt, wenn Karmoth es ergreifen und in den Schmutz treten kann, ist der Untergang der Kaiserlichen endgültig besiegelt.

Und bis zu diesem schrecklichen Augenblick fehlte nur noch ein wenig. Gegen Karmoths unaufhaltsam sausende und umherhackende Äxte gab es keine andere Gegenwehr als das Ausweichen. Jeder Versuch, einen dieser Hiebe zu parieren, war sinnlos. So tanzten Sindan und Ayla einen verzweifelten Tanz. Immer wieder sprangen sie seitwärts und zurück, dann wieder stießen sie blitzschnell vor, um eine winzige Lücke in des Dämons Deckung für die eigene Attacke zu nutzen. Tatsächlich hatten sie dem Stierköpfigen schon mehrere kleine Wunden zugefügt – dunkler Schleim sickerte aus vier oder fünf Schlitzten im schwarzen Fell –, aber aufzuhalten vermochten sie Karmoth auf diese Weise nicht. Schritt um Schritt näherte er sich dem Löwinnenbanner, bis er ihm schließlich so nahe gekommen war, daß den beiden Rondrageweiheten keine Wahl mehr blieb: Sie mußten dem Dämon in den Weg treten und an ihrem Platz ausharren, um das Banner zu schützen; alles Fintieren und Ausweichen hatte ein Ende.

Ayla und Sindan blickten zu dem riesigen hörnerbewehrten Dämonenschädel auf, ihre Lippenpaare formten ein letztes Gebet. Karmoth schwang die rech-

te Faust, die die größere seiner beiden Äxte hielt. Der Streich, schräg von oben niederfallend, war auf Kopf und Hals der Hochgeweihten gezielt, aber Sindans Zweihänder hieb in die Bahn, Stahl klirrte, die Dämonenaxt drehte sich in der Luft und streifte mit der Breitseite Stirn und Schulter der Geweihten. Der Anprall schleuderte Ayla einige Schritt nach hinten, wo sie jenseits des Fahnenmasts rücklings ins Gras stürzte und reglos liegenblieb.

Mit einem unwilligen Schnaufen trennte Karmoth mit einem fast lässig geführten, aber dennoch blitzschnellen Hieb seiner Linken Sindan den Kopf von den Schultern und stieß den aufrecht stehenbleibenden Torso mit einem Fußtritt um.

Die Scharen der Borbaradianer sogten Luft in die Lungen, um ihr Triumphgeschrei anzustimmen. Oben auf dem Hügel verharrte Karmoth – offenbar unschlüssig, ob er zunächst das verhaßte Banner herunterreißen oder der Hochgeweihten einen letzten tödlichen Hieb versetzen sollte, denn Ayla war an dem schrecklichen Streich nicht gestorben; sie regte sich im Gras, zog langsam ein Bein an.

»Halt!« rief es da von der Seite. »Keinen Schritt, du nichtswürdiges, blutsaufendes Rind! Hier bin ich, Waldemar, der Bär, Herzog von Weiden, und ich fordere dich zum Kampf, du Ungeziefer aller Sphären!«

Steifbeinig stapfte der alte Recke hügelan. Mit sei-

nen zwei Schritt Höhe trug er den Beinamen ›der Bär‹ wahrlich zu Recht, aber neben der Gestalt des Karmoth sah er aus wie ein zartgliedriges Kind.

Karmoth wartete ab, bis sein neuer Gegner dicht genug herangekommen war, dann hackte eine seiner Äxte zu, ohne Vorwarnung, tödlich schnell. Der Bär von Weiden parierte mit einem ebenso schnellen Hieb seiner Ochsenherde. Dicht über Waldemars Kopf prallten die stachelbewehrten Eisenkugeln und das Axtblatt zusammen, so daß die Dämonenwaffe abgelenkt wurde und dicht neben den Füßen des Weideners in den Boden fuhr.

Wer sich ein wenig auf die Fechtkunst verstand, erkannte an den darauffolgenden Schlagwechseln, daß der Herzog nicht zum ersten Mal in seinem Leben einem mehr als zwiefach mannsgroßen Gegner gegenüberstand. So manchem Oger mochte er schon eine Lektion erteilt haben. Wie zuvor die Hochgeweihte pendelte auch er, der alte Recke, der schon mehr als sechzig Winter auf den Schultern hatte, mit dem Körper hin und her und wich überraschend behende so manchem Hieb aus, der ihn, hätte er getroffen, wie ein Holzscheit gespalten hätte. Auch beherrschte Waldemar die Kunst, die mit ungeheuerlicher Wucht geführte feindliche Waffe nicht durch Blocken, sondern durch kurz angesetzte, auf den Wimpernschlag genau geführte Konterhiebe abzu-

wehren. Aber alle diese in einem kampfgefüllten langen Leben erworbenen Fertigkeiten nutzten dem Herzog in diesem letzten und schwersten Kampf auf die Dauer nichts, denn Karmoth war ein Gegner, wie er noch keinem begegnet war. Der Dämon kämpfte, ohne sonderlich auf seine Deckung zu achten. Es machte ihm nur wenig aus, wenn die Eisenstacheln der schweren Kugeln sich in sein Fell gruben. Der Schmerz schien ihn nur zu erregen, und die Wunden schlossen sich nach einer Weile von allein. Darum also konnte Karmoth unentwegt und mit aller Macht auf den Herzog eindringen und ihn mit einem unaufhörlichen Hagel von Hieben eindecken. Der wich immer weiter zurück, rang vor Anstrengung keuchend nach Luft und ging immer wieder nach einem nur knapp abgewehrten Axthieb in die Knie, kam mühsam hoch, schlug mit der Ochsenherde nach seinem Gegner, stieß eine zornige Verwünschung aus und entwischte mit knapper Not dem nächsten Streich – allen, bis auf den einen, den er mit seinem Parierschlag verfehlte und der zu schnell kam, als daß er hätte ausweichen können.

Karmoths Axtblatt zersprengte des Herzogs Kettenhemd und drang ihm mehr als eine Handbreit tief in die Brust, zerspaltete Rippen und Herz. Einen halben Schritt noch tat Waldemar auf das Rondra-Banner zu, ließ die Waffe fallen und hob grüßend die

Hand. Dann kippte er vornüber und lag still. Walde-
mar, der Bär, Herzog von Weiden, war tot.

Der Dämon hielt inne, nahm beide Äxte in eine Hand und betastete flüchtig die zahlreichen Schrun-
den, die die Waffe des Herzogs ihm in den schwarzen Pelz gerissen hatte, dann hob er den Stierschädel, um noch einmal erst auf das Rondra-Banner und dann den im Gras ausgestreckten, sich matt regenden Körper der Geweihten zu starren.

In diesem Augenblick des Zögerns huschte plötzlich die schmale Gestalt der Magierin Nahema den grasigen Hang hinauf. Sie trug ein enganliegendes graues Gewand von fremd anmutendem, altmodischen Schritt. Die schmale Taille war von einem breiten schwarzen Gürtel umschlungen. Die schwarzen Haare, zu unzähligen Zöpfen geflochten, flogen der Frau wie Peitschenschnüre um die Schultern, winzige goldene Schleifen an den Enden der Zöpfe blitzten, Feuerfunken gleich, im Morgenlicht. Sie hielt einen groben Stecken in der Faust, mit dem sie schnell wie eine zustoßende Schlange einen Strich auf den Boden zeichnete. Die Linie trennte Nahema und den Dämon, und sie versperrte ihm auch den Weg zu dem fast greifbar nahen Banner.

Die Magierin richtete sich auf, hob die Hände und rief Worte in einer fremden Sprache, die unter all den Kreaturen auf den Vallusanischen Weiden einzig

Karmoth zu verstehen schien, denn er stieß ein zorniges Stierbrüllen aus, das auf unbestimmbare Weise wie eine Antwort auf Nahemas Sätze klang. Danach rief die Magierin neue Worte zu dem Stierschädel hinauf, und der Dämon antwortete wieder mit dumpfem Gebrüll.

Er tat einen unsicheren Schritt nach vorn, berührte die Linie und zuckte zurück, als hätte er in eine Feuersglut getreten. In rasender Wut schleuderte er die Äxte zu Boden, warf den Kopf weit in den Nacken und blies Flammen und dunklen Rauch aus Maul und Nüstern. Grimmig und ratlos starrte er die Magierin an. Sein Gebrüll war leiser geworden, klang nun fast wie ein Gemurmel aus menschlicher Kehle.

Nahema hielt die Hände erhoben, die Augen halb geschlossen und schien am Schädel des Ungeheuers vorbei ins Leere zu schauen. Sie sprach nicht mehr.

Karmoth bückte sich, hob seine beiden Äxte wieder auf und hieb mit beiden gleichzeitig und mit urgewaltiger Kraft nach der schwarzhaarigen Frau. Ein ohrenbetäubendes Klirren war zu hören, als der Stahl auf die unsichtbare Schutzwand traf, und gleich darauf ein animalisches Triumphgeheul, als die Axtblätter zwar zurückprallten, als hätte der Dämon sie gegen einen Fels geschmettert, die Magierin aber im Augenblick des Anpralls sichtlich zusammenzuckte und gar mit einem halben Schritt nach hinten das

Gleichgewicht bewahren mußte. Im nächsten Moment ließ Karmoth seine Äxte kreisen wie Windmühlenflügel. Die Schläge hallten durch die Luft, als hätte ein Schmied sich bemüht, ein Eisenstück zu erweichen. Jeder der Hiebe zielte auf den Kopf der Magierin, die etwa eineinhalb Schritt hinter der magischen Barriere stand und beim Zusammenbrechen des Schutzes unweigerlich tödlich getroffen worden wäre.

Irgendwann aber würde die Zauberwand zusammenfallen – das war für das Heer der Zuschauer deutlich zu erkennen. Nahema ai Tamerlein zuckte bald unter jedem Hieb, erst kaum merklich, dann so heftig, als würde sie von kräftigen Wangenstreichen getroffen. Die Zöpfchen tanzten wild um das hin und her ruckende Gesicht, das sich vor Erschöpfung verzerrte und mit Schweißperlen bedeckte.

Nein, lange würde die große Nahema die letzte Bastion auf dem Schlachtfeld nicht mehr halten können. Leise war der Name der legendären Madame Tamerlein von einem Gaffer zum anderen weitergegeben worden, und die unglückseligen Kaiserlichen fragten sich verzweifelt, wie es irgendein Mittel gegen das stierköpfige Ungeheuer geben könne, wenn nicht einmal die größte Magierin der Welt ihm auf die Dauer gewachsen war.

Nahema sank in die Knie. Ihre Hände waren noch immer erhoben, aber ihre Lider waren nun schmerz-

voll zusammengepreßt, und ihr Körper bog sich unter den Hieben wie ein Halm im Wind ...

Hufschlag klang auf. Quer durch die Ansammlung von Soldaten, die noch immer die Kampfstätte umstanden und das allesentscheidende Gefecht des Kriegsdämons reglos starrend verfolgten, stürmte in voller Karriere ein großer glänzender Rappe heran. Auf seinem ungesattelten Rücken stand eine hochgewachsene blonde Kriegerin: Gilia von Kurkum, die Königin der Amazonen. Mit leicht gebeugten Knien fing sie die Stöße der Galoppsprünge ab. Beide Fäuste waren um den Griff eines langen schweren Reitersäbels geschlossen, eines sogenannten Amazonenschwertes. Auf dem Rücken trug die Reiterin ein riesiges Schwingenpaar, die ehemals schneeweißen Federn waren mit Blutstropfen gesprenkelt, die Flügel schienen sich kaum merklich zu bewegen, als ob Gilia sie nutzte, um das Gleichgewicht auf dem Pferderücken zu halten. Auf keinen Fall behinderte das Flügelpaar das Vorankommen von Roß und Reiterin, denn der Rappe, dessen Augen von beunruhigend heller Farbe waren, flog förmlich über das Gras; schneller kamen die beiden heran als je ein Reiterpaar vor ihnen.

»Karmoth!« rief die Amazonenkönigin weithin hörbar, unmittelbar bevor sie den sich langsam umwendenden Dämon erreichte. »Die Herrin wird dich strafen – niemand entkommt ihrem Zorn!« Bei ihrem

letzten Wort war die Reiterin heran. Sie duckte sich unter einem mächtigen Hieb des Dämons, der sie, obwohl sie doch auf einem großen Streitroß stand, noch immer um mehr als einen Schritt überragte, huschte an dem schwarzen Ungeheuer vorüber und zog ihm die Klinge des Schwertes Valaring quer über die Brust. Zischend riß das Fell auf, eine feuchtglänzende Scharte blieb zurück, aus der sich Rauchfädchen kräuselten. Unwillkürlich preßte sich der Dämon die rechte Faust, in der immer noch die größere der beiden Äxte steckte, gegen die verwundete Brust. Das gewaltige Stirnauge öffnete sich weit, starrte verwundert der Amazonenkönigin nach, deren Pferd in einer Entfernung von etwa zwölf Schritt eine enge Wende beschrieb. Dann blieb der Rabe von Kurkum stehen und scharrte herausfordernd mit dem rechten Vorderhuf.

Karmoths glotzender Blick blieb auf den neuen Gegnern haften. »Nun also die lüsterne Gilia, die Amazonendirne!« Diese Worte formten sich in den Köpfen der Umstehenden aus dem Stiergebrüll. »Und wer wird sich nach dir in meine Äxte werfen?«

»Niemand!« antwortete Gilia. »Denn dich und deine Äxte wird es nicht mehr geben!«

Karmoths Lachen erschütterte das Land.

Der Rabe galoppierte an. Der Boden bebte erneut unter des Streitrosses schweren Hufen. Gilia stand auf dem vorstürmenden Rappen, flog heran, wich ei-

nem Axthieb aus, zerschlitzte schwarzes Fell, war davongehuscht, ehe die zweite Axt niederfiel. Wieder eine Wende, wieder der scharrende Huf. Karmoth stieß Rauch und Feuer aus. Er schwenkte das Haupt und schaute zur Seite, wo am Fuß des Fahnenmastes Nahema in fieberhafter Eile die schweren Wunden der Hochgeweihten versorgte, dann sah er wieder nach vorn und starrte das schwarze Pferd und seine Reiterin an. Diesmal ließ er unmittelbar, bevor Gilia heran war, eine Axt fallen und ergriff die größere mit beiden Fäusten, um seinem Hieb mehr Zielgenauigkeit zu geben. Tatsächlich schrammte die Axtklinge über Gilias Brustpanzer, aber die alte Brünne hielt stand. Die Reiterin jedoch wurde in hohem Bogen durch die Luft geschleudert, die Schwingen rauschten, halfen, den Sturz mildern.

Karmoth stapfte vor, um die Amazonenkönigin zu erreichen, bevor diese wieder aufs Pferd steigen konnte. Ein unsichtbarer Hieb traf ihn mit ungeheurer Wucht in den Nacken, brachte ihn zum Stolpern, und er brach in die Knie. Schnaufend drehte er den hörnerbewehrten Kopf, das Auge erblickte Nahema, die mit der linken Faust auf ihn wies. Sie atmete schwer, taumelte.

Karmoth stemmte sich hoch. Gilia hatte sich wieder auf den Pferderücken geschwungen. Leichtfüßig stand sie auf des Raben breiter Kruppe. Der Dämon

tat einen Schritt auf Nahema zu, aber er kam nicht weit, denn schon trommelten wieder die Hufe des Rappen über den Boden. Karmoth stellte sich zurecht und hob die Axt. Sein Hieb riß der Amazonenkönigin den Helm vom Kopf und zertrennte die rechte Schwinge etwa in der Mitte. Unverdrossen trugen Roß und Reiterin ihren nächsten Angriff vor.

Mit jedem Waffengang wurde der Kampf schwerer für Gilia, denn der Dämon hatte es inzwischen gelernt, seine Gegnerin ernstzunehmen. Er focht mit grimmiger Aufmerksamkeit, und nur der Gewandtheit des Raben war es zu danken, daß die Amazone keinen tödlichen Streich empfing, denn das Pferd kämpfte auf seine Weise gegen das Ungeheuer: Es trug seine Reiterin sicher heran und davon, es beugte sich tief, wenn ein Hieb sie zu treffen drohte, keilte mit den Hufen aus, wenn der Dämon ihr einen Hieb nachschicken wollte.

Dennoch hatte Gilia bald so manche Verletzung davongetragen. Mit zusammengebissenen Zähnen ertrug sie die wahrhaft dämonischen Schmerzen, die ihr die Schnitte und Risse bereiteten, und bemühte sich gleichzeitig, die in ihr aufsteigende Erschöpfung niederzuhalten. Wohl eine halbe Stunde fochten sie inzwischen, Amazonenkönigin und Kriegsdämon, und es war Gilia nicht gelungen, den entscheidenden Streich zu führen. Zwar war das kurzhaarige schwarze Fell des Ungeheuers an zahlreichen Stellen aufge-

platzt und ganz und gar von dem hervorquellenden Saft benetzt, aber keine der Wunden schien Karmoth wirklich zu behindern, und die Verletzungen, die ihm zu Beginn des Kampfes zugefügt worden waren, hatten sich bereits wieder geschlossen.

Nahema hatte noch zweimal mit einem Zauber in den Kampf eingegriffen und der Amazone im wahrhaftig allerletzten Augenblick das Leben gerettet, aber nun war ihr deutlich anzusehen, daß sie am Rande ihrer Kräfte angelangt war. Am Fuß der Fahnenstange kniete sie bei der hingestreckten Geweihten und hatte Mühe, den schwankenden Körper aufrecht zu halten. Von ihr konnte Gilia kaum noch Hilfe erwarten.

Beim nächsten Angriff nahm sich der Dämon den Raben zum Ziel. Mit einem weitausholenden Hieb nach der Reiterin lenkte er die Aufmerksamkeit seiner Gegner ab, um dann urplötzlich zusammenzuknicken, den Kopf tief zwischen die massigen Schultern zu ziehen und mit den dolchscharfen Hörnern zuzustoßen. Drei Spitzen drangen dem gellend aufschreienden Rappen tief in die Flanke, rissen sie fast auf ganzer Länge auf. Nach einem halben Dutzend Galoppsprüngen kam das Pferd zum Stehen. Es schlug mit dem Kopf, schnaufte und zitterte, während ihm das Blut in Strömen über Bauch und Beine floß, aber es stellte sich erneut zum Kampf auf. Die hellen Augen blickten ernst und entschlossen – und

einmal mehr erschien es den Betrachtern so, als ob ein Mensch in dem stolzen Tier verborgen sei.

Gilia tätschelte ihrem Roß wie zum Abschied den von weißem Schaum bedeckten Hals und raunte ihm einige Worte ins Ohr, dann lenkte sie den Hengst mit einem leisen Kommando zur nächsten Attacke. Diesmal riß die Reiterin im letzten Augenblick, bevor sie in die Reichweite der Dämonenwaffe geriet, die Füße auseinander, fiel klatschend herab auf den blutigen Pferdeleib und tauchte halb verdeckt vom großen Kopf des Rappen unter der waagerecht durch die Luft sausende Axt hindurch. Gleichzeitig stieß sie beidhändig und mit aller Kraft zu.

Ein heiseres Brüllen, laut wie nie, dröhnte bis zu den Himmeln empor: Im machtvollen Brustkasten des Dämons steckte Valaring, das Amazonenschwert. Bis zum Heft hatte Gilia ihrem Gegner die Klinge durch den muskelbepackten Leib getrieben, eine Handbreit des schrittlangen Schwertes schaute aus Karmoths Rücken heraus. Ein fortwährendes Zischen war zu hören, wie das Brutzeln von Fett in einer Pfanne, während eine armdicke Rauchfahne aus Brust und Rücken des Dämons quoll. Der Dämon stieß kehlige Schmerzenslaute aus, warf die Axt zur Seite und griff nach dem Schwertgriff, der ihm aus der Brust ragte, zögernd, zaudernd, so als handle es sich um glühende Kohle. Dann riß er sich die Klinge

mit einem Ruck aus dem Leib und schleuderte sie zur Seite. Die Bewegung brachte ihn ins Taumeln, er fiel!

Gleichzeitig knickten dem Rappen die Beine ein. Mit zuckenden Läufen lag er im Gras. Verzweifelt bog er den Hals, aber es gelang ihm kaum noch, den schönen Kopf zu heben. Gilia war abgesprungen, bevor ihr Gefährte fiel. Sie warf ihm, dessen Haupt nun zitternd hinabsank, einen raschen schmerzvollen Blick zu. Ein Wehlaut entschlüpfte ihren Lippen, während sie zu dem Schwert hinüberhastete, das schleimbesudelt im Gras lag. Sie hob es auf, lief weiter zu Karmoth, der sich eben hochgestemmt hatte. Waffenlos, beide Fäuste vor die Brust gepreßt, wich der Dämon ein, zwei Schritte vor der anstürmenden Amazone zurück; sein Stierhaupt pendelte unschlüssig, dann, so plötzlich wie eine Kerzenflamme erlischt, war er verschwunden. Lautlos und still war er mit der Morgenluft verschmolzen. Nichts als ein übler Geruch war von ihm auf den Vallusanischen Weiden geblieben.

Lange Zeit herrschte Stille über dem Land.

Dann erklang die helle Stimme eines einzelnen Trommlerjungen:

»Hurra!«

Hundertfache Antwort folgte dem Ruf. Der vielkehlige Triumphschrei erfüllte die Luft.

Während sich Gilia ins Gras sinken ließ und den Kopf des toten Raben auf ihre Knie legte, setzten sich die Kämpfer auf dem Schlachtfeld nach der langen Unterbrechung wieder in Bewegung, zurückweichend die Borbaradianer, vorrückend die Kaiserlichen unter plötzlich einsetzendem Flötengeschmetter und Trommelschlag. Die Musik paßte zu der klaren Morgenluft. Der Tag ist die Zeit der Streiter für das Gute. Schneller wurden die Schritte der Zurückweichenden, schneller auch die der Verfolger, bis aus dem beherrschten Manöver beider Seiten eine haltlose Flucht und ein wütendes Nachsetzen wurden.

Bald aber fielen die Kaiserlichen immer mehr zurück. Den Kämpfern genügte es, den Feind fliehen zu sehen. Zuviel Blut war in dieser Nacht geflossen, zu viele Freunde waren zu Boron gegangen. Trauer und Müdigkeit machten den Soldaten die Glieder schwer. Schließlich ordneten ihre Befehliger an, die Verfolgung einzustellen. Wo sie gingen oder standen, sanken die Männer und Frauen ins Gras und dankten mit erhobenen Händen den Zwölfen.

Die Schlacht auf den Vallusanischen Feldern war geschlagen.



37. Kapitel



In den Misa-Auen im Praios 1021 n. BF.

Der Dachsbau

Nördlich des Schlachtfeldes, in der Uferzone der Misa, hatte man das Ende der Kampfhandlungen ebensowenig wahrnehmen können wie zuvor die Wendungen zum Guten und zum Bösen, die die Schlacht genommen hatte. Die bornischen Fußsoldaten brachen, als sie ihr Gefecht gewonnen hatten und einstweilen auf keine weiteren Feinde stießen, ihren Vormarsch ab, lagerten sich ins weiche Gras und warteten ab, welche Kommandos ihre Befehliger wohl demnächst geben würden.

Manch einer der Soldaten reckte den Hals, um zwei Gruppen von Kavalleristen zu beobachten, die – eine hinter der anderen – den fernen Uferwäldern des Flusses zustrebten: Jenseits der rastenden Infanterientruppe galoppierten Uriel und seine leichten Reiter der Misa zu, und hinter ihnen folgten, in ebenso scharfem Tempo, Thesia von Ilmenstein und die sechs geflügelten Bronnjaren, die sie begleiteten.

Etwa eine halbe Meile hatten Uriel und seine Reiterschar ihren Verfolgern voraus. Mit einem raschen Blick maß der Graf den Abstand, der zwar kürzer geworden war, aber immer noch ausreichte: Die Notmärker hätten auf jeden Fall den schützenden Wald erreicht, bevor die Geflügelten mit ihrem sperrigen Schwingenschmuck heran wären. Im Innern des Gehölzes wären die Ilmensteiner Bronnjaren dann gewiß leicht abzuschütteln.

Uriel trieb seine Leute noch einmal zu äußerster Eile; dann war der Waldrand erreicht und durchdrungen. Der Notmärker wandte sich an Leutnant ter Sappen, und der Offizier brachte mit scharfer Stimme die Leute zum Stehen: »Das Ganze halt! Abgessen! Bogen frei!«

Die Männer und Frauen taten wie ihnen geheißen. Sie schlüpfen aus den Sätteln und stellten sich in einer dünnen Linie unmittelbar hinter den Büschen des Waldrandes auf. Ein gutes Dutzend von ihnen, mit kurzen Reiterbögen bewaffnet, legte Pfeile in die Sehnen und spannte die Waffen. Die anderen packten die dünnen Schäfte ihrer leichten Lanzen fester. Nur Graf Uriel und Leutnant ter Sappen blieben in den Sätteln. Sie verhielten ihre Pferde unter einer mächtigen Kastanie mit tief herabhängenden Zweigen und spähten durch Lücken im Blattwerk nach den Verfolgern.

Thesia und die sechs Bronnjaren in ihrer Begleitung hielten geradewegs auf die Stelle zu, wo die Notmärker Reiter im Gesträuch verschwunden waren. Die Gräfin saß leicht nach vorn gebeugt, das weißblonde Haar flatterte ihr ums Gesicht. Ihr durch magische Kraft geschärfter Blick zeigte ihr die hinter den Büschen im Hinterhalt wartenden Feinde, die Spieße und gespannten Bogen in ihren Fäusten, aber sie konnte sich nicht dazu überwinden, den Befehl zum Halten und Abschwanken zu geben. Sie würden mitten hinein in den Pfeilhagel sprengen, aber Thesias Sinn war von einem einzigen Gedanken beherrscht: Dort vorn, hinter dem Gesträuch, steckt zum Greifen nahe der verhaßte Notmärker! Rache wollte sie nehmen, blutige Rache, jetzt! Zum Ausweichen, Besinnen, vorsichtigen Vorgehen war nicht die Zeit.

Galans heller kraftvoller Körper bog sich in mächtigen Galoppsprüngen zwischen den Schenkeln der Gräfin und bestärkte sie in ihrem Gefühl, daß sie das Richtige tat, wenn sie nicht zur Seite wich.

Sie hielt ihr langes Schwert in der klassischen Haltung für eine Kavallerieattacke in der Rechten. Die Spitze von Leuendans dunkler Klinge wies auf den Waldrand. Die rotgeränderten Adlerschwinge auf Thesias Rücken sausten und raschelten wie Schilfhalme im Sommerwind.

»Wir holen ihn, Thesia!« rief grimmig der Baron

von Eschenfurt, der dicht an der linken Seite der Gräfin ritt, über das dumpfe Getrommel der Hufe hinweg. »Wir holen uns die Warzensau, und dann soll sie in den Dämonenhöllen schmoren!«

Thesia nickte und wies nach vorn auf das Gesträuch, das noch knapp hundert Schritt entfernt war. »Sie stecken in den Büschen!« rief sie. »Ich sehe sie gut! Einige haben ihre Pfeile auf uns gerichtet. Sieh dich vor, Ugo!« Immerhin, einen ihrer Gefährten hatte sie gewarnt – mehr konnte sie wahrhaftig nicht tun! Oh, Rondra, vergib mir!

In vollem Galopp und ohne die schwere Lanze sinken zu lassen, die er in die rechte Achselbeuge geklemmt hatte, riß sich der Eschenfurter mit der Linken ein Tonfläschchen vom Hals, das dort an einem dünnen Lederriemchen gehangen hatte. Er zerrte den Korken mit den Zähnen heraus, spuckte ihn aus, nahm einen kräftigen Zug, rülpste schwer und schleuderte das Gefäß zur Seite ins Gras. »Die alte Warzensau trifft auf zwei Schritt kein Scheunentor«, höhnte er lachend. »Da muß man sich nicht vor ...«

Er brach ab und starrte auf einen rotgefiederten Pfeil, der ihm plötzlich im Oberschenkel steckte, knurrte vor Zorn und Schmerz und preßte die Lanze fester unter den Arm.

Hinter sich hörte er einen erschreckten Aufschrei, dann ein lautes Röcheln und kurz darauf einen

dumpfen Fall. Ein Pferd schrie auf, ein zweiter Sturz. Ein Bronnjar stieß einen götteslästerlichen Fluch aus. Als Eschenfurt einen Blick über die Schulter warf, sah er, daß dort nur noch zwei Gefährten ritten. Er schaute zur Seite und stellte fest, daß Gräfin Thesia von drei Pfeilen getroffen worden war, von denen einer ihren Körper dicht unterhalb der Brünne und knapp oberhalb der Hüfte durchschlagen hatte und nun auf beiden Seiten aus ihrem Leib herausschaute. Ein zweiter Pfeil steckte in der linken Schulter, der dritte im linken Oberarm, aber diese beiden waren nicht sehr tief eingedrungen. Aus der Wunde jedoch, die der erste geschlagen hatte, strömte Blut in beängstigender Fülle.

Die Ilmensteinerin blickte nicht an sich hinab. Sie hielt den Blick starr nach vorn gerichtet, die Kiefer aufeinandergepreßt, die Wangenmuskeln zuckten ...

Dann war der Waldrand erreicht. Die vier Geflügelten, die noch in den Sätteln saßen, brachen wie ein Sturmwind ins Gehölz. Die Notmärker Soldaten nahmen sich nicht die Zeit, wieder auf ihre Pferde zu steigen. Nach dem Erlebnis, das sie am Morgen mit den Geflügelten gehabt hatten, reichten auch zwei der schwingengeschmückten Reiter noch aus, um sie in helle Panik zu versetzen. So warfen sie jetzt die Bogen fort und stürzten sich Hals über Kopf in die rettenden Büsche.

Als Graf Uriel sah, daß sich Thesia trotz der schweren Pfeiltreffer, die er voller Genugtuung beobachtet hatte, noch im Sattel hielt, daß sie, nachdem ihr Blick kurz umhergeschweift war, ihn entdeckt hatte und aus schmalen Augenschlitzen verächtlich anstarrte, bevor sie ihren Falben in seine Richtung lenkte, konnte auch der Graf und Anführer der Notmärker seine Furcht nicht mehr bezähmen. Er trieb sein Pferd zur Seite, um den großen Kastanienbaum herum und hinein in den lichten Erlen- und Birkenwald, der die Misa an dieser Stelle ihres Laufes auf beiden Ufern säumt.

Leutnant ter Sappen hatte Mühe, seinen aufgereggt tänzelnden Braunen zu bändigen. Wie seinem Herrn und seinen Gefährten steckte auch ihm die Angst vor den geflügelten Panzerreitern noch in den Knochen, aber es flammte auch ein fast übermächtiger Jähzorn in ihm auf, als er die Feinde erblickte. Für einen kurzen Wimpernschlag hielten sich beide Gefühle die Waage, und der Leutnant konnte sich nicht entscheiden, welchem er folgen, ob er sich Thesia und dem Eschenfurter Baron zum Kampf stellen oder sich der Flucht seines Grafen anschließen sollte.

»Was, was?« brüllte der durch die Büsche brechende Eschenfurt, wobei er mit dem Oberkörper die unschlüssigen Bewegungen ter Sappens nachahmte. »Wohin, du feiger Goblin?«

Einen Lidschlag später, gerade als ter Sappen seinem Zorn nachgegeben, Mut zum Angriff gefunden hatte und seinem Pferd die Sporen in die Weichen rammen wollte, stieß ihm der Baron seine schwere Lanze in die Brust. Alle Wucht, die der schwergewichtige Eschenfurt und sein mächtiges Streitroß aufbringen konnten, lag in diesem Stoß. Wie eine heiße Nadel in Bienenwachs verschwand die Lanzenspitze in ter Sappens eiserner Brünne, drang tiefer, so daß vorn der grünweiße Wimpel vom Lanzenschaft zerfetzt wurde, während hinten die Spitze wieder zum Vorschein kam. Wie eine Stroh puppe wurde der Leutnant aus dem Sattel gehoben.

Im nächsten Augenblick flog auch Ugo Eschenfurt rücklings aus dem Sattel: Seine Lanze hatte sich, ehe er sie zur Seite reißen konnte, in den dicken Stamm der Kastanie gebohrt, und der unerwartete Stoß hatte den Baron vom Pferde rücken geschleudert.

Derweil hing ter Sappen, in seinem dunklen Panzerwerk einem aufgespießten Käfer gleich, an dem borkigen Stamm, schreiend in höchster Todesnot, hilflos mit den Armen rudern, bis die Lanze mit einem lauten Knacken zerbrach, und der Leutnant zu Boden fiel.

Eschenfurt rappelte sich auf. Fluchend hinkte er zur Kastanie hinüber und sah auf den Gestürzten hinab. Ein flüchtiger Blick zeigte ihm, daß Ugo ter Sappen tot

war. Der Baron stieß ihm mit der Stiefelspitze gegen die Sohle. »Wie kann ein solches Ungeheuer wie du nur einen so schönen Vornamen haben?« murmelte er. Er schaute kurz in die Runde, aber nirgends war noch ein Notmärker zu entdecken. Da ließ er sich ächzend auf einer dicken Baumwurzel nieder und machte sich daran, den in seinem Schenkel steckenden, bei dem Sturz aus dem Sattel abgebrochenen Pfeil tiefer in das Fleisch hineinzutreiben, um ihn schließlich auf der anderen Seite wieder herausziehen zu können.

Mit weit nach vorn gebeugtem Oberkörper, damit die Adlerschwinge sich nicht im Gezweig verfangen, verfolgte Thesia den Grafen von Notmark. Der Wald war nun, näher am Fluß, ziemlich dicht geworden. An ein eiliges Vorankommen war nicht mehr zu denken. Schrittweise zwängte sich Thesias Falbe zwischen allerlei Gestrüpp und Gesträuch hindurch. Die Gräfin dachte kurz darüber nach, ob sie absteigen und sich von der flügelgeschmückten Brünne trennen sollte; vielleicht käme sie dann schneller voran, doch wenn sie nicht mehr vom Pferderücken aus Ausschau halten könnte, hätte sie Uriel womöglich bald aus den Augen verloren. Es kam ihr noch ein zweiter Gedanke, den sie jedoch sofort niederrang: Vielleicht konnte sie gar nicht mehr aus eigener Kraft absteigen, weil der Pfeil in ihrem Leib ein Absteigen nicht zuließ. Sie

stöhnte leise auf und schüttelte den Kopf. Sie durfte den Pfeil nicht wahrnehmen – das war das einzige, was sie dagegen tun konnte. Aus dem Sattel zu klettern, wagte sie dennoch nicht; und wenn sie die Brünne aufschnürte, verlöre sie zuviel Zeit. Wellen von Verzweiflung schüttelten sie, als sie sich eingestehen mußte, daß Uriel mit jedem Wimpernschlag einen größeren Vorsprung gewann. Schon war er auch für die von Zauberkraft unterstützten Augen der Gräfin kaum mehr zu entdecken.

Wie der mit Goldfäden bestickte schwarze Schleier einer tulamidischen Tänzerin wehte eine von Lichtpunkten durchsetzte Dunkelheit durch den Wald. Ein sanfter Hauch strich über Thesias Wangen, brachte ihr wohlige Müdigkeit und verlockte sie dazu, die Augen zu schließen. Ruhe, Frieden, nur für einen kurzen Augenblick. Als die Gräfin, im Sattel aufschreckend, die Lider wieder aufriß, war Uriel verschwunden. Thesia erhob sich in den Steigbügeln und schob mit der Klinge einige lästige Zweige zur Seite. Sie mühte sich verzweifelt, mit ihren Blicken das dichte Blattwerk zu durchdringen, aber vom Notmärker war nirgends etwas zu sehen.

Als sie sich eingestehen mußte, daß sie den Grafen aus den Augen verloren hatte, biß sie sich vor Zorn in den Handrücken. Der Schurke durfte nicht entkommen, das durfte nicht sein! Nur weil sie unfähig war,

ihn zu verfolgen, konnten die Zwölfe nicht zulassen, daß der feiste Mordgeselle entkam, die fleischgewordene Widerwärtigkeit!

Sie zwang sich zur Ruhe. Der Pfeil, der in ihrem Arm gesteckt hatte, war unbemerkt abgefallen und hatte eine brennende, aber nicht allzu tiefe Wunde hinterlassen. Mit einem Ruck, die Zähne fest zusammengebissen, riß sie sich den zweiten Pfeil aus der Schulter. Kein Laut drang ihr dabei über die Lippen, doch als sie sich nach vorn beugte, um den Boden nach einer Hufspur abzusuchen, schrie sie vor Schmerzen auf. Dem Pfeil in ihrem Leib war durch Härte und Selbstbeherrschung nicht beizukommen. Er würde sie umbringen, über kurz oder lang ... Die Wunden bluteten zu stark, und es gab keine Möglichkeit, das tödliche Rinnen aufzuhalten.

»Oh, Rondra, steh mir bei!« Tränen des Schmerzes und der Wut liefen der Gräfin über die bleichen Wangen. »Laß mich noch so lange am Leben, bis ich ihn gestellt habe!« Sie preßte die Worte zwischen den Zähnen hervor. »Nur noch so lange! Das ist nicht viel verlangt von einer Göttin, wahrhaftig nicht! Sei großzügig, Rondra, großzügig, wie es sich für eine Kriegerin geziemt!« Womöglich hatte sie nicht die richtigen Worte für ein Gebet gefunden, schoß es ihr durch den Kopf. Aber welche Worte wären die richtigen? Die Schmerzen machten ihr das Denken schwer.

Schräg voraus zu ihrer Linken hörte sie Pferdeschnaufen, ein Ast zerbrach mit lautem Knacken.

»Danke, Herrin! Hab Dank!«

Sie hielt in die Richtung, aus der die Geräusche gekommen waren, und fand wenig später einige Hufabdrücke, tief eingesunken in den weichen, fast morastigen Boden. Die Spur führte geradewegs nach Norden. Es war einfach, ihr zu folgen ...

Ein Sonnenstrahl drang durch das Blätterdach und traf die Gräfin auf Stirn und Augen. Sie zwinkerte, wischte einen der zwei Schritt hohen Farnwedel aus dem Gesicht, sah sich aufschreckend nach allen Seiten um und stellte fest, daß sie nicht wußte, wie sie in dieses Unterholz aus riesigen Farnpflanzen geraten war. Sie mußte wohl für eine Weile die Besinnung verloren haben.

Ein Blick nach unten zeigte ihr: Die Hufspur war verschwunden! Thesia legte den Kopf in den Nacken und stieß einen langen Seufzer aus. »Göttin, bitte!«

Von Schwindelgefühlen geplagt, lenkte die Gräfin ihren Falben auf seiner eigenen Spur zurück, bis sie nach etwa einem Dutzend Schritt wieder auf die gesuchte Fährte stieß.

In ihren Ohren rauschte ein fremdartiger Wind. Schwarze Schleier huschten an ihren Augen vorüber. Sie preßte die Lider zusammen, riß sie wieder auf

und versuchte ruhiger zu atmen. Ihr Blick suchte sich einen Punkt in der Ferne, an dem er einen Halt fand.

Galan suchte sich selbst den richtigen Weg durch das Dickicht. Möglicherweise roch oder hörte er das andere Pferd und folgte ihm, so wie es Art der Pferde ist. Der Hengst würde seine Sache schon gut machen, man mußte sich nicht um ihn sorgen. Wieder bemächtigte sich eine wohltuende Mattigkeit der Gräfin. Die Lider wurden schwer und sanken flatternd herab. Mühsam und ohne einen rechten Sinn in ihrem Tun zu sehen, riß Thesia die Augen wieder auf. Wieder hatte sich die Umgebung überraschend verändert.

Helles Sonnenlicht breitete sich vor Roß und Reiterin aus: eine grasbestandene große Lichtung mit einem umgestürzten Baumriesen in der Mitte, mit flachen Hügelchen und Buschgruppen. Thesia stutzte, rieb sich mit der Linken die Augen und starrte in die Helligkeit. Auf der fernen Seite der freien Fläche hatte sie ein kurzes Glitzern gesehen. Da war es wieder, eindeutig das Aufblinken von Metall: Praios' Strahlen, die auf einen Brustpanzer fielen. Dort drüben, nicht einmal hundert Schritt entfernt, war Graf Uriel von Notmark fieberhaft bemüht, sein bockendes, strampelndes Pferd rückwärts aus einem Brombeergestrüpp zu lenken, in dem es sich verfangen hatte. Er hatte keinen Blick für seine Verfolgerin, die ihren Falben schweratmend hinaus in die Sonne lenkte.

Lichtung, Gesträuch, blinkende Brünne, flirrendes Sonnenlicht – all das löste sich vor Thesias Augen in wabernder Schwärze auf.

»Herrin! Bitte nicht ...!«

Sie sah wieder klarer, faßte den Notmärker scharf ins Auge. Nun hatte er sie ebenfalls bemerkt. Da ihm die Möglichkeit zum Entkommen versperrt war, wandte er sein Pferd der Gräfin zu und ballte die Faust fester um den Griff seines Streitkolbens.

Ich schaffe es nicht! Der Gedanke riß ein lautes Stöhnen von Thesias Lippen. Ich bin zu schwach, und man sieht es mir an – sonst hätte der feige Schurke sich gar nicht zum Kampf gestellt! Während sie sich noch über die nüchterne Klarheit wunderte, die plötzlich in ihrem Kopf herrschte, zogen die nächsten schwarzen Schleier durch ihr Gesichtsfeld. Sie stellte fest, daß Galan stehengeblieben war. Der dumme Bursche wieherte grüßend zu dem Notmärker Gaul hinüber. Sie schlug ihm die Fersen in die Flanken, um ihn nach vorn zu treiben.

Die Welt um Thesia schwankte wie unter einem plötzlichen Windstoß, dann ging sie unter und wich einer großen Stille, die erfüllt war von bunten, heiteren und traurigen Bildern. Das prächtige weiße Schloß Ilmenstein war zu sehen mit seinen vielen hohen Fenstern und den fein herausgeputzten Dienern und Mägden, die zur Begrüßung nach einem langen

Ritt auf der Freitreppe angetreten waren. Die schöne Mirhiban stürmte leichtfüßig die Stufen herab, die Arme ausgebreitet, als wolle sie fliegen. Dann ein strahlendes Fest im Lichtergefunkel unzähliger Kerzen, Frauen und Männer in eleganten Kleidern, die mit huschenden Schritten die Figuren der Walsarella auf den schimmernden Saalboden schrieben. Ein stiller Tanz, ebenso stumm wie die nun aufsteigenden Bilder aus so mancher Schlacht, die schmerzverzerrten Gesichter mit den weitaufgerissenen Mündern, aus denen kein Laut hervordrang. Aufspritzende Erdfontänen, emporgerissen von einschlagenden Schleudersteinen, marschierende Karrees pikenstarrer Infanteristen, lautlos galoppierende Schwadronen in glänzendem Eisen, flatternde Wimpel und Banner. Der pausbäckige Eschenfurt, der elegante Asker Graf, die vielen Gesichter der flügelgeschmückten Bronnjaren, sie alle waren da, aber sie ließen sich nicht halten. Sie wichen ohne Aufbegehren der trüben Schwärze, die nun über Thesias Welt floß.

Als Graf Uriel das Wiehern von Thesias Falben und die Antwort seines Wallachs vernommen, nach allen Seiten Ausschau gehalten und schließlich die Ilmensteinerin entdeckt hatte, war ihm zunächst ein eisiger Schreck in die Glieder gefahren: Wie konnte es angehen, daß dieses Dämonenweib noch immer an seiner

Fährte klebte? Er hatte mit eigenen Augen gesehen, wie sie von mehreren Pfeilen getroffen worden war. Einer davon steckte ihr mitten im Leib – woraufhin sie längst zu Boron gegangen sein sollte! Was tun, was tun ...?

Während Uriel sein Pferd, das er endlich freibekommen hatte, aus der Dickung führte und zu beiden Seiten nach einem Ausweg spähte, nahm er plötzlich auf der anderen Seite der Lichtung eine Bewegung wahr.

Der gelbe Hengst der Gräfin hatte ein, zwei rasche Schritte nach vorn getan. Jetzt schwankte seine Reiterin so wild im Sattel wie ein Stroherl bei einer Reiterkampfübung, der von einem gehörigen Hieb getroffen wurde. Konnte es sein ...?

Thesia rutschte seitlich aus dem Sattel und glitt zu Boden. Ihre Bewegungen erinnerten an die Kraftlosigkeit einer Bewußtlosen.

Uriels fleischige Lippen verzogen sich zu einem ungläubigen Grinsen. Hastig ließ er den Blick über den fernen Waldrand wandern: nirgends ein Zeichen von den Leuten der Gräfin! Sie war ihm ausgeliefert! Er brauchte nichts weiter zu tun, als zu ihr hinüberzureiten und ihr mit dem eisernen Kolben den Garaus zu machen! Welch ein Geschenk der Götter! Die verhaßte Feindin ihm, Uriel, vor die Füße geworfen! Ungläubig lenkte er seinen Braunen einige Schritt in

Thesias Richtung. Noch immer regte sich nichts. Also keine Falle. Ach was, Falle. So etwas tat die feine Dame ohnehin nicht – das war nicht ihre Art. Er zuckte vor plötzlich aufwallendem Haß zusammen, als ihm für einen kurzen Moment Thesias Gesicht vor die Augen trat, die Lippen zu einem feinen Lächeln geschürzt, die linke Braue voller Herablassung gehoben, als ob sie in ihm, Uriel, ein häßliches Tier erblickte.

Der Graf stellte sich vor, wie die kantigen Eisenstacheln seines Streitkolbens sich mit aller Wucht mitten hineingruben in dieses verächtlich lächelnde Gesicht. Er spürte ihn schon in der Hand, den Schwung, das Auftreffen, das Zerschmettern ...

Uriel stieß einen kehligen, überkippenden Triumphschrei aus und trieb seinem Wallach die Sporen in die Weichen. Das Tier schoß nach vorn, sein laut- hals brüllender Reiter erhob sich ungeduldig im Sattel und hieb mit der schweren Waffe wilde Bogen in die Luft.

Als der Graf etwa die Mitte der Lichtung erreicht hatte, geschah etwas völlig Unvorhersehbares: Der Wallach brach aus vollem Galopp mit dem Vorderhuf tief in den Boden ein, an einer Stelle, die sich in ihrem Bewuchs oder durch andere Merkmale in nichts von ihrer Umgebung unterschied: Das Pferd war in einen Tierbau getreten, eine Dachshöhle, die von ihrer Erbauerin

viel zu hoch angelegt worden war und sich darum ungewöhnlich dicht unter der Grasnabe befand. Der Wallach knickte mit beiden Vorderbeinen ein, prallte mit den Knien auf den Boden und überschlug sich der Länge nach. Uriel wurde in hohem Bogen aus dem Sattel geschleudert, stürzte ins weiche Gras, spürte, wie der massige Pferdeleib über ihn hinwegrollten und hörte das Knacken seiner Brünne, die aber dem Gewicht standhielt. Ein Huf des strampelnden Pferdes streifte seinen Nacken. Er hörte, wie das Tier schnaufend wieder auf die Füße kam und erschreckt davongaloppierte. Aus der Ferne erklang sein albernes Wiehern. Er selbst war mit dem Kopf und dem halben Oberkörper in eine Pfütze von etwa einer Handbreit Tiefe gestürzt – möglicherweise in das mit Regenwasser vollgelaufene Loch eines kleinen Windwurfs. Das von der Sonne gewärmte modrige Wasser drang ihm zwischen die Lippen und in die Nasenlöcher.

Er schnaubte angeekelt, preßte die Kiefer zusammen und stemmte die Hände unter den Leib, um ...

Die Hände gehorchten ihm nicht, auch nicht die Arme, auch nicht die Beine!

Nicht einmal die Muskeln im Nacken!

Der Graf zwang sich zur Ruhe, vergeblich.

Er konnte den Kopf nicht aus dem Wasser heben – wie sollte er da ruhig bleiben? Sein Hilfeschrei drang als dumpfes Blubbern durch das morastige Wasser.

Nicht einatmen, bei allen Zwölfen, nicht einatmen! dachte Uriel noch. Eine kurze Lähmung durch den Schreck; gleich wird sie vorüber sein. Dann war das Wasser in seinem Mund, in seiner Nase, in seinen Lungen ...

Hilflose Verzweiflung, die sich mit zwei, drei pochenden Stößen in unerträglichen Schmerz verwandelte, der dem Gestürzten schier die Brust zersprengte.

Währenddessen lag der Graf von Notmark so reglos ausgestreckt im Gras, als ob er schlief. Niemand, der ihn aus einiger Entfernung beobachtet und das flache Wasserloch nicht wahrgenommen hätte, wäre auf den Gedanken gekommen, daß dort ein Mensch mit dem Tode rang, und niemand hätte den Augenblick erkannt, da Uriel diesen Kampf verloren hatte.



Ausklang



Hoch zu Roß nahm Prinz Brin, der Reichsbehüter, um die Mittagsstunde des 24. Praios 1021 die Meldungen über den Ausgang der Schlacht entgegen. Nach und nach waren die Weibel und Hauptleute vorgetreten und hatten ihre Beobachtungen, ihre Erfolgs- und Verlustmeldungen dem Herold des Marschalls mitgeteilt, der alles fein säuberlich in ein Buch eintrug, das er schließlich Leomar vom Berg überreichte, dem kaiserlichen Marschall.

Dieser schritt nach vorn. Brin von Gareth sprach ihn mit so kräftiger Stimme an, daß jeder der Soldaten ihn gut vernehmen konnte, die in einem nach einer Seite offenen Geviert angetretenen waren. »Nun Marschall, sind die Toten schon gezählt?«

Auch Leomars Stimme trug weit. »Wollt Ihr zuerst die Zahl der unseren oder die der feindlichen hören?«

»Die der unseren zuerst.«

»Gefallen sind eintausendzweihundertdreißig Frauen und Männer.«

Ein dumpfes Raunen lief durch die Reihen. Der Marschall wartete ab, bis es sich gelegt hatte, und sprach sodann weiter: »Zweiundachtzig Tote nur hat

es bei den bornischen Verbündeten gegeben. Nun will ich unsere Toten nennen, die von edlem Geblüte sind, mein Prinz.«

Der Angesprochene nickte.

»Seine Durchlaucht Waldemar, der Herzog von Weiden«, hub der Marschall an. »Seine Hochwohlgeboren Graf Timshal Paligan von Perricum, die Hochgeborenen ...« So fuhr er fort, eine lange beklagenswerte Liste zu verlesen.

»Welche Toten hat es unter den Bornischen gegeben?« fragte der Prinz, als Leomar geendet hatte. »Sind gute Freunde darunter?«

»Unter den Edlen und den Befehligen ist allein Thesia von Ilmenstein abgängig. Man muß befürchten, daß die große Thesia zu den Toten zu zählen ist. Würde sie noch leben, so hätte sie sich gewiß längst bei uns eingefunden.«

Prinz Brin nahm die Nachricht mit unbewegter Miene auf. Ebenso steinern hatte er geblickt, als die lange Liste der kaiserlichen Gefallenen verlesen worden war. »Nennt nun die Toten der anderen Seite!« bat er den Marschall.

»Wir wissen die Zahl nicht ganz genau«, antwortete Leomar. »Es heißt, nicht jeder, der in dieser Schlacht gestorben ist, blieb an seinem Platze liegen ... Nun dennoch, an die zweitausend werden es gewesen sein, wovon die meisten dem Ansturm der Geflü-

gelten zum Opfer fielen. Soll ich die Namen der Edlen verlesen, Euer Majestät?«

Der Reichsbehüter winkte ab. »Spart Euch die Mühe, mein wackrer Freund, es gibt auf jener Seite keine Edlen. Edle aber sind jede Frau und jeder Mann, die auf unserer Seite den Tod gefunden haben.« Er entließ die anderen Befehliger und ging langsam und mit schweren Schritten in sein Zelt.

Die Schlacht auf den Vallusanischen Weiden kannte keinen Sieger, da es beiden Seiten nicht gelungen war, den Gegner wirklich vernichtend zu schlagen. Den Borbaradianern blieb der Zugriff auf das Bornland verwehrt; sie konnten nicht wie erhofft eine Landbrücke zwischen den im Norden eroberten Gebieten und den Ländereien herstellen, die sie in Aranen und Tobrien in Besitz genommen hatten. Insofern kam das Ergebnis der Schlacht für Borbarad fast einer Niederlage gleich. Schwerer aber wog vermutlich das Versäumnis der Kaiserlichen, in der Stunde des Triumphes nicht nachzusetzen und die Truppen unter dem schwarzroten Banner endgültig zu zer schlagen. Womöglich hätten auf den Vallusanischen Weiden alle die Ansiedlungen und Menschen befreit werden können, die unter die Herrschaft des Dämonenmeisters geraten waren. Womöglich hätten die Kaiserlichen im befreiten Tobrien eine Verteidigungs-

linie aufbauen können, an der alle weiteren Angriffe der Borbaradianer gescheitert wären. Und doch, wer könnte es dem Marschall und dem Reichsbehüter verdenken, daß sie im entscheidenden Augenblick ihre erschöpften und von durchlittenem Elend niedergedrückten Soldaten nicht weiter in den Kampf hineintreiben wollten? Fast mehr noch als die Ziele sind es die Wege dorthin, die die Guten von den Bösen unterscheiden, und die Guten mochten sich am 24. Praios damit trösten, daß sie überhaupt zum ersten Mal einen Angriff der Borbaradianer zurückgeschlagen hatten. Die Truppen des Dämonenmeisters waren stark, aber nicht unbesiegbar – so lautete vielleicht die wichtigste Lehre, die man aus der Schlacht ziehen konnte. Sie brachte die Zuversicht zu den Menschen des Mittelreiches und des Bornlandes zurück. Ohne Zuversicht aber ist in der Welt überhaupt nichts zu bewegen.

Wenn alles gesagt ist, soll man schweigen

Tulamidischer Ordnungsruf bei Gerichtsverhandlungen

Wann aber ist wirklich alles gesagt, so daß sich der Chronist mit einem selbstzufriedenen Lächeln zurücklehnen und den geneigten Leser sich selbst über-

lassen kann? Gewiß, die Schlacht auf den Vallusanischen Weiden ist zu Ende, ihr Ausgang wurde wahrheitsgetreu geschildert und ihre Bedeutung für unsere Welt angemessen bewertet. Ist damit der Berichterstatter nicht endlich von seiner mühevollen Aufgabe entbunden? Die Antwort lautet: nein. Seine Pflicht mag er erfüllt haben, dennoch blieben einige Fragen offen, die er dem Leser wohl noch beantworten mußte. So sollte er zum Beispiel unbedingt erzählen, wie der Baronin Mirhiban Saba al Kashba für ihr rastloses Bemühen und ihre verzweifelten Gebete schließlich eine beglückende Belohnung zuteil wurde. Doch, es wäre äußerst wohltuend für jedermann, von diesem Gunsterweis der Götter zu erfahren! Also will der Schreiber Einsicht zeigen, sich einstweilen noch nicht mit einem Krüglein ans Feuer zurückziehen, sondern ein letztes Mal zur Feder greifen, um die wichtigsten Nachträge aufs Pergament zu bringen.

Eine wundersame Rettung

Während unter den kaiserlichen Soldaten noch über das Schicksal der Thesia von Ilmenstein gemutmaßt wurde und während einige ihrer Freunde sich bereits bemühten, der jederzeit zu erwartenden Todesnachricht gefaßt entgegenzublicken, trieb Mirhiban ihren

Braunen, das Barönchen, zum ungezählten Male am Ufer der Misa entlang. Die Reiterin saß vor Erschöpfung zusammengesunken im Sattel, das Pferd war so müde, daß es kaum noch die Hufe heben konnte. Doch wann immer es mit bebenden Flanken stehenblieb, schlug ihm Mirhiban die Fersen in die Weichen und trieb es weiter.

Längst konnte sie nicht mehr entscheiden, ob sie den Teil der Uferwälder, in dem sie sich gerade befand, bereits einmal durchsucht hatte oder nicht. Das lichte Gehölz aus Erlen, Weiden und Birken sah überall gleich aus. Die kräftige Sonne des späten Nachmittags brach durch das Laubwerk und malte schräge Lichtbalken, in denen glitzernde Käfer und Krabbeltiere schwirrten, zwischen die Stämme. Mirhiban zwinkerte und rieb sich die Augen: Das blendende Sonnenlicht machte die Umgebung noch gleichförmiger und zugleich unübersichtlicher.

Hin und wieder rief sie Thesias Namen, und je öfter sie diesen Ruf wiederholte, desto mehr Verzweiflung schwang in ihrer Stimme. Außer dem Geplärr eines Hähers wurde ihr keine Antwort zuteil. Seit die Reiter, die Mirhiban den größten Teil des Tages begleitet hatten, eine kurze Verschnaufpause eingelegt und dann einen eigenen Weg eingeschlagen hatten, hatte sie überhaupt keine menschlichen Laute mehr vernommen. Sie hatte sich im Streit von der Freifrau

von Illumin und den anderen Männern und Frauen des Suchtrupps getrennt, denn die Leute hatten entschieden, daß man den Geländestreifen, in welchem Mirhiban die Gräfin vermutete, lange genug abgesucht habe. Sie wollten sich nach Norden wenden, um keine weitere ›kostbare Zeit zu verschwenden‹ – wie sie Mirhiban vorhielten. Sie hatte die Reiter ziehen lassen, denn ihr einziges Argument, mit dem sie sie den ganzen Tag hindurch an ihrer Seite gehalten hatte, machte inzwischen keinen Eindruck mehr auf die Leute, ganz gleich, wie inbrünstig sie es auch vortragen mochte. Die Freifrau und ihre Soldaten wollten schließlich nichts mehr davon hören, daß Mirhiban sich ganz sicher sei, die Gräfin gerade in diesem Bereich des Misa-Ufers zu finden. Jeden Busch habe man geschüttelt, beschied man der Baronin, durch jede Pfütze, jedes Schlammloch sei man gewatet. Auch sicherste Gefühle könnten trügen, selbst wenn sie aus dem ehrlichsten Herzen kämen.

Da der Suchtrupp endgültig nicht mehr umzustimmen war, hatte Mirhiban ihren Ritt allein fortgesetzt. Sie hatte weder sich noch dem Barönchen eine Pause gegönnt, und so kam es, daß dem Tier die Läufe zitterten und der weiße Schweißschaum fingerdick auf Hals und Flanken stand. »Nun gut, wenn du nicht mehr laufen kannst, dann bleib hier stehen«, sagte die Reiterin ihrem Pferd ins Ohr und schwang

sich aus dem Sattel. Kaum berührten ihre Füße den Boden, knickten ihre Knie ein, und sie stürzte ins Gras. Stöhnend wälzte sie sich auf den Rücken, um die gefühllosen Schenkel zu massieren.

Als das Leben in ihre Beine zurückgekehrt war stemmte sie sich hoch auf die Knie, breitete die Arme aus, legte den Kopf in den Nacken und betete mit aller Inbrunst, die sie in sich spürte, zu den Göttern, zu jedem einzelnen der Zwölfe, die in Alverans Hallen wohnen, und zu dem Herr Rastullah, dem schönen Gott der Wüstenvölker. Sie lauschte in sich hinein, ob nach all dem Bemühen sich nicht eine gewisse Zuversicht einstellen wolle, aber ein solches Gefühl war nicht zu erspüren. Gar nichts regte sich, nur eine leise aufkeimende Furcht, die Vorstellung, die Geliebte könne tatsächlich ... Mirhiban biß die Zähne zusammen und unterdrückte den düsteren Gedanken. Es fiel ihr nicht leicht. Sie ahnte, wie nahe die endgültige Verzweiflung war, der sie sich nicht unterwerfen durfte, wenn sie nicht alles verloren geben wollte.

Noch einmal schaute sie zum Himmel hinauf, der tiefblau durch das Blattwerk schimmerte, dann erhob sie sich auf die Füße, tätschelte dem Braunen achtlos die Nase und ging steifbeinig davon. Sie kam noch immer nicht gut von der Stelle – allzu taub waren die Beine nach dem langen rastlosen Ritt. Sie stolperte, fiel, raffte sich auf, stürzte von neuem und stemmte

sich wiederum hoch. Sie hob den Kopf. Vor ihr lag, von der späten Sonne mit rötlichem Licht überflutet, eine kleine Lichtung, eine kahle Stelle im Gehölz, wie Mirhiban an diesem Tag schon etliche gesehen hatte. Mit einem Achselzucken wollte sie sich abwenden, um anderswo weiterzusuchen, da entdeckte sie zwei Pferde, die im Baumschatten auf der gegenüberliegenden Seite der Lichtung Gras rupften. Der Anblick war nicht eben überraschend: Nach vielen Reiter-schlachten konnte man später rings um den Kampfplatz streunende, reiterlose Pferde entdecken. Erst als das größere der beiden Tiere, ein Falbe, das Gras unterbrach, um ihr grüßend zuzuwiehern, erkannte sie Galan, den Hengst der Gräfin. Sie tat zwei, drei rasche Schritte auf die Lichtung hinaus, blieb aber sofort wieder unschlüssig stehen. Die Freude über den Fund wurde weggewischt von der Furcht davor, was sie im hohen Gras der Wiese finden mochte. Eine kleine heiße Kugel wuchs in ihrem Bauch, machte sie schwindelig und benommen.

Als nächstes beobachtete sie ein kurzbeiniges plumpes Tier, etwa doppelt so groß wie eine Katze und mit schwarzweiß gestreiftem schmalen Kopf, das ungelenk, aber überraschend flink durch das Gras hastete und in einem Brombeergestrüpp verschwand. Dann erspähte sie die massige Gestalt des niedergestreckten Uriel. Der Graf lag im Gras wie in tiefem

Schlaf, sein Gesicht aber ruhte in einer Pfütze. Mirhiban stürzte zu ihm hinüber, betastete mit fliegenden Fingern die kalte Rüstung und die ebenso kalte Haut im Nacken. Er war zweifellos tot, aber außer dem Säbelhieb, der ihm das Ohr zerschnitten hatte, wies er keine sichtbaren Wunden auf. Mirhiban versuchte, ihm den Kopf zur Seite zu drehen, aber der Hals blieb starr und unbeweglich.

Die Baronin sprang auf, stürmte mit zwei Sätzen einen Hügel hinauf und hielt noch einmal Ausschau nach allen Seiten. Endlich sah sie blinkendes Metall am Südrand der Lichtung, gar nicht weit von den fressenden Pferden entfernt. Dort lag die Brünne der Gräfin im Sonnenlicht, noch immer geschmückt mit den rotgeränderten Adlerschwingen. Thesia selbst lag ein paar Schritt weiter auf dem Rücken, ein grünes Bündel unter dem Kopf, wie auf einer Bettstatt.

Mirhiban stürzte zu ihr hin, ließ sich an der Seite der Geliebten auf die Knie fallen, wagte aber nicht, sie zu berühren, aus Furcht, Thesias Haut könne ebenso kalt wie die des Notmärkers sein. So folgte sie mit den Fingern den Konturen des ernstesten, bleichen Gesichtes, ohne es auch nur zu streifen. Erst als sie an der Gräfin hinabblickte, um nach Verletzungen zu schauen, entdeckte sie den groben Verband, der um die Taille der Gräfin geschlungen war. Streifen von schmutzigem Sackleinen hielten nasse, schlammige

Moospolster auf Thesias Bauch fest. Mit roter, womöglich blutiger Erde hatte ein Finger plumpe Zeichen auf den braunen Stoff geschmiert. Ein Heiler, eine Hexe, ein Druide, irgend jemand hatte der Gräfin beigestanden! Jemand hatte sie gefunden und ihre Wunde verarztet, wenn auch auf rüde Weise ... Jetzt erst wagte es Mirhiban, die Wange der Freundin zu berühren. Die Haut war kühl. Kühl, aber nicht kalt. Mirhiban stieß einen langgezogenen, trillernden Freudenschrei aus, nach Art der Tulamidinnen, umfaßte Thesias Gesicht mit beiden Händen und preßte ihr einen Kuß auf den Mund. »Du bist nicht tot«, stammelte sie, von Schluchzern geschüttelt.

»Gewiß bin ich nicht tot«, murmelte die Gräfin mit matter Stimme. »Wer so ungeschickt ist wie ich, muß wenigstens zäh sein.« Sie versuchte zu lächeln; es wollte ihr nicht recht gelingen. »Wo ist Uriel ...?« Ihr Kopf ruckte hoch.

Mirhiban drückte ihn sanft wieder ins Gras zurück. »Er ist tot. Sei unbesorgt.«

»Wer hat ihn zur Strecke gebracht?«

»Ich weiß es nicht.«

»Finde es heraus! Wir alle sind ihm zu Dank verpflichtet.« Thesia stemmte den Oberkörper mit einem Ellenbogen hoch, sank aber sogleich stöhnend wieder zurück.

Mirhiban tätschelte ihr die Hand. »Bleib ruhig lie-

gen! Ich werde gleich losreiten und einen Heiler und eine Trage und ... Ich bin so froh!«

Thesia fuhr der Freundin mit der Rechten über das Haar. »Froh bin ich auch – bei allen Zwölfen!«

Die Baronin deutete auf den kruden Verband. »Wer hat das getan?«

»Keine Ahnung«, erwiderte Thesia, während sie ein wenig den Kopf hob und an sich hinunterblickte. »Mir scheint, ich habe alles Wesentliche verschlafen. Ein Freund vielleicht ...?«

Mirhiban starrte sie aus großen Augen an. »Wie kann das angehen, daß du in dieser Gegend Freunde hast? Ich dachte, hier lebt überhaupt niemand.« Sie nahm das Leinentuch und die Moosfetzen näher in Augenschein. »Könnte ein Goblin gewesen sein ...«

»Ein Notmärker Goblin«, erklärte Thesia nachdenklich, »eine Goblinin, um genauer zu sein. Ja, das wäre möglich ...«

»Doch nicht deine Freundin Scherschai, die Goblinfrau, von der du mir erzählt hast ...?«

»Warum nicht? Sie zieht mit den Notmärker Truppen, und sie mag mich ... Es wäre immerhin möglich ... Doch sag, hast du nicht versprochen, einen richtigen, ordentlichen Heiler zu holen, eine Trage, ein Krüglein mit Feuer und so fort ...«

»Ja, ja, ja, das alles sollst du haben!« rief die Tulamidin jauchzend, sprang auf, rannte zu ihrem Pferd,

besann sich, als sie das erschöpfte Tier vor sich sah, eines Besseren und schwang sich in den Sattel des Falben.

Thesia lauschte lächelnd dem langgezogenen Freudentriller, der Augenblicke später durch die Auen der Misa schallte.

Soviel über Thesia von Ilmenstein, der die Götter an der Pforte von Alveran noch einmal den Weg zurück zu den Sterblichen wiesen, wohl weil es nicht angeht, daß uns alle Helden auf einen Streich genommen werden und wir hienieden nur noch von unseresgleichen umgeben wären, eine Vorstellung, die Beklommenheit erzeugen mag ... Und es muß noch eine weitere Geschichte nachgetragen werden, ein Ereignis, das sich fast unbemerkt zutrug und dennoch von angeblicher Wichtigkeit für so manchen Leser sein dürfte – vornehmlich für solche, die sich, wie der Chronist selbst, nicht ganz frei von Rachegehlüsten machen können.

Ein Tod ohne Sterben

Als der Zorn der Geflügelten über das Heer der Notmärker hinwegdonnerte, um Roß und Reiter zu zerschmettern, befand sich der Magier und gräfliche

Ratgeber Mengbillar auf einem der Troßwagen, verborgen unter einer auf allen Seiten geschlossenen Plane. Er war nicht allein, sondern in Gesellschaft zweier Frauen, einer jungen Marketenderhure namens Mascha und der Weibelin Rabescha Gumplew. Die Gumplew lag, bis zu den Hüften entkleidet, zwischen allerlei Fässern auf dem strohgepolsterten Boden des Proviantwagens. Eine Zauberstarre lähmte ihren Körper, so daß sie kein Glied, nicht einmal die Augenlider bewegen konnte. Darum starrte sie, scheinbar völlig teilnahmslos, zur Plane hinauf, während sich auf ihr, den Körper der Weibelin als einen lebenden Diwan nutzend, die nackte junge Mascha reckte und dem Magier erwartungsvoll die Arme entgegenstreckte.

Nicht zum ersten Mal, seit Graf Uriel seine unehe-liche Tochter dem Mengbillar als Gefährtin aufgezungen hatte, hatte der Zauberer einen Bann über die Weibelin geworfen und sie zur Zeugin seiner Liebesspiele mit allerlei Troßhuren gemacht, um sich durch diese Demütigung an ihr dafür zu rächen, daß ihm ihr Vater eine so häßliche Geliebte in das Lager geschickt hatte. Außerdem schien dem Magier diese Art der Vermischung von Unzucht und Niedertracht ein geeignetes Mittel zu sein, die Erzdämonin der schwarzen Lust zu ehren, die brünstige Belkelel.

Eben faßte Mengbillar nach den Aufschlägen seines

Magiermantels, um sich den goldbestickten schwarzen Stoff von den Schultern zu streifen, als aus der Ferne, aber wie eine Windbö heranfliegend, dumpfes Hufgetrommel aufklang. Auch war die Luft plötzlich erfüllt von einem unheimlichen Brausen, das gleichfalls rasch anschwell.

Der Magier erstarrte, die Hure blickte bestürzt auf, doch noch ehe sich die beiden regen konnten, war der Sturm der Geflügelten heran und brauste über Nachhut und Troßwagen hinweg, schnell wie ein stürzender Adler, denn nicht dem Ende, sondern der Spitze des notmärkischen Zuges galt der Angriff der Bronnjarer. Für einen kurzen Moment nur klirrte Metall auf Metall und es schrillten die Schmerzensschreie von Menschen und Zugtieren. Ein dumpfer Schlag, ein Scheppern, der Angstruf eines Mulis, und der Wagen, auf dem Mengbillar und die beiden Frauen verborgen waren, setzte sich mit einem Ruck in Bewegung. Offenbar führerlos galoppierten die vier vor den Karren gespannten Maultiere über das wellige Grasland davon und zerrten den rumpelnden, springenden Wagen hinter sich her. In seinem Innern kippten und rollten die Proviantfässer wild durcheinander, glitschige Heringe und schrumpeliges Dörrobst ergossen sich auf den Boden. In dem Wirrwarr lag, haltlos hin und her rutschend, die Marketenderhure. Blut quoll ihr aus Mund, Nase und Augen: Eines der stürzenden schwe-

ren Fässer hatte ihr den Kopf zerquetscht. Teils unter Säcken und Fässern begraben lag auch Rabescha Gumplew, noch immer regungslos. Der über und über mit Heringslake besudelte Mengbillar klammerte sich an die Seitenplanken, verzweifelt bemüht, nicht noch einmal unter die wildgewordene Fracht zu geraten. Sein rechter Fuß war unnatürlich weit zur Seite gedreht, das Bein verrenkt oder gebrochen.

Der Wagen tat auf einem grasigen Buckel einen letzten weiten Sprung, dann drehte er sich in der Luft, prallte auf den Boden und rollte ein paarmal um die eigene Achse. Die Maultiere, immer noch zu viert aneinandergeschirrt, rasten davon und zogen die gebrochene Deichsel hinter sich her.

Mengbillar vernahm noch für ein paar Augenblicke das Surren eines leerlaufenden Rades, dann trat Stille ein. Mühselig versuchte er sich ein Bild von der Lage zu verschaffen. Der Karren hatte seine Plane mitsamt der Spriegel verloren, der Kasten lag mit der Öffnung nach unten, schräg, an einer Ecke von einem der Heringsfässer abgestützt. Am anderen Ende war Mengbillars gebrochenes Bein unter der Bordwand gefangen. Der Bruch schmerzte kaum, aber der Magier wußte, daß das bald anders würde. Ein wenig abseits entdeckte er Rabescha, bäuchlings im Gras ausgestreckt; sie regte matt die Arme. Noch etwas ferner lag die tote Dirne, nackt, mit blutüberströmtem Kopf.

In Mengbillars eingeschränktem Blickfeld war ringsumher weder Freund noch Feind zu erblicken. Offenbar hatten die durchgehenden Maultiere den Wagen ein beträchtliches Stück davongezerrt, bevor das Fahrzeug umkippte.

Der Magier hob probeweise die Arme: anscheinend unversehrt. Auch sein linkes Bein war unverletzt geblieben, aber das rechte steckte fest wie in einem Bärenisen. Schon beim geringsten Versuch einer Bewegung schnappte er vor jäh aufflammendem Schmerz nach Luft. Er drehte besorgt den Kopf nach den Seiten. Etwas mußte geschehen, aber schnell, auch wenn keine unmittelbare Gefahr drohte. Vermutlich war er von den wahnsinnigen Maultieren hinter die feindlichen Linien geschleppt worden, und dort konnte man ihn jederzeit entdecken und erkennen. »Sie schlugen mich tot«, stieß Mengbillar zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor, »ganz gewiß täten sie das.«

Er versuchte, sich auf einen Heilzauber zu besinnen. Bevor er irgend etwas anderes unternehmen könnte, mußte zunächst einmal das Bein versorgt werden, doch er hatte wenig Hoffnung: Die magische Heilkunst war nicht eben sein Feld, und die zaubertätige Heilung von Brüchen ohnehin eine hohe Kunst, äußerst schwierig zu meistern ...

Ächzend stemmte er den Oberkörper hoch und beugte sich vorsichtig vor, um die Hand zur magi-

schen Heilung auf den gebrochenen Unterschenkel zu legen. Ein glühendheißer Stich durchzuckte sein Bein. Er konnte die verletzte Stelle nicht erreichen. Sobald er es versuchte, trieben ihm schier unerträgliche Schmerzen die Luft aus den Lungen. Mit einem verzweifelten Seufzer sank er zurück.

Das Gras raschelte. Zwei Militärstiefel ragten plötzlich dicht vor Mengbillars schmerzverzerrtem Gesicht auf. Er riß die Augen auf und blickte nach oben. »Rabescha ...? Wie schön, dich unverletzt zu sehen.«

»Steckst in der Klemme, hm?« knurrte die Weibelin, während sie sich ein paar trockene Halme von den ledernen Beinlingen und den großen unbedeckten Brüsten wischte. »Sieht übel aus.« Sie bückte sich nach einem leeren Sacktuch, um es vor ihre Blöße zu halten.

Mengbillar schmale Lippen zeigten ein freundliches, fast unterwürfiges Lächeln. »Willst du mir nicht helfen, Rabescha ...? Wenn du dieses Brett dort drüben zur Hilfe nimmst, läßt sich vielleicht der Wagen ein wenig lüpfen, und ich kann mein Bein hervorziehen ...«

Rabescha Gumplew rührte sich nicht.

»Was ist los mit dir?« Mengbillar spähte gehetzt nach Norden. Von dort war ein Fanfarenton zu hören gewesen. »Beeil dich! Wenn mich die Ilmensteiner zu fassen kriegen, kann es mir übel ergehen!«

Die Weibelin blickte stumm auf ihn herab. Dann tat

sie einen Schritt nach vorn und tippte Mengbillars eingeklemmtes Bein mit der Stiefelspitze an. In das Aufheulen des Zauberers hinein sagte sie: »Ich glaube nicht, daß ich dir helfen möchte, du Ungeheuer. Ganz im Gegenteil: Mir gefällt es, dich dort liegen zu sehen, und ich hoffe, daß dich die Ilmensteiner finden und bei lebendigem Leib braten ... Den Zwölfen will ich dafür danken, daß sie mir diesen Tag und diese Stunde beschert haben. Mein Vater wollte mir nicht beistehen gegen dich und hat mich ebenso verhöhnt, wie du es tatest. Ja, da habt ihr euren Spaß gehabt, als ich dem Grafen von deinen Quälereien berichten wollte ... Wie habt ihr da über die häßliche Guplew gelacht, aber nun bekomme ich meine Rache! Jaja, braten sollen sie dich, und danach sollst du in den Dämonenfeuern weiter schmoren! Brutzeln und Braten bis ans Ende aller Tage, jaja!« Sie warf den Kopf zurück und lachte schallend, eine Geste, die sie offenbar ihrem Vater abgeschaut hatte.

»Sieh dich vor, du Fladengesicht!« zischte der Magier. »Ich kann dich immer noch verzaubern und in eine Kröte verwandeln.«

Für einen Wimpernschlag flackerte Unsicherheit in Rabeschas höhnischer Miene auf. »Das kannst du gar nicht, Geiernase ...«

Wieder erklang Fanfarengeschmetter, näher diesmal.

»Rabescha, ich warne dich!«

»Vielleicht könntest du's wahrhaftig ... Aber nur, solange ich in deiner Nähe bleibe. Darum denke ich, es wird Zeit für mich zu gehen. Auch möchte ich nicht in die Hände der Ilmensteiner fallen, und mir scheint, sie sind gar nicht mehr fern.« Kichernd wandte sie sich ab.

Der Magier stieß einen kehligen Wutschrei aus. »Das wirst du bereuen, bei der heiligen Belkelel!« Ein Strom unverständlicher, flehentlich hervorgestoßener Laute drang ihm über die Lippen, ein haßerfüllter, zorniger Ruf, der hinüber in fremde Sphären drang. Kaum war Mengbillars Schrei verhallt, standen drei Gestalten vor ihm, so plötzlich, als wären sie aus dem Boden gewachsen: Zwei riesige sechsbeinige Hunde waren erschienen und eine große Frau. Nackt war sie und ohne ein Haar auf dem Kopf oder ihrem üppigen Leib. Sie nickte in die Richtung der entsetzt davonhastenden Rabescha, und die schwarzen Hunde setzten der Fliehenden nach. Mit wenigen Sprüngen hatten sie sie eingeholt, faßten mit den mächtigen Kiefern nach ihren Armen, zerrten sie zurück.

»Siehst du, du stumpfsinniges Weib!« Mengbillars Stimme troff vor Häme, als er, noch immer rücklings im Gras liegend, der Weibelin die Worte entgegenbrüllte. »Gleich werden meine Gefährten dir deine wohlverdiente Strafe zuteil werden lassen! Nichts

werden die Canilaraanji, diese drolligen Tierchen, von dir übriglassen! Du, Fajlaraan!« Er wandte sich an die kahlköpfige Frau. »Hilf mir heraus – die Feinde werden bald zur Stelle sein!«

Die Nackte verbeugte sich. »Ganz, wie Ihr befiehlt, Meister«, sagte sie mit dunkler Stimme. Dann trat sie vor, bückte sich nach dem Wagen, um ihn mit der Rechten in die Höhe zu stemmen, während sie mit der Linken den vor Schmerzen stöhnenden Magier unter dem Kasten hervorzog.

»Heil das!« Mit einem Kopfnicken deutete Mengbillar auf seinen gebrochenen Unterschenkel.

Die Fajlaraan kniete im Gras nieder, beugte sich tief über das Bein und ließ die lange gespaltene Zunge langsam über den Stoff wandern, bis sie ein Loch fand, durch das die Zungengabel in das Beinkleid hineinschlüpfen konnte, um die Haut mit warmem Speichel zu bedecken.

Der Magier streckte die Arme zur Seite und rekelte sich. »Ah, welch ein Wohlgefühl!« seufzte er. Dann sprang er auf, verlagerte prüfend das Gewicht auf das so rasch geheilte Bein und tätschelte anschließend der Dämonin den kahlen Schädel. »Das war brav getan!« lobte er. »Du bist nicht ungeschickt, meine Dienerin!« Er warf einen raschen Blick nach Norden, wo in der Ferne ein größerer Reitertrupp zu erkennen war, und zeigte auf die angstbebende Rabescha.

»Reißt sie in Stücke!« herrschte er die Hundebestien an und wandte sich an die Dämonin. »Du kommst mit mir, Fajlaraan; vielleicht benötige ich dich noch.«

Im Gehen sah er noch einmal zu den Canilaraanji hinüber, um sie bei ihrem grauslichen Tun zu beobachten, aber die Dämonenbestien hatten Rabescha zwar zu Boden geworfen, doch mit ihren Bissen verschont. Statt dessen schleckten sie ihr mit den langen roten Zungen über Leib und Gesicht – eine Liebkosung, gegen die sich die vor Entsetzen halbgelähmte Weibelin nicht zu wehren wagte.

»Was soll das bedeuten?« herrschte Mengbillar die Fajlaraan an. »Die Dämonenköter sollen nicht mit ihr spielen – sie sollen sie zerstückeln!«

Die Kahlköpfige verschränkte die Arme vor den Brüsten. »Vielleicht steht ihnen nicht der Sinn nach solchem Gemetzel«, sagte sie.

Mengbillar blickte wieder nervös nach Norden: Die Feinde kamen rasch näher. Die Lage war absurd. Wenige Schritt von ihm entfernt tollten die Dämonenhunde wie alberne Welpen mit der häßlichen Gumplew, die inzwischen schnaufte und kicherte, durch das Gras und verweigerten ihm den Gehorsam. Vom Fluß her aber trabten die Ilmensteiner heran, so daß ihm keine Zeit blieb, die Dämonen unter seinen Willen zu zwingen, was dringend geboten gewesen wäre, wenn er sie auch in Zukunft noch be-

herrschen wollte. Ratlos griff er mit den leeren Händen in die Luft, dann warf er sich herum und lief davon. Die Zeit drängte.

Neben ihm sprang die Dämonin leichtfüßig durch das Gras. Ihre Brüste hüpfen mit den Sprüngen, und die vollen Lippen waren zu einem fröhlichen Lächeln verzogen. »Nun eil dich doch nicht so, Magus!« rief sie lachend. »Der Trab ist wahrlich keine Gangart, die dir gut zu Gesichte steht.«

Mengbillar antwortete nicht. Er hatte eine flache Senke mit einer Buschgruppe entdeckt. Wenn er die Büsche erreichte, bevor die Ilmensteiner heran waren ...

Plötzlich fühlte er sich von kräftiger Hand an der Schulter gefaßt, herumgezogen und zu Boden gerissen. Von den fleischigen Armen der Fajlaraan umschlungen, rollte er durch das hohe Gras. Die Dämonin ließ ein perlendes Lachen hören – wie eine Gesellschaftsdame in einem Festumer Salon.

Der Magier mühte sich, die warme weibliche Umarmung abzustreifen, aber es gelang ihm nicht. Die Arme der Fajlaraan gaben zwar nach, hielten aber dennoch fest, was sie umklammert hatten. »Laß ab, laß ab!« keuchte er schließlich. »Was ist denn in dich gefahren?«

Die Dämonin lachte rauh und rollte sich über ihn hinweg.

»Willst du endlich gehorchen, du stinkende Schlange! Hast du vergessen, daß du meine Dienerin bist?«

»Heute nicht«, kicherte die Fajlaraan brünstig. »Heute bin ich deine Geliebte, mein vermeintlicher Gebieter.« Sie lag nun schräg auf dem im Gras ausgestreckten Körper des Zauberers und züngelte ihm spielerisch über den Hals.

Mengbillar warf das Gesicht zur Seite. »Das hast du nicht zu entscheiden, Dämonenbrut! Ich will deine Liebe nicht, jetzt nicht, heute nicht, niemals! Du riechst nach Aas, du bist Aas! Mich ekelt vor dir!«

Wieder ließ die Fajlaraan ein schallendes Gelächter hören. »Du riechst kaum besser, mein Geliebter, du stinkst nach Fisch, nach totem Fisch ...! Übrigens bin ich diesmal nicht als deine Dienerin gekommen, Geliebter.« Die Dämonin warf Mengbillar einen ernsten langen Blick aus ihren schwarzgelben Augen zu. Ihre Stimme war sehr sanft geworden. »Die eine und einzige Herrin schickte mich zu dir, auf daß ich nach eigenem Gutdünken meine Zeit mit dir verbringe und gestalte.« Der Magier setzte zu einer zornigen Verwünschung an, aber sie legte ihm die Hand über die Lippen. »Mag sein, daß du endgültig in Ungnade gefallen bist bei der einen und einzigen Herrin, mein Lieber. Mag sein, daß du uns Laraanji wieder einmal zum falschen Zeitpunkt und zu falschen Aufgaben

gerufen hast ... Die große Belkelel jedenfalls schien mir verärgert wie schon lange nicht mehr. Mag sein, daß du nun noch einen Freund weniger hast in der Welt ... Vielleicht bin ich dein letzter Gefährte im weiten Weltenrund. Immerhin, ich bin bei dir, Magier, und ich werde dich lieben. Ich will dir eine Liebe zeigen, wie du sie noch nicht gesehen hast; du sollst Gefühle erleben, von denen du dir niemals träumen ließeest. Hier und jetzt will ich das tun; die Sache duldet keinen Aufschub.«

»Die Ilmensteiner«, erwiderte Mengbillar matt. »Sie werden uns finden ...«

»Das glaube ich kaum. Ich habe mir gestattet, einen Schleier der Unsichtbarkeit über unser Lager zu werfen. Niemand wird uns stören ... Und nun will ich dir meine Liebe zeigen, so wie du mir die deine vorgeführt hast, bei unserer letzten Begegnung. Du hast mir große Schmerzen zugefügt, droben im kalten Notmark ... Erinnerst du dich?« Da die Dämonin vergeblich auf eine Antwort wartete, fuhr sie fort: »Ich erinnere mich noch gut an jenes Treffen. Keinen einzigen Augenblick habe ich vergessen ... Nachdem ich nun weiß, welche besonderen Wege der Liebe du bevorzugst, will ich dir auf eine ganz besondere Weise Erfüllung bringen. Das ist nur gerecht, nicht wahr ...? Sag, Geliebter, willst du es dir nicht bequem machen?«

Mit dem Nagel ihres plötzlich vorschnellenden Zeigefinger zertrennte sie Mengbillars fleckigen schweren Magiermantel auf. Mit ebenso schnellen Bewegungen schnitt sie ihm die Beinkleider entzwei, und die bleiche Haut kam zum Vorschein. Kleine Blutstropfen perlten aus den Schnitten, die der Fingernagel durch die Kleidung hindurch in die Haut geritzt hatte.

Mengbillar versuchte sich immer noch aus der Umarmung der Fajlaraan zu lösen, aber die achtete streng darauf, daß er ihr nicht entkam. Sie ließ ihm nicht genug Zeit, die Hände zu magischen Gesten zu formen, sie wischte ihm mit der Zunge über die Lippen, wann immer er versuchte, Worte der Vertreibung oder der Beherrschung zu sprechen.

»Nun verdirb nicht im letzten Augenblick noch alles«, ermahnte sie ihn in freundlichem Ton. »Ach, wenn du wüßtest, wie sehr ich mich auf diesen Augenblick gefreut habe und wie dankbar ich der einen und einzigen Herrin dafür bin, daß Sie dich mir überlassen hat ...«

Mengbillar schlug mit dem Kopf hin und her, um der Zunge zu entkommen, die ihm nun ständig über das Gesicht fuhr. Er zitterte und stöhnte laut. Auf seiner Stirn, den Wangen, dem Nasenrücken und wo immer ihn die Dämonenzunge in den letzten Augenblicken berührt hatte, wuchsen Brandblasen auf der

Haut, die unter den neuerlichen Streichen der Zunge zischend zerplatzten.

Der Magier schrie gellend. Die Fajlaraan lächelte. »Selbstverständlich habe ich dafür gesorgt, daß uns niemand hören kann ... Mein Freund, es betrübt mich, daß du dich lieber in die Hände der Ilmensteiner Folterknechte begeben willst, als mit mir leidenschaftliche Zärtlichkeiten zu tauschen. Nun sei doch nicht so halsstarrig! Komm, Geliebter mein, gib dich hin!« Sie umschloß Mengbillars Schulter mit der Rechten. Ihr Daumen versank in der Haut, als wäre sie aus Wachs, bohrte sich hinein, umklammerte jenen leicht geschwungenen dünnen Knochen, den die Anatomen Schlüsselbein nennen, und riß ihn heraus.

Die Entsetzensschreie des Magiers waren einem hilflosen Wimmern gewichen. Die Dämonin brachte auch diese Laute zum Verstummen, indem sie die Doppelklinge ihrer Zunge in den Mund des Magier trieb und ihm Gaumen, Rachen und Schlund mit einer Vielzahl schneller Schnitte zerfetzte. Währenddessen liefen fortwährend bläuliche Schatten über ihre Haut und ließen Schuppen, Warzen und wachsfarbene dicke Haare zurück. Überall erschlaffte die vormals so glatte Haut und legte sich in Wülsten um Schenkel und Leib. Der Kopf sank tief zwischen die Schultern ein und verschmolz schließlich mit einem Buckel, der dem Ungeheuer auf dem Rücken ge-

wachsen war. Fünf blutrote Hörner wuchsen aus der knöchernen Wölbung. Diese Kreatur nun glitt an dem Körper des Mengbillar hinauf und hinab, um ihn mit jeder Berührung weiter zu zerstören.

Nach dem Schmerz und dem ungläubigen Entsetzen überkam den hilflosen Magier ein namenloses Grauen, aber Bewußtlosigkeit oder gnädiger Wahnsinn wollten sich nicht einstellen. Und so erlebte er jeden Augenblick seines unsäglichen Endes bei voller Aufmerksamkeit. Er sah und spürte, wie sein Leib, die Knochen und das Innere zerstückelt wurden, und er beobachtete schließlich, wie die Dämonenkreatur schrumpfte. Kleiner und kleiner wurde sie, bis sie schließlich die Größe und Gestalt einer Ratte angenommen hatte. Diese Kreatur, auch sie von einem rotgestachelten Buckel entstellt, biß und wühlte sich einen Weg in Mengbillars Brust, und augenblicklich spürte er, wie das Geschöpf wiederum wuchs. Es schwoll und schwoll, trieb und drängte hinaus, was einmal der Zauberer Mengbillar gewesen war, kehrte ihm das Innerste nach außen, richtete sich in dem fremden Geist und in dem Körper ein, den es, kaum hatte es ihn in Besitz genommen, wiederherzustellen begann.

So wandert nun ein Körper durch unsere Welt, der kaum mehr ist als ein Gefäß, bereit, irgendwann einen anderen Menschen aufzunehmen, dem die Erzdämonin Belkelel aus irgendeinem Grund eine Gunst

erweisen will. Von Mengbillar aber ist nichts weiter geblieben als ein dünnes Stimmchen, das hin und wieder aus einem Winkel des Körpers, der ihm ein ewiger Kerker ist, um Mitleid fleht.

Die Gnade der Vergeßlichkeit

Die Rachsucht ist bekanntlich den Dämonen zu eigen, aber sie ist auch dem Menschen keineswegs fremd, nicht wahr? Doch so tief sie in ihm auch verwurzelt ist, so überwältigend ist bisweilen seine Vergeßlichkeit. Die Rede ist hier indes nicht von der Gedächtnisschwäche eines einzelnen Menschen, sondern vom gemeinschaftlichen Versagen des Erinnerungsvermögens der vielen. Der einzelne mag wohl ein einmal erlittenes Unrecht ein Leben lang voller Groll im Herzen tragen – was aber den Menschen im allgemeinen angetan worden ist (und was sie als Allgemeinheit angerichtet haben), das vergessen sie nur allzuleicht, und darum will es mit der menschlichen Entwicklung auch nicht recht von der Stelle gehen. ›Nichts wird je vergessen‹, sagte Thesia von Ilmenstein, doch sie meinte mit ihren Worten das unbestechliche Erinnerungsvermögen des Schicksals und der göttlichen Zwölf. Unter der Menschen hingegen wird allzu vieles allzuleicht vergessen!

Manch einen Leser wird – auch wenn er es nicht zugeben mag – das Ende des schurkischen Mengbilar mit grimmiger Genugtuung erfüllt haben, einer anderen übelwollenden Gestalt unserer Geschichte aber, der Dame Tjeika von Notmark, blieb ein durchaus verdientes, ähnlich schlimmes Schicksal erspart, indem sie aus der Tatsache ihren Nutzen zog, daß die Menschen nicht gern allzuweit zurückdenken und vor allem dem Augenblick huldigen. Zwar hatte die Notmärker Gräfin den blutrünstigen Heerzug ihres Vaters über eine weite Strecke begleitet und unterstützt, zwar war sie nicht dazwischengetreten, wenn die marodierenden Soldaten so manchem arglosen Bäuerlein den Schlund zerschlitzten – als sie aber bei Uriel in Ungnade fiel, war es ihr gelungen, sich nach Neersand durchzuschlagen, um dort an der Verteidigung der Stadt gegen die Notmärker Truppen teilzunehmen.

Mutig, das sei offen eingestanden, führte sie persönlich ihre Truppen, die auf sie als Adelsmarschallin des Bornlandes eingeschworenen Gardisten, auf die Mauerkronen, wo immer die Belagerer Neersand am heftigsten berannten. In vorderster Reihe focht sie mit Schwert und Speiß und schoß so manchen treffsicheren Pfeil von den hohen Zinnen hinab.

Nicht lange währte der Angriff Graf Uriels auf die Hafenstadt, aber in dieser Zeit stieg seine Tochter täg-

lich in der Achtung der Neersander Soldaten und Bürgerschaft, bis ihr schließlich die Beinamen ›Heldin‹ und schließlich gar ›Retterin von Neersand‹ zu teil wurden.

Nachdem ihr Vater die Belagerung aufgegeben hatte und in Richtung Festum abgerückt war, verbrachte Tjeika einige Zeit in Unschlüssigkeit, ob sie das Land verlassen sollte, bevor man sie für ihre Taten während des Marsches der Notmärker zur Rechenschaft ziehen konnte, oder ob sie ihr in Neersand gewonnenes Ansehen nutzen sollte, um sich dort eine Art Hausmacht aufzubauen. Sie entschied sich für letzteres, womit sie einer klugen Eingebung folgte. Geschickt verstand sie es, die einflußreichen Persönlichkeiten der Stadt auf ihre Seite zu ziehen, bis sie schließlich nach kurzer Frist – außer den bereits erwähnten Marschallsgardisten – einer Neersander Bürgerwehr vorstand, einer Truppe, über die sie ganz nach eigenem Gutdünken gebieten konnte, und noch bevor ihr Vater Uriel in seinen Untergang auf den Vallusanischen Weiden zog, hatte Tjeika bereits ein Beistandsversprechen nach Festum entsandt, eine Botschaft, die in der Hauptstadt wohlgefällig aufgenommen wurde. Bald schon galt es in Neersand wie in Festum als wenig ratsam, die Untaten der Notmärker Gräfin zu erwähnen, denn man sagte sich, daß mit der umtriebigen Frau bald wieder zu rechnen sei.

Das Marschallsamt hat Tjeika einstweilen aufgegeben. Ein Verharren auf dieser erhabenen Stellung würde, wie sie sagte, zur Zeit nur mißgünstiges, vorwurfsvolles Gerede hervorrufen, aber wie es neuerdings in der Hauptstadt heißt, will sie bald wieder nach dem Titel greifen. Vermutlich werden dann ihre Aussichten auf eine Wiederwahl recht gut stehen, denn dann wird der Mantel des Vergessens vollends über ihre Vergangenheit herabgesunken sein. Daß sie sich nach ihrem verschwundenen und für immer verschollenen Gatten Stane sehnt, möchten wir bezweifeln. Irgendwann wird Herr ter Sivering offiziell für tot erklärt werden, und die Witwe wird wieder frei sein, einen neuen Ehebund einzugehen. Heiraten wird sie jedoch wohl kaum ein zweites Mal – das ahnen wir –, aber ob sie in der Einsamkeit des Alters mit Wehmut an die uneingelösten Versprechen der Jugend zurückdenken wird, wissen wir nicht. Wir stellen uns allerdings gern vor, wie sie die Erinnerung mit Schmerz erfüllt und sie bittere Tränen darüber vergießt, daß sie sich nicht der Sonne und Wärme der Rechtschaffenheit zugewandt und auf diese Weise ein glückliches Leben gewonnen hat. Wir hoffen, daß nutzlose Reue ihre Seele plagt, daß sie sich Leichtigkeit und Liebe herbeisehnt und doch nur allzugut weiß, wie unauslöschlich und prägend ihre Schandtaten sind und wie unwiderruflich ihr Charakter über

dieser Erkenntnis von schwarzem Hader durchdrungen ist, so daß ihr jeder neue Tag nur neue Düsternis verheißt ...

Ob aber die Gräfin von Notmark wirklich an ihrem Leben leidet, kann niemand sagen, der nicht selbst eine schwarze Seele sein eigen nennt.

Geestwindskoje, zum letzten Mal

Gurvan lag unter dem Tisch, reglos, aber ohne zu schlafen. Eine Vorderpfote hatte er auf Selissas Stiefel gelegt, der Kopf ruhte auf dem Fuß Gerions. Abwechselnd hoben sich die grauen Grannenhaare über den Hundeaugen, wenn er zu der Kriegerin oder zu dem Magier hinaufspähte. Aufmerksam behielt er die beiden im Blick. Er ließe sich nicht noch einmal von ihnen abschütteln. Das hatte er sich fest vorgenommen.

Der alte Gurvan hatte vor den Stufen des niedergebrannten Herrenhauses gelegen, als Arvid und Algunde in Begleitung von Gerion und Selissa nach Geestwindskoje zurückkehrten. Niemand konnte sagen, wie es dem graupelzigen Greis gelungen war, die weite Strecke von der bornischen Grenze bis zum Gut allein zurückzulegen, doch er hatte es geschafft, und als er zum ersten Mal wieder die Stimme seines

Herren vernahm, wäre ihm vor Freude fast das Herz zersprungen.

Die Geestwindskojer und ihre Freunde saßen unter einer Segeltuchplane, die vor der erhalten gebliebenen Ostwand des alten Hauses ausgespannt war, und blickten über Land und Dünen hinweg zum Meer hinaus.

Beim Tisch lag in einer Wiege die schlummernde kleine Selissa. Erborn ritt auf einem Steckenpferd den grasigen Hang vor dem Terrassenplatz hinab. Ein paar Schritt neben den rußgeschwärzten Trümmern des alten Hauses lagen Balken und Bretter in harzig duftenden hohen Stapeln: frisches Bauholz, das am gleichen Tag wie Arvid und seine Gefährten aus Skorpsky eingetroffen war.

Erborn sprengte heran und ließ sich auf einen Stuhl fallen. Er stützte das Kinn auf die Tischplatte und atmete schwer. »Puh!« seufzte er. »Das war kein leichter Ritt, meine Herrschaften! Ich bin den ganzen Weg von Wassjefs Grab bis hierher im scharfen Galopp gegangen, wenn Ihr wißt, was das bedeutet!«

Als der Junge das Grab des Pagen erwähnte, sahen Arvid und Algonde hinab zur Straße. Dort stand, ein paar Schritte seitlich von der Stelle, wo die Gutshofallee auf die Küstenstraße stieß, ein Pfahl, an dem die Hälfte eines zerbrochenen Rades befestigt war. Erborn hatte sich den Ort für den toten Freund ge-

wünscht, da Wassjef stets gern an dieser Stelle gesessen und ein paar Worte mit vorüberziehenden Fuhrknechten gewechselt hatte. Hinterher hatte er dann voller Stolz alle Neuigkeiten aus der großen Welt, die er auf diese Weise erfahren hatte, an den Grafensohn weitergegeben.

Algunde sah mit Tränen in den Augen zu dem schlichten Grab hinab, und Arvid räusperte sich und fragte: »Warum gerade er?«

Gerion hob die Achseln. »Weil Boron der Gott der Willkür ist – das hörte ich die Gräfin von Ilmenstein sagen, und ich denke, sie hat wahr gesprochen.«

Der Graf schüttelte den Kopf. »Es ist nicht zu verstehen. Jeder dieser Borbaradianer müßte zweimal sterben, um diesen einen Tod auszugleichen, und die Schlacht hat viele hundert solcher ungerechten Tode gefordert. Dennoch leben etliche der Dämonenscher-gen noch und ziehen saufend und mordend durch das Land ... Guter Wassjef, mein Knappe, vielleicht hat dir ja inzwischen jemand die Welt erklärt, damit du verstehst, was wir nicht begreifen. Wo immer du nun sein magst – ich hoffe, es geht dir gut.« Schwere Trübsal befiel den Grafen, und doch ahnte er nicht – und würde es auch nie erfahren –, daß er in Wassjef einen leiblichen Sohn verloren hatte.

Jene Nacht, da er mit Vetter Semkin gezecht hatte, als gelte es, einen Säuferpreis zu gewinnen, lag lange

zurück, und an die Ereignisse der Nacht hatte sich der Graf schon am nächsten Morgen (genauer gesagt, am nächsten Nachmittag, als er mit schmerzendem Schädel zu sich kam) nicht mehr erinnert. Er wußte nichts mehr davon, wie Semkin und er kurz vor dem ersten Hahnenschrei in die Stube der molligen, freundlichen Magd Sula gepoltet waren. Auch die Erinnerung an das Schnauben und Wiehern der Pferde und den warmen Geruch, der in Sulas Kammer drang – denn die war vom Pferdestall nur durch eine rissige Bretterwand abgeteilt – und an ihr selber haftete, war schon beim Erwachen an jenem Tag erloschen. Er dachte nicht mehr an die Unsicherheit, die Angst in Sulas Blick, als sie aus dem Bett hochschreckte, auch nicht mehr an ihr tapferes Lächeln, als sie, die stattliche, aber recht naive Mittvierzigerin, begriffen hatte, daß es nicht um ihr Leben ging, und versuchte, das Beste aus der Lage zu machen.

Nein, sie empfand nicht nur Schrecken, als die stürmischen jungen Grafen sie lachend und scherzend, aber mit energisch zudringlichen Griffen bedrängten, und vielleicht lag es an diesen kurzen Momenten der Freude und Bereitschaft, daß Sula später, als sich zeigte, daß die Nacht nicht ohne Folgen geblieben war, vor Scham fast zerfloß. Niemandem mochte sie eingestehen, woher die späte Freuden-

frucht zu ihr gekommen war. Und der Graf bestärkte sie in ihrem Schweigen, da er die Ereignisse jener Nacht nie wieder mit einem Worte erwähnte, also – wie Sula sich sagte – offenbar um jeden Preis geheimhalten wollte. So entschied sie sich für die Rolle der heimlichen Geliebten des Geestwindskojer Grafen, einer Verbündeten, die eine einzige Liebesnacht zu lebenslanger Verschwiegenheit verpflichtet hatte.

Erst als der kleine Wassjef schon sieben Jahre alt war und noch immer nicht mehr als ein halbes Elternpaar vorweisen konnte, wofür er von seinen Gefährten gehänselt wurde, gab Sula ihre Ergebenheit auf und entschied sich, dem Jungen zu erzählen, daß herrschaftliches Geestwindskojer Blut in seinen Adern fließe. Schließlich liebte sie ihren Sohn von ganzem Herzen und konnte es nicht ertragen, daß er, dem ein Sitz an der gräflichen Tafel gebührte, beim Essen in der Gesindeküche mit hämischen Versen bedacht wurde. Doch gerade als Sula sich entschlossen hatte, Wassjef zuliebe ihr jahrelanges Schweigen zu brechen, da geriet sie dem scheuenden Rapphengst des jungen Grafen unter die Hufe, die ihr den Schädel zerschmetterten.

So wußte Arvid also nichts davon, welches Band ihn mit dem Jungen verknüpfte, der unten an der Straße unter dem Zeichen des gebrochenen Rades begraben lag, und hätte er es gewußt, so hätte dieses

Wissen eigentlich nichts an seinem Schmerz ändern sollen, denn jeder Tote, den der Kampf gegen den Dämonenmeister fordert, ist einer zuviel.

Nach einer Weile allgemeinen Schweigens fragte Gerion nach den Plänen für den Neubau des Herrenhauses, und Arvid sprang auf, um sie herbeizuholen. Mit eifrigen Worten und Gesten beschrieb er die Einzelheiten des Baus und mühte sich, alle seine Gedanken auf diesen Wiederaufbau und die kommenden Zeiten zu richten. Auch die anderen Menschen am Tisch sahen nicht mehr zu dem kleinen Grabmal hinab, sondern widmeten sich dem neuen Thema mit freudigem Eifer, und sie taten recht daran, denn ein Grab spricht stets nicht nur vom Tod allein, sondern auch vom Leben ...

Der Aufbruch

Daß Grimbart und ihre große Familie in der Nacht auf den 25. Praios 1021 beschloß, in der angestammten Waldlichtung gehe es neuerdings viel zu unruhig zu, und es müsse nun ausgezogen und eine neue Bleibe gefunden werden, brauchte – das sei zugegeben – vielleicht nicht unbedingt berichtet zu werden. Andererseits wird der geneigte Leser uns darin zu-

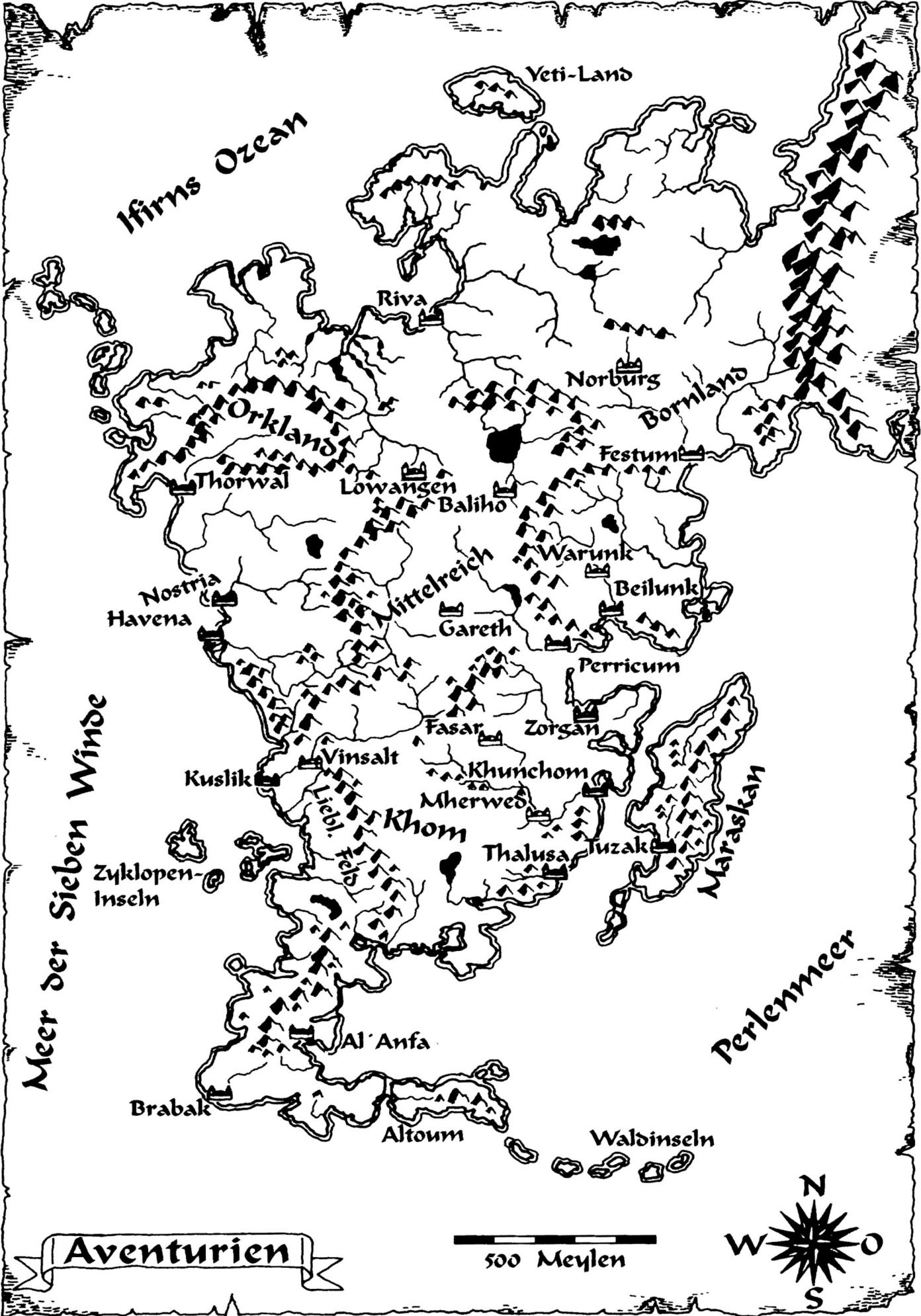
stimmen, daß die Grimbarts keine beliebige, sondern für den Schicksalslauf recht bedeutende Dachsfamilie sind. Vielleicht lohnt es sich also doch, die breithüftige gestreifte Truppe im Blick zu behalten. Mag gut sein, daß man ihr irgendwo irgendwann noch einmal begegnen wird; und wer weiß, vielleicht waren ja Grimbart und ihre Leute die wahren Helden dieser Geschichte und einfach – nach Art der Dachse – zu maßvoll, um viel Aufhebens um ihre Rolle zu machen? Immerhin waren sie bescheiden genug, um sich – geradeso wie die Menschen auf der Geestwindskojer Terrasse – darüber freuen zu können, daß sie am Leben waren. Diese Erkenntnis aber, sagt der Tulamid, ist das wichtigste. Alles andere wird sich finden.

Auf ewig gepriesen seien die Zwölfe!



ANHANG





Ifirms Ocean

Veti-Land

Riva

Norburg

Bornland

Orkland

Thorwal

Lowangen

Baliho

Festum

Nostria

Havena

Mittelreich

Warunk

Beilunk

Gareth

Perrium

Fasar

Zorgan

Vinsalt

Kuslik

Khunchom

Mherwed

Khom

Thalusa

Luzak

Maraskan

Zyklopen-
Inseln

Al'Anfa

Brabak

Altoum

Waldinseln

Aventurien

500 Meylen



Aventurien. Eine kurze Einführung in einen fremden Kontinent



Die Weltbeschreibung Aventuriens, seiner Provinzen, Bewohner, magischen Phänomene, Götter und Kreaturen umfaßt mittlerweile mehr als 1000 Seiten, so daß wir hier gar nicht den Versuch unternehmen wollen, Ihnen das Reich das Schwarzen Auges* in seiner ganzen Vielfalt zu beschreiben. Diese kleine Einführung kann kaum mehr leisten, als Ihnen Appetit auf das Gesamtwerk zu machen. Eine Übersicht über das gesamte bisher erschienene Hintergrundmaterial zu unserem Spiel erhalten Sie bei Ihrem Buch- oder Spielehändler oder (bei Einsendung eines mit DM 3,- frankierten A4-Rückumschlags) direkt bei Fantasy Productions GmbH, Postfach 1416, 40674 Erkrath.

* *Das Schwarze Auge* ist ein Stein, der seinem Besitzer hellseherische Fähigkeiten verleiht. Er hat dem Spiel den Namen gegeben.

Geografie

Der Kontinent Aventurien ist eine der kleineren Landmassen auf Dere, einer erdähnlichen Welt, die die meisten Aventurier für scheibenförmig halten. Zwar wurde in neuerer Zeit mehrfach die Hypothese aufgestellt, die Dere habe die Form einer Kugel, aber diese Annahme läßt sich einstweilen nicht beweisen: Bisher ist es keinem aventurischen Seefahrer gelungen, die Welt zu umrunden – im Osten wird der Kontinent nämlich von einem schier unbezwingbaren, mehr als 10 000 Schritt (m) hohen Gebirge begrenzt, dem Eheren Schwert. Auf der Westseite des Landes erstreckt sich ein tückischer Ozean, geheißen das Meer der Sieben Winde. Jenseits dieses Meeres liegt ein sagenumwobener Kontinent namens Gildenland, und ob die Welt hinter Gildenland zu Ende ist oder nicht, entzieht sich der Kenntnis aventurischer Geografen.

Aventurien selbst mißt vom äußersten Norden bis zu den Dschungeln des Südens etwa 3000 Meilen (km) – keine sehr weite Strecke für einen Kontinent, mag es scheinen, aber immerhin würde ein Aventurier gewiß mehr als drei Monate benötigen, um diese Entfernung zu durchreisen. Es kämen jedoch nur wenige Menschen auf den Gedanken, eine solche Reise zu wagen, denn ihr Weg würde sie durch weite Gebiete

führen, wo jede Hoffnung, auf eine menschliche Ansiedlung zu stoßen, vergeblich wäre, wo sie aber immer damit rechnen müßten, feindseligen Orks, gefräßigen Ogern oder wilden Tieren zum Opfer zu fallen.

Der äußerste Norden Aventuriens – so er nicht von Eis bedeckt ist – wird bestimmt von Wald- und Steppengebieten. Ansiedlungen gibt es hier kaum; die wenigen Menschen, denen man begegnen kann, gehören meist zum Volk der Nivesen, den Steppennomaden, die dem Zug der großen Karenherden folgen. Im Nordwesten liegt auch das Orkland, ein von mehreren Gebirgszügen eingeschlossenes Hochland, das – wie sein Name vermuten läßt – hauptsächlich von Orks bewohnt wird. Die zahlreichen Orkstämme liefern sich häufig blutige Fehden um Jagdgründe, Weideland und Sklaven. Nur vereinzelt schließen sie sich zu einem großen Verband zusammen und dringen auf einem blutigen Beutezug weit nach Süden vor, in das Reich der Menschen.

Auf gleicher Höhe mit dem Orkland liegt ganz im Westen des Kontinents Thorwal, das Reich eines streitbaren und räuberischen Seefahrervolkes. Mit ihren leichten einmastigen Schiffen – Ottas oder Drachenbooten genannt – stoßen die Thorwaler zu allen Küsten Aventuriens vor. Finden sie einen kleinen Hafen unbefestigt und unvorbereitet, wird er überfallen und geplündert; stoßen die rothaarigen Hünen auf

überraschenden Widerstand, versuchen sie, mit den Städtern Handel zu treiben.

Im Nordosten des Kontinents erstreckt sich das Bornland, das an seiner Ostseite von den unüberwindlichen Gipfelketten des Ehernen Schwerts begrenzt wird. Das Bornland ist ein sehr waldreiches Gebiet, bekannt für seine strengen Winter und seine zähe und arbeitsame Bauernschaft, die als Leibeigene einer Vielzahl von Baronen, Grafen und Fürsten ein sorgloses Leben ermöglicht. Festum, die Hauptstadt des Landes und der Amtssitz des Adelsmarschalls, gilt als eine der schönsten und sinnesfrohesten Hafenstädte Aventuriens.

Im Herzen des Kontinents liegt das Neue Reich, eine Zone von gemäßigttem Klima, recht dicht besiedelt und mit einem gut ausgebauten Straßennetz ausgestattet. In der langen Zeit der Besiedlung wurden viele Rodungen vorgenommen, aber in der Umgebung der Gebirgszüge finden sich noch immer dichte, undurchdringliche Wälder. Die Gebirge selbst, vor allem Finsterkamm, Koschberge und Amboß, sind von Zwergen bewohnt. Die Hauptstadt des Mittelreiches, Gareth, ist mit etwa 120 000 Einwohnern die größte Stadt Aventuriens.

Südlich an das Mittelreich schließt sich die Khom-Wüste an, die Heimstatt des Novadis, eines stolzen Volkes von Wüstennomaden. Das Gebiet zwischen

dem Khoram-Gebirge und den Unauer Bergen wird im Westen von den Eternen und den Hohen Eternen begrenzt. Diese beiden Gebirgszüge schirmen die Khom auch von den Regenwolken ab, die fast ausschließlich mit dem Westwind ziehen.

Ein regenreiches Gebiet ist dagegen das Liebliche Feld; so heißt das reiche Land im Westen, dessen Hauptstadt Vinsalt ist. Das Liebliche Feld ist angeblich das Land, in dem sich die ersten Einwanderer aus dem fernen Güldenland ansiedelten. Das Gebiet um die Städte Grangor, Kuslik, Belhanka, Vinsalt und Silas gilt als der fruchtbarste Bereich des ganzen Kontinents. Hier findet man den intensivsten Ackerbau und die blühendsten Ansiedlungen. Die meisten Städte und Dörfer im Lieblichen Feld sind sehr wehrhaft gebaut, weil die Region ständig von Überfällen bedroht ist: Von der Landseite dringen immer wieder Novadi-Stämme in die Provinz ein, und die Küste wird häufig von den Drachenschiffen der Piraten aus Thorwal heimgesucht.

Südwestlich der Eternen beginnt die aventurische Tropenregion. Das Land ist von dichtem Urwald bedeckt, nur die Gipfelkette des Regengebirges ragt aus dem undurchdringlichen Blätterdach. Die Dschungelregion wird von Ureinwohnern und Siedlern aus Nordaventurien bewohnt. Die Siedler leben in Handelsniederlassungen entlang der Küste, die Urein-

wohner – sie sind zumeist kleinwüchsig, haben eine kupferfarbene Haut und werden Mohas genannt – wohnen in kleinen Pfahldörfern tief im Dschungel. Die Gifte, Kräuter, Tinkturen und Tierpräparate der Mohas sind in den Alchimisten-Küchen ganz Aventuriens heiß begehrt, und auch die Mohas selbst gelten mancherorts als wertvolle Handelsware.

Vor allem in den südlichen Regionen des Kontinents ist die Sklavenhaltung weit verbreitet, und in vielen reichen Häusern gilt es als schick, sich einen echten ›Waldmenschen‹ als Pagen oder Zofe zu halten. Al'Anfa, der an der Ostküste des Südzipfels gelegene Stadtstaat, ist das Zentrum des Sklavenhandels und hat schon vor langer Zeit den Beinamen ›Stadt des roten Goldes‹ erworben, während es von Gegnern der Sklaverei als ›Pestbeule des Südens‹ bezeichnet wird.

Erbitterter Gegner Al'Anfas ist vor allem das an der Südküste gelegene kleine Königreich Trahelien, das sich erst kürzlich seine Unabhängigkeit vom Mittelreich erstritten hat, dessen südlichste Provinz es einmal war.

Im äußersten Südwesten läuft der aventurische Kontinent in einer Inselkette aus, deren größte Inseln – Token, Iltoken und Benbukkula geheißen – vor allem als Gewürzlieferanten bekannt sind.

Politik und Geschichte

*Für den Landmann, sei er Bauer oder Knecht,
gibt's in der Welt nicht Gold noch Recht!*

Zitiert aus dem Lied ›Der Ritter und die Magd‹,
gedichtet von einem unbekannten Wanderarbeiter
aus dem Lieblichen Feld.

*Im Namen des Herren Praios, seiner Schwester Rondra
und der anderen unsterblichen Zehn,
im Namen der Ehre, des Mutes und der göttlichen Kraft,
im Namen der Treue, des Reiches und der kaiserlichen Ma-
jestät,
im Namen der Liebe und der Achtung vor jeglicher gut-
herziger Kreatur,
senke ich diese Klinge auf deine Schultern, die fortan eine
ehrenvolle, aber schwere Bürde tragen sollen. Erhebe dich
nun, Ritter ...!*

Die in weiten Teilen Aventuriens verbreitete Ritterschlag-Formel.

Die Zeitepoche, in der Aventurien sich befindet, ist nicht unbedingt mit dem irdischen Mittelalter, sondern eher mit der Frührenaissance vergleichbar, und ähnlich wie die Herrscher in jener Zeit verhalten sich auch die aventurischen Potentaten: Sie bedienen sich aller Mittel, die die Politik schon immer zu bieten hat-

te – Diplomatie, Korruption, Krieg und Intrige. Dennoch kann man davon ausgehen, daß die meisten von ihnen das Wohl ihres Volkes und Reiches im Auge haben. Die beiden bedeutendsten Staaten in Aventurien sind das *Mittel-* oder *Neue Reich* und das *Liebliche Feld*. Beide werden von einem Kaiser regiert, wobei der Herrscher des Mittelreiches, Kaiser Hal I., jedoch kürzlich auf rätselhafte Weise verschwunden ist (an seiner Statt regiert Prinz Brin I.) und die Regentin des Lieblichen Feldes, Amene III., erst vor einem Jahr wieder den Titel einer Kaiserin angenommen hat (im Lieblichen Feld *Horas* geheißen). Beide Staaten sind nach dem klassischen Lehenssystem organisiert, in dem der Bauer seinem Baron Abgaben zu entrichten hat, dieser dem Grafen, der wiederum dem Fürsten usf., wobei der Kaiser/die Kaiserin jeweils der oberste Lehensherr ist.

Die altüberkommene Leibeigenschaft als Gesellschaftsordnung findet sich noch im *Bornland*, einem gleichfalls recht mächtigen, aber vergleichsweise rückständigen Staat – dem Schauplatz dieses Romans. Das Bornland ist eine Aristokratie und wird nicht von einem Erbmonarchen, sondern von einer alle fünf Jahre neu zu wählenden Adelsmarschallin (oder einem Adelsmarschall) regiert. Wahlberechtigt sind ausschließlich bornische Adlige. Stimmenkauf, die heimliche Möglichkeit des Großbürgertums, auf

die Wahl Einfluß zu nehmen, ist jedoch weit verbreitet, da viele Adlige außer ihrem Titel nichts von den Vorfahren geerbt haben und zum Teil in bitterer Armut leben. Solche ›Aristokraten‹ werden bei Standesgenossen und dem einfachen Volk als ›Brückenfürsten‹ verhöhnt, wobei der Spottname unterstellt, die armen Adelsleute würden unter einer Brücke hausen.

Das Marschallsamt besitzt nur eine nominelle Macht in Friedenszeiten, da alle wichtigen Entscheidungen von der *Adelsversammlung* getroffen werden; aber in Kriegszeiten kann der Marschall das Oberkommando über die bornischen Truppen übernehmen; außerdem verfügt er über eigene Marschallsgardisten. (Eine umfassende Darstellung der kulturellen, politischen und geografischen Verhältnisse im Bornland bietet die Box *Rauhes Land im Hohen Norden* [Verlag Fantasy Productions GmbH, Postfach 1416, 40674 Erkrath]).

Die aventurische Geschichte, auf die wir hier nicht im einzelnen eingehen wollen, ist übrigens mit Erscheinen des Spiels *Das Schwarze Auge* keineswegs zum Stillstand gekommen, sondern befindet sich in stetem Fluß. Der *Aventurische Bote* – das DSA-Magazin – berichtet regelmäßig über die Geschehnisse der Mächtigen und der Völker; einige Abenteuer und Romane sind an Wendepunkten der Geschichte angesiedelt und

ermöglichen den Spielerhelden und Lesern die Teilnahme am aventurischen Weltgeschehen. Bei ihren Entscheidungen über den Fortgang der Geschichte ist die DSA-Redaktion stets bemüht, Spieleraktionen, -wünsche und -anregungen zu berücksichtigen, damit die DSA-Spieler in ihrer Gesamtheit einen nicht unbeachtlichen Anteil an der Entwicklung ihrer Spielwelt nehmen können.

Götterwelt

Denn siehe: Den Götterlästerern und Meuchlern, den Brandschatzern und Brunnenvergiftern und was dergleichen Gesindel mehr sein mag, den Verstockten und Verhärteten, die nit Reu noch Buße kennen, wird Boron nit den Schlüssel geben, zu öffnen die paradiesischen Pforten.

Zitiert aus ›Die Zwölf Göttlichen Paradiese‹ von Alrik von Angbar, zuletzt abgedruckt im Aventurischen Boten, 17 Hal.

So mächtig einige aventurische Potentaten auch sein mögen, sie sind dennoch nicht die wahren Lenker der Geschehnisse der Welt und ihrer Bewohner: Eine Vielzahl von Göttern herrscht über Land und Leute. Diese Gottheiten beziehen ihre Macht zwar aus dem Glauben derer, von denen sie verehrt werden, aber

sie sind keineswegs reine Idealvorstellungen oder Gedankenbilder, sondern reale, überaus machtvolle Wesenheiten, die sich bisweilen ihren Gläubigen zeigen, Wunder tun oder auf andere durchaus spürbare Weise in das Weltgeschehen eingreifen.

Am weitesten verbreitet ist in Aventurien der Glaube an die Zwölfgötter. Es sind dies Praios (Sonne, Macht, Herrschaft), seine Brüder Efferd (Regen, Meer, Seefahrt), Boron (Schlaf, Tod), Firun (Jagd, Winter), Phex (Handel, Diebeszunft), Ingerimm (Feuer, Schmiedekunst) und die Schwestern Rondra (Krieg, Blitz und Donner), Travia (Gastfreundschaft, Ehe), Hesinde (Künste, Wissenschaft, Zauberei), Tsa (Erneuerung, Jugend), Peraine (Aussaat, Heilkunde) und Rahja (Liebe, Rausch, Wein).

Diese Götter werden im Bornland, dem Mittelreich, dem Lieblichen Feld und an vielen anderen Orten des Kontinents verehrt. Nach ihren Namen sind auch die Monate des in den meisten Teilen gebräuchlichen Kalenders benannt. Die Nomaden der Wüste – Novadis genannt – huldigen dem Eingott Rastullah, die Bewohner der Insel Maraskan beten zu Rur und Gror, einem göttlichen Zwillingspaar.

Zwischen diesen Göttern – zu denen sich noch eine Reihe Halbgötter gesellt – mag es Zwistigkeiten und ernsten Streit geben, möglicherweise auch blutige Fehden, aber sie alle haben ihren stetigen unversöhn-

lichen Widersacher in einer übersinnlichen Kreatur, die man den ›Gott ohne Namen‹ nennt. Auch dieser, der Inbegriff des Bösen und der Verderbtheit, besitzt eine beträchtliche geheime Anhängerschaft in Aventurien, denn er versteht es, seine Gefolgsleute mit Reichtum und Macht auszustatten, wie sie die anderen Götter nicht gewähren wollen (oder können?).

Tempel und Bethäuser bestimmen das Straßenbild der meisten aventurischen Städte. Es hat wenig Sinn, in Aventurien ein Leben als Atheist oder Agnostiker zu führen, denn die Gottesbeweise sind zahlreich und greifbar. Außerdem wären die Menschheit sowie die Völker der Elfen und Zwerge längst untergegangen, wenn die Götter ihnen nicht im ewigen Kampf gegen das Reich der Dämonen zur Seite stünden.

Nachbemerkung

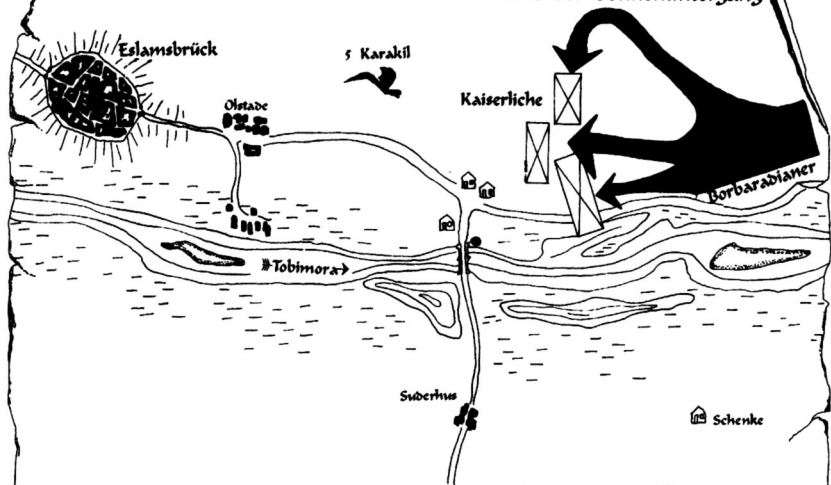
Wie schon anfangs gesagt: Viel mehr, als Sie ein wenig neugierig zu machen, konnte dieser kurze Blick auf Aventurien kaum leisten. Wir würden uns natürlich freuen, wenn Sie nun Lust bekommen hätten, sich ein wenig intensiver mit der Welt des Schwarzen Auges auseinanderzusetzen, denn Aventurien – entstanden aus der gemeinsamen Arbeit von mehr als zwei Dutzend Autoren und Hunderten von kreativen

Spielerbeiträgen – ist gewiß eine der stimmungsvollsten und interessantesten Fantasywelten, die je geschaffen wurden.



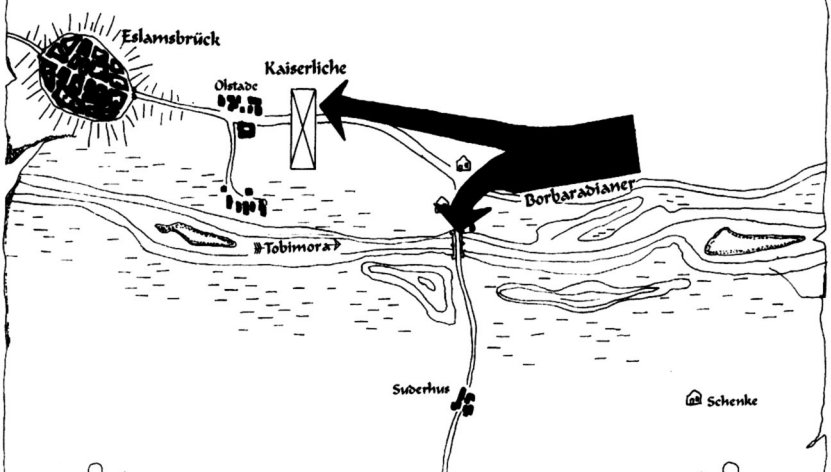
1 Meile

29. Ronda, Hal 27
kurz vor Sonnenuntergang



1 Meile

30. Ronda, Hal 27
kurz nach Mitternacht



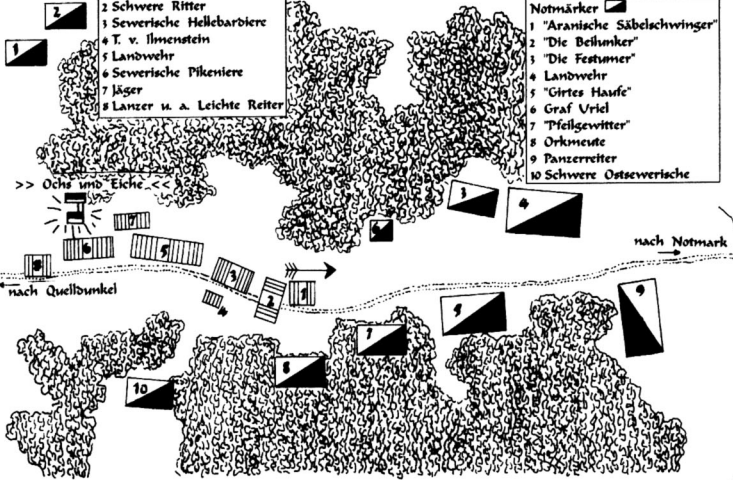
>> Blutige Tobimora <<
- Die Schlacht bei Eslamsbrück

Der Hinterhalt

- Notmärker 
- 1 "Aranische Säbelschwinger"
 - 2 "Die Beihunker"
 - 3 "Die Festuner"
 - 4 Landwehr
 - 5 "Girtes Haufe"
 - 6 Graf Vriol
 - 7 "Pfeilgewitter"
 - 8 Orkmeute
 - 9 Panzerreiter
 - 10 Schwere Ostsewerische

Ilmensteiner 

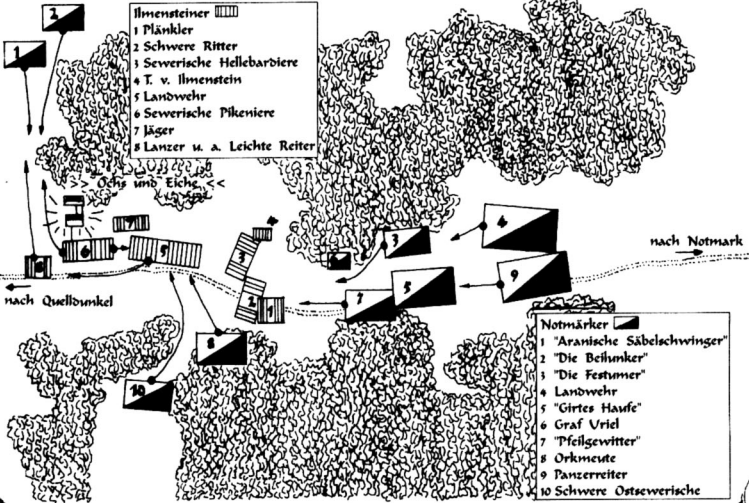
- 1 Plänkler
- 2 Schwere Ritter
- 3 Sewerische Hellebardiere
- 4 T. v. Ilmenstein
- 5 Landwehr
- 6 Sewerische Pikenierte
- 7 Jäger
- 8 Lanzer u. a. Leichte Reiter



Die Schlacht

- Notmärker 
- 1 "Aranische Säbelschwinger"
 - 2 "Die Beihunker"
 - 3 "Die Festuner"
 - 4 Landwehr
 - 5 "Girtes Haufe"
 - 6 Graf Vriol
 - 7 "Pfeilgewitter"
 - 8 Orkmeute
 - 9 Panzerreiter
 - 10 Schwere Ostsewerische

- Ilmensteiner 
- 1 Plänkler
 - 2 Schwere Ritter
 - 3 Sewerische Hellebardiere
 - 4 T. v. Ilmenstein
 - 5 Landwehr
 - 6 Sewerische Pikenierte
 - 7 Jäger
 - 8 Lanzer u. a. Leichte Reiter



Die Schlacht bei Ochs und Eiche

5 Meilen

Königin Gilia

Ilmensteiner

Notmärker

Borbaradianer
Sappeure

Vallusa

Misa

Kaiserliche

Borbaradianer
Kavallerie

Borbaradianer
Kavallerie

Borbaradianer
Hauptheer

Die Schlacht auf den
Vallusanischen Weiden

Darstellungen und Hinweise zum aventurischen Zeitgeschehen



Zur Beachtung!

Nicht alle Bedingungen, die die Hintergründe der Handlungen und Triebkräfte der Personen in diesem Buch bestimmen, können innerhalb des eigentlichen Romantextes erläutert werden. Es käme sonst immer wieder zu Unterbrechungen der Handlung durch staubtrockene Unterrichtsstunden in aktueller aventurischer Geschichte, die der Autor nicht niederschreiben mag und die der geneigte Leser wenig zu schätzen wüßte.

Andererseits möchten Sie vielleicht doch ein etwas genaueres Bild vom Umfeld dieser Geschichte zur Verfügung haben und später einmal rasch ein paar Dinge nachschlagen können, ohne mehrere Romankapitel durchforsten zu müssen. Darum haben wir einige Ereignisse, die auch im Roman vorkommen, hier im Anhang noch einmal dargestellt, und zwar aus einer möglichst ›objektiven‹ Perspektive.

Hierbei handelt es sich zum Beispiel um einen knappen Abriß der bisherigen ›Karriere‹ des Dämo-

nenmeisters Borbarad. Auch der Verlauf wichtiger Schlachten – die innerhalb der erzählten Geschichte notgedrungen immer nur aus dem eingeschränkten Blickfeld einzelner Beteiligter beschrieben werden können – wird im Anhang möglichst übersichtlich dargelegt. Aus dem eben Gesagten geht hervor, daß hier im Anhang ganze Erzählepisoden genau beleuchtet werden, die eigentlich bei der Romanlektüre im Halbdunkel bleiben und deren Ausgang für den Leser ungewiß und spannend bleiben sollte.

Die Geschichte von Borbarad, dem Dämonenmeister

Borbarad, auch ›Tarsonius von Bethana‹ oder einfach ›der Bethanier‹ genannt, war einst – vor etwa fünfhundert Jahren – der mächtigste Magier Aventuriens. Er galt als eitel, skrupel- und völlig gewissenlos, aber er war ein Meister der Beschwörung und Schöpfer mehrerer Dutzend hochwirksamer Zaubersprüche, die noch heute in fast unveränderter Form in Aventurien in Gebrauch sind.

Als Borbarad wegen zahlreicher Verbrechen einst aus der Welt verbannt wurde, fand er nicht den Tod, sondern harnte im Limbus auf eine Möglichkeit, nach Aventurien zurückzukehren.

Der von vielen aufrechten Aventuriern gefürchtete

Augenblick dieser Rückkehr ist nun gekommen, das heißt, er fällt in die Zeit unmittelbar vor den Monaten, in denen dieser Roman spielt. Wenn unsere Geschichte einsetzt, hat Borbarad mit Hilfe dämonischer und menschlicher Helfer nicht nur seine Wiederkehr erlebt, sondern bereits in Aventurien Fuß gefaßt. Seine Basis – und wohl auch sein persönlicher Aufenthaltsort – befindet sich auf dem Eiland Maraskan. (Möglicherweise hat der Dämonenmeister seinen Wohnsitz aber auch inzwischen verlagert.) Von seiner verborgenen Festung aus sendet der Dämonenmeister seine untoten, dämonoiden und lebenden Schergen auf das aventurische Festland aus, denn sein Ziel ist es, sich ganz Aventurien zu unterwerfen, um späte Rache an jenem Volk zu nehmen, das ihn einst zurückwies und in seinen vermeintlichen Untergang schickte.

Kurz bevor es zur ersten großen Feldschlacht (bei *Eslamsbrück*) kommt, sind die Heerscharen Borbarads nicht nur in Tobrien, der östlichen Provinz des Mittelreiches, eingefallen und haben die Hafenstadt Mendena erobert; von verwegenen Söldneroffizieren und Schwarzmagiern geführt, haben die Truppen auch die Amazonenburgen *Kurkum* und *Löwenstein* vernichtet und sich im hohen aventurischen Norden festgesetzt, von wo aus ihre rastlosen Anführer nach Paktierern in den angrenzenden Gebieten und besonders im Bornland suchen ...

›Blutige Tobimora‹ (Die Schlacht bei Eslamsbrück)

Die Lage vor Kampfbeginn

Nachdem die Borbaradianer Kurkum und Mendena erobert haben, zieht ein ständig wachsendes Heer am Nordufer der Tobimora entlang in Richtung auf die – besonders zu Hochwasserzeiten – strategisch wichtige Brücke bei Eslamsbrück. Ein zweiter kleiner Heerhaufe bewegt sich von Kurkum in Richtung Nordwesten, um sich, wenn die Hauptmacht die Brücke erobert hat, auf der Südseite der Tobimora mit dem ersten Heer zu vereinigen und dann auf Warunk einzuschwenken.

Kaiserliche Kräfte, vor allem tobrische Stadt- und Landwehren, haben sich in kleinen Gefechten längs der Tobimora aufgerieben, ohne das Borbarad-Heer aufhalten zu können.

Da recht bald abzusehen ist, daß die Brücke das Marschziel der Feinde ist, kann sich ein größeres kaiserliches Heer zur Verteidigung von Stadt und Brücke zusammenfinden, um das Borbarad-Heer zu erwarten.

Das Schlachtfeld

Eslamsbrück liegt auf einem flachen Hügel etwa fünf Meilen westlich der Brücke, dem der Ort seinen Namen zu verdanken hat. Auf halber Strecke zwischen der Brücke und Eslamsbrück befindet sich der Weiler Olstade mit dem Garnisonsgebäude des Banners *Gräflich Mendenische Langschwerter*. An der Straßengabelung unmittelbar vor der Brücke (die Reichsstraße von Mendena nach Warunk biegt nach Süden zur Brücke ab, eine Landstraße führt weiter am nördlichen Tobimora-Ufer entlang in Richtung Olstade und Eslamsbrück) liegen drei große Gasthäuser, und unmittelbar bei der Brücke steht der kleine Zollturm, in dem die Brückengebühren entrichtet werden.

Da die Kaiserlichen nicht wissen, ob der Feind vor allem die Brücke einnehmen will oder ob er es zunächst auf die Stadt Eslamsbrück abgesehen hat, errichten sie eine Verteidigungslinie östlich der Straßengabelung, an einer Stelle, die es ihnen ermöglichen soll, die feindlichen Truppen frühzeitig aufzuhalten. Der für die Stellung gewählte Ort darf taktisch als weniger günstig gelten, denn der Feind wird bei seinem Vorrücken zunächst eine flache Hügelgruppe übersteigen, die ihn vor den Blicken der Verteidiger schützt, um dann hügelabwärts angreifen zu können. Die Kaiserlichen hätten aber kaum eine andere Stellung wählen können, weil

sonst die Gefahr bestanden hätte, daß sie vollständig umgangen oder eingeschlossen worden wären.

Nach tagelangen heftigen Regenfällen in der Schwarzen Sichel und den Drachensteinen führt die Tobimora Hochwasser, ist auf der Höhe der Brücke etwa fünfhundert Schritt über die Ufer getreten und in der Mitte – auf einer Breite von etwa dreißig Schritt – mehr als drei Schritt tief. Die Verteidigungslinie der Kaiserlichen reicht im Süden bis in die überfluteten Uferwiesen hinein, um hier ein Durchbrechen des Feindes zu verhindern. Die von Prinzessin Walpurga von Weiden geführten Soldaten waren tagelangem Regen ausgesetzt und sind körperlich und moralisch in schlechter Verfassung.

Beteiligte

I. DIE KAISERLICHEN

Befehlshabende

Walpurga von Weiden

Stab

Dietrad von Ehrenstein-Weiden

Parin Khonchones (genannt ›Parin aus dem Süden‹),
Söldnerführer

Saldor Foslarin (Beilunker Akademieleiter)
Raul von Urlstock (Beilunker Kampfmagier)
Wallmir von Styringen, Meister des Bundes von
Wehrheim
Arve von Arvepaß, Graf von Altzoll
Baronin Fiaga von Sardosk
Baron Holtgrim von Plaue zu Keilerau
Baronin Alrike von Ehlenstein-Scherentorff

Truppen

Reiterei

- 1 Schwadron* Donnerorden (schwere Ritter, hauptsächlich aus Weiden stammend)
- 2 Schwadronen Mendener leichte Reiterei (z. Zt. der Eroberung Mendenas zur Orkbekämpfung in Bärwalde)

Infanterie

Darpatier

- 1 Banner** Trollzacker Jäger (Bogenschützen, 25)

* Eine Schwadron besteht normalerweise aus 50 Reitern, aber diese sog. Sollstärke wird selten erreicht. Normalerweise kommen etwa 35 bis 45 Reiter auf eine Schwadron.

** Ein Banner besteht normalerweise aus 50 Fußsoldaten (Einschränkungen: siehe Schwadron).

1 Banner Altzoller Hellebardisten (20)

1 Banner Landwehr (19)

Tobrier:

1 Banner Gräfliche Mendenische Langschwerter

1 Banner Elite (Sturmbanner)

1 Banner Pioniere

1 Banner Bogenschützen

1 Banner Pikeniere

3 Banner Landwehr

Söldner

1 Banner Hellebardiere

1 Banner Pikeniere

1 Banner Armbruster

Arkane

Etwa vierzig buntgemischte Arkane (Elfen, Scholaren, Adepten und andere)

Gesamt: etwa 900

II. DIE BORBARADIANER

Anführer

Lutisana von Perricum (Söldnerführerin)

Gero von Hartheide (Answinist)
Stian Zornbrecht (Oberst)

Stab

Murak di Zeforika (Beschwörer)
Freiherr Parinor von Hableth (Maraskan)
Baron Jaril von Espen (Maraskan)
Derinna von Tirabûr (Maraskan)
Sindana Davara (Aranien)
Perdido Dorkstein (Kuslik)

Truppen

Kavallerie

1 Schwadron schwere Reiter (vorwiegend answinistische Rittersleute)
2 Schwadronen leichte Aranier (Lanzer)

Infanterie

2 Banner maraskanische Söldner (Hellebardiere)
1 Banner maraskanische Doppelsöldner (Tuzakmesser)
1 Banner Mendener Landwehr (zwangsverpflichtet)
1 ›Banner‹ Goblin-Plänkler

Artillerie

2 Banner schwere Werfer (8 Rotzen auf Lafette, Muni-

tion: schwere Steine, Hylailer Feuer*, Hagelschlag**)

Besondere

20 Arkane

200 Untote

20 Dämonen (5 schwere, 15 leichte, 5 Karakils***)

Gesamt: etwa 500 Lebende und 200 Seltsame

Die Schlacht

Die Borbaradianer wollen sowohl die Stadt Eslamsbrück erobern, als auch die Brücke über die Tobimora einnehmen. Nach Plünderung der Stadt und Neuverproviantierung soll der Marsch über die Brücke hinweg und nach dem Zusammentreffen mit einem zweiten Heerhaufen in Richtung Warunk fortgesetzt werden.

* Ein hochbrennbares Öl, das von Schleudermaschinen in Tonkugeln verschossen wird, an denen eine brennende Lunte befestigt ist.

** Jeweils etwa ein Dutzend faustgroße Granitkeile, die in ein dünnes Tuch eingehüllt verschossen werden; das Tuch zerplatzt in der Luft und gibt den Inhalt frei. Gefährliche Munition v. a. für leichte Reiter und ungepanzerte Fußsoldaten.

*** Karakil-Dämonen erscheinen als etwa fünf Schritt lange geflügelte Schlangen. Sie sind von schmutziggrüner Farbe und können ihren Beschwörer als Reiter tragen. Verlieren sie den Reiten gelten sie als unberechenbar und höchst gefährlich.

Die Kaiserlichen wollen das Borbarad-Heer nicht nur zurückwerfen, sondern es so stark dezimieren, daß die Überreste durch kleinere Einheiten aufgehalten werden können, während das kaiserliche Gros über die Tobimora setzt, um Borbarads zweiten Heerzug zu zerschlagen.

Die Strategie der Kaiserlichen scheitert vollständig, denn ihre Front bricht überraschend schnell zusammen. Hauptursache: Panik beim Erscheinen einiger Dämonen und der von Beschwörern geführten Untoten. Borbarads Truppen zerschlagen die kaiserliche Linie in der Mitte; teils umgehen sie sie auch im Norden und treiben den größten Teil der Kaiserlichen auf die Brücke, wo die Soldaten mit Hylailer Feuer und Hagelschlag beschossen werden. Die Brücke ist bald von panisch Fliehenden verstopft, auf die Feuer und Schleudersteine niedergehen.

Ein kleinerer Teil der Kaiserlichen weicht in Richtung Eslamsbrück zurück und kann immerhin die Einnahme der Stadt einstweilen verhindern. Über den Angriff auf diese letzten kaiserlichen Truppen kommt es in der Heerführung der Borbaradianer zum Streit. Gero von Hartheide und Oberst Zornbrecht befürworten die endgültige Zerschlagung des Feindes, aber Lutisana von Perricum beharrt auf ihrer Strategie: Um die eigenen Kräfte nicht zu verzetteln, ver-

zichtet sie auf Angriff oder Belagerung Eslamsbrücks, sondern führt ihr Heer über die Brücke und weiter nach Warunk.

Sie fällt dadurch bei ihrem obersten Kriegsherren, dem Dämonenmeister, in Ungnade (und verliert als Strafmaßnahme die linke Hand), während Stian Zornbracht und Gero von Hartheide an Einfluß und Macht gewinnen.

Auf kaiserlicher Seite verlieren Prinz Dietrad von Weiden, Graf Arve von Altzoll, Baronin Alrike von Ehlenstein-Scherentorff, der Meistermagus Raul von Urlstock sowie etwa vierhundert weitere Adelsleute und Soldaten das Leben, von den Überlebenden, die vom Schlachtfeld flüchten konnten, verlassen viele das Reichsgebiet, damit sie nicht wieder zu einem Kriegsdienst herangezogen werden können.

Die Schlacht bei Ochs und Eiche

Die Lage vor Kampfbeginn

Nachdem die Westsewerier um die Gräfin Thesia von Ilmenstein (daher wollen wir die gesamte Streitmacht im folgenden ›Ilmensteiner‹ nennen) sich mit den von ihnen ausgehobenen Truppen auf Schloß Ilmenstein gesammelt haben, ziehen sie in einem äußerst strapa-

zenreichen Wintermarsch quer durch Sewerien nach Notmark, mit dem Ziel, die Feste Grauzahn einzunehmen und Graf Uriel, den Separatisten, seiner Strafe zuzuführen. Frost und Hunger fordern von den Seweriern einen harten Tribut: Fast vierzig der ursprünglich gut zweihundertsiebzig Leute müssen unterwegs zurückgelassen werden. Für achtzehn von ihnen endet der Marsch auf Golgaris Schwingen. Der Rest der Ilmensteiner ist zum größten Teil völlig erschöpft und mutlos, als der Ort der Schlacht erreicht wird.

Außerdem haben die Ilmensteiner Anführer den Gegner sträflich unterschätzt. Graf Uriel kann in der Schlacht bei *Ochs und Eiche* gut fünfhundert Leute ins Feld führen. Auch sie haben kürzlichen einen langen Marsch (von Bjaldorn nach Notmark) zurückgelegt, aber sie konnten fast eine Woche lang neue Kräfte sammeln und müssen kaum einen halben Tagesmarsch vorrücken, um das Schlachtfeld zu erreichen.

Das Schlachtfeld

Die Schenke *Ochs und Eiche*, die der Schlacht ihren Namen gegeben hat, steht auf einer nur ein paar Schritt hohen Erhebung an der Straße von Ouvenmas nach Notmark. Der nächste größere Ort im Westen ist

das Dörfchen Quelledunkel (etwa sieben Meilen), im Osten liegt Notmark etwa acht Meilen entfernt. Die Straße wird beidseits von Sumpfwiesen und einem Netz von Bächen und Wasserläufen gesäumt, die den Boden rechts und links vom Damm in der warmen Jahreszeit unpassierbar machen. Im Winter jedoch können sich auf dem hartgefrorenen Grund sogar Berittene gefahrlos querfeldein bewegen.

Jenseits der Wiesen erstreckt sich zu beiden Seiten der Straßen dichter Wald, der von den Notmärker Truppen teilweise zur Tarnung genutzt werden kann.

Da die Notmärker einigermaßen sicher davon ausgehen werden, daß es ihrem Agenten in den Reihen ihrer Gegner, Graf Isidor von Norburg, gelingen wird, die Ilmensteiner in einen Hinterhalt zu treiben, ergibt sich ihre Aufstellung fast von selbst: Schnelle Reitertruppen halten sich versteckt bereit, die Straße nach vorn und hinten abzuriegeln und dann von dort vorzurücken, während die Fußtruppen die Feinde von beiden Seiten gleichzeitig attackieren.

Die Ilmensteiner, die aufgrund der Irreführung durch Graf Isidor den Feind eine beträchtliche Strecke entfernt vermuten, nämlich unmittelbar vor der Stadt Notmark, marschieren in Kolonne, wobei die schwergewapanzerten Ritter die Spitze und Graf Semkins Lanzer die Nachhut bilden.

Beteiligte

I. DIE ILMENSTEINER

Befehlshabende

Gräfin Thesia von Ilmenstein

Stab Rittmeister Graf Semkin von Ouvenmas-
Geestwindskoje

Graf Arvid von Geestwindskoje

Graf Wahnfried von Ask

Graf Isidor von Norburg

Gräfin Jaschinka von Salsweiler-Jolinen

Baronin Mirhiban Saba al Kashba von Pervin

Baronin Elida von Wosna

Baron Hanjow von Dotzen

Baron Ugo Damian von Eschenfurt

Meistermagus Pirmakan von Scherpinskoje

(Und einige weitere: Bronnjaren, die an einem gemeinsamen Feldzug teilnehmen, gehören selbstredend zum Stab – eine Praxis, die die Schnelligkeit der Stabsentscheidungen nicht eben fördert.)

Truppen

Reiterei

20 schwere Ritter aus verschiedenen Grafschaften

und Baronien Westseweriens

1 Halbschwadron leichte Reiterei (aus Rodebrannt und Firunen)

9 Lanzer (Festumer Ulanen von Graf Semkin)

Infanterie

1 Banner Sewerische Hellebardiere

1 Banner Sewerische Pikeniere

3 Banner Landwehr (19)

1 Halbbanner Asker und Norburger Jäger (Bogenschilder)

Besondere

Arkane

Magierin Verenisja von Walden-Hagstein

Meistermagus Pirmakan von Scherpinskoje

Rihinja von Scherpinskoje, Pirmakans Schülerin

3 Elfen (unter den Asker Jägern)

Gesamt: nur etwa 230 Leute, da in keinem Truppenteil annähernd Sollstärke erreicht wird.

II. DIE NOTMÄRKER

Befehlshabender

Graf Uriel von Notmark

Stab

Adelsmarschallin Tjeika von Notmark

Rittmeisterin Girte von Strangnitz

Mengbillar

Kerschoi, Orkschamane

Leutnant Ulmjan von Sewerski

Leutnant Ugo ter Sappen

Truppen

Kavallerie

1 Schwadron schwere Reiter (ostsewerische Ritter)

1 Schwadron schwere Reiter (Panzerreiter)

1 Schwadron leichte Reiter (*Aranische Säbelschwinger*)

1 Schwadron leichte Reiter (*Die Beilunker, Lanzer*)

Infanterie

2 Banner darpatische Söldner (*Girtes Haufe*)

3 Banner Landwehr, gestellt von den ostsewerischen Bronnjaren

1 Banner Doppelsöldner (*Die Festumer*) aus Neersand und Festumer

1 Banner Armbruster (*Pfeilgewitter* – Söldner vorwiegend aus Aranien, Beilunk und Perricum)

1 Orkmeute (35)

etwa 1 Dutzend Goblins

Besondere

Arkane

Mengbillar

Tschinjuscha die Hexe

3 Ogermänner

Gesamt: etwa 500 (auch die Notmärker Einheiten erreichen meist nicht die Sollstärke)

Die Schlacht

Die Notmärker wollen die Ilmensteiner vollständig einschließen, aus allen Himmelsrichtungen attackieren und nach Möglichkeit aufreiben. Oberstes Teilziel ist die Vernichtung der wichtigsten Ilmensteiner Anführer, besonders der Gräfin Thesia und der Grafen Wahnfried, Semkin und Arvid, da Uriel sich so mit einem Schlag ein freies Feld für seine zukünftigen Pläne schaffen könnte.

Die Ilmensteiner haben soeben die Schänke *Ochs und Eiche* geplündert und sich gerade zum Marsch formiert und in Bewegung gesetzt, als der Angriff der Notmärker beginnt.

Die Strategie des Grafen Uriel führt nicht zum vollen Erfolg, da es den Geestwindskojer Grafen und den von ihnen geführten Reitern gelingt, die weit

überlegenen Notmärker Kavalleristen so lange aufzuhalten (und schließlich sogar zurückzuschlagen), bis ein großer Teil der Fußsoldaten sich der Umklammerung entziehen kann. In der allgemeinen Verwirrung (Notmärker Söldner liefern sich einen Kampf mit den verbündeten Ogern und Orks) entkommt ungefähr die Hälfte der Ilmensteiner Soldaten. Der Rest fällt in der Schlacht oder wird gefangen genommen (um später in die Sklaverei verkauft zu werden).

Graf Semkin von Geestwindskoje, Baronin Elida von Wosna, Baron Hanjow von Dotzen und der Magnus Pirmakan von Scherpinskoje finden in der Schlacht den Tod, Graf Arvid und etliche weitere Ilmensteiner werden schwer verletzt. Die Westsewerier um die Gräfin Thesia haben einen schweren Schlag erlitten. Der Chronist kann keinen innerbornischen Krieg benennen, der annähernd so viele Opfer gekostet hätte.

Die Schlacht auf den Vallusanischen Weiden

Die Lage vor Kampfbeginn

Nachdem die Borbaradianer die kaiserlichen Einheiten – ohne sich zunächst zu einem entscheidenden

Kampf zu stellen – in einer Reihe von Scharmützeln und Einzelgefechten stark dezimiert haben, hat sich durch diese äußerst wirkungsvoll angewandte Zermürbungstaktik das Kräfteverhältnis schließlich stark zugunsten der Borbaradianer verschoben. Außerdem gelingt es Helme Haffax, ihrem Marschall, ein bedeutendes Kontingent aus südaventurischen Söldnern als Verstärkung heranzuführen. Endlich wird es offenkundig, daß eine offene Feldschlacht für die Truppen aus Gareth in einer verlustreichen Niederlage enden muß. Ihre Befehliger, die die Lage äußerst realistisch einschätzen, sind schließlich nur noch bemüht, den Grenzfluß Misa und das benachbarte Bornland zu erreichen, weil sie hoffen, daß der Dämonenmeister seine Gegner nicht über den Fluß hinweg verfolgen und es scheuen würde, sich gleichzeitig mit dem Kaiserreich und seinem Nachbarstaat anzulegen.

Marschall Haffax, dem die überlegenen Truppen zur Verfügung stehen, folgt der Vorgabe seines Herrn: Der Marschall erhielt den Befehl, die Kaiserlichen nicht einfach nur zu besiegen, sondern sie auf allen Seiten einzuschließen, um sie vollständig zu vernichten. (Man bedenke, daß die Magie Borbarads es ermöglicht, die Leichen eines Teils der erschlagenen Gegner zu untoten Gefolgsleuten zu machen.)

Um die geforderte Umzingelung durchzuführen, beordert Haffax die Truppen des mit Borbarad sym-

pathisierenden Grafen von Notmark in die mittlere Reichische Provinz Tobrien. Ursprünglich sollte Graf Uriel eigene Ziele verfolgen – unter anderem die Einnahme der bornischen Hauptstadt Festum –, um so den für einen späteren Zeitpunkt geplanten Einmarsch der borbaradianischen Einheiten vorzubereiten, aber er fügt sich den Anweisungen, die ihn auffordern, auf einer Behelfsbrücke die Misa zu überqueren und so den einzigen Ausweg zu schließen, der den Kaiserlichen scheinbar noch blieb.

Graf Uriel allerdings wird verfolgt von einem kleinen Heer unter dem Kommando der Gräfin von Ilmenstein (hierzu gehört auch ein Teil der ›Geflügelten‹, der legendären nordbornischen Panzerreiter) und einem Freischärlerhaufen der designierten Amazonenkönigin Gilia von Kurkum. Dicht auf Uriels Fersen erobern sie die Brücke und setzen in der Nacht vom 23. auf den 24. Praios ebenfalls über den Fluß.

Das Schlachtfeld

Die Vallusanischen Weiden erstrecken sich von der Stadt Vallusa am Südufer der Misa entlang etwa fünfzehn Meilen nach Westen. Teilweise werden sie als Futterwiesen für das zur Versorgung der Vallusaner benötigte Vieh benutzt. Die Schlacht fand etwa

zwölf Meilen westlich von Vallusa statt. In dieser sehr dünn besiedelten Gegend liegen die Feuchtwiesen brach. Das Land auf der Südseite der Misa ist flach, in einigen Teilen leicht gewellt, längs des Nordufers erstreckt sich eine kleine Kette niedriger Hügel. Alle wesentlichen Kampfhandlungen wurden auf der Südseite des Flusses ausgetragen.

Anders als zu den Regen- und Überschwemmungszeiten im Herbst und Winter ist der Boden im gesamten Gebiet fest und fast überall von Pferden begehbar und von Wagen befahrbar. Es gibt kaum anderen Bewuchs als das streckenweise fast hüfthohe Weidengras. In einigen flachen Senken finden sich Buschgruppen, insgesamt aber ist das Gelände als ›offen‹ zu bezeichnen; Versteckmöglichkeiten bieten sich kaum. Anders die Situation in unmittelbarer Nähe des Flusses: Hier findet sich ein sumpfiger Uferwald, vornehmlich aus Erlen, Birken und Weiden bestehend und von mannshohem Farnkraut durchwuchert.

Seine hoffnungslos unterlegenen und demoralisierten Truppen in den Schutz jener Wälder zu führen, war der ursprüngliche Plan des königlichen Reichsbehüters und seiner Befehliger.

Beteiligte

I. DIE KAISERLICHEN

Befehlshabende

Prinz Brin, der Reichsbehüter

Marschall Leomar vom Berg

Herzog Waldemar von Weiden

Ayla vom Schattengrund, Schwert der Schwerter

Stab

Oberste Fenia von Ragath

Brin von Rhodenstein, Meister des Bundes zur Orkenwehr

Landgraf Ohmit von Tobimora

Landgräfin Franka Salva Galahan

Graf Ghambir, Sohn des Gruin

Markverweserin Argonia von Drachenstein

Graf Timshal Paligan von Perricum

Graf Danos von Reichsforst

Baron Irian von Fierok

Baron Danilo von Cres

Truppen

Reiterei

205 Schwere Reiter aus verschiedenen Ritterorden

2 Schwadronen Vinsalter Vigilanten

1 Garderegiment *Drachenpforte*

1 Schwadron Schwere Reiter *Raul von Gareth*

74 Geweihte aus den Tempelburgen des Rondaordens

65 *Rundhelme* aus Weiden

5 Schwadronen schwere Reiter aus den Reichsprovinzen

9 Schwadronen leichte Reiter aus den Reichsprovinzen

Infanterie

1 Banner der Löwengarde

4 Banner diverse Söldner, davon eine Dukatengarde
Al'Anfa

5 Banner *Almadaner Bogenschützen* und *Darpatische Armbruster*

30 Banner Landwehr (19)

7 Banner Pikeniere

6 Banner Hellebardiere

4 Banner Pioniere

Artillerie

1 Banner Schleuderer

Arkane

Etwa 75 unterschiedliche Magiebegabte (Elfen, Scholaren, Adepten und andere)

Gesamt: etwa 2400 (da wiederum kaum eine Einheit Sollstärke erreicht)

II. DIE ILMENSTEINER

Befehlshabende

Gräfin Thesia von Ilmenstein

Königin Gilia von Kurkum

Stab

Graf Arvid von Geestwindskoje

Graf Wahnfried von Ask

Gräfin Jaschinka von Salsweiler-Jolinen

Baronin Mirhiban Saba al Kashba von Pervin

Baronin Elida von Wosna

Baron Ugo Damian von Eschenfurt

und einige weitere Bronnjaren

Truppen

Reiterei

Die Geflügelten: 82 schwere Ritter aus verschiedenen Grafschaften und Baronien Westseweriens

1 Regiment Festumer Ulanen

4 Schwadronen leichte Reiterei

Infanterie

2 Banner Hellebardiere

1 Banner Pikeniere

6 Banner Landwehr (19)

1 Banner Armbruster und Bogenschützen

1 Banner Pioniere

2 Banner Freischärler, teilweise beritten (Gillas Truppe)

Besondere

Nahema ai Tamerlein, Gerion Rottnagel und 15 weitere Arkane

Gesamt: etwa 730 Leute

III. DIE BORBARADIANER

Anführer

Marschall Helme Haffax

Lutisana von Perricum (Söldnerführerin)

Gero von Hartheide (Answinist)

Rakolus von Schrotenstein

Stab

Murak di Zeforika (Beschwörer)

Rondradan von Streitzig

Jaril von Espen (Maraskan)
Derinna von Tirabûr (Maraskan)
Sindana Davara (Aranien)
Perdido Dorkstein (Kuslik)
Perainor zu Stippwitz-Sappenstiel
u.a.

Truppen

Kavallerie

1 Regiment Panzerreiter
3 Schwadronen schwere Reiter
6 Schwadronen leichte Aranier

Infanterie

2 Banner maraskanische Söldner
2 Banner Söldner aus Brabak und Mengbilla
4 Banner maraskanische Doppelsöldner
4 Banner Pikeniere
5 Banner Hellebardiere
24 Banner Leichtbewaffnete
3 ›Banner‹ Goblin-Plänkler
4 ›Banner‹ Orks
3 Banner Pioniere

Artillerie

4 Banner schwere Werfer

Besondere

35 Arkane

420 Untote

34 Dämonen

Gesamt: etwa 2700 Lebende und 500 Seltsame

IV. DIE NOTMÄRKER

Befehlshabende

Graf Uriel von Notmark

Stian Zornbrecht (Oberst)

Stab

Adelsmarschallin Tjeika von Notmark

Rittmeisterin Girte von Strangnitz

Mengbillar

Kerschoi, Orkschamane

Leutenant Ulmjan von Sewerski

Leutenant Ugo ter Sappen

Truppen

Kavallerie

2 Schwadronen schwere Reiter

5 Schwadronen leichte Reiter

1 Schwadron leichte Reiter

Infanterie

2 Banner Hellebardiere

2 Banner Pikeniere

3 Banner Söldner

1 Banner Doppelsöldner

1 Banner Armbruster und Bogenschützen

2 Banner Pioniere

6 Banner Landwehr

1 Orkmeute (35) etwa

4 Dutzend Goblins

Besondere

8 Arkane

5 Oger

Gesamt: etwa 1000

Die Schlacht

Die borbaradianischen Truppen verfolgen beziehungsweise begleiten den Zug der Kaiserlichen in einer hufeisenförmigen Formation bis zu den Vallusanischen Weiden. Hier stoßen die Notmärker nach ihrer Misa-Überquerung hinzu und verschließen die bis dahin offene Nordseite der Umzingelung.

Nachdem diese Lage erreicht ist, rücken die borba-

radianischen und die notmärkischen Kämpfer von allen Seiten gegen die Eingeschlossenen vor. Ihr Kampfziel, die völlige Vernichtung der Kaiserlichen, ist dank der eigenen Überlegenheit und der diszipliniert eingehaltenen Strategie zum Greifen nahe.

Bei seiner Planung nicht berücksichtigen konnte Marschall Helme Haffax jedoch das überraschende Eingreifen der Ilmensteiner, und erst recht konnte er den Sturm der Geflügelten als magisches Ereignis nicht vorhersehen.

Die schweren geflügelten Reiter aber, die noch um ihre notmärkischen Gefährten verstärkt werden, treffen kurz vor dem endgültigen Untergang der Kaiserlichen auf dem Schlachtfeld ein. Mit ungefähr der zweifachen Geschwindigkeit einer gewöhnlichen Reitereinheit – und einem Vielfachen ihrer Angriffswucht – brechen sie in die Schlachtreihen der Borbaradianer ein, werfen zunächst die Notmärker nieder und zerschmettern dann einen bedeutenden Teil der anderen borbaradianischen Truppen. (Um die Wucht des magisch unterstützten Angriffs zu verdeutlichen, sei hier eine eindrucksvolle Zahl genannt: Der Dämonenmeister verliert bei der Attacke der Geflügelten in einer knappen halben Stunde etwa tausend Leute!)

Hiernach und nachdem sie die Niederlage des mächtigen Kriegsdämons Karmoth gegen die Ama-

zonenkönigin beobachten müssen, sind die Borbaradianer zutiefst demoralisiert und weichen auf ganzer Linie zurück. Die Kaiserlichen sind jedoch wegen der zuvor erlittenen schweren Verluste nicht mehr in der Lage, energisch nachzusetzen und die Wende im Kampfgeschehen in einen entscheidenden Sieg zu verwandeln.

Am Ende halten sich die Verluste beider Parteien in etwa die Waage. Herzog Waldemar von Weiden und Graf Timshal Paligan von Perricum auf der einen, Oberst Stian Zornbrecht und Graf Uriel von Notmark auf der anderen Seite sind die berühmtesten Opfer der Schlacht. Der Vormarsch der Borbaradianer ist einstweilen unterbunden, aber es gelingt nicht, die Schergen des Dämonenmeisters aus Tobrien zu vertreiben. Dennoch ist für die Kaiserlichen das Fazit der Schlacht auf den Vallusanischen Weiden positiv: Sie haben erlebt und bewiesen, daß ihr unheimlicher und außerordentlich grausamer Gegner nicht unbesiegbar ist.

Allerlei Danksagungen

Schwanen-, Adler-, Drachenflügel

Die Geschichte von den drei Flügelpaaren, die in diesem Roman eine durchaus zentrale Rolle spielt, wur-

de in Zusammenarbeit mit Niels Gaul ersonnen, wofür ihm der Autor zu besonderem Dank verpflichtet ist.

Die Figur des edlen Grafen Wahnfried von Ask ist eine Schöpfung von Torsten Grube, die reizende Baronin von Pervin, Mirhiban Saba al Kashba, stammt von Ina Kramer. Weitere Figuren wurden von Lena Falkenhagen, Niels Gaul, Susi Michels und Jörg Radatz entwickelt, und auch andere Autoren haben im ›Netzwerk‹ DSA, gewollt oder ungewollt, als Zuträger für mich gearbeitet. Ich bedanke mich bei allen von Herzen.

Die Ballade von Matti Hain

Die Ballade ist eine Nachdichtung und Aventurisierung des alten englischen Liedes *Matty Groves*. Die deutsche Fassung stammt von Ina Kramer und Ulrich Kiesow.

Mit dem Bündel auf der Schulter ...

Nach dem irischen Song *Bundlin*, gesungen von Seán Keane; Textübertragung nach Aventurien von Claudia Weißmann-Stahl.

Drôler Schuh aus Drôler Leder

Nach dem Bob Dylan-Song *Spanish Boots of Spanish Leather*; Textübertragung nach Aventurien von Claudia Weißmann-Stahl und Ulrich Kiesow.

Die alte Söldnerin

Nach dem amerikanischen Traditional *Hobo's Lullaby*;
nach Aventurien übertragen von Ulrich Kiesow.



Glossar:

Erklärung aventurischer Begriffe



Die Götter und Monate

1. Praios = Gott der Sonne und des Gesetzes – entspricht Juli
2. Rondra = Göttin des Krieges und des Sturmes – entspricht August
3. Efferd = Gott des Wassers, des Windes und der Seefahrt – entspricht September
4. Travia = Göttin des Herdfeuers, der Gastfreundschaft und der ehelichen Liebe – entspricht Oktober
5. Boron = Gott des Todes und des Schlafes – entspricht November
6. Hesinde = Göttin der Gelehrsamkeit, der Künste und der Magie – entspricht Dezember
7. Firun = Gott des Winters und der Jagd – entspricht Januar
8. Tsa = Göttin der Geburt und der Erneuerung – entspricht Februar
9. Phex = Gott der Diebe und Händler – entspricht März

10. Peraine = Göttin des Ackerbaus und der Heilkunde – entspricht April
11. Ingerimm = Gott des Feuers und des Handwerks – entspricht Mai
12. Rahja = Göttin des Weines, des Rausches und der Liebe – entspricht Juni

Die Zwölf = Die Gesamtheit der Götter

Der Namenlose = Der Widersacher der Zwölf

Maße, Münzen und Gewichte

Meile = 1 km

Schritt = 1 m

Spann = 20 cm

Finger = 2 cm

Batzen = Goldstück im Bornland, Wert wie Dukat

Dukat (Goldstück) = 50 DM*

Silbertaler (Taler, Silberstück) = 5 DM*

Heller = 0,5 DM*

Kreuzer = 0,05 DM*

Unze = 25 g

Stein = 1 kg

Quader = 1 t

* Neue DSA-Regeln sehen einen realistischeren Umrechnungsfaktor vor. Hiernach ist der Dukat ca. DM 250,- wert. Auch die anderen Münzwerte sind entsprechend anzuheben.

Himmelsrichtungen

Osten (Rahja), Süden (Praios), Westen (Efferd), Norden (Firun)

Begriffe, Namen, Orte

Adelsmarschall = für jeweils fünf Jahre von den Adligen gewähltes Oberhaupt des Landes, z. Zt. des Romans hat das Amt Tjeika von Notmark inne.

Adelsschaft = Landbesitz eines Adligen (Bronnjaren)

Adlerkönig = gottähnlicher Urvater des Adlergeschlechtes und – nach aventurischem Glauben – heute noch lebender Herr über alle Adler. (Auch etliche andere Tierarten besitzen solche Könige.)

Al'Anfa (alanfanisch) = Stadtstaat einer Seefahrer und Sklavenhalternation in Südaventurien

Almada = südliche Provinz des Mittelreiches

Altzoll = Grafschaft in Darpatien. Der Graf von Altzoll ist der Ich-Erzähler in dem Roman ›Die Gabe der Amazonen‹ (Heyne-Buch 06/6018).

Amazone = Mitglied eines Kriegerbundes von ausschließlich weiblichen Rondra-Verehrerinnen

Alveran = Wohnort der Götter

Alveranier = Sendbote der Götter, einem Engel vergleichbar

Arange = pampelmusenartige Frucht mit gelblichroter Schale

Banner = eine Einheit von 50 Fußsoldaten

Batzen = Währung im Bornland, 1 Batzen entspricht 1 Dukaten

Belkelel = Erzdämonin der dunkelsten Wollust, Gegenspielerin Rahjas

Belhalhar = Erzdämon des Blutrausches und Kampfes

Bidenhocker = Aventurisch für Trampeltier

Borbarad = mächtigster Magier der aventurischen Geschichte, bedroht als jüngst erschienene Reinkarnation das gesamte Aventurien

Borbaradianer = Anhänger Borbarads

Born = Hauptstrom des Bornlandes

Bornland = Land im Nordosten Aventuriens, geprägt von großen Wäldern und rauen Wintern; es herrschen Feudalismus und Leibeigenschaft.

Bosparanjer = kostbarer perlender Wein

Bronnjar = bornländische Bezeichnung für einen Adligen, der über (beträchtlichen) Landbesitz, eine sogenannte Adelsschaft, verfügt

Brückenbaron (auch Brückenfürst) = bornischer landloser Adliger, so verarmt, daß er angeblich unter einer Brücke nächtigen muß

Canilaraanji = Diener der Erzdämonin Belkelel, von obszönem, hundeähnlichem Erscheinungsbild

Darpatien = eine Provinz des Mittelreiches

Dere = die Welt

Difar = niederer Dämon (flinker Difar = Durchfall)

Dotteramsel = Singvogel, schwarz mit gelbem Kopf und Bauch

Dotzen = in Karenfett gebratenes süßes Gebäck

Ferdok = Stadt im Mittelreich, Schauplatz des Romans ›Der Scharlatan‹ (Heyne-Buch 06/6001)

Festum = Hauptstadt des Bornlandes

Firuns Atem (Firuns Hauch) = Frost, Winterwind

Gareth = Hauptstadt des Mittelreiches

Garethi = Aventurische Hochsprache des Alten und Neuen Reiches

Geestwindskoje = Grafschaft im äußersten Süden des Bornlandes

Geflügelte = bornische schwere Reiterei

Geweihter = Priester

Gnitze = überall in Nordaventurien vorkommender kleiner Süßwasserfisch von silbriger Farbe.

Goblin = aventurischer Ureinwohner, nicht dumm, aber von den Menschen als verschlagen erachtet; äffisches Äußeres

Golgari = der Totenvogel, Borons Bote

Götterlauf = Jahr

Hal = Kaiser des Mittelreiches, bei einem Besuch des Bornlandes vor etwa zehn Jahren verschollen

Halbbanner = militärische Einheit von etwa 20 Fußsoldaten

Hampspamps (auch Hinsker H.) = Kartoffelbrei mit Buttermilch übergossen; beliebt bei Bauern und Bütteln

Hetzer = große Jagdhundrasse, ähnlich dem irdischen Barsoi

Ilme = Laubbaum von hohem schlanken Wuchs

Ilmenstein = Grafschaft im Norden des Bornlandes, Teil von Sewerien

Imman = Ballspiel, ähnlich dem irdischen Hockey

Kaleschka = im Bornland verbreiteter Kutschentyp, der sich bei Bedarf in einen Passagierschlitten verwandeln läßt

Kamelspiel = strategisches Brettspiel um Karawanen und Handelsgüter, auch als ›Rote und Weiße Kamele‹ bekannt, ursprünglich entstanden in Aventuriens Wüstenregion

Karmoth = Diener des Erzdämons Belhalhar, stiergestaltig, bisweilen dreiköpfig, manchmal auch als sechsfach gehörnter Minotaurus auftretend.

Kegel = uneheliches Kind

Khom = große Wüste östlich des Alten Reiches

Kor = Halbgott, vor allem von Söldnern verehrt

Kunibrand = Thronanwärter in der ›Kaiserlosen Zeit‹; verlor eine entscheidende Schlacht bei Eslamsbrück im Jahre 73 v. H. (921 n. BF.)

Kurkum = eine der vier Amazonenburgen, wird von den Schergen Borbarads eingenommen und zerstört

Lanzer = leichter Reiter, mit langem Lanzenspeer bewaffnet

Laraane = Diener der Erzdämonin Belkelel

Madamal = Mond

Mähre = fleisch-, aas- und unratfressende Pferdeart, wird gelegentlich dem Dämonenreich zugeordnet

Mailam Rek dai = Hauptgöttin der Goblins, meistens schweinsköpfig dargestellt

Maraskan = große Insel vor der Westküste Aventuriens, Provinz des Mittelreiches

Marschallswahl = siehe *Adelsmarschall*

Mendena = Hafenstadt in Tobrien

Mengbillar = nach dem im aventurischen Südwesten gelegenen Stadtstaat Mengbilla genannter Giftdolch

Meskinnes = Honigschnaps, bornländische Spezialität

Mindergeister = wenig mächtige, aber oft boshafte Geister, die beim Zusammentreffen zweier Elemente oder beim Wechsel eines Elementes in einen anderen Aggregatzustand entstehen

Misa = Grenzfluß im Südwesten des Bornlandes

Mittelreich = größter aventurischer Staat, gelegen im Zentrum des Kontinentes

Neersand = Hafenstadt im Südosten des Bornlands

n. BF. = Abkürzung für ›nach Bosparans Fall‹. Die Zeitrechnung im Bornland erfolgt ›nach Bosparans Fall‹: im Mittelreich wird nach Regierungsjahren

Kaiser Hals gezählt. Der Roman spielt in den Jahren um 27 n. Hal bzw. 1020 n. BF.

Neues Reich, Neureich = andere Bezeichnung für Mittelreich, im Bornland sehr verbreitet

Nivesen = aventurische Volksgruppe des hohen Nordens

Noiona = Heilige der Boronkirche, Schutzpatronin der geistig Verwirrten

Notmark = große Grafschaft im äußersten Nordosten des Bornlandes, Teil der Region Sewerien

Novadis = zum Rastullah-Glauben bekehrte Tulamiden

Ochsenherde = ›stumpfe‹ Hiebwaaffe, meist bestehend aus einem eisenbeschlagenen Stab, an dem mit langen Ketten zwei oder drei stachelgespickte Eisenkugeln befestigt sind

Orks = tierhafte Ureinwohner, vor allem im Norden Aventuriens beheimatet

Orkerei = sinngemäß für das irdische ›Barbarei‹

Paraphernalien = für Beschwörungen und andere Zaubereien benötigte Zutaten oder Rahmenbedingungen

Plänkler = leichtbewaffnete Reiter

Perlenmeer = Ozean auf der Ostseite des aventurischen Kontinents

Pervin = ›Hauptstadt‹ einer sehr kleinen Baronie in Sewerien

Praioslauf = Tag

Praiosscheibe = Sonne

Rotze = Torsionsgeschütz, normalerweise eine typische Schiffsbewaffnung

Rastullah = Eingott der Novadis

Satinav = Halbgott (Dämon) der Zeit, Satinavs Hörner: die zerstörende Wirkung der Zeit

Schivone = aventurischer Schnellsegler

Schwadron = eine Einheit von fünfzig Reitern

Schwert der Schwerter = die/der höchste Geweihte der Kriegsgöttin Rondra

Sewerien = Landschaft im Norden des Bornlandes, dünn besiedelt, aufgeteilt in wenige sehr große Adelsschaften

Shadif = 1. Pferderasse der Tulamiden, 2. Steppenlandschaft südlich der Khom

Shruuf = Diener des Erzdämonen Belharhar

Skorpsky = Kleinstadt im Südbornland

Sonnenpunkt = Aventurisch für *solar plexus*

Speckunke = (sprich Speck-Unke) warziger Froschlurch mit speckig glänzender Haut

Sumu = Erdriesin

Sumus Leib = die Erde

Svelttaler = kaltblütige schwere Pferderasse

Tobimora = Fluß in Tobrien

Tobrien = nordwestliche Provinz des Mittelreiches, arm, dünn besiedelt

Tsasternechen = zu Frühlingsanfang blühende Blume
mit sternförmigen gelben Blüten; kurzstielig

Tulamiden = aventurische Wüstenbewohner

Vallusa = unabhängiger Stadtstaat, gelegen in der Mi-
sa-Mündung zwischen Mittelreich und Bornland

Waldelf/Waldelfe = Elfenvolk, das vorwiegend die
dichten Wälder Nordaventuriens bewohnt; gelten
als mit scharfen Sinnen ausgestattete ausgezeichne-
te Jäger

Walsach = Strom, der die Ostgrenze des Bornlandes
markiert

Wüstengalan = Laufvogel der warmen Zone mit bun-
tem Gefieder

Yppolita = Königin der Amazonen





1. Band: Ulrich Kiesow, *Der Scharlatan* · 06/6001
2. Band: Uschi Zietsch, *Tuan der Wanderer* · 06/6002
3. Band: Björn Jagnow, *Die Zeit der Gräber* · 06/6003
4. Band: Ina Kramer, *Die Löwin von Neetha* · 06/6004
5. Band: Ina Kramer, *Thalionmels Opfer* · 06/6005
6. Band: Pamela Rumpel, *Feuerodem* · 06/6006
7. Band: Christel Scheja, *Katzenspuren* · 06/6007
8. Band: Uschi Zietsch, *Der Drachenkönig* · 06/6008
9. Band: Ulrich Kiesow (Hrsg.), *Der Göttergleiche* · 06/6009
10. Band: Jörg Raddatz, *Die Legende von Assarbad* · 06/6010
11. Band: Karl-Heinz Witzko, *Treibgut* · 06/6011
12. Band: Bernhard Hennen, *Der Tanz der Rose* · 06/6012
13. Band: Bernhard Hennen, *Die Ränke des Raben* · 06/6013
14. Band: Bernhard Hennen, *Das Reich der Rache* · 06/6014
15. Band: Hans Joachim Alpers, *Hinter der eisernen Maske* · 06/6015
16. Band: Ina Kramer, *Im Farindelwald* · 06/6016
17. Band: Ina Kramer, *Die Suche* · 06/6017
18. Band: Ulrich Kiesow, *Die Gabe der Amazone* · 06/6018
19. Band: Hans Joachim Alpers, *Flucht aus Ghurenia* · 06/6019
20. Band: Karl-Heinz Witzko, *Spuren im Schnee* · 06/6020
21. Band: Lena Falkenhagen, *Schlange und Schwert* · 06/6021
22. Band: Christian Jentzsch, *Der Spieler* · 06/6022
23. Band: Hans Joachim Alpers, *Das letzte Duell* · 06/6023
24. Band: Bernhard Hennen, *Das Gesicht am Fenster* · 06/6024
25. Band: Niels Gaul, *Steppenwind* · 06/6025
26. Band: Hadmar von Wieser, *Der Lichtvogel* · 06/6026
27. Band: Lena Falkenhagen, *Die Boroninsel* · 06/6027
28. Band: Barbara Büchner, *Aus dunkler Tiefe* · 06/6028
29. Band: Lena Falkenhagen, *Kinder der Nacht* · 06/6029
30. Band: Ina Kramer (Hrsg.), *Von Menschen und Monstern* · 06/6030
31. Band: Johan Kerk, *Heldenschwur* · 06/6031
32. Band: Gun-Britt Tödter, *Das letzte Lied* · 06/6032
33. Band: Barbara Büchner, *Das Galgenschloß* · 06/6033
34. Band: Karl-Heinz Witzko, *Tod eines Königs* · 06/6034



- 35. Band: Hadmar von Wieser, *Der Schwertkönig* · 06/6035
- 36. Band: Barbara Büchner, *Schatten aus dem Abgrund* · 06/6036
- 37. Band: Barbara Büchner, *Seelenwanderer* · 06/6037
- 38. Band: Hadmar von Wieser, *Der Dämonenmeister* · 06/6038
- 39. Band: Christel Scheja, *Das magische Erbe* · 06/6039
- 40. Band: Linda Budinger, *Der Geisterwolf* · 06/6040
- 41. Band: Momo Evers, *Und Altaia brannte* · 06/6041
- 42. Band: Barbara Büchner, *Blutopfer* · 06/6042
- 43. Band: Lena Falkenhagen, *Die Nebelgeister* · 06/6043
- 44. Band: Karl-Heinz Witzko, *Die beiden Herrscher* · 06/6044
- 45. Band: Bernhard Hennen, *Die Nacht der Schlange* · 06/6045 (Hardcover)
- 46. Band: Barbara Büchner, *Das Wirtshaus »Zum lachenden Henker«* ·
06/6046
- 47. Band: Karl-Heinz Witzko, *Die Königslarve* · 06/6047
- 48. Band: Tobias Frischhut, *Geteiltes Herz* · 06/6048
- 49. Band: Hadmar von Wieser, *Erde und Eis* · 06/6049
- 50. Band: Britta Herz (Hrsg.), *Gassengeschichten* · 06/6050
- 51. Band: Heike Kamaris & Jörg Raddatz, *Sphärenschlüssel* · 06/6051
- 52. Band: Alexander Huiskes, *Die Hand der Finsternis* · 06/6052
- 53. Band: Martina Nöth, *Zwergenmaske* · 06/6053
- 54. Band: Gun-Britt Tödter, *Koboldgeschenk* · 06/6054
- 55. Band: Heike Kamaris & Jörg Raddatz, *Blutrosen* · 06/6055
- 56. Band: Ulrich Kiesow, *Das zerbrochene Rad: Dämmerung* · 06/6056
- 57. Band: Ulrich Kiesow, *Das zerbrochene Rad: Nacht* · 06/6057
- 58. Band: Jesco von Voss, *Der Letzte wird Inquisitor* · 06/6058
- 59. Band: Olaf Flatergast, *Druiden-Rache* · 06/6059

Weitere Bände in Vorbereitung